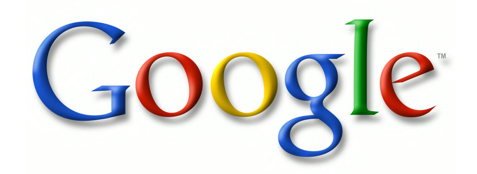
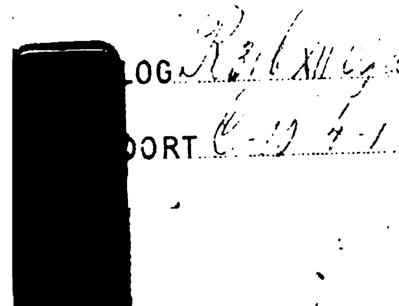







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische
Zeitschrift;

herausgegeben

von

Leopold Ranke.

Erster Band.

Hamburg, 1832.
Bei Friedrich Perthes.



Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Seite

Nicht leicht hat es eine Zeit gegeben, in welcher sich die öffentlichen Stimmen in so einseitigen Richtungen bewegt hätten, wie gegenwärtig. Die politischen Theorieen haben so gut wie allenthalben die Oberhand. Wie selten ist es, daß man eine Unternehmung, eine Einrichtung nach ihren inneren Bedingungen prüfe; man begnügt sich, den Maaßstab der Theorie daran zu legen. Die Extreme geben den Ton an: das eine vielstimmiger als jemals: trotzig auf die Siege, die es erfochten hat, und auf den Beifall der großen Menge; das andere zwar in heftiger, aber unläugbar schwacher, und nur immer aufreizender Opposition. Es sind zwei Schulen, die sich bekämpfen; weit und breit, in mancherlei Abstufungen ihrer Farbe, haben sie den Boden eingenommen. Die Scholastik der mittleren Jahrhunderte beschäftigte sich, die intellectuelle Welt ihren Distinctionen zu unterwerfen: diese neue Scholastik ist bemüht, die reale Welt nach ihren Schulmeinungen einzurichten.

Die nächste Folge dieses Zustandes der Dinge ist, daß man von dem, was alle Zeiten Politik und was sie

Urtheil genannt haben, wenig mehr vernimmt. Die wahr
Politik faßt die praktischen Interessen, das Nothwendig
das Ausführbare ins Auge; sie giebt ihre Vergangenhe
nicht jeden Augenblick um einer vielleicht betrüglichen Au
sicht willen auf: sie beabsichtigt ruhigen Fortgang, schrit
weise sichere Entwickelung; sie hält sich auf ihrer Lini
Ein reines Urtheil ist nur möglich, wenn man Jedwede
nach dessen eigenem Standpunct, nach dem ihm inwohnende
Bestreben würdigt. Es scheint, wie gesagt, als seyen beid
zur Seite gedrängt und ziemlich in Vergessenheit gekommen.

Ohne Zweifel wäre es wichtig, ihnen wieder ei
Stimme zu verschaffen.

Nicht als wollte man die Theorieen bekämpfen. Ma
würde sie vielmehr an ihrem Orte, in ihrer Stelle ane
kennen, und ihnen das nämliche Recht wie jeder ande
Erscheinung angedeihen lassen. Auch nicht, als ob ma
zwischen ihnen die Mitte zu treffen suchte, welche do
nichts anderes, als wieder Theorie, Dogma, Schulmeinun
seyn könnte. Ohne den Theil der Wahrheit, den sie in si
haben mögen, zu bestreiten, würde man sich nur ihrem A
spruch auf Alleinherrschaft widersetzen. Gegen diesen würd
man das Recht einer unbedingten, aus ihrem eignen Pri
cip lebenden Existenz vertheidigen. Man würde die u
sprüngliche Mannichfaltigkeit der Thatsachen hervorheb
und die Erfolge durch eingehende Beobachtung zu erörter
suchen. Es würde eben ein ganz anderer Standpunct g
nommen werden. Von der Doctrin würde man auf d
Forderung der Sache, von den eingebildeten Bedürfniss
auf das Positive zurückkommen.

Sollten wir damit wohl der eigentlichen Wissenscha

zu nahe treten? Ihr, welche immer beflissen ist, sich an der Wahrheit der Dinge zu prüfen und zu ergänzen, würde vielmehr ein Dienst erwiesen werden.

Oder wären wir in Gefahr, ohne Richtmaaß und feste Regel in die Irre zu gerathen? Eben dieß ist es, was wir zu vermeiden suchen. Das System oder die Parthei — die man ein lebendes System nennen kann — veranlassen leicht, das Verwerfliche sowohl als das Lobenswürdige zu verkennen, weil es ihnen widerspricht. Wir würden die unwandelbaren, ewigen Principien ins Auge zu fassen haben. Die Einsichtigen aller Zeiten wußten, was gut und groß, was erlaubt und Rechtens, was Fortschritt und Verfall ist. In großen Zügen ist es in die menschliche Brust geschrieben: ein einfaches Nachdenken genügt, um es aufzufassen. Wenn alle die Klügeleien unsrer Weisheit und unsres Irrthums lange vergessen sind, werden die kommenden Jahrhunderte uns danach richten.

Auch würden wir nicht fürchten, den Bedürfnissen unsrer Zeit zu widersprechen. Nichts ist dringender, als den Unterschied zwischen gesetzmäßigem Fortschritt und ungeduldig zerstörender Neuerung, zwischen verständiger Beharrlichkeit und einer einseitigen Behauptung des Veralteten und nunmehr Leblosen in Erinnerung zu halten. Wohin hat es geführt, wohin muß es führen, daß man so wesentlich verschiedene Richtungen so leicht verwechselt. Einzugehen au das Ereigniß, seine Bedingungen und Forderungen, das Mißverhältniß zwischen der Absicht und den Erfolgen, das oft so schneidend ist, zu beobachten, die Natur des Gegenstandes mit bestem Fleiße zu erforschen: es kann, wer sollte es bezweifeln, für Urtheil und eigne Thätigkeit nicht anders als

1*

förderlich werden. Bekennen wir, daß wir uns eine s
schwere Aufgabe, ein so hohes Ziel gesetzt haben. Es gieb
in Deutschland so viele wohlgesinnte, ruhige, verstän
dige Männer, welche Fähigkeit und Neigung haben, da
Wesen von dem Scheine zu unterscheiden. Sie sind da
Publicum, das wir zu erwerben suchen. Ihrer Ueberzeu
gung einen Mittelpunct zu geben, und sie, so viel an un
liegt, zum öffentlichen Bewußtseyn zu bringen, würde unse
Ehrgeiz seyn.

Indem wir uns entschließen, die bezeichnete Richtun
in einer Zeitschrift zu versuchen, scheint es uns angemesse
folgenden Weg einzuschlagen.

Zuerst werden wir die neueste allgemeine Ge
schichte zu unserm Gegenstande machen. Es wird darau
ankommen, daß wir die innere Entwickelung der europäische
Staaten seit 1789, vornehmlich aber seit 1815 darlegen
Wenn wir dies einigermaaßen mit der Genauigkeit un
Unterscheidung thun, welche die Sache fordert, so wird di
ungemeine Mannichfaltigkeit europäischer Zustände, die sic
schon dem Reisenden unmittelbar aufdrängt, sowohl in de
Schärfe ihrer Erscheinung als in ihrer tiefer begründete
Nothwendigkeit hervorspringen. Vor einigen Theorieen frei
lich ist alles gleich. Kommt es aber nicht eben daher, da
es so schwer ist, sie irgendwo anzuwenden? Selbst in je
nem Lande, aus dem sie wenigstens in der Form, in de
man sie heutiges Tags verkündigt, großentheils stammen
dessen Zustände sie schon so oft umgeformt haben, und im
mer wieder umformen, wo nunmehr nicht viel weniger di
Interessen auf ihrer Seite sind, als die Ueberzeugungen
selbst dort werden sie doch allemal wieder unanwendbar be

funden. Oder sehen wir nicht, wie Alles, was daselbst zum Daseyn gekommen, sich gegen seinen eigenen Ursprung zur Wehre zu setzen gezwungen ist. Das eigentliche Geheimniß, wenn wir nicht irren, der rechten Mitte. Wie verkehrt ist es und wie gefährlich muß es seyn, sie unter Nationen ganz anderer Natur, in der Mitte ganz verschiedenartiger Einrichtungen frischweg geltend machen zu wollen! Als erwüchse uns nicht aus unserm Daseyn, unsrer Vergangenheit unser eignes Ideal!

In einer zweiten Abtheilung werden wir die deutschen Verhältnisse ins Auge fassen.

Nachdem Deutschland von so vielen Entzweiungen heimgesucht worden ist, sollte man ohne Zweifel Alles vermeiden, was ihm eine neue, um politischer Ansichten willen, zuziehen kann. Leider giebt es einige Stimmen, die sich, ihren Nachbarn gegenüber, in einer seltsamen Mischung von Haß und Bekehrungssucht gefallen. Wir werden uns nicht zu ihnen schlagen. Unsrer Meinung nach muß man den Zweck eines Staates von den Mitteln, ihn zu erreichen, wohl unterscheiden. Auf jeden Fall giebt es ein oberstes Bedürfniß, — der Sicherheit, des Rechtes und des Gesetzes, der ungehinderten Entfaltung aller Kräfte, der Stärke nach innen und außen. Dies zu erfüllen sind ohne Zweifel mehrere Wege möglich. Nicht der wird der beste seyn, der irgend einer Theorie am meisten zusagt, sondern der am sichersten zu dem Ziele führt. Eine gewisse Autonomie haben die deutschen Fürstenthümer für ihre inneren Einrichtungen immer gehabt; sie haben solche gegenwärtig vollständiger als je; es ist nur zu wünschen, daß sie ihr Bestes auf die ihnen angemessene Weise thun,

ohne den Phantomen des Auslandes nachzujagen; aus de
Gleichartigkeit unsers nationalen Daseyns wird alsdann b
mancher Verschiedenheit im Einzelnen eine große Einheit i
Ganzen nothwendig hervorgehen. Wir bekennen es vo
vorn herein: wir werden uns vorzüglich bemühen, den Zu
sammenhang der Institutionen des preußischen Staates z
erläutern, seine Richtung und innere Entwicklung aufmer
sam zu begleiten: dem Factum desselben das bezeichnen
Wort zuzugesellen. Sollten wir aber deshalb mit denen
Krieg führen, die einen andern Weg einschlagen? Geling
es ihnen nur, die höchsten Zwecke zu erfüllen, stark zu sey
wohlgeordnet, gerecht, in menschlich reiner Ausbildung un
wahrer Wohlfahrt fortzuschreiten; übrigens aber ihre Lan
schaften, so wie das gesammte Vaterland, das man m
unerträglicher Zerwürfniß bedroht, ihres Theils in Eintrac
zu erhalten. Nicht der Hader fördert, sondern der We
eifer. Jedes große gesetzliche Bestreben soll in uns d
wärmste Bewunderung finden. Aber man muthe uns nic
zu, die Formen, die Nebendinge, die Mittel blindlings
verehren; nicht auf das Wie kann es uns ankommen, so
dern auf das Was. Dies, das Ergebniß, werden wir m
aller Sorgfalt zu begreifen, seine Ursachen zu finden, un
die denselben zu Grunde liegenden Zustände und Inte
essen zu ermitteln suchen. Immer wird uns die Idee d
gesammten Vaterlandes vor Augen stehen.

In diesen beiden Theilen haben wir ein weites Fe
vor uns. Wir würden die Absicht einer Zeitschrift verfe
len, wenn wir nicht, um uns eines Ausdrucks älte
deutscher Staatsmänner zu bedienen, die großen Emerge
zien der gegenwärtigen Zeit beobachtend begleiten wollt

Es wird nothwendig seyn, die wichtigen Fragen, welche das Publicum beschäftigen, durch ihre historischen Momente so weit zu führen, daß man sehe, worauf es ankommt, und den Beschluß, welcher gefaßt wird, vollständig zu beurtheilen, als das Glied einer großen Reihe zu betrachten in Stand gesetzt werde. Doch werden wir uns nicht sowohl mit den Einzelheiten der Ereignisse, wir müßten denn das Unbekanntgebliebene mitzutheilen haben, als mit ihrem Zusammenhange beschäftigen. Ist es unsre Absicht, die gegenwärtigen Zustände rein aufzufassen, so müssen wir auf der einen Seite ihre Entstehung zu begreifen, auf der andern ihre Fortbildung ungeirrt wahrzunehmen suchen.

Und dies führt uns noch einen Schritt weiter. Es giebt so Vieles in unsrer Gegenwart, was noch stark an den Prinzipien seines Ursprungs hält, und nur durch eine tiefere Erforschung auch einer entferntern Vergangenheit verstanden werden kann. Aber überdies liegt in der Geschichte eine unerschöpfliche Belehrung, jeder wichtige Moment hat unfehlbar einen Bezug zu uns: man könnte sagen, daß er niemals ganz vorüber sey, immerfort wirkt er nach. Eine dritte Abtheilung eröffnen wir Aufsätzen historischen und, wie wir denn freie Erörterungen keineswegs ausschließen wollen, allgemeinen Inhalts.

Hieran wird sich in einem Anhang eine Uebersicht der öffentlichen Stimmen aus Flugschriften und Zeitungen reihen. In kurzen Auszügen, nicht des Gesammtinhalts, sondern des Bezeichnenden, soll sie den Gang der öffentlichen Meinung in den verschiedenen Ländern von Europa so viel möglich zur Anschauung bringen.

So wäre unsre Absicht, nach und nach das Wichtigste zu umfassen, was ein denkender Zeitgenosse zu erfahren wünschen kann, um seine Zeit nicht nach irgend einem Begriff, sondern in ihrer Realität zu verstehen und völlig mitzuleben. Dies in dem Geiste eingehender Erforschung zu versuchen, in dem Geiste reiner und unparteiischer Wahrheitsliebe, das ist unser Vorsatz.

Ueber die Restauration in Frankreich.

Die Revolution, die schon so oft geendigt zu seyn behauptet hat, niemals scheint sie endigen zu wollen. Immer in neuen und zwar immer in entgegengesetzten Gestalten tritt sie auf. Aus der Republik verwandelte sie sich in den militärischen Despotismus; sie unterwarf sich wieder den legitimen Fürsten; sie hat dieselben neuerdings verjagt: und Niemand, der sie seitdem beobachtet hat, wird sich überreden, daß sie damit zur Ruhe gekommen sey.

Es wäre eine große Aufgabe, in der Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen dasjenige aufzufassen, was dieselben gemein haben; sie in dem Kern ihres Wesens zu begreifen, wo ihre Widersprüche sich auflösen, und sie so durch alle die Umwandlungen, die sie erfahren hat, bis auf den heutigen Tag zu begleiten.

Eine Aufgabe, von der man leicht zugestehen wird, daß sie von Bedeutung für ganz Europa wäre. Die Revolution entwickelt in jeder Form, die sie annimmt, gleichmäßig den Trieb, sich die Welt zu eigen zu machen. Nicht immer erhebt sie sich hiezu in den Waffen: öfter sind es Lehren von scheinbar allgemeiner Gültigkeit, durch deren Verkündigung sie die Nachbarn in ihren Kreis zu ziehen sucht.

Billig fragt man denn, ob diesen Lehren die Gültigkeit beiwohnt, welche sie in Anspruch nehmen; man fragt, ob die französischen Interessen in der That, wie Einige behaupten, schlechtweg europäische sind; ob es die allgemeine Sache ist, die man dort aussicht. Haben nicht vielmehr die französischen Bewegungen, bei allem Schein einer universalen Richtung, im Wesen eine ihnen ausschließend eigenthümliche Natur? Diese Natur, aus dem ursprünglichen Charakter des Volks hervorgegangen, und durch die Ereignisse der nächsten Vergangenheit bestimmt, wird sie nicht nothwendig immer abgeschlossener, — daß ich so sage, mit schärferen Zügen umschrieben, — immer besonderer, je weiter sich die Dinge in ihrem Laufe entwickeln? Sollten wir Anderen in der That viel mit ihr theilen?

Es ist diese Frage, zu deren Beantwortung ich durch eine Betrachtung der wichtigsten Momente der Restauration etwas beizutragen wünschte.

Wollte sich Jemand systematisch über die Lage des gegenwärtigen Europa unterrichten, so könnte er wenigstens mit keiner spätern Begebenheit anfangen. In der Mitte der Bewegungen der Revolution steht das Ereigniß der Restauration. Die Erfolge der vorhergegangenen Jahre strömen zu demselben zusammen; die Entwickelungen der nachfolgenden bereiten sich in ihm vor.

Ich wünschte ins Gedächtniß zu rufen, wie die Restauration zu Stande kam; welches die Verhältnisse, in die sie eintrat, welches die Schwierigkeiten waren, die sie fand; wie sie ihre Aufgabe zunächst zu lösen suchte; welche Gährung sie dadurch hervorbrachte: die Physiognomie der Entzweiungen, in die man alsdann beinahe mit Nothwendigkeit verfiel, wünschte ich zu vergegenwärtigen.

Es giebt zweierlei Art und Weise, sich mit der Geschichte seiner Zeit zu beschäftigen. Man kann entweder die Ereignisse für das Gedächtniß künftiger Geschlechter umständlich überliefern,

oder ihr Wesen zu begreifen und den Mitlebenden in Erinnerung zu bringen suchen. Wie sich versteht, ist es das letzte, was ich beabsichtige.

Wodurch die Restauration bewirkt ward.

Es ist eine stehende Redensart der Franzosen: „die Bourbons, eingesetzt von den Fremden"; und vielleicht giebt es keine andere Behauptung, durch welche das Selbstgefühl der Nation so sicher und leicht gegen diese Dynastie hätte aufgeregt werden können. Aber ist dieselbe darum auch gegründet?

Nein! Man kann nicht sagen, daß es bei dem Kriege gegen Napoleon, selbst als er 1814 bereits in Frankreich geführt ward, die Absicht der Verbündeten gewesen wäre, die Bourbons wiederherzustellen.

Lange Zeit war vielmehr ein großes Interesse geradezu dagegen, und noch in Chatillon haben bourbonische Agenten über die Kälte, mit der man sie empfing, zu klagen gehabt.

Nur darüber war man einig geworden, daß man mit jenem Kriegsoberhaupt niemals einen dauerhaften Frieden haben würde. Wir wollen Euch Niemand aufnöthigen, sagte Alexander zu Reynier, aber ihn wollen wir nicht [1]). In ihrer Proklamation unterschieden die Verbündeten sorgfältig die Sache der Nation von der Sache des Feldherrn.

Die Capitulation von Paris war geschlossen: noch hatten sie keinen entscheidenderen Schritt gethan. Im Begriffe, daselbst einzurücken, erklärten sie: auf die Stadt Paris komme es an: sie möge den Frieden der Welt beschleunigen, und die heilbringende Autorität finden lassen, welche die Vereinigung aller Na-

---

[1]) Bourrienne Mémoires sur Napoléon IX, 353. aus Reynier's Munde.

tionen herbeiführen könne; Europa in Waffen wende sich an sie; sie möge sich aussprechen: das einrückende Heer selbst werde die Vertheidigung ihres Beschlusses übernehmen [1]).

Und durfte man in der That erwarten, daß Frankreich, welches dem Fürsten seiner Wahl bisher so ergeben geschienen hatte, eben auch seine Sache von dessen Sache trennen und ihn verlassen werde?

Für die Menschen giebt es nichts Ueberzeugenderes als die Erfolge; willig beugen sie sich dem Glücke und dem Ruhme. Aus den Händen des Sieges hatte Frankreich den Kaiser empfangen: es hatte sich alles gefallen lassen, seine eiserne Verwaltung, die Abführung der jungen Geschlechter auf entfernte Schlachtfelder, das Verstummen der Rednerbühne: aber nur, so lange der Sieg seinen Adlern getreu blieb. Als er von denselben wich, ward es anders.

Ich finde merkwürdig, daß sich in den nemlichen Tagen, in welchen Napoleon sich endlich nicht mehr verbergen konnte, daß die große Unternehmung, die alle seine Entwürfe hatte vollenden sollen, die Unternehmung gegen Rußland, vollständig mißlungen war, in welchen er sich entschloß, Moskau zu verlassen, daß sich eben da zu Paris die Verschwörung Mallet bildete. Sonderbares Zusammentreffen! Als man dort den Kreml sprengte, gab es hier ein Interregnum von einigen Stunden, und es lag ein Edict bereit, um die Absetzung des Kaisers auszusprechen.

In der That: in dem Grade, in welchem sich Europa frei machte, lösten sich die Bande der Abhängigkeit in Frankreich. Die Opfer, die man bringen mußte, ohne sich durch den Glanz der nationalen Erfolge erhoben zu fühlen, erweckten Mißmuth und geheimes Murren. Als der Krieg die altfranzösische Grenze

---

[1]) Proclamation, que Mr. le Maréchal Pr. de Schwarzenberg vient de publier au nom des puissances alliées. Moniteur 1. Avril 1814.

bedrohte, erinnerte man sich wieder, daß man mit der Revolution nicht Eroberung, sondern Freiheit beabsichtigt hatte. Es war *eine allgemeine* Verstimmung, welcher der gesetzgebende Körper, der bisher so fügsam gewesen war, in den letzten Tagen von 1813 Worte zu geben den Muth faßte. Ueber die Mittel zu Rathe gezogen, mit denen man das Land gegen den Feind vertheidigen könne, erinnerte er den Kaiser, vor allem sey es unerläßlich, diejenigen Gesetze vollkommen auszuführen, durch welche den Franzosen persönliche Freiheit, Sicherheit, Eigenthum, durch welche ihnen die Ausübung auch ihrer politischen Rechte zugesagt seyen. Erst eine solche Versicherung werde ihnen Energie zu ihrer *Vertheidigung* zurückgeben. Zugleich die Willkühr und *die Feinde müsse* man bekämpfen. Nur für schützende Gesetze werde man sein Blut vergießen wollen [1]).

Durch einen Widerstand, so ungewohnt, so schneidend und triftig, in einem so gefährlichen Augenblicke, fühlte sich Napoleon tief verletzt. „Ich bedurfte Trost, entgegnete er: ihr werft mir mein Unglück vor.“ Er wollte nicht sehen, daß eins aus dem andern folgte. Eben, daß er im Nachtheil war, machte ihn trotzig. Es konnte ihm nichts helfen, daß er den Bericht wegnehmen, den Saal schließen ließ und die Versammlung in Ungnade verabschiedete. Er hätte Schlachten gewinnen müssen: dafür

---

[1]) Ich habe dies merkwürdige Actenstück, von dem man an vielen Orten Auszüge antrifft, vollständig nur in Bibliothèque historique ou recueil des matériaux etc. 1819. Tom. XII. p. 69. finden können. Es war anfangs in der Handschrift verbreitet, und man versichert uns wenigstens, daß es hier authentisch geliefert worden sey. Auch die heftigen Aeußerungen Napoleons bei dieser Gelegenheit findet man dort am ausführlichsten. Ruhiger und wichtiger aber ist die Auseinandersetzung seiner Motive, wie er sie in dem Staatsrath vortrug, und wie sie Las Cases, der zugegen war, und der ein so besonderes Talent hat, die Ausdrücke seines Meisters aufzubehalten, in dem Mémorial de St. Hélène I. 103 mittheilt.

war er ein militärischer Usurpator. Wie tapfer und geschickt er sich auch schlug die Erfolge waren gegen ihn. Endlich kam die Zeit, daß man auf den Straßen von Paris, wo man bisher nur Triumphe gefeiert hatte, jetzt das Geschrei der hereingebrachten Verwundeten hörte. Sollte Paris da den Kriegsfürsten vertheidigen, dem es huldigte, um von ihm vertheidigt zu werden? Perregaux und Lafitte erklärten laut, die allgemeine Meinung der Pariser, die Niemand besser kenne, als sie, sey wider einen längern Kampf, Frankreich sey des Joches von Bonaparte müde.

Man kann nicht zweifeln, so war es. — Es ist das Zeichen des natürlichen und wahren Fürstenthums, daß das Unglück die Bande nur um so enger knüpft. Sie sind wie die Bande der Familie: sie beruhen auf dem sittlichen Gefühle; sie sind mit dem innern Daseyn verwebt. Ein falsches und künstliches Fürstenthum aber wird in großen Unfällen nicht anders als sich auflösen. Das Glück vereinigte: das Unglück trennt. In der großen Gefahr sucht ein jeder nur sich selber zu retten; die einzelnen Interessen, die sich nicht mehr von dem allgemeinen gedeckt sehen, fühlen keinen Beruf, dies aufrecht zu erhalten. Gewiß, man empfand endlich den Druck, mit dem man belastet war; man fühlte das Bedürfniß constitutioneller Formen; aber auch diejenigen, welche den einen ausgeübt hatten und die anderen nicht vermißten, die Inhaber der großen Würden, deren Existenz sich unmittelbar von dem Kaiser herschrieb, fielen von ihm ab. Sie waren mit ihm verbündet gewesen, so lange er Reichthümer und hohe Stellen zu vergeben hatte; auf die Gefahr aber, mit ihm zu verlieren, was sie mit ihm erworben, wollten sie diesen Bund nicht halten. Hat er es doch selber vorausgesehen und in den flüchtigen Augenblicken des Vertrauens, wie sie ihm dann und wann kamen, seiner Umgebung angedeutet. Ueberdieß konnte sein Fall Vielen sogar als ihr Vortheil erscheinen; sie durften sich schmeicheln, ohne ihn unabhängiger zu werden, als sie mit ihm gewesen waren. Der Senat war leicht überredet,

sich von ihm loszusagen [1]). Immer hatten ihm Uebermacht und Interesse seine Beschlüsse eingegeben: er nahm von denselben noch einmal Rath. In dem Pallast Luxemburg, der bisher nichts als das Echo der Befehle des Kaisers vernommen hatte, sprach der Senat jetzt die Absetzung desselben aus. Alle hohen Körper des Staates hingen dem an.

Und so blieb nur noch die Armee übrig. Napoleon dachte einen Augenblick, die Heeresabtheilung, die er in Fontainebleau um sich hatte, gegen Paris zu führen, und schon hörte man in den Reihen der alten Garde den Ruf: Paris. Er hatte ein andermal den Plan, sich hinter die Loire oder nach Italien zurückzuziehen, und *man behauptet*, wenn er in dem Augenblick, da er *ihn kühn gefaßt hatte*, herausgetreten wäre, und ihn den jungen *Offizieren mitgetheilt* hätte, so würde sein Enthusiasmus sie fortgerissen haben. Allein die Generale, die Marschälle, seine alten Gefährten, waren nicht dieser Meinung. Sie wollten weder Paris der Gefahr eines Angriffes, noch Frankreich dem Bürgerkriege aussetzen; sie wollten das Glück, das ihnen lange günstig gewesen, nicht noch einmal versuchen; sie waren gesättigt mit Feldzügen: sie hatten erworben, sie wollten genießen. Und hatten sie nicht auch ihre Beschwerden? War es ihnen gleichgültig geblieben, daß man die Länder die sie erobern helfen, an die Brüder der Bonaparte's, illegitim, wie sie gewesen wären, und mittelmäßig, was sie nicht waren, vertheilt hatte? Auch sie und mit ihnen das Heer trennten sich von Napoleon [2]) Man glaubte,

---

[1]) Man sollte in den Mémoires d'un Pair de France, exmembre du sénat conservateur, über die Unterhandlungen, welche diesem Act vorausgingen, genauere Nachrichten erwarten. Aber man sucht sie dort vergeblich. Es ist auf die oberflächlichste Art von der Welt, daß Tom. III. p. 380 davon die Rede ist.

[2]) J'ai abdiqué, sagte Napoleon in Lyon 1815 von dieser ersten Abdication: parce que mon armée avait le vertige. Fain Manuscrit de 1814. partie III., ch. I — IV. ist hierüber sehr unterrichtend. Er war zugegen.

alle Interessen zu sichern, zu vereinigen, wenn man ein einziges aufopfere. Die Marschälle machten ihre besonderen Friedensschlüsse.

Und so verließen die Schöpfungen des Kaiserthums ihr Oberhaupt.

Die Verbündeten hatten ihn besiegt: die Gewalten des Reichs ihn verlassen; er mußte seine Abdication geben, seine Abkunft schließen: seine Stelle war erledigt.

Weder die, welche ihn schlugen, noch die, welche von ihm abfielen, hatten dabei viel an die Bourbonen gedacht.

Allein in der That, für wen sonst konnte jener Thron eröffnet seyn, als für die alten rechtmäßigen Besitzer desselben? Die Natur der Sache, der Gang des Ereignisses rief sie zurück.

Jenes erste Lebehoch, das Herr v. Bauvineux am 31. März dem Könige brachte, war noch ganz einsam, aber allmählig ward es von den Royalisten, von dem Volk von Paris, von der Armee, von der ganzen Nation wiederholt; wenn nicht mit Entzücken: aber es ward wiederholt. Es war der Zug der Nothwendigkeit.

Denn wen hätten die Mächte vorziehen können? Jede andere Maaßregel hätte den Gegensatz, in welchen Frankreich durch die Revolution mit Europa getreten war, für immer festgestellt. Diese gab den Prinzipien, auf welchen alle Throne und die alten Gesetze der Staaten beruhen, ein unverkennbares Uebergewicht. Die Politik stimmte einmal mit der Gerechtigkeit völlig überein.

Und was konnten die Franzosen anders wünschen? Aus Feinden, gehaßten und endlich besiegten Feinden, wurden sie durch einen einzigen Act die Verbündeten der Mächte. Der Friede, den man ihnen mit Gewalt hätte vorschreiben können, ward eine freundschaftliche Abkunft. Als Beresford mit seinen Engländern vor Bordeaux erschien, sagte ihm der Maire: Kommt Ihr als Sieger, so steht es bei Euch, Euch der Schlüssel dieser Stadt

zu bemächtigen: kommt Ihr als Verbündete unseres Königs Ludwigs XVIII., so überreiche ich sie Euch, und Ihr sollt die Beweise von der Anhänglichkeit an unsren legitimen Fürsten mit Augen sehen. Genau so stand Frankreich überhaupt. Es bedurfte des Friedens, es bedurfte der Sicherheit: beide wurden ihm durch die Rückkehr seiner angestammten Fürsten gewährt.

Und so sprach der Senat am 6ten April die Zurückberufung Stanislas Louis Xavier, Bruders des letzten Königs, aus, und der legislative Körper schloß sich diesem Ausspruche an.

Die geheimen Unterhandlungen, die geschickten, wohlabgemessenen Schritte Talleyrands hatten ohne Zweifel hieran viel Antheil [1]. *Ich finde* sein Verdienst hauptsächlich darin, daß er *in dem Drange* verwirrender Umstände die volle Nothwendigkeit der Dinge begriff, und die Schwierigkeiten wegräumte, die ihrer Enthüllung entgegenstanden. Es ist ganz wahr, was er sagte: „Entweder Bonaparte oder die Bourbonen. Alles andere ist eine Intrigue." Bonaparte war von den Verbündeten verabscheut, von der Nation verlassen; es blieben die Bourbonen, welche jene begünstigten und diese annahm.

Man hat gefragt, ob die Bourbonen zurückgeführt worden, oder zurückgekommen seyen, oder ob man sie zurückberufen habe. Man kann antworten: Keines von alle dem und alles zusammen.

Der Verlauf der Begebenheiten, alle die Angriffe und Vertheidigungen, die Erfolge der Feldzüge, der Wechsel des Kriegs-

[1]) Es ist von guter Seite her behauptet worden, Talleyrand sey anfangs doch für die Regentschaft gewesen. Man sollte wünschen, daß Autoren, die im Ganzen so gut unterrichtet sind, wie der Verfasser der histoire de la restauration etc. par un homme d'état, Paris 1831 auf so wichtige Dinge, — vornehmlich ihrer eignen Ansicht nach wichtig, da sie so viel von Persönlichkeiten herleiten, — bestätigend oder widerlegend Rücksicht nehmen wollten.

glückes führten eine Verwickelung der Dinge herbei, zu deren Lö-
sung die Bourbonen allen Theilen willkommen waren.

Aufgabe der Bourbonen.

Und so schien es, als wolle der lange Kreislauf jener euro-
päischen Bewegungen, die durch die Revolution veranlaßt wor-
den, sich endlich schließen. Diejenigen, denen man zu Wien
Moskau und Berlin Gesetze gegeben oder zu geben versucht
hatte, waren nunmehr auch ihrerseits als Sieger nach Paris ge-
langt. Der glückliche General war gefallen; die Eroberunge
wurden zurückgegeben. Der Bruder des hingerichteten Königs
stieg auf von seinem Tisch aus weißem Holz zu Hartwell, um
von den Tuilerien Besitz zu nehmen.

Wenn es ihm nur gelang, sich daselbst zu befestigen und au
immer einzurichten!

Vielleicht hat nie ein Fürst eine schwerere, eine größere
Aufgabe zu lösen gehabt.

Es will schon viel sagen, Frankreich unter gewöhnliche
Umständen zu regieren. Wie viel mehr gehörte dazu, das König-
thum, das von der Nation ausgestoßen, vergessen war, wiede
auf sicherer Grundlage zu errichten. Und noch weiter selb
griff die Aufgabe Ludwigs XVIII.

Allerdings schien es zuletzt, als seyen die Anstrengungen vo
Europa lediglich gegen den Ehrgeiz eines Einzigen gerichte
Niemals jedoch wird man die Dinge völlig von ihrem Ursprung
losreißen können. Im Grunde genommen, waren nicht alle d
Kriege Napoleons nur eine Entwicklung der Kriege der Revolu-
tion, eine Fortsetzung des Weges, den diese eingeschlagen hatte
Gewisse Richtungen der revolutionären Zeiten waren sie nicht
ihm gleichsam lebendig, persönlich geworden? Waren sie nich
mit ihm besiegt?

Niemals, in keiner Epoche, zeigten sich gereizte, bis auf den Tod verfolgte Feinde, welche endlich Sieger geblieben, großmüthiger, als die Verbündeten. Es war von keiner Rache, von keiner Vergeltung die Rede. Die Revolution hatte so viele alte Throne zertrümmert, alle erschüttert: das ganze Reich, das sie zu Hause errichtet, ließ man bestehen, selbst ihre Trophäen ließ man ihr: man hoffte, ein Mittel zu finden, mit der alten Feindin in dem Verhältnisse der Freundschaft und Nachbarschaft zu leben. Wir können sagen: die Verbündeten schlossen den Frieden; ihn auszuführen, ihn wahr und dauerhaft zu machen, überließen sie den Bourbonen.

Diesen kam es zu, Frankreich in den Weg der Ordnung zu leiten, und jenen erhaltenden Prinzipien, auf denen Recht und Gesetz und alle ruhige Entwickelung von Europa beruht, in dem Lande wieder Eingang zu verschaffen, von welchem die übrigen so gern Lehre und Beispiel nehmen. Damit wollte aber Europa nicht eine neue Umwälzung im entgegengesetzten Sinne.

Es ist wohl zu bemerken, daß auch Europa zum Theil erneuert worden war, und eine völlige Herstellung des alten Frankreichs dem Bedürfnisse desselben widersprochen haben würde. Man hatte die Erhaltung des Bestehenden, dessen, was durch die Revolution zum Leben gekommen war, ausdrücklich zugesagt. Nur wollte man die Gegenwart an die Vergangenheit knüpfen: man wollte ein Frankreich zum Nachbar, mit dem man nicht, wie seit der Revolution, immer um die Prinzipien alles Daseyns zu kämpfen hätte; diesen Abgrund wollte man schließen.

Indem Frankreich die Bourbonen annahm, ging es, so zu sagen, auf einen solchen Vertrag ein. Ob es wohl die Miene hatte, als berufe es seinen König aus freiem Antriebe, so ist doch offenbar, daß es nie darauf gekommen seyn würde, diesen Fürsten zu erwählen, wäre er nicht der rechtmäßige gewesen: factisch erkannte es die Legitimität an. Europa duldete die Schöpfungen der Revolution: Frankreich fügte sich

dem Grundgesetz des alten Staates. Beide zu versöhnen, zu vereinbaren, das war die Aufgabe der Bourbonen. Wesentlich französisch, war sie doch zugleich europäisch.

Die Bourbonen waren das Pfand des Friedens zwischen Frankreich und Europa, zwischen der alten und der neuen Ordnung der Dinge. Das allgemeine Weltgeschick knüpfte sich mehr als je an ihre Maaßregeln, ihr Bestehen.

Hervorbringungen der Revolution.

Außerordentlich aber waren die Schwierigkeiten, auf die sie stießen. Man hat gesagt: wäre Ludwig der Heilige vor 1789 wieder auferstanden, so würde er Frankreich nach so vielen Jahrhunderten nicht so verändert gefunden haben, als es Ludwig XVIII nach einer Abwesenheit von etlichen Jahren fand.

Vielleicht sind noch nie die ursprünglichen Richtungen, von denen man ausging, so völlig von dem Erfolge, zu dem man gelangte, verschieden gewesen, wie bei der Revolution. Man hatte das alte Frankreich von Mißbräuchen befreien, es umbilden wollen; ein neues Frankreich hatte man hervorgebracht.

Immer tiefer und tiefer war die Erschütterung gegangen; diejenigen, die ihr hätten Einhalt thun sollen, verzweifelten, entwichen, und überließen sie ihrem Laufe. Endlich hatten sich alle Elemente empört: sie hatten das Chaos hervorgebracht: aus dem Chaos war neues Leben in neuer Form, es waren neue Geburten hervorgegangen: es war ein neuer Staat gebildet worden.

Das alte Frankreich beruhte auf der Harmonie der königlichen Gewalt einmal mit dem erblichen Stande des Adels und der hohen Magistratur: sodann mit der großen Corporation des Clerus, endlich mit den localen Rechten der Provinzen und Ortschaften.

Von alle dem war nichts mehr übrig. Der alte Adel, der alte Clerus, die alte Magistratur, die Absonderung der Provinzen, Alles war vernichtet. Ja die Grundlagen dieses Gebäudes hatte man umgestürzt: es war, als hätte die Fluth den Boden weggeführt, auf dem es stand.

Die Güter der Kirche waren verkauft: im Jahr 1801 hatte sich der Papst bewogen gefunden, diesen Verkauf zu bestätigen. Die Besitzthümer der Ausgewanderten waren eingezogen, und nicht minder verkauft. Schon hatte sich ein Theil derselben bequemt, zurückzukehren: und Vielen war es gelungen, von ihren Gütern wenigstens Etwas durch eine freiwillige Abkunft mit den Inhabern zurückzuerwerben. Allein ihr Verlust war ungeheuer. Man hat die Besitzthümer, die ihnen entrissen wurden, nach dem Cours der Assignaten und den Bestimmungen der Gesetze auf 1300 Millionen Franken geschätzt [1]: wie wenig bedeutete alles, was sie dagegen wieder erworben haben konnten. Die Güter der Kirche, deren Verkauf der Papst billigte, sind auf 400 Millionen Franken angeschlagen worden [2].

Diese ungeheure Masse von Gütern, über anderthalb Milliarden werth, in den Umschwung des Privatbesitzes geworfen, hatte denselben, wie natürlich, von Grundaus umgewandelt. Die Deputirten der Wahlcollegien haben behauptet, es seyen 6 Mil-

---

[1]) Man begreift, wie schwierig eine solche Berechnung ist. Ich beziehe mich auf das „Exposé des motifs de la loi, concernant l'indemnité des émigrés, fait dans la séance du 3. Janvier 1825 par Mr. de Martignac, l'un des commissaires du roi nommés pour sa défense“, welches dem Entschädigungsgesetz zum Grund gelegt worden. Lesur annuaire 1825 p. 86. Was den Emigranten schon von Seiten des Staates gutgethan worden, 300 Millionen, kann doch nicht als eigentliche Wiedererwerbung des Grundbesitzes in Anschlag gebracht werden.

[2]) Concordat de 1801 art. 13. Die Schätzung ist van Napoleon. Mémoires de Napoléon, écrits par les généraux qui ont partagé sa captivité etc. Notes et mélanges I, 93.

lionen französischer Familien bei dieser Erwerbung betheiligt. Es war kein Stand, von dem höchsten bis zu dem niedrigsten, der nicht von den materiellen Vortheilen des Sieges der Revolution auch seinen Genuß hatte.

Der Bauer, wenn er auch nichts erworben, war doch wenigstens von den Zehnten und dem Frohndienste, die einen so bedeutenden Theil seiner Arbeit, oder des Ertrags derselben, erforderten, befreit worden. Er stand in den Abgaben mit Jedermann gleich.

Der Mittelstand war es nicht allein, in dessen Händ die Nationalgüter gekommen waren. Er hatte noch andere Vortheile. Man erinnert sich der Flugschrift des Sieyes: was der Mittelstand sey, und seiner kühnen Antwort: Alles. Es war nicht anders, als ob dies wirklich in Erfüllung gegangen wäre. Alles was früher über ihm stand, was ihm vorgezogen war, hatte er in den langen Jahren der Revolution herabgeworfen und vernichtet: er war in die Stelle desselben getreten. Er hatte die Gerichtshöfe eingenommen: aus seiner Mitte wählte er den gesetzgebenden Körper: er hatte sich der Administration bemächtigt: er saß in dem Staatsrath.

Ein neuer Adel war aus ihm hervorgegangen, aber ein Adel der mit ihm auf das engste verknüpft blieb. Die Herzöge und Grafen, die Großwürdenträger des Reiches, die Senatoren durch keine Geburt waren sie empfohlen worden. Es waren die Mitglieder der Constituante, des Convents, des Directoriums, die Häupter der verschiedenen Generationen der Revolution [1]).

Allen war jener große Erwerb der Revolution gemein die gleiche Befähigung zu allen Stellen. Es ist dies das Lebens

---

[1]) Montlosier de la monarchie française depuis le retour de la maison de Bourbon jusqu'au premier Avril 1815 hat einige dieser Puncte, namentlich, wie der Mittelstand Adel wurde, und der alte Adel auf die Letzt Mittelstand, recht wohl auseinandergesetzt, lib. II ch. 3. 4.

prinzip des neuen Staats. Unter den Hebeln des napoleonischen Reiches war keiner mächtiger, als der Durst nach Auszeichnung, diese Sicherheit, mit der ein dem Staate gleichartiges Verdienst auf seine Anerkennung und auf den höchsten Rang rechnen konnte. Jeder Soldat in seinem Bivouac, er konnte die Hoffnung hegen, Marschall des Reichs, jeder Commis in seinem Comtoir, noch einmal Minister zu werden. An diese Ordnung der Dinge knüpfte wie natürlich die Jugend ihre Aussichten und Entwürfe. Sie kannte keine anderen. Es mußten Männer von 40 Jahren seyn, um sich des alten Zustandes nur einigermaaßen zu erinnern.

Und nun die Armee. Was bildet den Geist einer Armee, als ihr Selbstgefühl? Das Gefühl der Sache, für die sie streitet, der innern Ordnung, der sie unterworfen ist, der Erfolge, die sie erfochten hat. Diese Armee hatte immer für die Interessen der Revolution gekämpft; ihre Verfassung war aus derselben hervorgegangen, und man kann sagen, daß der napoleonische Staat nach dem Muster des Heeres eingerichtet worden war; im Kampfe mit der Legitimität hatte sie ihre Lorbeeren erworben. Sie konnte ihre Fahnen verändern, ihre Cocarden abgeben; ihre Gesinnung blieb die alte.

Endlich giebt es einen Geist der Gesellschaft, der allerdings das Product ihres Zustandes ist, aber sich als ein freies Selbstbewußtseyn, mit allen Zeichen der Unabhängigkeit und Unmittelbarkeit darstellt. Er lebt in der Literatur; er spricht sich im Theater aus; er beherrscht die Salons. In einer vorzugsweise geselligen Nation wie die französische, wird er ohne Frage das Uebergewicht haben: unabhängige Ueberzeugungen wird er am Ende gar nicht mehr entstehen lassen. Dieser Geist der Gesellschaft, er war der Geist der Revolution. Die alten Unterscheidungen des Ranges, der Corporation, die ihn einst bestimmten, er erkannte sie nicht mehr an; den alten Instituten widmete er eine Verachtung, die ihn selbst unfähig machte, sie zu verstehen.

nur die glänzenden Persönlichkeiten, und die neuen Verdienst im Staat oder in der Literatur oder in den Waffen ließ e gelten; nur von freier Entwicklung, von gleicher Berechtigun wollte er wissen; die Ideen des Jahrhunderts, in denen er d Fortschritte des Menschengeschlechtes, die wahre Aufklärung sah die für ihn allein Gültigkeit hatten, bildeten eine Gesinnung welche jeder andern Meinung erst zu Grunde lag, eine Gesin nung, über die man weiter keinen Zweifel hatte, mit der sich ei Gegner nur in einen vergeblichen Kampf eingelassen haben würde.

Diese so völlig und durchaus neue Nation, neu in ihre Bestandtheilen, Lebensformen, Bedürfnissen, Gesinnungen, — durch den Gang der Kriegsereignisse genöthigt, müde der ein seitigen Gewalt, welche ihr Oberhaupt, obwohl in ihrem Sinne doch allzu fühlbar gegen sie ausübte, nahm die alten Fürste wieder an.

War es nicht so, daß die Nationalgüter denen entrisse worden, die mit den Prinzen ausgewandert waren, welche nu zurückkamen? War nicht die Armee gegründet worden im Kampfe gegen ihre Interessen? Hatte man nicht zu fürchten, daß das neue Frankreich von den Fürsten, deren Gewohnheite und Gesinnungen nothwendig einer andern Periode, ja einer an- dern, der besiegten Generation angehören mußten, mißverstanden, verletzt, angegriffen werden würde? Man fühlte das wohl: ma suchte ihm zu begegnen.

Die Charte.

Am Abend des 30sten März waren einige der bedeutendsten Männer von Paris in dem Hotel von Marmont versammelt, um sich über die Maaßregeln, die man zu ergreifen habe, zu berath- schlagen. Die Rede kam auch auf diese Schwierigkeit, auf die Gefahr einer gegenrevolutionären Reaction bei der Rückkehr der

Bourbonen. Wir hätten nichts zu fürchten, sagte Lafitte, wenn man uns eine gute Constitution gäbe, durch welche die Rechte Aller gewährleistet würden [1]).

Jedermann pflichtete ihm bei; es war die allgemeine Meinung, es war die große Richtung des Jahrhunderts; die Ueberzeugung der Fürsten selbst traf damit zusammen.

Alexander erklärte es für weise und gerecht, den Franzosen starke und liberale Institutionen zu geben [2]); es war auf seine Einladung, daß sich der Senat mit der Vorbereitung einer Constitution beschäftigte. Fast nicht minder war derjenige, welcher die Krone von Frankreich zu tragen hatte, von diesem Bedürfnisse durchdrungen. *Hatten die Ausgewanderten, hatten die Bourbons jemals daran gedacht*, den alten Zustand der Dinge wiederherzustellen, so war dies lange aufgegeben. Schon geraume Zeit war jede Erklärung, die sie öffentlich auszustellen, jede Unterhandlung, die sie ins Geheim zu versuchen Gelegenheit hatten, von der Anerkennung jener Nothwendigkeit ausgegangen. Auch gegenwärtig bezeichnete Ludwig XVIII. seine Rückkehr auf den heimathlichen Boden durch die Erklärung von St. Ouen mit dem Versprechen einer Constitution.

In der That trafen alle die Interessen, durch welche die Wiederherstellung der Bourbonen geschehen war, nicht minder zusammen, eine Verfassung zu fordern. Eben von ihr erwartete man wenigstens die Grundlegung zu jener Aussöhnung der Gegenwart mit der Vergangenheit, zu der Auseinandersetzung der widerstreitenden Ansprüche, deren man so sehr bedurfte; man hoffte, sie

---

[1]) Doch will ich nicht verschweigen, daß Bourrienne, hiefür unser Gewährsmann, sich folgendergestalt ausdrückt: Je crois être parfaitement sûr, que Mr. Lafitte nous dit — Mém. sur Napoléon X, 19.

[2]) In der Audienz des Senates, 2. April 1814. Der Moniteur vom 3. April theilte diese Worte offiziell mit.

werde schon zum Theil die Aufgabe lösen, welche die Restauratio überhaupt hatte.

Es kam nur darauf an, die Bestimmungen, die Anordnung aufzufinden, die dies zu leisten vermöchten.

In der Charte, welche Ludwig XVIII. am 4. Juni procl mirt hat, haben die Anhänger der Constitution nicht selten die Fruc langen Nachdenkens, großartiger Gesinnung, tiefer Weisheit seh wollen; dagegen haben die Widersacher derselben es einem Kön nie verzeihen können, daß er seine Rechte freiwillig so weit aufg geben habe. Ich will nicht untersuchen, mit welchem Rechte m hier lobt oder tadelt, aber mir scheint, als könne man diese Char nicht durchaus als ein freies Werk ansehn, und ihre Verfügung nicht immer geradezu dem König zuschreiben. Sie war dur die Forderungen, welche der Senat dem Zurückkehrenden im N men der Nation vorlegte, durch die Constitution, die dersel auf Veranlassung Alexanders entworfen hatte, ohne Zweifel se bedingt.

Welches waren aber die Ansprüche, die in der Charte d Senats, denn auch er nannte sein Werk constitutionnelle Charte [1] erhoben und ausgesprochen wurden?

---

[1]) Moniteur 6. Avril. On était impatient de connaître la char constitutionnelle; le sénat a adopté les 29 articles qui compose la charte constitutionnelle. Ludwig XVIII. adoptirte diesen Tit Hierbei will ich anmerken, daß diese Urkunde zwar immer als ein W des Senates gelten wird, denn der Senat proclamirte sie; allein l provisorische Regierung hatte vielleicht mehr Antheil daran, als man glau Die Regierung wählte die Commission, welche den Entwurf macht man besprach denselben hierauf, wie das zur Zeit des Kaisers h kömmlich war, mit einer Commission des Senates und dieser nahm i an. Ich halte mich hier an den Moniteur. Die histoire de la r stauration par un homme d'état, Paris 1831, stellt die Sache, i sehe nicht, mit welchem Grund, etwas anders vor.

Die erste Absicht des Senats war, das Bestehende zu erhalten. Er verlangte die Anerkennung des Verkaufs der Nationalgüter, der Grade und Besoldungen der Armee, der öffentlichen Schuld, des neuen Adels, der Ehrenlegion. Er begnügte sich nicht, von aller Verantwortung für die Meinungen, die man bisher geäußert haben möge, zu entbinden; für die Erhaltung der durch die Revolution hervorgebrachten Zustände that er einen andern sehr wichtigen Schritt: er schaffte die Confiscation ab. Man hat späterhin von einer Ummauerung des Privatlebens, der öffentlichen Gewalt gegenüber, geredet: der Senat ist es, der dazu den Grund gelegt hat. Alle Privatexistenzen wollte er behaupten, wie sie waren.

Er ergriff aber noch eine zweite Maaßregel. Die öffentliche Meinung hat sein Werk verworfen, weil es schien, als habe er darin nur für sich selber gesorgt. Es ist wahr, daß er in demselben die Erblichkeit seiner eigenen Mitglieder, die Beibehaltung seiner Dotationen und vieler politischen Rechte ausgesprochen hat. Allein man würde sich verblenden, wenn man glaubte, daß dies allein seine Absicht gewesen sey. Nicht nur sicherte er dem gesetzgebenden Körper seine Gehalte, fernere Sitzung bis zum Jahre 1816 und den Wahlcollegien ihre Beibehaltung zu; sondern indem er für die Zukunft eine unmittelbare Wahl, ohne Candidatur, ohne die Obhut, die er selbst bisher ausgeübt hatte, und die er hiemit fallen ließ, anordnete, indem er das Recht der freien Discussion anerkannte, und die öffentliche Sitzung für die Regel erklärte, gab er der Repräsentation in der That ein ganz neues Leben. Auch vergaß er die dritte unter den Gewalten dieses Staates, die richterliche, nicht. Die Richter sollten unabsetzbar seyn; die Gerichtshöfe beibehalten werden, die höheren sogar das Recht erlangen, dem König für jede erledigte Stelle immer drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen dieser zu wählen habe.

Man kann sich über die Absichten des Senates nicht täuschen. Er wollte Frankreich behaupten wie es war; den Zustand

und wenn er die Erblichkeit nicht auch geradezu verwarf, so wa
es schwerlich Rücksicht auf die Wünsche des Senats, was ih
dazu vermochte; es ist allzu augenscheinlich, daß er sich mit de
Vorbehalt, darüber nach Gutdünken zu verfügen, eines wirks
men Einflusses auf die Persönlichkeiten versichern wollte. Ein
Theils seiner Mitglieder beraubt, mit vielen neuen versetzt, wa
der Senat in eine Kammer der Pairs verwandelt. Dieser U
sprung der Pairs, gewiß, er verhieß ihnen keine glänzende Zu
kunft. Man kann ein Institut nicht methodischer der höchst
Gewalt unterwerfen, als es hier geschah.

In dem Maaße, in welchem der Senat ohne Schonun
ward dagegen der gesetzgebende Körper mit Rücksicht behande
Der König änderte den Namen — er nannte ihn Deputirte
kammer; — aber nicht die Personen. Die bisherigen Mitglied
behielt er fast ohne Ausnahme bei; er sicherte ihnen ihre G
halte und fernere Sitzung, obwohl diese schon damals nicht vo
lig gesetzlich war; die Departements ließ er bei der Anzahl d
Abgeordneten, die sie bisher gesendet hatten; er versprach di
Kammer alle Jahr, und wenn er sie auflöse, binnen drei Mon
eine andere einzuberufen. Die Hauptsache endlich war, daß
ihr freie und öffentliche Discussion gestattete. Ein Zugeständn
von unermeßlicher Bedeutung! Ein König richtet sich selber ei
starke gesetzliche Opposition ein. Es ist wohl anzunehmen, daß d
im Ganzen mit seinen politischen Ueberzeugungen übereinstimm
Indeß wenn wir bemerken, daß er hierbei zwar Einiges versa
hat, was in den Forderungen des Senats lag, wie er denn ei
Versammlung von Rechtswegen an einem bestimmten Tag ve
weigerte und allerdings verweigern mußte, so finden wir dageg
nicht, daß er eine Freiheit gegeben hätte, die nicht vom Sen
wäre begehrt gewesen. Man hat ihn gerühmt, er habe jen
stummen Deputirten die Zunge gelöst; ein Theil dieses Lobes g
bührt offenbar dem Senate, der zuerst darauf angetrage
Hatte sich etwa die öffentliche Meinung so entschieden für dies

Theil der Bestimmungen desselben erklärt, daß der König, der sich übrigens dabei nicht ohne große Behutsamkeit [1]) benahm; nicht gerathen fand, sie zu verweigern? — Merkwürdig bleibt es immer, daß Ludwig XVIII. in demselben Augenblicke, in welchem er den Senat vernichtete, nach den Forderungen ebendesselben Senates, dem gesetzgebenden Körper ein neues Leben gab.

Es ist dies eine Art von Unterhandlung. Die senatoriale Charte enthält die Forderung: die königliche die Verweigerung, das Zugeständniß, die Entscheidung.

So gestand der König diesen beiden Kammern Theilnahme an der legislativen Gewalt, er gestand ihnen namentlich die Befugniß, die Auflage zu bewilligen und gewisse Vorrechte der Deputirtenkammer zu; man hatte es gefordert, er genehmigte es; aber ihnen *die Initiative* in der Gesetzgebung zu gewähren, was die Charte des Senates ebenfalls involvirt, ließ er sich nicht bewegen. Das Recht der Initiative erklärte er für eines der schönsten Kleinodien der Krone und wollte es mit Niemand theilen. Es sind, wie man sieht, die bestimmtesten Ansprüche, die bestimmtesten Entscheidungen: es ist eine Art von Abkunft, man begleitet einander Schritt für Schritt [2]).

Erst bei den Bestimmungen über die richterliche Gewalt schien es, als komme man auf die Prinzipien zurück. Der Senat sprach die vollkommene Unabhängigkeit derselben aus; der König erklärte sie für einen Ausfluß seiner Autorität. Wenigstens hier sollte

---

[1]) Sie zeigt sich in den Wahlbestimmungen, die zu so vielen *Streitigkeiten* Anlaß gegeben haben. Ich werde der Auslegung des 40. *Artikels bei* einer andern Gelegenheit eine Note widmen.

[2]) So ist der berühmte Artikel der Charte über die Preßfreiheit: **Les Français ont le droit de publier et de faire imprimer leurs opinions, en se conformant aux lois, qui doivent réprimer les abus de cette liberté,** doch nichts als eine Wiederholung der Bestimmung des 23sten Artikels der senatorialen Constitution, **la liberté de la presse est entière sans la répression légale des délits, qui pourraient résulter des abus de cette liberté.**

man einen durchgehenden Gegensatz erwarten: sonderbar, er f
det sich fast noch weniger, als anderswo. Beinahe durchaus
den Worten des Senats verpflichtet sich der König, die besteh
den Gerichtshöfe, die bestehenden Gesetze anzuerkennen, ud
nur auf legalem Wege abzuändern; die Jury und die Oeffentl
keit ihrer Debatten in Criminalfällen der Regel nach zu gestatt
Niemand seinem natürlichen Richter zu entziehen. Jene Candi
turen, von denen der Senat geredet, läßt er sich allerdings ni
gefallen: frei will er diese Richter ernennen; dagegen sollen sie
absetzbar seyn.

Und so ist die Charte eine Auseinandersetzung der
eintretenden königlichen Gewalt mit den bestehenden Autorität
der Revolution und des Kaiserthums. Diese Autoritäten hat
eine natürliche Tendenz zur Unabhängigkeit, und man kann ni
zweifeln, daß solche zu ihrem Abfall von dem Kaiser ein se
wirksamer Bewegungsgrund gewesen seyn wird. In seinem E
wurfe zeigte der Senat entschieden die Absicht, den Thron mit ei
revolutionären Aristokratie zu beschränken. Sie mißlang il
völlig. Jene Stabilität des Senats, jene Versammlung der D
putirten von Rechtswegen, jene Candidatur der Gerichtshö
versagte der König sammt und sonders: von diesen Band
hielt er sich frei.

Ging er aber darum auf die Grundlagen der alten Monarc
zurück? Dem Eingang seiner Charte, der es erwarten läßt, er
spricht, soviel ich sehe, von den Artikeln derselben auch nicht
ner. Es ist wahr, er erklärte das katholische Bekenntniß z
Staatsreligion, und verstattete dem alten Adel, seine Titel wied
anzunehmen. Aber das letzte hatte schon der Senat bewilli
und für verträglich mit jener Volkssouveränetät gehalten, die
proclamirte. Das erste ist von den Bestimmungen des Jahr
acht nicht weit entfernt, und in den revolutionären Constituti
nen von Italien, von Warschau war es wörtlich enthalte
Im Ganzen blieb der König den Doctrinen und Grundsätzen d

Revolution getreu. Er nahm die executive Gewalt an, wie sie ihm der *Senat* bewilligt hatte. Seine Vorrechte, die der 14te *Artikel ausspricht*, die bewaffnete Macht zu befehligen, Krieg zu *erklären*, Verträge zu schließen, zu allen Stellen zu ernennen, sind *nichts* Neues; *auf* das vollständigste hatte sie der Kaiser, zum *Theil* schon als erster Consul, ausgeübt. Selbst das Recht, die zur Ausführung der Gesetze und der Sicherheit des Staates erforderlichen Verordnungen und Ordonnanzen zu machen, so verfänglich es nicht allein lautet, sondern ist [1]), es kann nicht als der Charte eigenthümlich angesehen werden. Es ist ein Attribut, das bereits der Regierung der Consuln zugestanden hatte.

Und so *erscheint die* wiederhergestellte Regierung des Königs *schlechthin als eine Nachfolgerin* der revolutionären Regierungen: *sie hat keine anderen* als deren Befugnisse.

Man erinnert sich, daß Ludwig XVIII. schon, als er 1797 Verständnisse in Paris eröffnet hatte, die Beibehaltung der beiden Räthe, welche damals das Directorium umgaben, zusagen ließ. Er versprach, sich einfach mit der Stelle des Directoriums zu begnügen. Es ist die nemliche Linie, auf der wir ihn 1814 finden. Das alte Königthum wiederherzustellen, ist er weit entfernt. Er tritt einfach in den Platz einer Macht, wie sie aus der Revolution selbst hervorgegangen war [2]).

---

[1]) Constitution du 22. Frimaire §. 44. Le gouvernement propose les lois et fait les réglemens pour assurer leur exécution. §. 47. Le gouvernement pourvoit à la sureté intérieure et à la défense extérieure de l'état. Die Bestimmung der Charte: „Le roi *fait les réglemens* et ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois *et la sureté* de l'état,„ ist offenbar nur eine Uebertragung jener Artikel von den Consuln auf den König, wie denn die Charte in vielen andern Puncten auf jene Constitution zurückweist.

[2]) Nicht anders begriff man die Charte bald hernach. Die Kammer erklärte z. B. (séance du 18. Mars 1815) que la charte constitutionnelle de 1814 n'est que le développement des principes, sur lesquels ces constitutions (acceptées en 1791, l'an 3 et l'an 8) étaient basés, et son application au système qui s'est établi à cette époque.

Nur hatte seine Regierung lange nicht die ganze Stä
ihrer Vorgängerinnen. Einmal erschuf sie sich eine gesetzli
Opposition, wie sie keine andre jemals ertragen hatte; soda
ließ sie jenen Beisatz des Schreckens fallen, ohne den nie e
revolutionäre Regierung zu bestehen gewußt hatte. Alles, w
die Gewaltsamkeiten seines Vorgängers legalisirte, gab der Kö
auf. Napoleon hatte über die Menschen und über das Geld v
fügt: — der König verzichtete auf die Conscription; die Bewi
gung der Auflagen mußte er von den Kammern erwarten. N
poleon hatte durch Special-Commissionen und Confiscation ein
Theil der Rechtspflege bei terroristischen Grundsätzen behaupt
— der König gab jene mit der Möglichkeit einer einzigen A
nahme, diese, wie wir sahen, völlig auf. Ein großes Hülfsmit
der napoleonischen Regierung waren die Befugnisse des Senat
die Constitution zu erklären und auf unvorhergesehene Fälle a
zuwenden, die Wahlen, die Presse, ja die Freiheit der Person
zu beaufsichtigen, gewesen; — indem der König den Senat au
löste, gab er alle Vortheile auf, welche die höchste Macht a
demselben ziehen konnte; er setzte nichts anders an ihre Stelle.

Die königliche Regierung unterschied sich demnach von ihr
revolutionären Vorgängerinnen nur durch ihre Beschränkun
Sie war übrigens wie diese; allein ohne den Schrecken, und m
gesetzlicher Opposition.

Gewiß die Restauration war im Interesse von ganz Europ
allein man bemerke wohl, daß sie nicht minder ein Vortheil d
Revolution selber war. Einmal erlangte dieselbe gesetzliche A
erkennung von demjenigen, über den sie eigentlich ihre Siege e
fochten hatte, der auch dem alten Rechte nach der Inbegriff d
Legalität war. Sie hatte aber noch eine zweite Tendenz, sich i
rem Oberhaupte unabhängig entgegenzusetzen: wir sahen, wie si
die großen Körper des neuen Staates erhoben, um durch eigen
Selbständigkeit die königliche Gewalt zu beschränken. Sie er
reichten dies nicht wie sie wünschten, aber sie thaten einen große

Schritt zu *diesem* Ziele. Niemals hatte die Revolution eine Gewalt *mit gemäßigteren* Ansprüchen über sich gehabt.

Widersprüche.

Hätte man Bernadotte, wovon einmal die Rede war, oder den Sohn Napoleons auf den Thron von Frankreich gesetzt, so wäre es vielleicht möglich gewesen, mit einer Verfassung, wie diese Charte, zu regieren. Nicht, daß man alle Streitigkeiten vermieden haben würde: wahrscheinlich aber hätten sie nicht sofort die *Prinzipien betroffen*. Diese Fürsten hätten ein integrirender *Theil der Revolution*, von der sie stammten, werden können: *für das im* Wesen illegitime Frankreich wären sie gleichartige Herrscher gewesen. Alle Jahrhunderte der französischen Vergangenheit wären vergessen geblieben und als nicht dagewesen betrachtet worden.

War es aber eben so gut möglich, daß Ludwig XVIII. ein so zu sagen ebenbürtiges Oberhaupt dieser revolutionirten Welt wurde? Es kommt nicht allein darauf an, was er seyn wollte, sondern auch darauf, was er seyn konnte; es schien, als liege in seiner Existenz allein, in ihren Bedingungen und nothwendigen Folgen ein Gegensatz wider das Gesetz, das er annahm.

Oder war es damit gethan, daß der König sein göttliches Recht in der Vorrede der Charte proclamirte, daß er seinen *Kanzler* von der Autorität reden ließ, die er von Gott und von seinen Vätern habe, von der unerschütterlichen Grundlage der alten Monarchie, die wieder aufgefunden sey [1]), während doch die Artikel der Charte, die zur Ausführung kommen sollten, nur die Grundsätze wiederholten, welche die alte Monarchie umgestürzt,

[1]) **Discours de Mgr. le chancelier 4. Juin. Moniteur 5. Juin 1814.**

hatten, die Institutionen anerkannten, die aus ihren Trümn
hervorgegangen waren. Ich sage nicht, was der König h
thun sollen: dringend, gebieterisch waren die Umstände, in d
er sich befand. Aber war es darum ein minderer Widersp
wenn er, der sich den achtzehnten Ludwig nannte, der den
fang seiner Regierungsjahre von dem Tode des letzten unglü
chen Schlachtopfers an datirte, sich dennoch in allen seinen
ordnungen auf die Gesetze der Republik vom Jahr drei
vier bezog? Wenn er, der so bestimmt die Ansprüche e
Souveräns aussprach, dennoch keine andere Befugnisse, als
jenigen erlangte, die einer bürgerlichen Regierung überhaupt
kommen; wenn er von der alten Monarchie, von der doch a
seine Berechtigung stammte, nichts herstellen konnte, als ein
Namen, die aber jetzt etwas ganz anderes bezeichneten?

Noch weit tiefer aber ging dieser Widerspruch. Es
erst 25 Jahr her, daß die alte Monarchie umgestürzt wor
war; und bei witem nicht das Königthum allein war in ih
Falle begraben worden; um es mit ihren Worten zu sagen,
die alten Superioritäten und Notabilitäten, denen man ge
ausdrücklich den Krieg machte, waren in demselben begriffen
wesen. Aber ihre Ansprüche, die Erinnerungen lebten noch.
man je gesehen, daß diejenigen, welche durch eine politische
gebenheit ihrer Besitzthümer, ihrer Würden beraubt worden,
bald die Umstände zu ihren Gunsten umschlugen, jener nicht r
der gedacht hätten? Es war nicht anders, der König hatt
sich keinen andern Anspruch auf diesen Thron, als sein Erbr
Man mochte sagen, was man wollte, so erhob sich durch d
einzige Thatsache alles, was noch von den Größen des a
Staates übrig war, zu seinen unvergessenen Forderungen. „W
sagten sie, giebt es nur eine einzige Legitimität in der W
Sind es nur die Throne, in denen sie anzuerkennen ist? Um
sie nicht in gewisser Weise den Rang, die Rechte, den Besitz

facher Bürger?" [1]) Nein! man kann nicht sagen, daß sie das Recht des Thrones völlig theilten; zu dem Rechte gehört, daß es anerkannt sey, und die oberste Gewalt, der Begriff und die Gewähr aller Rechte, hat ohne Zweifel Prärogative, die keinem Privatmanne zukommen; allein schwerlich läßt sich läugnen, daß sie einen sehr gleichartigen Grund der Berechtigung hatten.

Der Mangel der Charte ist nun, wie es scheint, daß sie hierauf gar keine Rücksicht nimmt; daß sie sich völlig der Revolution ergiebt, daß sie der durch dieselbe zertretenen Rechte mit keinem Worte gedenkt.

Ich rede hier nicht von einem theoretischen Mangel. Der Fehler ist, daß die Charte ihrer Aufgabe und den Dingen nicht entspricht. Die Revolution, ihre Interessen, Erwerbungen, Schöpfungen waren eine Thatsache: der König erkannte sie an. Allein die Ansprüche der alten Monarchie, und alles dessen, was mit ihr zusammengehangen, waren nicht minder eine Thatsache; dieser gedachte man nicht. Nicht allein die nächste Vergangenheit trat in die Gegenwart ein, auch die entferntere; nur der ersten gestand man ein Recht auf die Zukunft zu. Die Revolution, sie war ein Krieg gewesen [2]): der eine Theil war besiegt und beraubt worden, allerdings nicht ohne seine Schuld, aber doch noch vielmehr durch die Frevel des andern Theiles. War es ein Friede zu nennen, wenn man nur die Sieger anerkannte und die Besiegten, welche überzeugt waren, daß ihre Sache es sey, die zuletzt triumphirt habe, von dem

---

[1]) Wörtlich aus Montlosier: Monarchie française depuis la seconde restauration. 1818. p. 17.

[2]) Niemand hat dies öfter und stärker gesagt, als Guizot. Indem er jedoch hinzufügt, es sey eine endliche Reaction der Gallier gegen die Germanen, — gleich als könne man noch nach so unzähligen Revolutionen die gallische und die germanische Ader in Frankreich unterscheiden — sollte er nicht der wahren Bemerkung durch den etwas fabelhaften Zusatz eher Eintrag thun?

Erbe ihrer Väter ausgeschlossen ließ. Ich vermesse mich ni
zu sagen, was man hätte thun sollen. Allein unläugbar sch
mir, daß die Charte die große, die vornehmste Schwierigkeit
ging und unberührt ließ.

Constitution für Constitution, sagte Condé: es wäre e
so gut gewesen, die Constituante anzuerkennen.

Viel besser war es, müssen wir entgegnen. Dann wäre
nicht zu der Bildung zwei entgegengesetzter Bevölkerungen gek
men, von denen die eine der andern durch die Natur der Di
feindselig seyn mußte.

Jetzt hatte man zweierlei Adel: zweierlei Superioritäten
Gesellschaft. Die alten Existenzen traten den neuen gegenüb
diese waren in Besitz, jene hatten den Anspruch; jene wa
stark auf ihren alten Sieg: diese trotzten auf den neuen.

Daß man es nun umgangen hatte, den Frieden offen
schließen, auf einen Austrag zwischen den alten Jahrhundert
und den letzten Jahrzehenden zu denken; den neuen Besitz u
das alte Recht in Einklang zu bringen: hatte den Erfolg, d
der Krieg sich sofort insgeheim organisirte.

Die Art, wie dies geschah, zog noch eine andere, für g
Europa wichtige Folge nach sich.

An und für sich hatte das Königthum, wie es von
Charte constituirt wurde, kein aristokratisches Element. An u
für sich war die Kammer, die man aus dem Kaiserthum h
übernahm, von demokratischen Prinzipien weit entfernt. Jen
wir sahen, wie wenig es auf die wahren Grundlagen der al
Monarchie zurückging. Diese war in ihrem Ursprunge eher
stimmt, der Revolution Einhalt zu thun, als sie zu begünstigen

Allein dadurch, daß man nur Königthum und Repräsent
tion, daß man nicht auch die Interessen zwei ganz verschieden
Generationen auseinandersetzte, ereignete sich, daß sich der g
heime Krieg, den man veranlaßte, in die Verfassung warf.

Der ganze Adel, mit seiner Begierde nach Ersatz für d

Verlorne, nach Reichthümern und Stellen, drängte sich um den Thron her; er hatte keine andere Stütze. Jene Emigranten, die den Hof des Königs, den Hof Monsieur's im Exil gebildet, bildeten nun, verstärkt durch eine Art von Cooptation, den Hof des Königreichs. Aller der Vorrechte, welche die Charte dem König verlieh, seines Rechts der Ernennungen, der Initiative, seines Vorbehaltes bei dem Gericht, suchten sie sich zu ihrem Vortheil zu bedienen.

Dagegen warfen sich die revolutionären Interessen allmählig völlig in die Wahlkammern, die sie nach ihrem Bedürfnisse zu gestalten suchten. Hinter den Gewählten standen die Wähler: hinter diesen alle Schöpfungen der Revolution. Jedes Vortheils, den man den Bestimmungen der Charte absehen konnte, suchte man sich zu bemächtigen.

Daher kommt die Heftigkeit, mit der man von beiden Seiten seine Ansprüche festhält. In jeder Neuerung, in jeder Abweichung, ja in jeder Maaßregel überhaupt gewöhnt man sich einen Plan zum Angriff zu sehen, und rüstet sich mit Entwürfen zur Vertheidigung. Die Charte wird der Gegenstand des Krieges.

An und für sich haben ständische Verfassungen nicht gerade Gefahr. Wenn sie deren dennoch in unsern Zeiten fast allenthalben hervorzurufen geschienen haben, sollte dies vielleicht auch daher kommen, weil man ein Bedürfniß, das unfehlbar vorhanden war, nach dem Muster von Frankreich befriedigte? — weil man die Charte, eine Hervorbringung so ganz bestimmter Verhältnisse, die Gewährung auf so genau gestellte Forderungen, erfüllt mit so sichtbaren Mängeln als ein Meisterstück der Politik betrachtete und nachzuahmen beflissen war. Sollte man irren, wenn man annimmt, daß hierauf vermöge einer gewissen Nothwendigkeit, alles, was es in dem übrigen Europa den in Frankreich kämpfenden Elementen Analoges gab, seinen Streit ebenfalls in die Verfassungen versetzen mußte? Die Tendenzen beider Theile verbergen sich so leicht hinter Bestimmungen, die an sich unver-

fänglich scheinen; ja sie möchten zuweilen durch Analogie und Beispiel durch dieselben erst hervorgerufen werden.

Jede Regierung wird ihr Amt unter solchen Umständen schwer finden.

Wie viel mehr Ludwig XVIII., dessen eigene Existenz di Mißverhältnisse, so zu sagen, selber enthielt! Seine Aufgab ward durch die Charte, wie sie nun war, nur schwieriger. Wa statutarisch verabsäumt worden, hatte er nunmehr factisch in Werk zu setzen; er hatte die Menschen der alten Regierung zu friedenzustellen, ohne die Revolution zur Empörung zu reizen Nur ein Mensch von entschiedener Thatkraft, von eindringenden Scharfsinn und starkem Willen, von einer durchgreifenden und beherrschenden Persönlichkeit, nur ein großer König oder ein großer Minister konnte hoffen, dies auszuführen.

Ludwig XVIII.

Ludwig XVIII. gehörte zu den Männern des achtzehnten Jahrhunderts, wie man sie zuweilen noch sieht; sehr gebildet fein und klug, von liberaler Richtung, dabei mit einem Gepräge das uns von Tage zu Tage fremder wird.

Von Jugend auf zeigte er zu den rauschenden Vergnügungen des Hofes weder Talent noch Neigung. Elegant und correct zu schreiben, selbst in der Handschrift mit kleinen netten Zügen, ein wohllautendes Madrigal hinzuwerfen; die Literatur des Tages zu kennen, zu schätzen, und mit ihr zu wetteifern, das war sein Ehrgeiz. Durch die Anmuth seiner Unterhaltung zeichnete er sich in seinem Kreise nicht minder aus, als durch seinen Rang. Er hatte eine Art von literarischem Hof, der den ursprünglichen Tendenzen der Revolution anhing. Von der Philosophie jener Jahrzehende, ihrer Richtung auf allgemeine Verbesserungen, auf eine Abschaffung der Mißbräuche des Mittelalters bekannte auch der

Prinz sich durchdrungen. Als gegen Ende 1788 die Büreaux der Notabeln über die doppelte Repräsentation des dritten Standes berathschlagten, war dasjenige, welchem er vorsaß, das einzige, das sie annahm. Auf die Reichthümer des Clerus war er von jeher übel zu sprechen, und er soll dem König von allem Anfang gerathen haben, sie einzuziehen, und die Lasten des Staates damit zu decken. Hätte man seine Rathschläge befolgt, so wäre, meinte er, alles anders gegangen. So aber hatte auf die Letzt auch er auswandern müssen.

Sein Exil hatte ihn auf sich selber zurückgewiesen: es hatte ihn gereift. Sein Character war sicherer, seine Studien waren tiefer, classischer: seine politischen Meinungen, wie er denn das Land, dessen Krone ihm gebührte, sorgfältig beobachtete, und alle Erfahrungen desselben sich zu Nutze zu machen glaubte, entschiedener, umsichtiger geworden.

Er glaubte nicht durch die Charte zu verlieren. Die Bestimmung der Auflagen sah er mit Vergnügen in den Händen der Kammern, weil auch die Abneigung, welche dieselben begleite, nicht länger auf die königliche Person fallen könne. Wann hätte das Königthum früherhin jemals alle Ernennungen zu seinem Willen, diese ganze Administration in seinen Händen gehabt, wie er sie an sich nahm? Insofern die Revolution der Selbständigkeit der mittleren Gewalten den Tod gebracht hatte, war er noch immer ihr Anhänger. Wie er die hinreißende Pantomine der Majestät besaß, so war er ein König, der es seyn und dafür gelten wollte. Entschieden überlegene Menschen, oder die den Ruf hatten, daß sie es wären, wollte er nicht in seinem Ministerium: Talleyrand nicht allzulange; weil man glauben dürfte, er könne denselben nicht entbehren: Chateaubriand nicht, weil man sagen möchte, dieser Autor verfasse die königlichen Reden. Er liebte es eher, über die Nullität seiner Minister spotten zu können. Er selbst wollte es thun; alle wesentlichen Maaßregeln sollte man ihm zuschreiben.

Und dennoch: es war nicht anders: er konnte nicht einheimisch werden in der neuen Gegenwart. Wie er nie vergessen hatte, daß er ein Prinz war, wie er schon früher mehr Repräsentation gehabt, als sein Bruder, der König, so erschien er wieder mit dem alten Pomp; er hielt unter so verschiedenen Umständen die alte Etiquette. Er verbarg sein Mißvergnügen nicht wenn er irgendwo den Mangel jener Erziehung, die nur die große Geburt giebt, die vornehme Gewohnheit vermißte. Als er sein Haus einrichtete, vergaß er keinen alten Edelmann. Seinen Liebling Decazes machte er zum Minister, Grafen, Pair, aber ihn zum ersten Kammerherrn zu machen, wie man einmal die Absicht hatte, wäre er nie zu bewegen gewesen. Er konnte nicht eben religiös genannt werden, doch die Messe hörte er alle Tage. Die Erinnerungen von Versailles, von den Tuilerien, wie er sie nun selber wieder besaß, bewegten ihn tief. Er bezeichnete sie mit seinen besten Reminiszenzen aus dem Horaz.

Den Hervorbringungen des neuen Jahrhunderts gewann er keinen Geschmack ab. Wenn er Delavigne nicht verwarf, so war es, weil derselbe den ältern Mustern, wie Delille, nachfolge. Die Declamation Talma's fand er revolutionär und zerstörend für die schöne Harmonie racinischer Alexandriner. Das gelehrte Orchester bedeutete ihm nichts gegen die Melodieen des Panurg. Es ist so natürlich: an dem Text damaliger Opern hatte er selbst dann und wann Antheil gehabt. Nur die reine correkte, abgemessene Prosa hatte seinen Beifall: die neue Ader, die sich seit dem kühnen Vorgang Napoleons in der französischen Literatur regt, war ihm zuwider. Diesem heftigen, unruhigen, gewaltsamen Jahrhundert gegenüber, blieb er in der Sinnesweise seiner jungen Jahre, die er seitdem nur befestigt und entwickelt hatte.

Sein Königthum war zugleich das alte und das neue. Er war der Nachfolger zugleich des heiligen Ludwig und Napoleons. Er gehörte beiden Welten an. Es spricht ihn aus, daß er die Forderungen der Revolution in seiner Charte zu verwilligen „zu

octroyiren" das Ansehn hatte. Er liebte die Revolution, in so fern sie das Königthum von den Schranken befreit hatte, welche es früher einengten; er liebte die Royalisten, in so fern sie jederzeit *thaten*, was er begehrte; er war ihnen zugethan, nicht um ihretwillen, sondern um seinetwillen; um entschieden zu lieben, oder entschieden zu hassen, war er überhaupt zu klug, zu kalt [1]); und wäre es 1789 gewesen, vielleicht, daß es ihm gelungen wäre, beide Parteien zu leiten. Aber nun hatten die Elemente ihre eigenen Prinzipien entwickelt, und durch seine Wiederkunft geriethen sie mit einander in einen nothwendigen Streit.

Sich mit frischem Muth in diese Verhältnisse zu werfen, sie mit starkem Arme *zu zügeln*, war der einzige Weg, die *Monarchie zu befestigen.*

Rasche Bewegung aber war nie seine Eigenschaft gewesen: nunmehr war er ein alter Mann, durch seine Schwachheit an den Lehnstuhl gefesselt. Er war dazu nicht fähig.

Auch der Vertraute seines Exils, der Herzog von Blacas, dem er sein Ohr mehr aus Gewohnheit als aus Neigung aber nur allzu ausschließlich lieh und eben damit einen großen Theil der Geschäfte in die Hand legte, war nicht der Mann dazu. Man war der gewaltigen Hand Napoleons gewohnt; und schon, daß man die neue Verwaltung schwach sah, erweckte ihr Gegner. Wie viel mehr aber standen um desjenigen willen auf, was sie veranlaßte, oder was sie geschehen ließ.

Reaction.

Das Unvermeidliche geschah. Der restaurirte Staat lebte aus zwei verschiedenen Prinzipien; — kein Vertrag versöhnte;

[1]) Man hat mit Recht bemerkt, daß er in der **relation d'un voyage de Paris à Bruxelles**, dort wo er den Unterschied zwischen fou und fool auseinandersetzt, seines unglücklichen Bruders mit einer Kälte gedenkt, die kaum ihres Gleichen hat.

nicht eine Beleidigung der einen, daß die anderen auch n
erschienen?

Zumal da der neue und ungewohnte Erfolg den Royalist
den bisher Besiegten, die sich zum ersten Mal im Vortheil sah
Muth machte alles zu hoffen. Sie hatten ein gewisses Ueber
wicht, das wenn es gleich zuerst nur die Selbstliebe berühr
die Eitelkeit in Bewegung setzte, darum nicht minder drückend w

An dem Hofe des Grafen von Artois, der Herzogin von A
gouleme erblickte man Niemand von revolutionärem Namen.
den Kreisen aber, wo sich die beiden Parteien begegneten, bild
sich demohnerachtet allmählig eine Atmosphäre, in der sich n
die Traditionen und Gewohnheiten der alten Zeit halten konnt
Die Damen aus den emporgekommenen Häusern, sie sahen s
an den leisesten Unterscheidungen des Dialektes, an ihrer Art, s
zu tragen, erkannt, und nicht immer auf ganz gleichen Fuß b
handelt; sie waren jünger und hübscher; aber es giebt noch t
fere Seiten weiblicher Eitelkeit: diese fühlten sie verletzt, und k
men in Thränen nach Hause. Es will dies etwas sagen in Fran
reich, wo man an Allem Theil haben will, selbst an den Au
zeichnungen, die man verspottet. [1]) In den Provinzen mach
der Adel überdieß auch seine kleinen Ansprüche, etwa des Vo
rangs bei Tafel, des Kirchenpatronats geltend, und er zeigte, d
er den alten Seigneur nicht vergessen hatte. Dabei versäum
er nicht, alle Präfekturen, Unterpräfekturen und Mairien für s
zu fordern.

In keinem Puncte vielleicht hat der neuentwickelte Sinn d
Jahrhunderts eine größere Empfindlichkeit, als in geistlich
Sachen. Daß man wieder die Feierlichkeiten der Procession u

---

[1]) Hierüber mag man wohl F. v. Stael hören. Considérations s
les principaux événemens de la révolution française, partie
ch. 10. Was Gesellschaft ist, versteht sie, das ist ihre Sache. Die U
geschicklichkeit eines Generals, Kammerherr zu werden, war nicht vi
kleiner, als die des Kammerherrn, eine Armee zu commandiren.

die Straßen festlich ausgeschmückt sah, und zwar auf Befehl; es schien eine Verletzung aller modernen Prinzipien. Nicht allein in den Provinzen, wo es weniger bemerkt wurde, machte die Geistlichkeit eine gewisse Aufsicht über das Privatleben, eine Art von Kirchenzucht geltend: selbst in Paris befahl der Polizeipräfect, den Sonntag zu halten; das erste Mal seit langen Jahren, daß sich die Polizei um kirchliche Dinge bekümmerte. In der Pfarre St. Roch versagte man einer Schauspielerin, die alle Bewunderung des Publikums gehabt hatte, die arme letzte Ehre der Beerdigung; es hatte einen Auflauf zur Folge. Für den Todestag Ludwig XVI. war ein Trauergottesdienst angeordnet worden, ohne Zweifel um einen tiefern Eindruck auf die Nation hervorzubringen. Man bemerke, daß an dem Tage, an welchem er Statt fand, in den Provinzen von nichts die Rede war, als von jenem Tumult, [1]) den Niemand eben mißbilligte: man urtheile, welche Wirkung nun diese Ceremonie haben mußte, die mit allen andern geistlichen Bewegungen eine so starke Verwandtschaft hatte.

Sollte der Geist der Revolution sich nicht regen, da sich neben ihm ein anderer bildete, von anderer Theorie, anderer Farbe: eine Art von Religion von immer reinerer und reinerer Orthodoxie, ihm durchaus entgegengesetzt und mit den kühnsten Ansprüchen? Da es nur Vereinigung und Vermischung galt, so fing man an zu fragen, welches der Theil sey, der den anderen adoptire, dem sich der andere mithin unterordnen müsse; welcher von beiden die ächte Nation bilde. [2]) Die Revolution behauptete, sie sey Frankreich. Die Denkschrift Carnots an den König machte darum einen so großen Eindruck, weil sie dies so bestimmt aussprach, weil sie das revolutionäre Frankreich, als mit welchem Europa Tractate geschlossen habe, das von allen Mächten anerkannt worden sey, so entschieden für das wahre Frankreich erklärte, die

[1]) Dies erzählt Fiévée Correspondance IV. von Anfang.

[2]) Frage. Est-ce nous qui les recevons, ou nous reçoivent-ils.

Emigranten dagegen für die Feinde desselben, weil sie die Wa
gegen ihr Vaterland getragen hatten. Auf der andern Seite ma
sich vielleicht gerade darum die entgegengesetzte Meinung gelt
Als die Regierung auf eine allerdings sehr billige, und bei t
tem nicht genügende Entschädigung der Emigranten antrug,
sich jedermann die Sache selbst gefallen. Allein die Worte, de
sich der Staatsminister Ferrand bei dem Vorschlage bediente, l
teten für die Mehrzahl höchst bedenklich. Er setzte Emigran
und Zurückgebliebene in gleiche Linie; der Wunsch beider
auf die Wiederherstellung des Königthums gegangen; endlich se
sie alle zu ihrem Ziele gelangt, die einen auf der geraden Li
ohne jemals von derselben abzuweichen; die andern nach größe
oder geringerer Theilnahme an allen Wendungen der Revoluti
Ohne Zweifel, fast eine amtliche Erklärung des Vorzuges der Aus
wanderten! Von der Bemerkung begleitet, der König werde jel
Mittel ergreifen, um die peinliche Ausnahme zu heben, die er j
noch machen müsse, setzte sie das Nationalgefühl in Bewegu
und schien den Besitz zu bedrohen. [1])

Und war es nicht so, daß vierzehn Bischöfe wiedergekomm
welche in ihrer Protestation gegen das Concordat von 1801, geg
die Gesetzmäßigkeit der Veräußerung der geistlichen Güter fo
führen? Die Emigranten regten sich wieder. Man kann es an f
in Wahrheit nicht unnatürlich finden, daß sie ihre Schlösser, ih
Besitzungen mit Leidwesen in den Händen oft ihrer alten Unt
gebenen oder ihrer Gegner sahen. War aber ihr Emporkomm
nicht zu fürchten? Hingen ihre Ansprüche nicht mit dem Pri
zip der Regierung, welches Republik und Kaiserthum für Us
pation erklärte und erklären mußte, zusammen? Könnte man sich übe

---

[1]) Séance du 13. Sept. 1814. Die Journale bestärkten in die
Furcht. Benj. Constant führt einen Artikel aus dem Journal des d
bats du 9. Oct. 1814. an, worin es heißt: nulle puissance humai
ne saurait légitimer ce qui est illégitime.

reden, daß diese Bewegung, die sich nicht durch die Schritte der Regierung oder besondere Verfügungen und Gesetze, die sie ihr vielmehr gleichsam zum Trotze entwickelte, von selber innehalten werde? Man sah darin nur einen Anfang: jeder neue Schritt, jedes zweideutige Ereigniß, ja jedes Pariser Gerücht wirkte durch ganz Frankreich nach; man hat auf der Tribüne behauptet [1]), daß nach der Rede Ferrands ein Stillstand im Kauf und Verkauf (natürlich der liegenden Gründe) durch das ganze Königreich eingetreten sey, den bereits der königliche Schatz selber fühle; man sah, wohin das führen könne.

Als die Revolution sich von Napoleon trennte, und die Rückkehr der Bourbonen zugab, glaubte sie sich zu behaupten, wie sie war. Jetzt sah sie sich in ihren moralischen, socialen, privaten Interessen angegriffen und gefährdet. In allen ihren Classen fühlte sie sich verletzt. Die hohen Beamten, wenn man sie auch schonte, vermißten doch die Zuflüsse der gewohnten Freigebigkeit, und sparen hatten sie nie gelernt. Der Mittelstand wünschte diesen Adel loszuwerden, der sich aufs neue vorzugsweise in die einflußreichen und einträglichen Stellen drängte. Selbst die Manufacturen entbehrten ungern die Verschwendung des kaiserlichen Hofes, sie sehnten sich nach den glücklichen Zeiten des Krieges, wo sie keine englische Concurrenz zu fürchten hatten [2]). Der Bauer, vornehmlich in Bourgogne, Champagne, Dauphiné fürchtete die Rückkehr der Gutsherren, der Zehnten [3]) In unzähligen Schriften, geschäftig, lebhaft, immer neu äußerten

---

[1]) Durbach Séance du 25. Oct. 1814.

[2]) Fleury de Chaboulon Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815. I, 369. Note.

[3]) C'est ainsi, que s'alarmèrent les intérêts émanés de 25 années de troubles. Mémoires de Fouché II, 299. Diese Memoiren sind zwar falsch, doch liegen ihnen hie und da gute Wahrnehmungen zu Grunde.

sich diese Unzufriedenheiten und breiteten sich über die g
Oberfläche der Revolution aus.

Vornehmlich war die Armee in Bewegung. Jenes Mi
hagen, das den Soldaten immer ergreift, wenn er aus der F
heit der Feldzüge in die enge Beschränkung der Garnison zurückke
trug man wie natürlich auf die Regierung über. Die Hauptsache a
war der Eintritt derjenigen, die man einst bekämpft hatte,
diese Reihen: der Generalstab, der ihnen aufgenöthigt war. I
Herzog von Berry, der sich zum Mann der Armee bilden wol
griff das so seltsam an, und gab gewisse Manieren so we
auf, daß er vielmehr beleidigte und sich verhaßt machte. V
von sollen Soldaten reden, als vom Krieg, wovon sollten d
in den Casernen sich unterhalten, als von ihren Feldzügen u
dem Kaiser? Nie war Napoleon populärer. Alle seine Schla
ten, alle seine Thaten wurden in Erzählungen, Schriften u
Bildern wiederholt, bewundert; in energischen Liedern machte
die Sehnsucht nach dem kleinen Corporal Luft.

Alle Elemente der Revolution von dem höchsten bis z
niedrigsten waren in Gährung: alles, was sich irgend Et
mit ihr verbinden kann, und die Hefe des jacobinischen Gesinde

Die Regierung des Königs ahnete nichts, bemerkte nich
Grade ihre Schwäche, gerade daß sie keine entschiedene Ma
regeln ergriffen hatte, hielt sie für ihre Stärke. Nichts ist s
samer, als die Art, wie sich Chateaubriand im October 18
ausdrückte. „Giebt es heimliche Feinde, sagte er, so können
kommen und gehen, Briefe wechseln, Zusammenkünfte hal
wie ihnen gefällt: sie können sich auf den Marktplätzen,
den Straßenecken verschwören. Man fürchtet sie nicht. M
wird es nicht für der Mühe werth halten, sich in Verthei
gungsstand zu setzen: mit dem Gewicht seiner Gnade und Gü
wird sie der König erdrücken" [1]. Schon glaubten die Bou

---

[1]) Chateaubriand de l'état de la France au 4. Oct. 1814.

bonen sich stark genug, um an eine Wiederaufnahme ihrer alten europäischen Rolle zu denken. Als die polnisch-sächsische Frage die Cabinette zu entzweien drohte, dachten auch sie ein Gewicht in die Waagschale zu legen; Ebendemselben, welchem sie, wenn irgend einem Menschen, ihre Herstellung vorzüglich verdankten, dem Kaiser Alexander, beschlossen sie sich zu widersetzen und zogen ihre Truppen zusammen. Es ist bemerkenswerth, daß diese Maaßregel den Generalen Gelegenheit gab, sich einander mitzutheilen, sich zu besprechen, und keineswegs im Sinne des Königthums. Die Regierung aber glaubte ihrer sowohl, wie der Nation vollkommen sicher zu seyn. Aus den Berichten, welche Blacas bis zum Februar 1815 an den König erstattete, ist Einiges bekannt geworden [1]). Sey es, daß man von der Polizei, welche man gelassen hatte wie man sie fand, welche mithin gut bonapartisch geblieben, mehr im Sinne der kaiserlichen Regierung bedient ward, als zum Vortheil der königlichen, oder daß es eine Art von Ehrgeiz und Selbstgefühl war, sich alle Gefahr wegzuläugnen, diese Berichte athmen die tiefste Ruhe. „Die Liebe der Bourbonen sey in Aller Herzen, die Kirche erfülle sich mit Gläubigen, die Armee sey mit wenigen leicht wegzuschaffenden Ausnahmen dem regierenden Hause persönlich ergeben; in den Provinzen mache der Royalismus neue Fortschritte. Wie sollte man auch wagen, etwas gegen den Sohn des heiligen Ludwig zu unternehmen?“

Unglaubliche Verblendung! Noch in demselben Februar verließ Napoleon Elba. Er kam wieder und rief die Revolution bei ihrem Namen auf. Sie erhob sich und ging mit ihm den alten Bund ein. Zum zweitenmal mußte der legitime König und sein Anhang den Boden von Frankreich räumen. Er mußte es ohne Widerrede.

---

[1]) Histoire de la restauration par un homme d'état. édit. de Bruxelles II, 207.

Die hundert Tage.

Napoleon hatte von seiner Insel die Entwickelung dies Dinge wahrgenommen: er stimmte nicht in den Tadel, den d Publicum über Ludwig XVIII. verhing; er erkannte das Pri zip: er nahm die Nothwendigkeit der Folge wahr [1]. Er bra auf, sie sich zu Nutze zu machen.

Alle seine Erklärungen sagen das Nemliche aus. D Volk der Franzosen erinnerte er in der ersten Proclamation, d er noch auf der Brigg, welche ihn herüberbrachte, dictirt ha daß Frankreich seit 25 Jahren neue Interessen, neue Einrichtu gen, einen neuen Ruhm habe, die nur eine Dynastie, entsprung unter den neuen Umständen, sichern könne. Gerührt von d Klagen der Franzosen, die er auf seinem Felsen vernomme komme er, ihnen die Regierung ihrer Wahl, die einzige legitin wiederzubringen: er komme, um seine Rechte zurückzuforder welches zugleich ihre Rechte seyen [2]. Meine Rückkehr, sagte den Bewohnern der oberen und niederen Alpen, macht eurer U ruhe ein Ende: sie gewährleistet euch die Erhaltung jeder Art d Eigenthums, die Gleichheit aller Classen: diese Rechte, deren i euch seit 25 Jahren erfreut, nach denen unsre Väter seufzte bilden jetzt einen Theil eurer Existenz [3]. Jene Bergbewohne in denen die Furcht, wieder an die Scholle gebunden zu werde besonders lebendig war, die sich zum Theil rühmten, daß d

[1]) Je suis venu sans intelligence, sagte er zu Benj. Constan sans concert, sans préparation aucune, tenant en main les jou naux de Paris et le discours de Mr. Ferrand. Lorsque j'ai v ce que l'on écrivait sur l'armée et sur les biens nationaux et s la ligne droite et sur la ligne courbe, je me suis dit: La Fran est à moi. (Lettre 9me.)

[2]) Proclamation au golfe Juan du 1er Mars.

[3]) Proclamation Gap le 6. Mars.

Revolution unter ihnen entstanden sey, empfingen ihn als ihren Erretter [1]. Unter dieser Menge, welche sich um ihn her drängte, den hartbehandelten Conscribirten, die ihm nichts desto minder ein enthusiastisches Lebehoch brachten, fühlte er sich den Kaiser der Bauern; er fühlte eine Ader in sich, entsprechend der Lebensader dieses Volkes. Er war der Schutz und Schirm der revolutionären Freiheiten und Besitzthümer.

Andere Gefühle weckte er in der Armee auf. Die Bourbonen, sagte er, sie sind die Gegner unsers Ruhmes. Von den Heldenthaten, welche wir ausgeführt haben, um uns ihrem Joche zu entziehen, werden sie verdammt. Wären sie legitim, so wären die Erfolge der großen Armee Verbrechen und die Braven würden zu Rebellen. Reißt die Farbe ab, um welche sich 25 Jahre lang die Feinde von Frankreich sammelten, pflanzt die dreifarbige Cocarde auf: ihr trugt sie in großen Tagen! ...

Mit glücklichem Genius wandte er sich nur an die großen Gedanken und Leidenschaften des revolutionären Frankreichs; der Einzelnen, ihre Rechte, ihre Besitzthümer zu behaupten: des Ganzen, seines Ruhmes zu genießen, der sein Erwerb war. Daß er diese Interessen gewährleiste, daß er alles, was seit 25 Jahren in Frankreich hervorgebracht worden, befestige, das erklärt er für seine Legitimität. Seinen Thron nennt er das Palladium der Ehre und der Rechte des Volkes.

Wo er erschien, brach zu beiden Seiten der Straße die Insurrection aus; was soll ich sagen, wie die Armee, ohne Ausnahme, die Waffen, die sie gegen ihn führen sollte, umkehrte, um sie für ihn zu brauchen [2]. Die Revolution stürzte zu seinen

[1]) Offizielle Relation vom 22. März. Moniteur du 23. Mars. Treffliche Erläuterungen giebt der elfte Brief Benjamin Constants, von Allen, wie mir scheint, der bedeutendste. Minerve VIII. p. 97.

[2]) Fiévée, irgendwo in der Correspondance, glaubt bemerkt zu haben, daß die Armee nie ihr Lebehoch mit dem Geschrei der insurgirten Menge habe vereinigen mögen, weil ihre Interessen verschieden gewesen seyen. Diese Bemerkung ist fast allzu fein, um einzuleuchten.

Füßen. Er war von Entzücken hingerissen. „Es sind die ringen Leute," sagte er, „die mich nach Paris zurückgebra haben: es sind die Souslieutenants und Bauern, es ist Volk und die Soldaten, denen ich alles verdanke".

Jene ihre einfachen Gedanken und Gefühle, ihre gro Leidenschaften, die er aufrief, es waren, man kann sagen, Fittige, welche den Adler, wie er so glücklich vorausverkünd hatte, von Glockenthurm zu Glockenthurm bis Notre-Dame Paris trugen.

Wie er sie ausgesprochen, so wiederholte sie Frankrei Die Herren, die man uns hat geben wollen, sagte ihm die fei lichste Deputation, die er empfangen hat, eine Deputati von ganz Frankreich: si verstanden uns nicht, und wir konnt sie nicht verstehen. Ihre Gegenwart hat die Täuschung v nichtet, die sich an ihren Namen knüpfte. Zehnten, Lehn rechte, Privilegien waren der Grund ihrer Entwürfe; ungeduld über die Gegenwart, trösteten sie einander mit der Zukunft. W 25 Jahre lang ein Anspruch auf Ruhm gewesen war, wur nun ein Anlaß zur Proscription. Eine Million Angestellter, d seit so lange diesen Maximen folgen, 500000 Krieger, 6 Milli nen Eigenthümer, welche die Revolution eingesetzt hat [1]), ei noch größere Anzahl von Bürgern, die unseren politischen Dog men anhangen, es sind nicht mehr die Franzosen der Bourbons.

In diesem Sinne waren die Decrete vom 13. März abg faßt, welche der Kaiser zu Lyon erließ. Er hob die Pairkamm auf, weil sie Männer in sich schließe, welche die Waffen gege Frankreich getragen; die Deputirtenkammer, weil sie die He stellung des Feudaladels zugegeben, weil sie durch die Anerken nung der Legitimität der Bourbons die Franzosen für Rebellen

---

[1]) La députation de 500 électeurs. Im Moniteur, auch b Fleury II, 99. Sie bedienen sich, wie man sieht, etwas großer Zahlen Die Sache ist richtig.

die Emigranten für gute Bürger erklärt habe. Er schaffte den alten Adel wieder ab. Alles, was in die Armee, in die Tribunale eingedrungen, stieß er aus; er verjagte die Emigranten aufs neue; alle ihre Güter, welche der Ehrenlegion, den frommen Stiftungen, den Gemeinden zugetheilt gewesen, gab er diesen zurück [1].

Befehle, ohne Zweifel gewaltsame Verordnungen eines siegreichen Dictators. Allein sie waren im Interesse der Leidenschaften, die er aufweckte; sie stellten das neue Frankreich in seiner Reinheit wieder her. Sie schadeten ihm nicht. Auf allen Stadthäusern, auf allen Kirchthürmen des Landes wehte nach kurzer Zeit von neuem die dreifarbige Fahne.

Indessen war damit lange nicht alles geschehen. Ja erst mit dem Siege begannen die wahren Schwierigkeiten.

Jene Gefühle der Massen, die Bedürfnisse der Selbsterhaltung nach innen und außen, durch welche der Kaiser zurückberufen worden, sie waren nicht das Einzige, was in den Gemüthern der Franzosen lebte und sie bewegte. Die Revolution strebte, wie wir sahen, noch nach einer andern Macht, nach einer wesentlichen Theilnahme an der höchsten Gewalt, nach einer Art von Unabhängigkeit, ihrem Oberhaupt gegenüber. War es nicht diese Richtung, durch welche, wenigstens zum Theil, die Abdankung von 1814 war hervorgerufen worden? Seitdem hatte sie sich durch die constitutionnellen Arbeiten des Senates und des Königs, durch die Discussionen, welche dieselben in ganz Frankreich veranlaßten, durch die Wiedereröffnung der Rednerbühne genährt und befestigt. Niemals war sie lebendiger als in dem Augenblick, da Napoleon zurückkehrte: nie hatten die Liberalen größere Forderungen gemacht, noch die Bourbonen entschiedenere

[1]) Décrets impériaux. Lyon le 13 Mars 1815. Der Moniteur vom 21. März enthält die ganze Reihe.

keine starke Gewalt vermittelte sie; nothwendig machten sie sich beide neben einander geltend.

Man kann nicht sagen, daß die Regierung gegen die Revolution gewesen wäre. Unter andern war ihr Vorschlag, die exigible Schuld durch den Verkauf von 300000 Hectaren Waldung zu decken, von denen ein großer Theil ehemals dem Clerus angehörig gewesen war, durchaus eine Fortsetzung revolutionärer Maaßregeln. Auch war man sich dessen so gut bewußt, daß man damit den Käufern der Nationalgüter ein besonderes Vertrauen einzuflößen dachte.

In dem Ministerium des Innern saßen Männer von entschieden liberaler Gesinnung; wie denn das Preßgesetz, das damals vorgeschlagen ward, von Royer Collard und Guizot entworfen worden ist. Nie hat man dieser Verwaltung eine Gewaltthat, ein Verbrechen, eine eigentliche Verletzung der Verfassung Schuld geben können.

Es ist ein Irrthum unserer Zeit, alle Fehler und alle Hoffnung der Abhülfe in den Maaßregeln der Regierungen zu sehen. Die Schwierigkeit lag auch diesmal wo anders, sie lag in den widerstreitenden Zuständen, von denen die Regierung weder den einen noch den andern verläugnen konnte; und die einander wechselsweise ausstießen. Sie stand so zu sagen zwischen zwei Welten, die sich hinwiederum in ihr selber berührten.

Gewiß sie wollte gerecht seyn, sie wollte die geleisteten Dienste anerkennen. Allein die Frage war, welche dies seyen? Waren es die, welche unter der weißen, oder die, welche unter der dreifarbigen Fahne geleistet worden? Wer hatte die Sache von Frankreich vertheidigt? Die Gefährten der Charrette und Larochejaquelin, welche für Kreuz und Königthum so heldenmüthig gestritten, die Opfer der Collot d'Herbois und Fréron, oder die Constitutionnellen selber, durch deren Anstrengung auf die Letzt der Anfall der fremden Mächte abgewehrt worden war? Wem sollte man Denkmale errichten, denen, die auf Quiberon, oder denen, die bei Valmy gefallen? Wen sollte man begünstigen? Die-

er sich entschloß, die Massen aufzurufen, und allein in der Verbindung mit ihnen sein Heil zu suchen; wenn er die Leidenschaften der republikanischen Jahre wieder entband, so brauchte er keine andere als eine imaginäre Constitution; und er konnte die Dictatur, die ihm die Ereignisse in die Hände gegeben, sofort ausüben.

Und in der That, er hatte dazu eine starke Aufforderung. Es schien allerdings von Anfang, als hätte er den Augenblick für seine Rückkehr, auch in Bezug auf die europäischen Dinge, glücklich getroffen. Denn da die Mächte, wie angedeutet, über die Bedingungen ihrer Wiederherstellung uneinig geworden waren, so glaubte er hoffen zu dürfen, seine Ankunft werde ihre Entzweiung vollständig machen. Allein er rechnete falsch. Seine Wiederkehr erschien als eine allgemeine Herausforderung. Nicht daß man sehr für die Bourbonen gewesen wäre; zwei große Mächte waren ihnen wenig Dank schuldig geworden. Allein daß der alte Kriegsfürst, der gefährlichste Feind wieder an die Spitze des revolutionären Frankreichs treten wollte, im Widerspruch mit dem geschlossenen Frieden, den getroffenen Anordnungen, die wesentlich auf seiner Entfernung beruhten, es erschien zugleich als eine Verletzung und Bedrohung von ganz Europa. Napoleon hatte die Entzweiung der Mächte zu bewirken geglaubt: er bewirkte die Vereinigung derselben. Im Gefolg ihrer Fürsten standen die Nationen nochmals wider ihn auf; die Heeressäulen wogten wieder gegen die Grenze von Frankreich heran.

Es war beinahe, wie in den ersten Kriegen gegen die Revolution. Konnte Napoleon hoffen sich zu vertheidigen, wenn er nicht, wie es damals geschehen war, die Nation in Masse auf-

---

sey müde, und alle diese Dinge seyen nur eine Parodie der alten Tragödie. So dachte man in Gent. Napoleon ging seinerseits auf das vorsichtigste zu Werk. Er hütete sich wohl, den Föderirten die Waffen, die er ihnen für den Dienst gab, länger zu lassen, als derselbe forderte. Daß es möglich sey, die alte Leidenschaft aufzuwecken, haben die späteren Jahre genugsam gezeigt.

bot? Fand er nicht in dieser seiner Lage Veranlassung genug, j
nen Elementen freie Bahn zu geben, die damals zwar die Umwä
zung des Innern vollendet, aber doch auf jeden Fall das La
vertheidigt hatten?

Napoleon hatte einen innerlichen Abscheu vor der Anarch
„Ich will nicht der König einer Jacquerie seyn," sagte er. D
Revolution beendigt, die Ordnung hergestellt zu haben, hat
immer für seinen schönsten Ruhm erklärt. Er wollte nicht m
seinen vorigen Jahren in Widerspruch treten; er wollte ke
neues Reich anfangen; er war gesonnen sein Kaiserthum fortz
setzen. Es war eine Art von Anti-Restauration was er bea
sichtigte.

Doch war es dies schwerlich allein. Sonderbar, wie d
Umstände sich verketten. Ganz ernstlich hoffte Napoleon anfang
einen friedlichen Austrag, wenigstens mit einigen von den eur
päischen Mächten; allein die unumgängliche Bedingung hiezu, d
er sich selbst bei seinem ersten Schritt auflegen mußte, war d
Einrichtung einer gesetzmäßigen Regierung. Rief er die Republ
auf, so konnte er keinen Frieden erwarten.

Die Hoffnung, den Frieden zu erhalten, den er nicht erhiel
brachte ihn mit zu einer Maaßregel, die ihm den Krieg, der den
erfolgte, unendlich erschweren mußte.

Durch das nemliche Decret von Lyon, in welchem er die Rückke
seiner Gemahlin ankündigte, — und man sieht, wie gut dies z
sammenhängt — versprach er, die Wahlcollegien der Departement
im Laufe des Mai zu einer außerordentlichen Versammlung, z
einem Maifeld nach Paris zusammenzurufen, „um die nöthige
Maaßregeln zu ergreifen, die Constitution von Frankreich nach de
Willen und dem Interesse der Nation zu verbessern und zu m
dificiren" [1]). In diesem Decret liegt die Entwickelung seine
Geschickes; indem er die liberalen Ideen anerkannte, indem er ve

[1]) Unter jenen Decreten das achte.

sprach eine Constitution nicht sowohl zu geben, als sich geben zu lassen — trat er in die unabänderliche Nothwendigkeit der Dinge ein.

Jede Restauration hat die Schwierigkeit, die letzte und nächste Vergangenheit mit der früheren in Einklang zu bringen; auch Napoleon fand sie vor. In den wenigen Monaten seiner Abwesenheit war eine große Veränderung geschehen. Alles was sich in Frankreich aus der Masse erhob, die gesammten höhern Stände; alles was daselbst Einfluß hatte, war von den liberalen Ideen beherrscht. Wie ganz anders lauteten die Adressen, mit denen jetzt das Institut, der Cassationshof, die Rechenkammer, der Stadtrath von Paris den Kaiser begrüßten, selbst die Erklärungen des Staatsrathes, als jene Reden voll Schmeichelei und Ergebenheit, mit denen man ihn früher empfangen hatte! Alles forderte liberale Institutionen. Es giebt Viele, die nur von der herrschenden Gewalt abhangen, die nur dem großen Zuge der Uebermacht folgen. Der Instinkt, mit dem sie sich sonst dem Despotismus unterworfen haben würden, trieb sie jetzt an, die liberalen Ideen zu bekennen. Redner, welche früherhin das unumschränkte Kaiserthum gepriesen, wandten jetzt ihr Talent an, die Gleichheit der Rechte, die Freiheit der Presse zu empfehlen.

Und so kam es, daß, als nun der Krieg entschieden war, Napoleon die Rüstungen, die er mit großem Erfolg förderte, mit constitutionnellen Arbeiten unterbrechen mußte. Zu jenen bedurfte er die ganze Einmüthigkeit der Nation: von diesen war sie nicht so sehr zu hoffen. Er hatte die Aufgabe, zugleich ein Kriegsoberhaupt zu seyn, das nicht denkbar ist, ohne unbeschränkte Macht, und ein constitutionneller Fürst, der ziemlich unabhängige Gewalten neben sich anerkennt. Diese Aufgabe, sie war durch die Nothwendigkeit geboten; in keinem ihrer Theile zu vernachlässigen und in Einem Momente zu lösen.

Es fragt sich, wie er sie angriff; wie er sich hauptsächlich seiner constitutionnellen Verpflichtungen entledigte.

Ich will nicht auf seine Aeußerungen und minder bedeutend Maaßregeln, die er ergriffen hat, eingehn; das Wichtigste ist, daß er am 22sten April 1815 seine Zusatzacte zu den Constitutionen des Kai serthums bekannt machte, welche wesentlich eine neue Verfassung enthält [1]). Ohne Zweifel ist es eine der liberalsten, die je ei Fürst gegeben hat. [2]) Sie schließt sich zunächst an die Charte des Königs an, doch setzt sie zu den Bestimmungen derselben noch Vieles was man bisher darin vermißte. Man hatte die Jury für Preßvergehen gefordert; so viel es Napoleon kosten mochte er gewährte sie. In der That mag die Freiheit der Presse selten weiter gegangen seyn, als in den hundert Tagen; druckte man doch Schriften, in denen das Kaiserthum für provisorisch erklärt und das Land zum Widerstand ermuntert wurde: er schien es nicht zu bemerken. Man hatte ferner die Verantwortlichkeit der Ministe nicht so genau bestimmt gefunden wie man wünschte; er dehnt sie aus. In einigen sorgfältig entworfenen Artikeln stellte er di Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt auf immer sicher. Seine Pairkammer gewährte er dadurch, daß er sie für erblich erklärte ohne Zweifel eine größere Selbständigkeit. Nicht allein die Auf lagen, auch die Aushebung der Truppen unterwarf er der Be rathschlagung der Kammern. Von der größten Bedeutung wa es endlich, daß er eine neue Wahl der Repräsentanten verfügte Seit dem Convente, der schon selbst unter den furchtbaren Ein flüssen der Septembrisationen zusammengetreten, war es nie wie der zu vollständig neuen und freien Wahlen gekommen und jener gesetzgebende Körper, den Ludwig XVIII. beibehalten hatte, wa nicht viel anders als ernannt. Seit mehr als 20 Jahren zum ersten Mal ordnete Napoleon eigentlich neue Wahlen an. Die Zahl der Deputirten vermehrte er von 250 auf 629, das erforderliche Alter setzte er von 40 auf 25 Jahre herab; er, der früher die Revo-

1) Man findet sie bei Fleury II. 46. Moniteur 23. Avril.

2) Sismondi, Lanjuinais, B. Constant, haben sie dafür erklärt.

lution durch das Eigenthum bekämpfen zu müssen geglaubt hatte, entschied sich jetzt, keinen Census der Wählbarkeit festzusetzen [1]). Diese seine Acte, er verwilligte sie nicht; er unterwarf sie der Annahme aller Franzosen.

Sollte man nach einer so entschiedenen Maaßregel an den liberalen Gesinnungen Napoleons zweifeln? Sollte das revolutionäre Frankreich den Fortschritt, den seine Freiheiten durch die neue Beschränkung der höchsten Gewalt, die wiederholte Anerkennung der Nationalsouveränetät und so viele Zugeständnisse machte, nicht mit Genugthuung wahrnehmen? Nein! Napoleon stellte mit seiner Acte Niemand zufrieden; seine Verfassung ward mit Kälte, ja mit entschiedener Ungunst aufgenommen.

Man bemerke wohl auf welcher Linie seine Schritte sich bewegten. So liberal seine Acte seyn mochte, so war sie nicht das, was er versprochen hatte. Er hatte die Wähler zur Berathschlagung einer neuen, dem Willen von Frankreich angemessenen Verfassung einzuberufen zugesagt [2]). Indem er die Acte gab, war es offenbar, daß er eben dies vermeiden wollte.

Das Geheimniß seines Betragens ist, wie mich dünkt, nicht so schwer zu enthüllen. Er sah in den liberalen Ideen, das, was sie so sehr waren, eine Macht. Er war nicht von ihnen durchdrungen, er war ihnen vielmehr abgeneigt; allein er sah ein, daß er sie nicht verletzen dürfe, er überredete sich, daß er sie dulden könne. Als er erschien, suchte er sie durch Zusagen zu

---

[1]) Nach dem Moniteur, — zwar dem royalistischen vom 10 Aug. 1815, der aber hier sehr genaue Verzeichnisse hat — nahmen jedoch von 19976 Wahlberechtigten nur 7679 an den napoleonischen Wahlen Theil. Alle Royalisten: alle, die sich zu compromittiren fürchteten, hielten sich entfernt.

[2]) Wenn B. Constant behauptet (Lettre XVI. Minerve VIII. p. 600.) in den Proclamationen Napoleons zeige sich eine progressive Hinneigung zu den liberalen Doctrinen: anfangs habe er weder von Freiheit noch von Constitution geredet: so übersieht er das Decret von Lyon, welches mehr verspricht, als alle späteren Erklärungen.

Ich will nicht auf seine Aeußerungen und minder bedeutend
Maaßregeln, die er ergriffen hat, eingehn; das Wichtigste ist, daß er an
22sten April 1815 seine Zusatzacte zu den Constitutionen des Kai
serthums bekannt machte, welche wesentlich eine neue Verfassun
enthält [1]). Ohne Zweifel ist es eine der liberalsten, die je ei
Fürst gegeben hat. [2]) Sie schließt sich zunächst an die Charte de
Königs an, doch setzt sie zu den Bestimmungen derselben noc
Vieles was man bisher darin vermißte. Man hatte die Juri
für Preßvergehen gefordert; so viel es Napoleon kosten mochte
er gewährte sie. In der That mag die Freiheit der Presse selte
weiter gegangen seyn, als in den hundert Tagen; druckte ma
doch Schriften, in denen das Kaiserthum für provisorisch erklärt un
das Land zum Widerstand ermuntert wurde: er schien es nicht z
bemerken. Man hatte ferner die Verantwortlichkeit der Ministe
nicht so genau bestimmt gefunden wie man wünschte; er dehnt
sie aus. In einigen sorgfältig entworfenen Artikeln stellte er di
Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt auf immer sicher. Seine
Pairkammer gewährte er dadurch, daß er sie für erblich erklärt
ohne Zweifel eine größere Selbständigkeit. Nicht allein die Au
lagen, auch die Aushebung der Truppen unterwarf er der Be
rathschlagung der Kammern. Von der größten Bedeutung wa
es endlich, daß er eine neue Wahl der Repräsentanten verfügt
Seit dem Convente, der schon selbst unter den furchtbaren Ein
flüssen der Septembrisationen zusammengetreten, war es nie wi
der zu vollständig neuen und freien Wahlen gekommen und jene
gesetzgebende Körper, den Ludwig XVIII. beibehalten hatte, wa
nicht viel anders als ernannt. Seit mehr als 20 Jahren zu
ersten Mal ordnete Napoleon eigentlich neue Wahlen an. Die Zahl de
Deputirten vermehrte er von 250 auf 629, das erforderliche Alte
setzte er von 40 auf 25 Jahre herab; er, der früher die Revo

[1]) Man findet sie bei Fleury II. 46. Moniteur 23. Avril.

[2]) Sismondi, Lanjuinais, B. Constant, haben sie dafür erklärt.

lation durch das Eigenthum bekämpfen zu müssen geglaubt hatte, entschied sich jetzt, keinen Census der Wählbarkeit festzusetzen [1]). Diese seine Acte, er verwilligte sie nicht; er unterwarf sie der Annahme aller Franzosen.

Sollte man nach einer so entschiedenen Maaßregel an den liberalen Gesinnungen Napoleons zweifeln? Sollte das revolutionäre Frankreich den Fortschritt, den seine Freiheiten durch die neue Beschränkung der höchsten Gewalt, die wiederholte Anerkennung der Nationalsouveränetät und so viele Zugeständnisse machte, nicht mit Genugthuung wahrnehmen? Nein! Napoleon stellte mit seiner Acte Niemand zufrieden; seine Verfassung ward mit Kälte, ja mit entschiedener Ungunst aufgenommen.

Man bemerke wohl auf welcher Linie seine Schritte sich bewegten. So liberal seine Acte seyn mochte, so war sie nicht das, was er versprochen hatte. Er hatte die Wähler zur Berathschlagung einer neuen, dem Willen von Frankreich angemessenen Verfassung einzuberufen zugesagt [2]). Indem er die Acte gab, war es offenbar, daß er eben dies vermeiden wollte.

Das Geheimniß seines Betragens ist, wie mich dünkt, nicht so schwer zu enthüllen. Er sah in den liberalen Ideen, das, was sie so sehr waren, eine Macht. Er war nicht von ihnen durchdrungen, er war ihnen vielmehr abgeneigt; allein er sah ein, daß er sie nicht verletzen dürfe, er überredete sich, daß er sie dulden könne. Als er erschien, suchte er sie durch Zusagen zu

---

[1]) Nach dem Moniteur, — zwar dem royalistischen vom 10 Aug. 1815, der aber hier sehr genaue Verzeichnisse hat — nahmen jedoch von 1997 Wahlberechtigten nur 7679 an den napoleonischen Wahlen Theil. Alle Royalisten: alle, die sich zu compromittiren fürchteten, hielten sich entfernt.

[2]) Wenn B. Constant behauptet (Lettre XVI. Minerve VIII. p. 600.) in den Proclamationen Napoleons zeige sich eine progressive Hinneigung zu den liberalen Doctrinen: anfangs habe er weder von Freiheit noch von Constitution geredet: so übersieht er das Decret von Lyon, welches mehr verspricht, als alle späteren Erklärungen.

gewinnen; als er Platz genommen, suchte er eine vortheilhaft Abkunft mit ihnen zu schließen.

Ein Versprechen aber, den lebendigen Interessen geleiste lassen sich diese nicht so leicht wieder entreißen. Er brachte al Gemüther in Gährung.

Man erinnerte sich sehr wohl, was man früher unter ihm erlebt hatte. Wie? und sogleich das erste, das wichtigste Ve sprechen, das er gegeben, wollte er brechen? Zwar war es o fenbar, daß die Aufregung, welche so wichtige Debatten veran lassen mußten, beim Anfang eines auswärtigen Krieges nicht seh dienlich seyn konnte. Man wollte es nicht bemerken. Man sa an der Acte nicht mehr, was sie gewährte, man bemerkte nu was daran mißfällig war, — daß sie die früheren Constitutio nen nicht gänzlich abschaffte, daß sie den Kaiser in Besitz wie man sagte, dieses seines Arsenales von Senatusconsulte ließ. Man glaubte darin die Gefahr einer völligen Wiederherstellun des Kaiserthums zu erblicken; und wollte sich ihr nicht aussetzen [1].

Napoleon erfuhr die lebhafteste Opposition. Als sich di Wähler am 1sten Juni 1815 versammelt hatten, eilten sie, ihn seine Zusage in Erinnerung zu bringen. Ohne Rücksicht auf di Acte, gleich als gäbe es kaum eine solche Urkunde, trugen sie de nunmehr festgesetzten Gewalten des Staates auf, das constitution nelle System von Frankreich durchzuführen, zu befestigen und zu vervollkommnen. Konnte sich der Kaiser den Forderungen de Wähler widersetzen, die nur die Erfüllung seiner eigenen Zusag in Anspruch nahmen? Man bemerke: er widersetzt sich nicht

[1]) Montgaillard, (Histoire de France depuis la fin du règne d Louis XVI. Tom. VIII. p. 159.) geht so weit zu behaupten: das Wor additionnel würde unmittelbar die Absetzung des Kaisers zur Folge ge habt haben, hätte es nur eine Autorität gegeben, welche zur Unterhand lung mit Ludwig XVIII. und den Mächten die Initiative hätte ergrei fen können. Eine Uebertreibung im Styl dieser Historie, die voll de Medisance des populären Liberalismus ist.

er schlägt nicht ab; doch sucht er Zeit zu gewinnen. Hatten jene doch selbst gewünscht, es möge ohne Uebereilung und Erschütterung, es möge mit reifer Weisheit geschehen. Napoleon entgegnet: allerdings solle ein feierliches Gesetz die gegenwärtig zerstreuten Bestimmungen der französischen Constitutionen — so behutsam drückte er sich aus — zusammenstellen, aber erst dann, wenn man die Angriffe, von welchen man bedroht werde, abgeschlagen, wenn man den europäischen Mächten gezeigt habe, was sie der Unabhängigkeit von 28 Millionen Franzosen schuldig seyen.

Jedoch auch damit drang er nicht durch. Von jener Versammlung, der er den prächtigen Namen eines Maifeldes gab, erwartete man andere Dinge, als Cerimonien, schöne Worte und ein so zögerndes Zugeständniß. Die Verstimmung zeigte sich laut und durchgehend. Carnot beschwor den Kaiser, nicht wider die öffentliche Meinung zu streiten; unter andern die Franzosen nicht immer Unterthanen zu nennen, sondern Kinder, Bürger; hauptsächlich die Modification seiner Acte zu versprechen. Die Rettung des Landes und seine eigne hange von der Nachgiebigkeit ab, mit der er den Wünschen der Nation entgegenkomme.

Bereits am 4ten Juni, als Napoleon den Wählern die Adler ihrer Departements überlieferte, erklärte er ihnen seinen Entschluß, die constitutionellen Gesetze zu sammeln und gedachte weiter keines Verzuges dabei. Als er drei Tage darnach die Kammern eröffnete, trug er ihnen in der That auf, „die zerstreuten Constitutionen in einem einzigen Gedanken zu coordiniren." Mit Freuden ergriff dies die Kammer der Abgeordneten; sie sah darin „eine Ermächtigung, durch nationale Berathung alles zu verbessern, was es in der Verfassung Fehlerhaftes, Unvollkommnes geben möge."

Eine Absicht, man sieht von welchem Umfang! Diese Bewegungen, obwohl sie sich nur in Worten entladen, gleichen den Schlachten. Man hat seinen Plan, man trifft zusammen, man mißt seine Kräfte, man hält sich oder man weicht. Es war dies die erste Niederlage, die Napoleon erlitt; höchst wichtig, obwohl

sie Europa kaum bemerkte. In dem Augenblicke, daß er ins Fe
ging, mußte er geschehen lassen, daß der ganze innere Zustand
Frage gesetzt wurde.

Man kann, glaube ich, nicht sagen, daß dies durchaus d
Vortheil der Revolution gewesen sey. Um sich unversehrt zu e
halten, bedurfte sie einer Vereinigung aller Kräfte, untergeordn
einer einzigen, vollkommen unbeschränkten Leitung, gewaltsam hi
gerichtet nach dem großen Ziele. Es war dies die Richtung d
Massen. Allein die Revolution gerieth mit sich selber in Widerspruc
Die Gesinnung der höhern Stände konnte eine so durchgreifenl
Gewalt nicht vertragen. Während allerdings auf der einen Sei
alles daran zu setzen war, um zu siegen, hatte die liberale Gesi
nung von einem Siege, durch den ihr das Kriegsoberhaupt leic
allzumächtig werden konnte, sogar zu fürchten [1]).

So geschah denn, was geschehen mußte. Napoleon hat
vor seiner Abreise die Deputirten nur noch gewarnt: „sich nich
wie die Griechen des Kaiserthums abstracten Verhandlungen zu e
geben, während man die Mauerbrecher gegen die Thore richte.
Allein es war, als wollte man das wörtlich in Ausführung brin
gen. Als der Kaiser in Begriff war, ins Feld zu gehen, stellt
die Kammer den Eid in Zweifel, den man ihm geleistet hatt
weil er auf ein Decret, nicht auf ein Gesetz geschworen worde
sey. Und doch war dieser Eid das einzige gesetzliche Ban
zwischen dem Kaiser und der Nation. Als man am 16ten Jun
der Kammer einen Bericht über die auswärtigen Angelegenheite
vorlegte, um von ihrer Weisheit und Energie neue Hülfsmitt
zum Widerstand gegen den Angriff, den man trotz aller Bemü
hungen nicht vermeiden können, zu erlangen, antwortete sie mi
der Frage, weshalb doch dieser Bericht an den Kaiser gerichte
sey und nicht an sie, die Kammer, die Repräsentantin der Natio

---

[1]) Que de bons Français ne savent à cet instant s'ils doiven
désirer le triomphe ou la défaite de Napoléon! Montgaillard.

unmittelbar. An die Erledigung der Forderungen dachte sie kaum. Und doch waren die Umstände so dringend. Man weiß wie kurz dies vor der Entscheidung dieser Dinge war.

Während man sich beeiferte, über die Verantwortlichkeit der Minister, über die Stellung der Abgeordneten im Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung Grundsätze, dem Interesse der Revolution gemäß, aufzustellen, war es schon um die Existenz von beiden, Regierung und Kammern, um diese ganze Revolution geschehen.

Vielleicht hatten sie an ihrem Orte nicht so ganz Unrecht. Ich zweifle nicht, daß Napoleon, hätte er im Felde gesiegt, im Innern wieder Meister geworden wäre. Auf Einen Wurf stand sein *ganzes Glück*; zu Hause und in Europa. Er ward geschlagen; dort bei Belle-alliance. Eben damit war er ganz verloren.

Nicht als wäre Frankreich durchaus unfähig gewesen, länger zu widerstehen. Wenigstens hat sich Napoleon darin gefallen, auseinanderzusetzen, wie er Paris hätte befestigen, die Nation aufrufen, und eine disponible Macht, wenigstens wie 1814, ins Feld führen wollen.

Allein er bedurfte dazu einer anderen Autorität, als die ihm diese seine Kammer, die durch das Unglück in ihrer Opposition noch verhärtet worden, gewähren wollte. Es war zu fürchten, er bemächtige sich einer solchen mit Gewalt. Sie eilte ihm zuvorzukommen, und deutete ihm an, daß sie seine Abdication wünsche. Schon sah sie wieder in der Ferne die Hoffnung, den Frieden ohne ihn zu schließen [1]).

---

[1]) Frau v. Stael weiß sehr genau, was Napoleon in dieser Periode alles hätte thun und lassen sollen. — Für Einen künstlichen Staat fehlt nichts weiter, als daß ihr uns auch künstliche Menschen macht; namentlich Fürsten, die zugleich unüberwindlich im Felde, und höchst überwindlich in den Kammern seyen; Löwen in der Schlacht, demüthig vor den Volksrepräsentanten; ganz wie Ihr sie braucht, damit sie Euch vertheidigen und Ihr sie regiert. — Was läßt sich von Napoleon viel sa-

Oft hat Napoleon von seinem innern Kampfe in der Nach vom 21sten zum 22sten Juni gesprochen. Sollte er diese Kam mer entfernen und seine vornehmsten Widersacher züchtigen, d Dictatur annehmen und die wilde Menge zu Hülfe rufen? E trug Bedenken, sich mit Blut zu beflecken, er fürchtete den Na men eines Nero. Und wie? Im Kampfe mit der Coalitio von außen, mit den Royalisten von innen, mit der bei der Au lösung der Kammern unvermeidlichen Gährung seiner eigene Partei und endlich mit jenem Abfall, welche Unglück und Gefah immer nach sich ziehen; konnte er hoffen zu siegen? Er sah ei daß er es nicht könne. Er dankte von neuem ab, es war da Ende seiner Laufbahn.

Und so stand die Kammer, wie sie gewünscht, allein, gan selbständig, wesentlich Inhaberin der höchsten Gewalt, an de Spitze des revolutionären Frankreichs. Sie faßte die Absich die dreifarbige Fahne auch ohne den Kaiser aufrecht zu erhalten Nicht viel anders, als es der Senat vor dem Jahre im Sinn gehabt, dachte sie mit dem Fürsten, der den Thron besteige sollte, erst einen Vertrag zu schließen, und ihn zur Anerkennun aller der Ansprüche zu nöthigen, denen sich zu fügen der Kaise so wenig geneigt geschienen hatte. Allerdings hätte dann di Revolution aus ihrem doppelten Abfall nichts als Vortheil gez gen. Von dem, was der König nicht gewähren wollen, hatte de Kaiser schon so viel zugestanden. Dasjenige, was der Kaiser z vermeiden suchte, hätte sich der neueintretende Fürst müssen g fallen lassen. Alle Verhältnisse wohl betrachtet, — das große U bergewicht in der Meinung, welches die liberalen Ideen für sic hatten, die allgemeine Ueberzeugung, die königliche Partei hab durch ihre Fehler den Abfall veranlaßt, die der König ja selb

---

gen? So kam er wieder; diese Verhältnisse fand er; so griff er sie an anders konnte er nicht; aber die Macht der Dinge war ihm zu stark er unterlag.

sofort aussprach, — war das nicht so unmöglich. Allein es durchzusetzen, einer solchen Aufgabe war diese Kammer nicht gewachsen. Man sage nicht, daß sie irre geleitet worden sey; sich irre leiten zu lassen, bei allem Anspruch auf die Unfehlbarkeit der Majorität, eben dies ist ihr größter Mangel. Sie war selbst zu schwach, einen großen Antrieb in sich aufkommen zu lassen. Sie schwankte über die Regierung, sie rief Napoleon II. zwar aus, aber ließ ihn sogleich wieder fallen, redete vom Herzog von Orleans, dachte daran sich zur Nationalassemblée zu erklären, streifte an die Republik, schlug vor, empfing Botschaften, berathschlagte: aber sie faßte keinen Entschluß. Die Unterhandlung ihrer Commissäre mit den Verbündeten war eben darum ohne allen Nachdruck. Wie hätte diese Kammer verstehn sollen, wirksame Vertheidigungsanstalten zu treffen, die Trümmer der Armee zu sammeln, und ihren Geist zu beleben? Während die Sieger eilend, unaufgehalten auf Paris heranrückten, untersuchte sie die Urrechte der Franzosen. Der Erfolg war, daß noch ehe sie ihre neue Constitution ganz fertig gemacht hatte, ein Preußisches Piquet ihren Pallast schloß, und an dem nemlichen Tage Ludwig XVIII. wieder in Paris einzog.

Stellung Ludwigs XVIII. nach der zweiten Restauration.

Und so hatten nunmehr wenigstens die Mächte einen entschiedenen Einfluß auf die Herstellung der Bourbonen?

Man wird eingestehen: die Hauptgrundlage eines Vertrages, den man vor so kurzer Zeit mit einer Nation geschlossen hat, aufrecht erhalten, wäre noch ganz etwas anderes, als diese in ihrer Unabhängigkeit verletzen. Dennoch wird Niemand sagen, die Verbündeten seyen für die Bourbonen zu Felde gezogen. Sie griffen zu den Waffen, um Napoleon zu stürzen, in dessen Person sie eine allgemeine Gefahr sahen.

Napoleon fiel, wie das erste Mal durch das Zusammentreffen der innern und äußern Verhältnisse. Gab es einen vernünftigen Ausweg ohne Ludwig XVIII., warum ergriffen ihn di Franzosen nicht, warum zeigten sie ihn nicht an? Der Rückkeh dieses Fürsten, dem jetzt die Milde seiner Regierungsweise wol zu Statten kam, setzte sich kein entschieden ausgesprochener, kei fester Wille entgegen. Was ein Mann, wie Davoust, damals an de Spitze der französischen Armee, unumgänglich nothwendig fand [1]. sollte sich Wellington dem widersetzen? Davoust erklärt, er hab seine Vorurtheile besiegt, er sey auf das Vollkommenste überzeug es gebe kein anderes Mittel, das Vaterland zu retten, als d Rückkehr Ludwigs XVIII.; es sey dies die unwiderstehliche Nothwendigkeit.

Der directe Einfluß, den die Verbündeten auf die Rückkeh der Bourbonen hatten, war auch diesmal sehr gering [2]); d rasche Entwickelung des Ereignisses kam ihren Entschlüssen zuvor sie hatten den Sieg lediglich in ihrem Intresse erfochten; durc die Lage, in welche die Dinge hiedurch von selbst geriethen, ge schah, fast ohne ihre weitere Mitwirkung, daß Ludwig XVII zum zweitenmal hergestellt ward.

Ganz anders aber stand er nunmehr, als vor dem Jahr Dies Mal hatte er nicht mit constituirten Gewalten zu vertrager kein Senat nahm die Miene an, ihn zu berufen, keine Deputi tenkammer forderte Schonung. Die Armee beschied sich zulet einem Fürsten nicht länger dienen zu können, gegen den sie eine s unerhörte Treulosigkeit begangen, sie legte ihre Waffen niede

---

[1]) Man sehe den Brief des „Maréchal Pr. d'Eckmühl à S. Ex le Duc d'Otrante." Bibliothèque historique I., 123.

[2]) Die histoire de la restauration par un homme d'état II., p 385, sehr unterrichtend über die diplomatischen Verhandlungen, obwol sie es ohne Zweifel noch mehr hätte seyn können, erklärt selbst Wellingtons Aeußerungen, welche die entschiedensten waren, nur für persönlich Alexander habe sie nicht getheilt u. s. w.

Das Verbrechen, das doch unläugbar gegen den König verübt worden, schien ihn zu berechtigen, sich seiner vornehmsten Gegner zu entledigen. Viel freier schien er zu stehn.

Und dennoch war die Schwierigkeit nur noch entschiedener geworden.

Es war wenig Monate her, daß Napoleon gekommen, und nunmehr war er wieder entfernt; die Wirkung aber, die seine Anwesenheit gehabt, zeigte sich unermeßlich.

Durch seine Ankunft hatte er die Elemente, welche der König versöhnen sollte, auf das Vollkommenste getrennt; alle materiellen und moralischen, alle nationalen Interessen der Revolution hatte er ihr von neuem zum Bewußtseyn gebracht.

Indem er eine Kammer durch freie Wahl berief, indem er *eine neue Constitution* von derselben anzunehmen versprach, ja durch *die Mißhelligkeit* selbst, in die er mit ihr gerieth, hatte er den liberalen Ideen einen großen Schwung gegeben.

Es ist wahr, die Arbeiten dieser Kammer hatten keinen unmittelbaren Erfolg; auf die Declaration, welche sie erließ, ward nicht geachtet; ihre Constitution ward nicht vollendet; — trotz alle dem sind sie von großer Bedeutung. Ein ausgesprochenes Wort geht nicht so leicht verloren; am allerwenigsten, wenn es, wie dies, das Evangelium einer mächtigen Partei ist.

Die Declaration fordert von dem Monarchen den Eid auf eine Constitution, welche die Nationalrepräsentation berathen, und das Volk gutgeheißen habe; sie dringt auf die Annahme der Nationalfarben, die Abschaffung des alten wie des neuen Adels; die Freiheit der Presse, des Cultus, der Personen; die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter von aller Art; sie will eine Repräsentation mit dem Rechte, die Aushebung der Truppen und die Auflagen zu berathen; — nur einer Regierung, welche diese und einige andere Zugeständnisse mache, erkennt die Kammer Ansprüche auf eine mehr als ephemere Dauer zu [1]).

[1]) Declaration de la chambre des représentans. Monit. 6. Juill. 1815.

Die Constitution ward, wie gesagt, in der Absicht entworfen keinen Fürsten anzuerkennen, der sich ihr nicht füge. Man hatt vorgeschlagen, die Verfassung von 1791, „welche in den schöne Tagen der Revolution geboren, der wahre Ausdruck der Wünsch der Nation gewesen sey," neuerdings auszurufen [1]). Wenn ma dies unterließ, angeblich weil die executive Gewalt damals z schwach gelassen worden sey [2]), so waren doch die Artikel, die ma nunmehr annahm, von den andern nicht eben weit entfernt. Wa soll man sagen, wenn die Kammer trotz jener Ausstellung sich di Befugniß zuschreibt, auch ohne berufen zu seyn, an einem bestimm ten Tage zusammenzutreten; wenn sie Kriegserklärungen und Fri densschlüsse ihrer Beistimmung unterwirft, und ihrem Monarche verbieten will, ohne eine Art von Erlaubniß das Land zu ve lassen, oder das Heer zu befehligen [3]). Natürlich! er ist nicht als ein Mitrepräsentant der Nation; nur in Primärversammlun gen der Bürger ist die Quelle der Gewalt, der Ursprung der Ge setze; Staatsreligion, alter und neuer Adel, sammt seinen Titel Qualificationen und Rechten fällt von selber weg

Ich wiederhole, diese Declaration, diese Constitution, schi nen damals bedeutungslos. Die Partei, deren Gesinnungen s aussprach, war besiegt und ward auseinandergesprengt. Allei sie war weit entfernt, darum ihre Tendenz aufzugeben. Auch d Revolution, auf das Prinzip der Volkssouveränetät gestützt, h ihre Legitimität; und die Declaration der Kammer, welche a

---

[1]) Proposition de Mr. Gamon: vivement appuyée. Séance d 28. Juin.

[2]) Mannel. Séance du 30. Juin.

[3]) Fleury de Chaboulon. Mémoires II. 398, behauptet, diese Con stitution sey nach dem Acte additionnel geformt und unterscheide sic von demselben nur durch die Abschaffung des Erbadels. Würde er de Acte additionnel zu loben haben, so würde er nur diese Constitution nen nen. Er kannte sie wohl nicht genau. Sie unterscheidet sich von de Acte wenigstens eben so sehr, wie dieser von der Charte.

den Fall, daß man jene Grundsätze, die sie enthielt, mißkenne, zum voraus protestirte, und den künftigen Generationen übertrug sie aufrecht zu erhalten, war für sie ein großes Argument.

Dieser Partei liegt nichts an Napoleon oder dessen Sohn, an den Bourbonen und ihrem Stamm; es ist wahr, sie liebt das Königthum nicht, aber auch das Kaiserthum ist ihr zuwider. Ich glaube selbst nicht, daß man sagen könnte, sie wäre geradezu für die Republik. Sie will eine Regierung, welche die Schöpfungen und Erfolge der Revolution, ihre materiellen und moralischen Interessen sichere, und auf welche sie zugleich einen starken und bestimmenden Einfluß ausüben könne. Das ist ihr Ziel.

Kann man zweifeln, ob sie desselben jemals wird vergessen haben? Die Rückkehr der Bourbonen drängte sie zurück, trieb sie auseinander, allein ihre Opposition zu ersticken, ihre geheimen Bewegungen zu hintertreiben, vermochte sie bei weitem nicht.

Nur würde man irren, wenn man glauben wollte, daß ganz Frankreich dieser Meinung gewesen wäre. Sie mochte die Majorität für sich haben, aber es stand ihr eine starke Minorität gegenüber.

Nie gab es so viel Royalisten, wie damals, als der König in Gent war. Alles was sich der entschiedenen Revolution, was sich dem bonapartischen System widersetzte, warf sich in den Royalismus, und man unterschied die Brechungen desselben nicht mehr so genau [1]). „Man correspondirt mit Gent," sagt Napoleon, „wie man mit Coblenz correspondirte" [2]). Der Bericht, den ihm sein Polizeyminister über die ausgedehnten Verzweigungen der Royalisten macht, ist merkwürdig genug. Für den Mittelpunct derselben, für den Sitz der Apostel des Bürgerkrieges wird darin Bourdeaux erklärt. Es ist die Stadt, welche die

[1]) Fiévée, Session de 1815. p. 65.

[2]) Ich weiß nicht, warum die Histoire de la restauration par un homme d'état II. 341 dies Wort dem Fouché zuschreibt, da es doch in der Anrede Napoleons an die Kammer enthalten ist.

Bourbonen zuerst wiederanerkannt und auch jetzt bis zuletzt be-
hauptet hatte. Fast unglaublich lautet die Erklärung, welch
Lainé in seiner Eigenschaft, als Präsident der alten Deputirten
kammer, von dort aus erließ. Er sprach darin Jedermann vo
der Verpflichtung, die Auflagen an Napoleon Bonaparte zu zah
len, oder seiner Conscription Folge zu leisten, los und ledig [1])
Die Sachen standen zu Bourdeaux so, daß er dies, in der Mitt
der Napoleonischen Herrschaft, unbestraft thun konnte. Von d
aus erstreckten sich die Verbindungen der Anhänger des König
auf der einen Seite nach Toulouse, welches eine eigne royalistisch
Organisation beizubehalten schien, über die Cevennen nach dem De
partement du Gard, wo man bereits im Mai wieder die weiß
Fahne aufgepflanzt hatte, nach Marseille, in welcher Stadt di
untere Classe gut königlich gesinnt war. Auf der andern Seit
nahm man die Bewegungen nicht allein auf dem linken Ufer de
Loire wahr, wo die Bevölkerung immer dafür empfänglich gewesen
royalistische Banden durchstreiften Morbihan; sie beherrschten di
Gefilde bis an die Thore von Laval, sie unterbrachen, wie oft
die Verbindung zwischen Mans und Vannes. In der Vendé
brach der Krieg der Eigner der Nationalgüter und der Bauer
aufs neue aus; man hörte wieder die alten Namen der Roche
jaquelin und Autichamp; es mußten Heere gegen die Bauern ins
Feld rücken. Die Küsten der Bretagne und Normandie waren
fortwährend unsicher. In Caen bemerkte man royalistische Re
actionen, in den Landschaften von Dieppe und le Havre entzog
sich die Jugend der Nationalmiliz [2]). Es ist eine Linie, fast wi
sie einst die Besitzungen der Engländer in Frankreich beschrieben
haben; sie begreift den größten Theil der Küsten. Kommt dies
nicht vielleicht auch daher, weil die Hafenplätze und alles was

[1]) Protestation de Mr. Lainé. Bourdeaux, le 28. Avril 1815. bei B.
Constant, Minerve IX. 203.

[2]) Rapport à l'Empereur par le Duc d'Otrante, ministre de la
police générale de l'Empire. Moniteur 18. Juin 1815.

durch jene Erfindung des Continentalsystems verletzt worden war, zu den natürlichen Gegnern Napoleons gehörte? Gerade wie die Fabrikstädte für ihn waren. Allein auch mitten in dem Lande hatte Napoleon eine bedeutende Classe wider sich und vielleicht, daß er sich diese Feinde jetzt erst zugezogen hatte. Wenn man während aller Jahre der Restauration das große Eigenthum im Bunde mit dem Königthum sieht, so mag das wohl einer natürlichen Hinneigung desselben zu stabilen Prinzipien zuzuschreiben seyn, aber, wenn ich nicht irre, rührt es auch daher, weil die Bestimmung der Zusatzacte, welche keinerlei Census für die Wählbarkeit festsetzte, dem Interesse der Eigenthümer, von welcher Farbe sie auch seyn mochten, eben so sehr entgegen war, wie die Verordnungen der Charte zu ihren Gunsten. Und so gesellten sich zu den Royalisten von Natur, zu den alten royalistischen Bevölkerungen, zu Clerus und Adel, Interessen des Eigenthums und des Handels hinzu; — mitten durch Frankreich ging die Spaltung der politischen Religion.

Wie sollte der König dies dergestalt entzweite Frankreich regieren? Durfte er sich auf diejenigen stützen, welche ihm treu geblieben, aber ohne zu seiner Wiederherstellung wesentlich beitragen zu können? Oder konnte er hoffen, die andern zu gewinnen, welche von ihm abgefallen waren, aber von denen seine Existenz abzuhangen schien? Diese machten bei weitem die Mehrzahl aus; sie waren verbündet mit den Ideen des Jahrhunderts; gerüstet mit einem ausgebildeten System: jene waren die Minderzahl; in bedeutende Abstufungen getheilt, wußten sie nicht so genau anzugeben, welches ihr Ziel sey; sie suchten noch ihr System; doch waren sie wieder muthig geworden und voll weitaussehender Anschläge. Wie sollte Ludwig XVIII. eine unabhängige Gewalt über beide geltend machen? Wenn es zwischen ihnen, wie es nicht gut anders seyn konnte, wieder zum Kampfe kam, wie konnte er vermeiden, in denselben hineingezogen, von ihm gefährdet zu wer-

bare Selbstgefühl überzeugt seyn, daß wir mit dem rein franzi sischen Kampfe, in welchem man dort begriffen ist, mit dem e gentlichen Inhalt jener Bewegungen wenig gemein haben.

Allerdings haben Revolution und Restauration in ganz Eu ropa, sie haben auch bei uns Analogieen gehabt; allein es feh viel, daß sie sich in irgend einem Lande, daß sie sich bei uns ihrem Wesen wiederholt hätten.

Als die Revolution zu erobern anfing, hatte sie bereits d Stadien ihrer großen Gährung vollendet; sie hatte das al Frankreich bereits von Oberst zu Unterst gekehrt und ein neue gegründet; sie bedurfte wieder der Ordnung. Wo sie erschien zerstörte sie zwar unerbittlich die alten Formen, aber die El mente des Vorhandenen konnte sie nicht so völlig zersetzen, wie i Frankreich; sie mußte sie schonen, um sie sich sofort dienstba zu machen.

Italien hat mehr mit Frankreich gemein, als so leicht ei anderes Land; es ist romanisch, katholisch, zum Theil vo Bourbonen regiert, und denn auch am längsten in den Händen der Eroberer gewesen; italienische Bildung und Literatur häng schon durch die Sprache mit der französischen genau zusammen Bei alle dem, hat es wohl die Revolution vermocht, Italien i den wesentlichsten Momenten dem Zustande von Frankreich gleic zu machen? Man vergleiche nur jene sechzehn Millionen Quoten der Grundsteuer, die in Frankreich bezahlt werden, mit der An zahl der Besitzer in Italien! Diese unveränderlichen Stadt-Aristo kratien von Italien, die sich von Jahrhundert zu Jahrhunder unwandelbar vererbt haben, sie bestehen noch; sie besitzen da Land noch heute. Es giebt daselbst eine Aufregung, allein ei Irrthum wäre, zu glauben, die Worte, deren man sich dort be dient, hätten die nämliche Bedeutung, wie in Frankreich: di Aufregung ist in der Aristokratie. Wenn ich nicht irre, so komm sie hauptsächlich daher, weil einige von den gegenwärtigen Re gierungen das Geheimniß nicht gefunden haben, die Landbesitzer

in ihre Interessen zu ziehen, ein Geheimniß, das die früheren recht gut verstanden.

Und sollte es nun der Revolution wohl gelungen seyn, die deutschen Dinge den französischen gleich zu machen?

Es ist auch bei uns eine große Veränderung vorgegangen: allein mit der kann sie nicht verglichen werden, welche in Frankreich eingetreten ist. Jene völlige Umwälzung des Besitzes und des Rechts, jene Schöpfung einer neuen Nation und eines neuen Daseyns, jene vollkommene Lossagung von aller Vergangenheit, die in Frankreich Statt gefunden, bei uns ist sie nicht wiederholt worden. Wo wäre, vollends in protestantischen Ländern, jener Haß wider den Clerus, der einen so hauptsächlichen Grundbestandtheil der französischen Bewegungen bildet? Wo wäre der Gegensatz eines alten und eines neuen Adels? Eines zwischen der alten und einer neuen Generation streitigen Besitzes? Wo wären bei uns zwei so entschieden, zwei durch so blutige Vorgänge entzweite Parteien ja Bevölkerungen? Wo hätte man endlich die alte Treue so ganz verleugnet, und die Bande, welche ein fürstliches Geschlecht mit seiner Landschaft verknüpfen, so völlig in den Staub getreten, und dem Hasse, der Verhöhnung Preis gegeben?

Nein! so weit ist es nicht gekommen, — damals als die Revolution auf uns einwirkte. Eben so wenig hat auch die Restauration eine Wiederholung in Deutschland gefunden.

Es ist wahr, es sind auch bei uns einige verjagte Fürsten aus der Verbannung zurückgekommen, aber welch ein Unterschied! Nicht von ihrem Volke waren sie verjagt worden, sondern von den verhaßten Fremden. Jenes Gefühl der Nationalunabhängigkeit, welches die Franzosen in der Herstellung der Bourbonen verletzt zu sehen geglaubt haben, es kam den deutschen Fürsten zu Hülfe: es rief sie herbei; es war befriedigt, als man dieselben in den Schlössern ihrer Hauptstädte wieder Platz nehmen sah. Gewiß! diese Fürsten haben, eben we

sie entfernt gewesen waren, besondere Schwierigkeiten vorgefunden, allein mit der Aufgabe der Bourbonen läßt sich die ihre nicht vergleichen; auch waren ihrer nur wenige. Will man wissen, was eine Restauration in Deutschland gewesen seyn würde? Wofern man daran gedacht hätte, das Kaiserthum wieder herzustellen, Churfürstenthümer, bischöfliche Sitze, alle die alten Unmittelbarkeiten und das gesammte Gerüst des römischen Reiches deutscher Nation wiederaufzurichten: wofern eine solche Erneuerung des alten mit allem, was seitdem in Widerspruch mit demselben zum Leben gekommen war, in Kampf gesetzt worden wäre, dann würde von einer Aehnlichkeit die Rede seyn können. Auch dann selbst wäre sie nicht einmal vollkommen. Es hätte erst dazu gehört, daß jene Institute wahrhaft eingreifend, wirksam, herrschend gewesen wären, und daß sie zu einer ähnlichen Macht wieder hätten erhoben werden sollen. Allein man bekenne: sie waren bereits abgestorben, sie waren reif zum Tode; wenn man sie an einigen Orten vermißt, so wünscht man sie nicht zurück, wie sie waren, sondern wie sie hätten seyn sollen.

Was uns demnach von den Franzosen unterscheidet, es ist zwar — man weiß es — ohne Zweifel auch jener von Grundaus verschiedene Nationalcharacter, der ganz andere Bedürfnisse hat, ganz andere Gesichtspuncte verfolgt: doch ist er es lange nicht allein; die Lage der Dinge ist eine andere. Revolution und Restauration haben auch uns betroffen: doch hat uns jene nicht so vollkommen verändert, sie ist entfernt davon gewesen, eine neue Generation zu bilden: diese aber hat das Alte bei weitem nicht wieder auferweckt.

Käme es darauf an, das Unterscheidende, was diese Ereignisse in Deutschland gehabt haben, in der Kürze mit einem Worte zu bezeichnen, so ließe sich sagen: „die Neuerung ist im Bunde mit den Fürsten vollbracht worden". Durch ebendieselbe Veränderung, welche den inneren Zustand der Länder zwar nicht

wie in Frankreich umgewälzt, aber doch so wesentlich anders gestaltet hat, sind die Fürsten zu der Macht gekommen, die sie jetzt haben. Man betrachte einmal das Schicksal der geistlichen Güter. In dem katholischen Deutschland sind sie nicht viel anders in den Privatbesitz übergegangen, als in Frankreich: der Unterschied ist nicht groß. Aber wenn dort die Bourbonen ein Interesse dabei hatten, den Clerus in sein altes Eigenthum wiederherzustellen; denn in den Fall der Geistlichkeit waren sie selber verwickelt gewesen; so beruht dagegen die Macht unsrer deutschen Staaten, unsrer deutschen Fürsten zum guten Theil auf den nemlichen Secularisationen; und wollten sie sich den Grundsätzen, auf denen diese beruhen, widersetzen, so würden sie gegen die Bedingungen *ihres eignen* Daseyns streiten. Die Bestrebungen jener Jahre, ich will sie nicht loben; ich will sie nicht tadeln; aber *einmal* waren sie nichts Neues: — Kaiser Joseph hatte auf eine ganz ähnliche Weise reformirt, und noch vor der Revolution hat ein namhafter deutscher Publicist die Einziehung sämmtlicher geistlicher Güter empfohlen; — sodann waren sie nicht freiwillig: das Bedürfniß war da, die Bewegung ist nicht willkührlich hervorgerufen worden. Als das alte deutsche Reich mit dem revolutionirten Frankreich zusammenstieß — ein irdenes Gefäß mit dem eisernen — fiel es in Trümmer. Da hat freilich der deutsche Adel die größten Verluste erlitten: er war es doch, dem auch die Stifter zu Gute kamen; allein sollte er wohl mit Recht Andere anklagen? Wenn sein Daseyn an dem Bestehen des Reiches hing, wenn er so große Vortheile von demselben genoß, warum setzte er nicht Gut und Blut ein, um es zu retten? Und wie? Wofern er nicht bei den Fürsten einen Rückhalt gefunden hätte, wie wollte er den Leidenschaften der Revolution, die am Ende auch diesseits des Rheins aufzuwecken waren, gegenüber, auch nur sein Leben, sein Allodium, sein persönliches Daseyn gerettet haben? Allerdings verlor er nun seine Unmittelbarkeit: aber was will eine Unabhängigkeit sagen, die sich nicht

weichenden und immer wechselnden Ziele nachjagen, so würden allerdings die Zügel der Dinge einer demokratischen Versammlung anzuvertrauen seyn. Allein etwas anderes braucht die Welt; gesetzmäßige Entwickelung thut ihr Noth; die Gegenwart bedarf zugleich der Vergangenheit und der Zukunft. Unsre Fürsten sind auf der einen Seite die Bewahrer des Rechts; aus dem Dunkel der vergangenen Jahrhunderte sind sie, in lebendiger Vereinigung mit ihren Völkerschaften, in den heutigen Tag eingetreten; auf der andern sind sie die Verbündeten der Entwickelung; alle ihre Größe und all ihr Ruhm beruht auf derselben. Man wird nicht sagen, daß sie in dem Falle Napoleons wären: ihre Herrschaft stammt nicht von dem gestrigen Tage noch von der Gewalt; sie sind rechtmäßige Fürsten, so rechtmäßig, wie irgend ein Besitzer in dem ganzen Lande; sie sind durch die Natur der Dinge beschränkt. Ebensowenig aber sind sie in dem Falle der Bourbonen; sie sind nie von ihrem Volke ausgestoßen gewesen; sie haben ihr Interesse nie von dem Interesse der Landschaft getrennt. Es ist eine uralte, angestammte, unauflösliche Verbindung: mit der Gesammtentwickelung des Landes ist ihr Daseyn, ist ihre Macht verwoben. Sie verlassen uns nicht; wir verlassen sie nicht: mit einander bestehen wir Kampf und Gefahr, wir bilden Eine Familie.

In diesem alten Verhältniß einer gegenseitigen Treue und gesetzlichen Verpflichtung haben die stürmischen Jahre der Revolution und Restauration keine wesentliche Veränderung hervorgebracht; wie ganz anders als in Frankreich, wo alles, was demselben analog war, völlig vernichtet worden ist. Wie aber? Wären wir etwa seit der Wiederherstellung der Bourbonen in den Fall der Franzosen gerathen, oder sie in den unsern?

Auf der Oberfläche, es ist nicht zu läugnen, zeigen die Dinge eine gewisse Aehnlichkeit. In Frankreich, wo man sich im Ganzen ruhig hielt, sprach man nur von dem Bedürfniß guter Staatseinrichtungen, das man nach so großen Erschütterungen

und sie trug ihr eignes Correctiv in sich. Sie gründete sich auf den gesetzmäßigen Willen des Fürsten, der kein anderes Interesse hatte, als das Interesse des Ganzen und der Nation.

So ist die Veränderung, welche der Revolution entspricht, in Deutschland geschehen; sie ist nicht durch einen Ausbruch der in sich selber gährenden Elemente, sondern durch die aus dem Erfolg hervorgehende Untauglichkeit der früheren Institutionen hervorgerufen worden; sie ist, und dies ist die Hauptsache, nicht wie in Frankreich, im Widerspruch mit den Fürsten vollzogen worden, sondern unter ihrer Leitung, in ihrem Vortheil.

Und was war nun, im Großen und im Ganzen angesehen, unsre Restauration? Sie bestand darin, daß man die Fremden verjagte. Die neuen Königreiche blieben, und wenn ihnen die Umstände eine besondere Aufgabe machten, so war es vor allen, sich dessen zu entledigen, nicht, was im Drange der Umstände nothwendig verändert, sondern was durch den unmittelbaren Einfluß von Frankreich hervorgebracht worden war. Das Alte eigentlich herzustellen, durch dessen Zertrümmerung sie stark geworden, wie hätte es ihnen beikommen können. Mächtig trat die preußische Monarchie wieder hervor: allein mit demjenigen, was wesentlich erneuert worden, hätte sie am wenigsten sich in Widerspruch gesetzt; sie war selber erneuert und verjüngt: sie war sich der Entwickelung, in der sie stand, der Aufgabe, die sie hatte, wohlbewußt; selbst die Grundsätze ihrer auswärtigen Politik waren verändert.

Man verkenne nicht muthwillig, wie viel wir durch unsre angestammten Fürsten vor den Franzosen, ja vor allen Nationen der Welt voraus haben. Nur in zwei Fällen, glaube ich, könnten wir ihrer entrathen. Wenn Die Recht hätten, welche fortwährend auf dem Alten verharren wollen, so bedürfte man nur des strengen, einmal gegebenen Gesetzes, und etwa der Unwandelbarkeit einer Aristokratie. Wäre dagegen den Andern zu glauben, welche in unermüdlicher Bewegung einem immer zurück

6*

weichenden und immer wechselnden Ziele nachjagen, so würden allerdings die Zügel der Dinge einer demokratischen Versammlun anzuvertrauen seyn. Allein etwas anderes braucht die Welt; ge setzmäßige Entwickelung thut ihr Noth; die Gegenwart beda zugleich der Vergangenheit und der Zukunft. Unsre Fürsten sin auf der einen Seite die Bewahrer des Rechts; aus dem Dun kel der vergangenen Jahrhunderte sind sie, in lebendiger Vereini gung mit ihren Völkerschaften, in den heutigen Tag eingetreten auf der andern sind sie die Verbündeten der Entwickelung; all ihre Größe und all ihr Ruhm beruht auf derselben. Man wir nicht sagen, daß sie in dem Falle Napoleons wären: ihre Herr schaft stammt nicht von dem gestrigen Tage noch von der Ge walt; sie sind rechtmäßige Fürsten, so rechtmäßig, wie irgen ein Besitzer in dem ganzen Lande; sie sind durch die Natu der Dinge beschränkt. Ebensowenig aber sind sie in dem Fall der Bourbonen; sie sind nie von ihrem Volke ausgestoßen gewe sen; sie haben ihr Interesse nie von dem Interesse der Landschaf getrennt. Es ist eine uralte, angestammte, unauflösliche Verbin dung: mit der Gesammtentwickelung des Landes ist ihr Daseyn ist ihre Macht verwoben. Sie verlassen uns nicht; wir verlasse sie nicht: mit einander bestehen wir Kampf und Gefahr, wi bilden Eine Familie.

In diesem alten Verhältniß einer gegenseitigen Treue un gesetzlichen Verpflichtung haben die stürmischen Jahre der Revo lution und Restauration keine wesentliche Veränderung hervorge bracht; wie ganz anders als in Frankreich, wo alles, was dem selben analog war, völlig vernichtet worden ist. Wie aber Wären wir etwa seit der Wiederherstellung der Bourbonen i den Fall der Franzosen gerathen, oder sie in den unsern?

Auf der Oberfläche, es ist nicht zu läugnen, zeigen die Ding eine gewisse Aehnlichkeit. In Frankreich, wo man sich im Gan zen ruhig hielt, sprach man nur von dem Bedürfniß gute Staatseinrichtungen, das man nach so großen Erschütterungen

allenthalben mitfühlen mußte. Dort wechselten die Ministerien; und allenthalben glaubte man Klage zu haben. Dort wurden in täglichen Sitzungen die Verhältnisse zwischen der fürstlichen Gewalt und der Verwaltung, der Aristokratie und dem Lande, den verschiedenen Ständen verhandelt; wo hätte man sich so behaglich fühlen sollen, daß man nicht der Nothwendigkeit inne geworden wäre, eben dieselben auseinanderzusetzen.

Es ist jedoch leicht zu bemerken, daß diese Aehnlichkeiten nur sehr allgemein sind. In der That kann es keinen Staat geben, der nicht so wichtige Fragen auf seine Weise zu lösen hätte. So wie wir ein wenig tiefer eingehen, so nehmen wir wahr, daß die Franzosen fern davon waren, ein allgemeines, daß sie ein *sehr besonderes*, und ihnen eigenthümliches Ziel verfolgten; *ein Ziel*, das ihnen durch die Ergebnisse ihrer Revolution *gesetzt war*.

Diese, man wollte sie nicht aufgeben noch verlieren. Man hat sie während aller Jahre der Restauration gegen Ebendieselben verfochten, über welche man sie erobert hatte. Schien es nicht, als wollten Diejenigen, die durch die Restauration zurückgekommen waren, den Schatten der erschlagenen alten Monarchie heraufbeschwören und wieder beleben? Das revolutionäre Frankreich nahm alle seine Kräfte zusammen, ihnen zu widerstehen.

Nun ereignete sich, und ich habe zu zeigen gesucht, auf welche Weise, daß sich der Kampf der Interessen in die Verfassung warf, und den Schein annahm, als gelte er die Auseinandersetzung der königlichen Gewalt und des Volkes. Man täusche sich nicht: er war nicht darin. Während man beeifert schien, die beste Verfassung zu entdecken, und sie auf das Vollkommenste auszubilden, verfocht ein Jeder das ihm durch seine Stellung zu der Revolution angewiesene Interesse. Tausend Mal haben die Franzosen bekannt, daß es ihnen bei den Verhandlungen während der Jahre der Restauration gar nicht auf Untersuchung und eigentliche Erörterung ankam. In fünf Minuten,

sagen sie, konnte man sich auf alle Fälle Für und Wider entscheiden. Es kam darauf an, ob man die Interessen der neuen Nation theilte oder die Ansprüche der alten festhielt. Zwischen beiden wurde der alte Krieg fortgesetzt.

Ich weiß nicht, ob es im Laufe der Jahrhunderte noch ein ander Mal vorgekommen ist, daß Prinzipien und Daseyn dergestalt ineinandergewachsen, und unauflöslich vereinigt gewesen wären. Die Ideen, die an der Bildung der Zustände so großen Antheil gehabt haben, ließen sich von denselben nicht wieder sondern. Wollte man behaupten, was man erworben, wollte man fernerhin auch nur äußerlich und bürgerlich leben wie bisher, so mußte man die Gedanken geltend erhalten, auf denen die Zustände beruheten. Im Anfange der Revolution hat man die Ideen eher mit freier Wahl ergriffen; man nahm für dieselben keine andere, als eine rationelle Wahrheit in Anspruch, und suchte sie durch Beweis geltend zu machen. Jetzt hatte man keine Wahl weiter: durch seine Existenz war man an die Ideen gefesselt, um so mehr, da man sich ihrer fortwährend bedienen mußte, um sich zu vertheidigen; sie waren durch die Gesetze anerkannt und ausgesprochen; was früherhin rationell gewesen, trat nunmehr als Legalität auf; und es kam nur darauf an, es als solche weiter auszubilden, es wider die Gegner, deren Bestrebungen ein anderes System, ein anderes Interesse zu Grunde lag, ohne Abbruch zu behaupten. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie oft man die besonderen Bedürfnisse und Wünsche der Parteien durch allgemeine und constitutionnelle Bestimmungen zu erfüllen sucht. Selten ist ein Vorschlag, ein Gesetz ohne eine Absicht im Rückhalt, einen versteckten Nebengedanken. Was die Leidenschaft fordert, rüstet man mit Gründen aus; jenes Gebiet von Ideen, das zuerst Montesquieu im Großen abgegrenzt, und darauf die Constituante in Besitz genommen, ist zum Kampfplatz geworden. Es ist, wie gesagt, der alte Krieg. Die Meinungen sind fertig, es sind die Waffen.

Und diese wären auch bei uns anwendbar, wo Vorgänge und Entwicklungen von so ganz verschiedenem Character gewesen sind? Ist etwa auch bei uns eine verjagte Generation wiedergekommen, ihren verlorenen Rechten nachzufragen? Ist bei uns das Fürstenthum mit einer solchen verbündet? Kann es irgendwo, ohne mit sich selber in Widerstreit zu gerathen, und sich seiner eignen Vergangenheit entgegenzusetzen, eine verfallene Aristokratie zu neuem Leben aufzurufen gesonnen seyn? Wo ist das Volk, man nenne es, das wirklich Grund hätte, in unaufhörlichem Verdacht zu leben, als werde es in den Bedingungen seiner Existenz bedroht und gefährdet?

Nein! von der allgemeinen Fassung, in welcher die französischen Parteien ihre Ansprüche vortragen, muß man sich nicht blenden lassen: jenem Strome des Raisonnements, mit welchem die französischen Zeitungen und Tagesschriften Europa überfluthen, muß man sich nicht blindlings ergeben. Die Uebermacht, welche französische Sitte und Literatur seit Jahrhunderten auf Nahe und Ferne ausübt, hat sich gegenwärtig auf diesen Zweig geworfen, der in der That mit so viel Gewandtheit, geistiger Behendigkeit und glücklichem Erfolg bearbeitet wird, daß er den glänzendsten Theil ihres Lebens ausmacht. Sollte es zu billigen seyn, wenn die europäische und denn auch die deutsche Opposition sich in die Formen der französischen wirft, und deren Verwandlungen, die einen ihr eigenthümlichen Grund haben, in analogen Schwingungen mitmacht?

Nicht als ob bei uns alles wohleingerichtet wäre: als ob man die Schwierigkeiten, die sich nach so großen Unfällen und Zerstörungen, nach einem so völligen Umschwung der Dinge allenthalben zeigen mußten, eben sehr glücklich überwunden hätte. Ich sage nicht, daß nicht viel Unrecht geschehen, daß nicht viele Ansprüche zu vergleichen, viel Uebel gut zu machen übrig sey. Es ist dies nur allzu gewiß. Allein durch die Eigenthümlichkeit

der Ereignisse in unserm Lande ist uns eine ganz andere Aufgabe gestellt worden.

Einmal liegt uns nicht sowohl ob, zu behaupten, was wir durch die Revolution erworben, als vielmehr das zu ersetzen, was wir durch dieselbe verloren haben. So mangelhaft die alte Einrichtung des Reiches seyn mochte, so bedeutete sie uns doch jene nationale Einheit, an welcher alle deutsche Herzen hangen. Wer sollte es nicht fühlen? Freilich wäre es schwer gewesen, unter den Umständen, wie sie waren, eine engere Verbindung durchzusetzen, als diejenige geworden, mit welcher man das Reich am Ende hat ersetzen wollen; der Mangel ward vielleicht eben von dort aus am meisten veranlaßt, wo man ihn jetzt am meisten empfindet; allein soll man sich darum verbergen, daß unser Vaterland allerdings einer besseren Vereinigung bedürfte? Es bedarf derselben für den Fall eines fremden Angriffs: da ist kein Zweifel. Es bedarf ihrer aber, wenn wir nicht irren, auch für den Frieden. In den kleinen Fürstenthümern sind es zuletzt wohl beide Theile selber inne geworden. Kann es, frage ich, nicht einen Fall geben, in welchem die Autorität für ihren beschränkten Wirkungskreis, für den Umfang ihrer täglichen Pflichten allzuviel Kräfte in Anspruch nimmt, und dennoch nicht stark genug wird, um der Erhebung ungesetzlicher Gewalten zu widerstehen? Dieser Fall, ist er nicht hie und da eingetreten? Hat man nicht hie und da den Widerstand aufgereizt, ohne doch stark genug zu seyn, ihn zu überwinden und die empörten Kräfte in die Bahn der Ordnung zu leiten? Unglücklicher Zustand! Alle deutschen Patrioten werden, denke ich, übereinstimmen, daß die Folgen desselben so gut wie möglich beizulegen, seine Wiederkehr, seine Fortsetzung so sorgsam wie möglich zu verhüten wären. Allein nicht minder werden sie überzeugt seyn, daß diese Uebelstände durch Gewaltsamkeiten, durch den Umsturz des Bestehenden nicht allein nicht gehoben, sondern tausendfach vermehrt werden würden. Auf eine vernünftige, schonende Weise, — in freier Uebereinkunft, in

allmähligem Fortschritt, durch nähere und nähere Vereinigung der lebendigen Interessen, wozu die Verfassung, in der wir sind, uns allen Spielraum läßt, wäre es zu versuchen. Dazu aber gehört etwas mehr, als die Debatten der Franzosen wiederholen, die gerade an dem Uebermaaß derjenigen Einheit leiden, deren völligen Mangel wir beklagen.

Eben so wenig, dünkt mich, kann es uns in den innern Verhältnissen unserer Staaten fördern, auf deren Beispiel zu sehen. Was ist es doch, worüber man sich beschwert? Man hört klagen, daß die Verwaltungen nicht selten hart seyen, starr, drückend; daß man die besonderen Bedürfnisse der Personen, Städte, Landschaften allzuwenig berücksichtige. Wer wollte es läugnen? Allein man *erlaube mir* zu bemerken, daß diejenige Richtung, welche die *Ständeversammlungen* gegenwärtig zu nehmen scheinen, schwerlich *dienen kann*, diesem Uebelstande jemals abzuhelfen. Wenn es ihnen gelingen sollte, von den Rechten der höchsten Gewalt immer mehr an sich zu bringen, ungefähr wie es in Frankreich geschehen ist, so würden sie zwar das Ansehn des Fürsten schmälern und sich einen entscheidenden Einfluß auf dessen Entschlüsse verschaffen; aber das Uebel der Centralisation würden sie, — ganz wie es dort Statt findet, — nicht anders als vermehren. Die Verwaltung, gestützt auf die Beschlüsse der Mehrzahl, würde nur um so durchgreifender werden, und sich um so weniger verpflichtet glauben, auf locale und provinzielle Unterscheidungen Rücksicht zu nehmen. Dieser Despotismus der Einheit, die überdies nur künstlich gemacht ist, welchen Sinn hat er in einem kleinen Lande? Durch welche Vortheile entschädigt er für die Aufopferungen, die er gebietet? Dort in Frankreich suchen sich die Interessen der Revolution, — welche mit den Interessen der nationalen Einheit zusammenfallen — einen selbständigen Einfluß auf eine Regierung zu verschaffen, die nicht ihres Sinnes seyn möchte. Hier, wo wären die Interessen der Revolution, wo die Gewalten, von denen dieselben bedroht würden? Die Neuerung, welche geschehen, — ohne Vergleich weniger durch-

gehend und vollständig — ist, wie gesagt, im Bunde mit den Regierungen, durch sie selbst, vollbracht worden und ist ihr eigener Vortheil. Ganz eine andere Aufgabe haben wir. Sie geht ohne Zweifel dahin, die Ansprüche der verschiedenen Stände ruhig und rechtlich auszugleichen; die Bedürfnisse der verschiedenen Landestheile gleichmäßig zu berücksichtigen; jene Wunden, welche die Jahre der Bewegung geschlagen, zu heilen und nicht immer wieder aufzureißen; in Wohlfahrt, Ordnung, Entwickelung aller Kräfte fortzuschreiten, und dabei die Treue und Gesetzlichkeit zu behaupten, die den Deutschen so wohl ziemt.

Statt dessen hat man wohl erlebt, daß sich hie und da die Mitglieder deutscher Stände in die Rolle der französischen Kammern versetzt zu sehn geglaubt haben. Es haben sich Etliche berufen gefühlt, sich ihren Fürsten, mit denen sie fast eine gemeinschaftliche Sache hatten und nur über untergeordnete Interessen streitig seyn konnten, entgegenzusetzen, wie dort etwa ein General, ein Staatsrath Napoleons, ein Foy, ein Benj. Constant der bourbonischen Regierung, mit der sie kämpften auf Leben und Tod. Allerdings sind am Ende auf der andern Seite analoge Irrthümer entstanden. Fürstenthümer und Reiche bieten auch bei großer Verschiedenheit immer gewisse Aehnlichkeiten dar. Allein wenn man sich überredet hat, die Interessen der Fürsten seyen allenthalben den bourbonischen gleich, die Interessen der Völker dem Interesse der französischen Revolution: so ist das ein ungeheurer, der Wahrheit der Dinge schnurstracks zuwider laufender Irrthum.

Und wie verderblich! Eine uns eigene, große, deutsche Aufgabe haben wir zu lösen: den ächtdeutschen Staat haben wir auszubilden: wie er dem Genius der Nation entspricht. Dazu giebt es schwerlich einen anderen Weg, als die unläugbaren und augenscheinlichen Mängel, deren so viele sind, ins Auge zu fassen, sie so viel an uns liegt, zu heben, und immer das zu leisten, was Noth thut. Sich erdichtete Bedürfnisse zu schaffen, weil man

anderswo davon redet; durch kleinliche Reibungen einer Trennung, die man aus allen Kräften vermeiden sollte, erst das Daseyn zu geben; es scheint mir nicht förderlich. Vor allem aber soll man sich vor den Formen hüten, welche die Franzosen in ihrem eigenen Interesse, das von dem unsern so ganz verschieden ist, erfunden haben.

Nachahmung ist bei jeder menschlichen Thätigkeit bedenklich und hemmend; in Staatseinrichtungen aber ist sie — es kann nicht anders seyn — höchst gefährlich. Wie schwer ist es schon, irgend eine Idee, sie sey so rein und angemessen wie sie wolle, ins Leben zu führen. So wie man aber nachahmt, und herübernimmt, hat man es überdies nicht mehr mit reinen Gedanken, mit dem *Ideale zu thun*; man sucht die Formen, die ein fremdes *Leben hervorgebracht* hat, auf das eigene überzutragen. Was uns *als Idee erscheint*, es ist oft nur das Abstractum einer fremden Existenz. Wie aber dann? Sollte es nicht sein Prinzip auch bei uns geltend machen? Immer tiefer und tiefer wird die Wirkung gehn, und was in einem andern Lande natürlich ist, kann das unsere zur Revolution führen. Als man die Mißbräuche des altfranzösischen Staates abzuschaffen unternahm, war es ein großes Uebel, daß man englische, ja nordamerikanische Formen ins Auge faßte. Jene Gedanken, die in Nordamerika aus dem Daseyn unmittelbar hervorgingen, es reinigten und belebten, haben dazu beitragen müssen, das alte Frankreich von Grundaus zu zerstören.

Ganz etwas anders ist es, das Ideal auf eigenem Wege zu verfolgen; auf dem Wege, welchen unsre Väter eingeschlagen, die die Bewunderung der Welt waren; den Veränderungen gemäß, die seitdem eingetreten sind. Stehen bleiben: es wäre der Tod; nachahmen: es ist schon eine Art von Knechtschaft; eigene Ausbildung und Entwickelung: das ist Leben und Freiheit.

Unsre Lehre ist, daß ein jedes Volk seine eigene Politik habe. Was will sie doch sagen, die Nationalunabhängigkeit, von der

alle Gemüther durchdrungen sind? Kann sie allein bedeuten, daß kein fremder Intendant in unsern Städten sitze, und keine fremde Truppe unser Land durchziehe? Heißt es nicht vielmehr, daß wir unsre geistigen Eigenschaften, ohne von Anderen abzuhangen, zu dem Grade der Vollkommenheit bringen, deren sie in sich selber fähig sind? daß wir die Natur, die wir von Gott haben, unser ursprüngliches Eigenthum, unser Wesen, auf die von demselben geforderte Weise selbständig ausbilden?

Warum giebt es endlich verschiedene Staaten? Ist es nicht darum, weil es verschiedene gleich gute Möglichkeiten derselben giebt? Die Idee der Menschheit, Gott gab ihr Ausdruck in den verschiedenen Völkern. Die Idee des Staats, sie spricht sich in den verschiedenen Staaten aus. Gäbe es nur Eine untadelhafte Möglichkeit des Staates, gäbe es nur Eine rechte Form desselben, so wäre die Universalmonarchie allein vernünftig.

Man redet viel von der Forderung des Geistes der Zeit. Seltsam wäre es, zu behaupten, sie reiche weiter, als die Gemeinschaftlichkeit unsrer Natur überhaupt. Auch ist der Geist nicht von so groben Fäden, daß er sich einem Volke bloß in den Formen mittheilen ließe, die ein anderes erfunden hat, daß man diese von verschiedenen Zuständen auf verschiedene übertragen müßte. Er ist als Prinzipium wirksam, und wird sich auf natürlichem Wege aus seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit eine neue Zukunft entwickeln.

Ein großes Volk, so wie ein selbständiger Staat, wird nicht allein daran erkannt, daß es seine Feinde von den Grenzen abzuwehren wisse. Die Bedingung seiner Existenz ist, daß es dem menschlichen Geiste einen neuen Ausdruck verschaffe, ihn in neuen, eignen Formen ausspreche, und ihn neu offenbare. Das ist sein Auftrag von Gott.

Und wie? Wir sollten uns jetzt von den französischen Richtungen übermannen lassen? Ich tadle die Franzosen nicht: seyen sie, wie sie sind, wie sie seyn können. Allein als sie uns jene

Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die zum Theil auch aus England übertragen war, und die mit ihr zusammenhangende Ansicht der Religion und Natur überliefern wollten, haben wir uns damals von ihnen überreden lassen? Es ist gerade im Gegensatz mit ihnen gewesen, daß wir, wie sie nun selber gestehen, um so viel tiefer eingedrungen, und der Wahrheit näher gekommen sind. In allen Zweigen der Wissenschaft, Niemand wird es läugnen, ist ihre Ansicht geschlagen und verdrängt worden. Ihre Poesie und Kunst? Glücklicherweise sind wir, seit wir eine Literatur haben, ihren Spuren nicht weiter gefolgt. Alle geistigen Bestrebungen unsrer guten Zeit, alle wissenschaftlichen Erwerbungen unsrer großen Männer, alles was den Deutschen einen *Namen macht*, es ist im Gegensatz gegen Frankreich gelungen. *Und* den Staat, den die Franzosen überdieß in Anschauung fremder Formen hervorgebracht, der aber ganz auf dem nemlichen Zusammenhange der Ideen, auf jener mechanischen Ansicht der Dinge, die ihnen so natürlich ist, beruht, — der eben darum jeden Augenblick in sich selber zu verfallen droht — den sollten wir nachahmen und herübernehmen! Nachdem wir sie in allen einzelnen Zweigen zurückgeschlagen, nachdem wir, in jener großen geistigen Richtung weiterschreitend und zu den Waffen greifend, sie auch im Felde überwunden haben, sollten wir uns in dem wichtigsten Lebenselement, in der Form des Staates, an sie anschließen und ihre dürren Erfindungen nachahmen? Es sey ferne! Alles was wir leben und sind, alles was wir in den Jahrhunderten unsrer Vergangenheit erworben haben, lehnt sich dawider auf.

Frankreich gemeldet ward, so daß man fast versucht war, der verkündigten, überall identischen „Staatsrecht der constitutionelle Monarchie", eine ebensosehr überall identische, überall aus der selben Begebenheiten bestehende Geschichte der constitutionelle Monarchie an die Seite zu setzen. Aber — und dies ist d Hauptsache, jene transrhenanische Weisheit zeigte sich als die ei zige Lehrerin der liberalen Redner auch in der Vorliebe fü solche Gegenstände, welche in jenen Zeitungen bis ins kleinst verarbeitet waren, wohin denn namentlich die Freiheit der Pres gehörte, während die particulären Landesinteressen von ihne entweder gänzlich übergangen, oder mit einer Mattheit und Nach läßigkeit abgehandelt wurden, welche zwar nicht einem böse Willen, aber einer großen Unkenntniß in Dingen des eigene Vaterlandes zugeschrieben werden darf. Dieses Uebel mußte u desto fühlbarer werden, je weniger die Verhältnisse Deutschland eine Vergleichung mit den französischen zulassen. Daß wir ein Freiheit haben, nach welcher das sogenannte befreite, unter de Joch des Despotismus von Paris schmachtende Frankreich si sehnt, davon konnte natürlich keine Ahnung in die Seele unser Liberalen aus ihren canonischen Journalen fallen, die jene Unte drückung der Provinzen nicht zu heben, sondern immer fester z begründen streben.

Einen viel näheren und bis ins Einzelnste der Verhandlu gen und Abstimmungen dringenden Einfluß jedoch, ja eine A von Herrschaft über die Kammer üben die einheimischen liberal Journale. Es sind damit hauptsächlich zwei gemeint: das sch seit einigen Jahren unter der Redaction des (während d Landtags größtentheils in München sich aufhaltenden) Dr. me Eisenmann und Mitwirkung mehrerer Würzburger Professor und sonstiger Literaten bestehende Würzburger Volksblatt, u die erst im vorigen Jahr von Wirth aus Baireuth g gründete Deutsche Tribüne, von welchen das erstere gegen d letztere noch immer ziemlich gemäßigt erscheint, und durch ein

gewissen nationalen Gehalt Achtung verdient, während das letztere allen positiven Inhalt abgestreift, und sich so hoch in den Dunstkreis generell-kosmopolitischer Ideen erhoben hat, daß die wirklichen Verhältnisse, wenigstens die des Vaterlandes, nur etwa in Bausch und Bogen eine Berücksichtigung von ihm erwarten durften. Nicht bloß aber den Journalen selbst ist jener Einfluß zu Theil geworden, sondern, was der Sache eine unerhörte gefährliche und die Würde der Kammer verletzende Gestalt gab, die Redacteren dieser Journale selbst waren es, die außer ihren Blättern in allgemeineren und Privatzusammenkünften eine beträchtliche Anzahl der Abgeordneten leiteten und ihre Ansichten bestimmten. Ein großer Theil der Kammer besteht aus Personen, welche bei den meisten der vorkommenden Gegenstände einer Anleitung und Belehrung durch Andere bedürfen, um sich dadurch eine Ueberzeugung zu bilden, nach welcher sie ihrem Eide gemäß zu stimmen haben. Diese Belehrung fanden sie sonst vornehmlich bei den Notabilitäten der Kammer, nach deren verschiedenen Farben, nicht bloß bei der öffentlichen Discussion, sondern auch (da diese für die Mehrzahl nicht ausreicht) in sonstigen Zusammenkünften, und dies ist offenbar die einzige zu billigende und der Kammer nicht unwürdige Art, wie ein solcher nicht öffentlicher Einfluß Statt finden kann. Bei dem letzten Landtage verhielt sich die Sache anders. Jene Notabilitäten konnten sich nur dann einen hinreichenden Einfluß versprechen, wenn sie sich mit den Journalisten verbanden, welche sich der eigentlichen Direction bemächtigt hatten.

Diese Gewalt der Journalisten hat ein liberaler Redner, ein wie man sagt, gut gesinnter, aber, wie es scheint, in Charakter und Kenntnissen nicht sicher und feststehender Mann, der Professor Seuffert von Würzburg (zweiter Präsident der Kammer) auf eine fühlbare Weise erfahren. Unterstützt von dem Redacteur des Volksblattes, und nicht verworfen von dem Redacteur der deutschen Tribüne, hatte er am Anfang des Landtags durch seine Reden für die Freiheit der Presse (welche er bis zum Ende des Land-

tags fortsetzte) und gegen das damalige Ministerium des Innern unter welchem die Censurverordnung erschienen war, eine Popu laritát erworben, in welcher er sich als eine Säule der Kamm erkannte. Eingenommen von dieser wagte er es nach mehrern Monaten bei Gelegenheit des Finanzrechenschaftsberichts seine e gene, von der vom Liberalismus vorgezeichneten Bahn abwe chende Meinung zu haben. Sofort ging sein ganzer Einfluß i Trümmer: nichts konnte ihn vor der Strafe schützen, welche de Redacteur der Deutschen Tribüne über ihn verhängte, nicht sein späten Klagen über den in der Kammer herrschenden „Terro rismus der Meinungen," selbst nicht das W. Volksblatt, wel ches sich seiner treulich annahm, und darüber mit der Tribün in Opposition kam. Vergebens deckte das Volksblatt in starke Aufsätzen die Zweideutigkeiten in dem politischen Charakter seine Nebenjournals auf, wie z. B. die Tribüne vorgestern noch (selb nach Ablegung des Rechenschaftsberichts) den Finanzminister al das Muster eines constitutionellen Ministers, als „den Man des Volks" in den Himmel erhoben habe, und seit gestern, ohn alle zur öffentlichen Kunde zu bringende Veranlassung, die heftigste Artikel gegen denselben enthalte. Die Tribüne ging stillschweigen über diese capitale Anklage hinweg, das Volksblatt hatte nu seine eigene Autorität durch die Vertheidigung seines Schützling erschüttert, und die Gewalt des Redacteurs der Tribüne, der sic um diese Zeit mit einem sehr gewichtigen, bis dahin schweigenden nun aber bei den finanziellen Gegenständen höchst activen Glied der Kammer verbunden hatte, wurde nur um so entschiedene und ausschließender.

Das Bestreben, durch die Presse auf die Verhandlungen de Kammer einzuwirken, und eben so die Uebung einer Art von Ju risdiction über die Redner, welche ohnedies ohne freiwillige Un terwerfung keine entscheidende Kraft zu erlangen vermag, kan Niemand mit Grund schlechthin mißbilligen, aber die geheime, au ßerhalb der Presse sich äussernde Betriebsamkeit der Journalisten

in Bearbeitung und Anleitung der großen Masse der Abgeordneten konnte weder mit der Würde der Kammer, noch mit dem Geist der Verfassung vereinbar gefunden werden.

Daß die Würde der Kammer selbst unter dieser außer ihr befindlichen Direction litt, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Auch hat sie es selbst erprobt, wie sich ihre Majorität nicht der einen Partei so völlig hingeben konnte, ohne alle Waffen des Spotts und Hohns von Seiten einer entgegengesetzten gegen sich aufzurufen, und durch jene Deferenz zu legalisiren. Eben so klar aber ist es, daß jene geheime, von unberufenen, unbeeidigten, der Kammer fremden Personen ausgehende Leitung der Verfassung widersprach. Was sollte man dazu sagen, wenn bei der freien Discussion vom Platze aus, Deputirte aus der Zahl derer, die z. B. in der französischen Deputirtenkammer nicht daran denken, das Wort zu nehmen, Zettel aus der Tasche zogen, und ganz unbekümmert um das, was vor ihnen gesagt worden war, durch das darauf geschriebene ihren Beitrag zur Discussion gaben, wobei man vielleicht aus Styl und Inhalt bei mehreren dieser Reden sogar einen und denselben Verfasser vermuthen konnte? Es konnte nicht fehlen, daß die Resultate nicht selten dieselbe verfassungswidrige Gestalt an sich trugen, wie ihre Ursachen. Wenn die bayrische Verfassung eine Censur der politischen Zeitungen anordnet, wie hätte wohl ohne jene äußere Macht die zweite Kammer auf den ausgesprochenen, und ihren Beschluß über das Preßgesetz bestimmenden Grundsatz kommen können: sie dürfe in keiner Art für die Censur jener Blätter stimmen, damit diese verwerfliche Einrichtung durch einen solchen Beschluß nicht eine heiligende Sanction erhalte, wobei sich also die Kammer der Abgeordneten eine höhere sanctionirende Gewalt beilegte, als der Verfassung selbst, welche jene Censur anordnet. Nimmt man nun noch dazu, welche Stellung Bayern unter den politischen Mächten einnimmt, und wie groß hiernach das wahre Landesinteresse an der Freiheit der Presse von der Censur in Beziehung auf

die äußere Politik seyn kann, so würde es vollends unbegreiflich werden, wie diese Censurfrage ein Hinderniß des Preßgesetzes werden konnte, dessen Bedürfniß allen Parteien sich als ein sehr dringendes kund gethan hätte, wenn sich nicht eben in der ungesetzlichen Theilnahme der Journalisten an den Verhandlungen der Kammern das Wort des Räthsels fände.

In der That, die Journalisten konnten ihre orationes pro domo ruhig halten, ohne fürchten zu dürfen, daß ihnen einer ihrer Zuhörer das: vous êtes orfèvre! des Lustspiels entgegenhalten würde. Wenn der Redacteur der deutschen Tribüne einen andern Journalarbeiter einen großen Mann nennen konnte, ohne öffentlich ausgezischt zu werden, wenn derselbe ohne allgemeines Gelächter das gesammte cisrhenanische Bayern der liberal-politischen Unreifheit beschuldigen konnte, weil — noch Niemand von daher eine Actie auf die von ihm einzurichtende Schnellpresse unterzeichnet hatte, wenn man endlich sogar sonst verständige und vom Journalwesen unabhängige Personen es beklagen hörte, daß bei uns so wenig Aufmunterung für Journalisten sey, während man in Frankreich durch Theilnahme an der Journalistik die höchsten Stellen sich erschreiben könne, so ist es nicht zu verwundern, daß es keinem der Gutmüthigen, welche ihre Abstimmung von der Billigung der Journalisten abhängig machten, einfiel, zu überlegen, ob das klare eigene Interesse dieser Personen sie denn wirklich ganz unbefangen über das Interesse des Landes gelassen habe.

Es könnte auch noch über die Verträglichkeit jenes Einflusses der Journalisten mit dem Gewissen der Abgeordneten und dem Eid derselben: „des Landes Wohl und Bestes nach ihrer inneren Ueberzeugung zu berathen", gesprochen werden. Ueber diesen Punct aber mögen bloß einige Thatsachen reden. Wenn Mitglieder der zweiten Kammer (sogar Geistliche) in Beziehung auf die Anklage des Ministers von Schenk gegen ihre Bekannten sich erklärten: sie hätten für die Versetzung desselben in den An-

Klagestand gestimmt, nicht weil sie dieselbe für begründet geachtet, aber weil sie sie für vortheilhaft, um ein Exempel zu statuiren, oder die Mißbilligung seiner Verwaltung energisch zu erklären, gehalten hätten; so mögen diese Männer vielleicht eine Hinterthüre in jenem Eide offen sehen, durch welche sie ihr Gewissen flüchten können. Kaum aber wird dies denen gelingen, welche anerkannten, daß ihre Abstimmung eine Folge der Drohung gewesen sey, sie würden nach Hause kehrend mannigfachen Beschädigungen an Leib und Vermögen nicht entgehen, wenn sie anders stimmten. Andere erklärten Solchen von ihren Collegen, an welche sie sich wohl um Belehrung zu wenden pflegten, am Tage vor der Abstimmung: ja, nun Sie uns auf den und den Punct aufmerksam gemacht haben, sehen wir die Sache ganz gut ein, wenn wir Sie nur früher gehört hätten, wir würden ganz anders stimmen; aber wir haben nun einmal unser Wort gegeben, so zu stimmen, und das können wir nicht brechen!

Ist es endlich wohl ein Irrthum, zu glauben, daß gerade der Einfluß der Journalisten die Hauptursache der Spannung zwischen dem König und dem einen Theil der Stände ist, welche die hauptsächlichste und unseligste Frucht dieses Landtags war? Es läßt sich nicht erwarten, daß ein König von dem trefflichen Willen wie Ludwig durch eine Opposition gereizt worden wäre, welche von Liebe des Vaterlands beseelt, von deutschem Ernst geleitet und der Achtung theilhaftig, die einer auf eignen Füßen stehenden Ansicht gern gewährt wird, manchen Acten der Regierung entgegengetreten wäre. Nun aber hat es die Mehrheit der Kammer zugelassen, daß zwischen sie und den König eine andere, durch sich selbst ernannte Volksrepräsentation sich gestellt hat, welcher wir es vornemlich zuschreiben wollen, wenn die aus dem Herzen kommende Ansprache in der Thronrede durch hohle Phrasen einer ausländischen Rhetorik, die aufrichtige Liebe des Königs zu seinem Volk durch ein oft selbst nur vorgegebenes

Mißtrauen, ja zuweilen durch einen unwillkührlichen Widerschein des Verdrusses, den theils die Sparsamkeit eines Fürsten, theils sein Streben nach geistigen Dingen in einer gewissen Klasse von Menschen erregt, und das, was seine Regierung wirklich geleistet hat, mit Anforderungen aus den Geboten des französischen Liberalismus erwiedert worden ist.

Eine Bemerkung über die Charte von 1830.

Man hätte die ganzen Jahre der Restauration hindurch nicht anders glauben sollen, als daß die Franzosen insgesammt von Verehrung für die Charte Ludwigs XVIII. durchdrungen seyen. Wie heftig auch immer die Parteien zusammenstießen, so forderten sie doch ohne Aufhören beide: „die Charte, die ganze Charte, nichts als die Charte". Eine klagte nur immer die andere an, daß sie dies Bollwerk der Freiheit verletze.

Endlich kam es, im schwierigen Augenblick, von den Worten zur That. Man sah die eine Partei zu Auslegungen dieser Urkunde schreiten, welche, was man auch immer dafür sagen mag, die Sicherheiten, die dieselbe darzubieten bestimmt war, ohne Zweifel gefährdeten, und ein offener Angriff auf die Gegner waren. Der Kampf entspann sich; es war vorauszusehen, sie unterlag. Hierauf, was thaten die Sieger? Sollte man nicht erwarten, sie würden die Charte, unter deren Namen sie sich versammelt und gestritten hatten, aufs Neue ausrufen und sich etwa begnügen, die ihnen mißfälligen Erklärungen authentisch zurückzuweisen? Nein! in ebenderselben Verfassung, für die sie die Waffen ergriffen haben wollten, nahmen sie so wesentliche Veränderungen vor, daß die revidirte Charte für eine neue Constitution gelten kann.

Seltsames Verfahren! Auffallender Widerspruch! Und dennoch, wer sollte der Thor seyn, sich darüber besonders zu verwundern? Wer wäre so fremd in den Geschäften der Welt, daß er das nicht, zumal in Frankreich, ganz in der Ordnung fände.

Denn was war es doch, was jede Partei an der Charte von 1814 billigte und empfahl? Da dieselbe zwar in ihren einzelnen Bestimmungen auf den Grundsätzen der Revolution beruhte, aber in ihrer Vorrede die Ansprüche der alten Regierung behauptet hatte, da sie mithin die widerstreitenden Prinzipien beide enthielt, so konnte es nicht anders seyn, als daß zwischen der Charte der Royalisten und der Charte der Liberalen, das ist, wie sie die Einen und wie sie die Andern verstanden, ein ungemeiner Unterschied war. Jede Partei vertheidigte ihr Verständniß: wie hätte sie das billigen sollen, worin der Vortheil der Gegner lag; sie fand nur das darin löblich, was zu ihren eignen Gunsten war. Wenn sie für die Charte stritt, so war es dies, wofür sie stritt, nicht etwas anderes.

Es war natürlich, daß die, welche Siegerin geblieben, das Prinzip, aus dem sie lebte, weiter geltend machte. Kann man es anders erwarten? Es wäre denn, diese Welt kehrte um, und glaubte wieder an die Heiligkeit der Eide. — Dann aber hätte es überhaupt keine Juli-Revolution in dem Sinne, wie sie erfolgt ist, gegeben.

Wie die Sachen stehen, so ist eine Verfassung immer ein Compromiß der das Leben theilenden Gewalten. Da deren völlige Auseinandersetzung niemals möglich ist, da die Entwickelung immer fortgeht, so dauert diesseit der nemliche Streit fort, welcher jenseit geführt ward. Eine Zeitlang werden die Bestimmungen der Verfassung selbst den Kampfplatz darbieten. Sollte auf irgend eine Weise von den Elementen des Lebens das eine oder das andere das entschiedene Uebergewicht bekommen, so wird die Verfassung zertrümmert werden.

So ging es der Charte von 1814: durch den erneuerten

Kampf eben derselben Gewalten, welche sie hätte versöhnen sollen, ward sie vernichtet.

Die Sieger entwarfen eine neue Verfassung. Es fragt sich, wie diese zu Stande kam; welche Elemente es sind, die in derselben ihre Abkunft ausgesprochen haben? Der Ursprung der Parteien, die gegenwärtig in Frankreich auf diesem Boden kämpfen, wird sich daher ergeben.

Ich will nicht versuchen, diese Frage ganz zu erschöpfen: einige wichtige Umstände, die man genau wissen müßte, sind noch nicht hinreichend erläutert; ich mache nur die Bemerkung, daß sich die Charte von 1830 nahe an die von der napoleonischen Kammer im Jahr 1815 entworfene Constitution anschließt: und werde aus dem Verhältniß, in der jene zu dieser steht, einige Folgerungen herleiten.

Vergleichung der Charte von 1830 mit der Constitution vom Juli 1815.

Von den Arbeiten der napoleonischen Kammer von 1815 nach der Abdankung des Kaisers ist wenig mehr im Gedächtniß geblieben, als die Protestation und die Declaration der Rechte, welche sie ergehen ließ; allein diese bildet nur den Eingang, jene nur den kurzen Inbegriff einer Constitution, welche im Entwurf vollendet und größtentheils discutirt und angenommen war, als die Verbündeten einzogen.

Die Constitution von 1815 war wie die Charte von 1830 im Wesentlichen eine Verbesserung der Verfassung Ludwig XVIII. und die Abänderungen von 1830, welche sich, wie man weiß, auf die wichtigsten Puncte, Freiheit der Religion und der Presse — die königliche Gewalt und die Verhältnisse der einen wie der andern Kammer an sich und zu derselben — auf Gericht und Pflanzungen beziehen, sind in der That sämmtlich

oder fast sämmtlich im Jahr 1815 bereits beschlossen gewesen. Betrachten wir einen Augenblick ihr Verhältniß in den einzelnen Puncten.

1. Weder in der einen noch in der andern wollte man von einer bewilligten, octroyirten Charte wissen.

2. Diese Constitutionen verschmähten, wie sich fast von selbst versteht, beide die Anerkennung einer Staatsreligion. Jene Fragen, welche Viennet, Salverte, Dupin, B. Constant, und Andre am 7. August 1830 über die Thatsache, daß die katholische Religion die Religion der Mehrzahl sey, über die Gefahr, die es habe, dieselbe nicht anzuerkennen, über die Besoldung der Diener aller Culte verhandelten, sind schon am 5ten Juli 1815 zur Sprache gekommen. Die glückliche Auskunft des Herrn von Rambuteau, durch die Weglassung eines einzigen kleinen Wortes [1]) diese letzte, die vornehmste Schwierigkeit zu heben, war jedoch der neuern Redaction vorbehalten.

3. In beiden sprach man nicht allein die Preßfreiheit aus; man schaffte jede Art von Censur ausdrücklich ab [2]).

4. Den berühmten vierzehnten Artikel ermäßigte man in beiden Constitutionen. Zwar ging man 1815 noch weiter, als 1830; allein auch in diesem letzten Jahr ist der Vorschlag gemacht worden, Kriegsbeschlüsse und Friedensverträge der Berathung der Kammern zu unterwerfen [3]). Der Zusatz, daß ohne ein Gesetz keine Fremden in Kriegsdienste zu nehmen seyen, war nicht minder in zwei Artikeln der Constitution von 1815 ausgesprochen [4]).

5. Den Kammern wurde jene durchgreifende Befugniß —

---

[1]) Des Wortes seuls in dem Art. 7 der Charte von 1814. „Les ministres de la religion catholique etc. et ceux des autres cultes chrétiens reçoivent seuls des traitemens."

[2]) §. 6. der Constitution, §. 8. der Declaration von 1815.

[3]) Proposition de M. Sapey, Séance du 7. Août 1830.

[4]) §. 15, 16.

welche Ludwig XVIII. so hartnäckig verweigert, und auch Napoleon in der Zusatzacte keineswegs zugestanden hatte, — die Befugniß zu der Initiative in der Gesetzgebung von diesen Constitutionen einmüthig zuerkannt [1]).

6. Beide sprachen dem Fürsten das Recht ab, die Pairkammer auch außer der Zeit einer Sitzung der Abgeordneten zu versammeln [2]). Sie überließen es nicht länger seinem Gutdünken, den Prinzen vom Geblüt, welche doch nur allzuleicht sehr gefährliche Anführer der Opposition werden können, den Eintritt in diese Versammlung zu erlauben oder zu versagen. Sie erklärten, die eine wie die andere, die Sitzungen der Pairs für öffentlich.

7. Die Charte des Königs hatte die partielle Erneuerung der Deputirtenkammer beibehalten. Nach dem Vorgang Napoleons ordnen diese beiden Constitutionen die Erneuerung derselben im Ganzen alle fünf Jahre an. Es ist wahr, die Kammer von 1815 hatte ein Alter von 25 Jahren für hinreichend erklärt, um Deputirter zu werden, und 1830 ging man nur auf das 30ste Jahr zurück; allein jene erste Bestimmung ist in dem ursprünglichen Vorschlag Berard's enthalten gewesen, und von Villemain vertheidigt worden. Auch darin stimmen sie überein, daß sie sowohl den Wahlcollegien als den Abgeordneten das Recht, ihre Präsidenten selbst zu ernennen, zugestehen [3]).

---

[1]) §. 46 der Constitution von 1815. Charte von 1830, §. 15.

[2]) Ihre Bestimmungen sind fast gleichlautend. Const. 1815 §. 62. La chambre des pairs ne peut se réunir hors du temps des sessions, que pour l'exercice de celles de ses attributions judiciaires qui n'exigent pas la présence de la chambre des représentans. Tout autre acte de la chambre des pairs tenue hors du temps de sessions législatives, serait illicite et nulle de plein droit. Charte 1830 §. 22. Toute assemblée de la chambre des pairs qui serait tenue hors du temps de la session de la chambre des députés, est illicite et nulle de plein droit, sauf le seul cas ou elle est réunie comme cour de justice et alors elle ne peut exercer que des fonctions judiciaires.

[3]) Const. v. 1815 §. 65. 67. 74. 1830 §. 34. 35. 37.

8. Es kann nicht fehlen: beide verdammen alle außerordent lichen Commissionen der Justiz. Die Colonieen entziehen sie mi denselben Worten [1]) den ministeriellen Anordnungen und unter werfen sie besonderen Gesetzen.

9. Eine Hauptsache ist, daß die eine wie die andere die Ei desleistung des Fürsten in Gegenwart der vereinigten Kammer festsetzen und die Nationalfarben wiederherstellen.

In der That sind dies alle wesentlichen Veränderungen welche die Kammer von 1830 in der Charte des Königs ge macht hat. Es ist keine einzige darunter, die nicht in der Con stitution von 1815 entweder nahe berührt, oder wirklich enthal ten wäre.

Selbst jene Puncte, welche die Verfassung von 1830 eine künftigen Gesetzgebung überwies, sind ihr nicht ausschließend eigen Von einigen war allerdings erst seit 1815 eigentlich die Rede ge wesen. Allein die wichtigsten waren schon funfzehn Jahre zuvo nicht vernachlässigt worden. Die Anwendung der Jury auf Preß vergehen, das Recht der Kammern, alle Jahr das Contingent de Armee zu votiren, eine bedeutende Ausdehnung der Verantwort lichkeit der Minister, die Selbstverwaltung der Gemeinen und Be zirke, alles Dinge, auf die man 1830 von neuem antrug, ware schon im Jahr 1815 zum Theil nicht ohne den Vorgang de Zusatzacte beschlossen gewesen.

Sollen wir nun annehmen, daß man bei der Entwerfun der neuen Constitution die alten vergessenen Artikel wirklich zu Grunde gelegt habe?

Es wäre dafür, daß die Adresse einer großen Anzahl vo Julistreitern, welche von Lafayette und Odilon Barrot auf dem Stadthause in Empfang genommen ward, ausdrücklich auf di Prinzipien hinwies, welche die Kammer der Repräsentanten im Jahre 1815 unter dem Feuer der feindlichen Batterieen erklärt,

---

[1]) Les colonies sont régies par des lois particulières.

und der Zukunft vermacht habe, einer Zukunft, die man jetzt als Gegenwart besitze [1]).

Ich will indeß nicht sagen, daß die Benutzung so handgreiflich gewesen, wie es scheinen könnte. Aber soviel ist gewiß, daß sich die Constitutionen von 1815 und 1830 beinahe verhalten, wie ein Ziel, das man sich setzt, und ein Ziel, das man erreicht.

Es ist mehr als einmal behauptet worden, man sey alle die funfzehn Jahre in einer Art von Verschwörung gegen die Bourbonen begriffen geblieben. Dabei mag wohl an das, was sonst Verschwörung heißt, nicht gerade zu denken seyn. Es will nur sagen, daß man unter alle dem Wechsel der Ereignisse, ungehindert von den Verpflichtungen, welche man übernommen, die Absicht der Revolution, wie sie 1815 gefaßt worden, unausgesetzt verfolgte. Im Jahre 1830 erreichte man sie.

Unwillkührlich traten die alten Tendenzen wieder hervor. Man glaube nicht, daß die Erblichkeit der Pairie erst 1830 in Frage gestellt worden sey. Schon am 7. Juli 1815 hat man weitläuftig darüber verhandelt; und das große, das entscheidende Argument, daß die Nation eine Antipathie gegen alle Ungleichheiten habe und allgemein dagegen sey, ist schon damals ausführlich vorgetragen worden.

Eine neue Organisation der Nationalgarde beabsichtigte man 1815 nicht minder, und wenn Carnot dieser schon während der hundert Tage das Recht hat geben wollen, ihre Offiziere selbst zu ernennen, so ist wohl anzunehmen, daß die Kammer nicht dahinter zurückgeblieben seyn würde. Wider den Titel Monseigneur, wider den Ausdruck: Unterthan, der erst am 4. und 5. Januar

---

[1]) Les principes que la chambre des représentans de 1815 avait déclarés sous le feu des batteries ennemies et legués à un avenir qui nous appartient actuellement. Worte der Adresse, mitgetheilt von der Tribüne. 4. Août.

1832 so lebhafte Protestationen hervorgerufen, machte man sch
unter der damaligen Herrschaft Napoleons Einwendungen. G
nug, die Richtungen sind die nemlichen; nicht allein im Gros
und Ganzen, sondern bis ins Einzelne. Es war das neue Fra
reich der Revolution, das sich mit seiner ganzen Tendenz u
allen seinen Grundsätzen in der Constitution von 1815 ausspra
Ebendasselbe bekam im Jahre 1830 wieder die Oberhand.

Dies ist das Ergebniß, das aus einer Vergleichung der b
den Charten hervorgeht. Für die Geschichte der dazwischenliegend
Jahre wäre die Aufgabe, zu zeigen, wie es zu demselben ka

Wie aber? Hat die Revolution im Jahr 1830 wirklich vo
kommen die Oberhand bekommen? Ein Schritt weiter in der Vergl
chung eröffnet uns eine bedeutende Beschränkung unsrer Ansicht.

Die spätere Charte ist wohl fast vollständig in der frühern
enthalten; die frühere aber lange nicht in der späteren.

Ich habe schon gezeigt, mit welcher Strenge man 181
auf die Grundsätze von 1791 zurückging. Man kann nicht s
gen, daß dies 1830 ebenso geschehen sey. Man hat den Ad
nicht abgeschafft wie damals. Man hat den König nicht so au
fallend beschränkt. Man ist nicht auf die Primärversammlunge
französischer Bürger zurückgegangen. Es ist nicht wahr, daß das G
sammt-Evangelium der Revolution neuerdings proclamirt worden se

Wie nun? Wäre dies eine freiwillige Mäßigung der R
volution gewesen? Nachdem sie die Oberhand behalten hatt
sollte sie nicht alle die Ansprüche gemacht haben, die ihr natür
lich waren? — unwahrscheinliche Voraussetzung!

Viel weiter als die Charte waren die Forderungen und ich
weiß nicht, ob nicht auch die Versprechungen des Stadthause
gegangen. Wenigstens wird behauptet, man habe daselbst nich
allein die Nationalsouveränetät als den obersten Grundsatz de
Regierung gleich von vorn herein in der Constitution anzuerken
nen: sondern auch diese der Sanction des Volkes förmlich zu un
terwerfen zugesagt: man habe Dinge, wie die Erneuerung de

gesammten Magistratur hoffen lassen [1]). In der That sind in der entscheidenden Sitzung vom 7. August mehrere Anträge in diesem Sinne vorgekommen. So ward eine ausdrückliche Erklärung der Nationalsouveränetät mit den Worten zweier Artikel der Constitution von 1791 in Vorschlag gebracht; doch ist sie nicht beliebt worden. Man muß sogar bekennen, daß der Beschluß, zu dem es kam, die Abdicationsacte im Archiv niederzulegen, dem Begriffe der Souveränetät der Nation, die doch schon durch ihre revolutionäre Behörde die Absetzung ausgesprochen hatte, wesentlich zuwiderläuft. Die Kammer ward darauf aufmerksam gemacht; demohnerachtet faßte sie diesen Beschluß. Nicht minder hat man auf eine völlige Erneuerung der richterlichen Behörden, in denen, so viel ich höre, wirklich der Geist der alten Parlamente noch nicht völlig ausgestorben ist, angetragen; zu großem Mißvergnügen der Entschiedenen, wie dies denn der Constitutionnel sofort aussprach, hat die Kammer dies verweigert. Genug, wenn die Revolution nicht alle ihre Absichten durchsetzte, so geschah dies nicht, weil sie sich gemäßigt hätte; sie vermochte es nicht, sie hatte die Oberhand, aber nicht vollkommen; es geschah darum, weil sie auf ihrem Wege Widerstand antraf.

Man bemerkt leicht, daß ich den Widerstand der Doctrinärs meine. Nicht, wie man dies wohl versteht, der wenigen Individuen dieser Partei, sondern des Interesses, das sie repräsentiren.

Nicht so ganz spurlos sind die Jahre der Restauration der Bourbonen vorübergegangen. Man würde irren, wenn man glauben wollte, Royalismus und Revolution seyen dort eben ganz in dem nämlichen Kampfe wie im Jahr 1815. Es haben

---

[1]) Man kennt die Streitigkeiten über das Programm des Hotel de Ville. Viennet hat behauptet (Séance du 31. Mars 1831), es sey nichts als die bekannte Declaration der Deputirten vom 31. Juli; und das wäre denn freilich nicht sehr verfänglich. Man hat ihm indessen in einem ausführlichen Artikel der Tribüne (7. April 1831) geantwortet, in welchem obige Angaben mit einem gewissen Schein von Glaubwürdigkeit enthalten sind.

sich in den seitdem verflossenen Jahren Interessen gebild die zwar mehr der letztern als dem erstern angehören, al in der That das Product von beiden sind. Ich will hiera gegenwärtig nicht eingehn. Eine weitere Entwickelung wäre ganze Geschichte dieser Periode. Genug, nur durch diese Int essen sind die Doctrinärs stark.

Ich möchte sagen, die Revolution wollte in den Julitag sich ganz wie sie gewesen, restauriren; an den seitdem ins Leb getretenen Existenzen fand sie ihren Widerstand.

Es kam deshalb zwischen beiden Elementen zu einer Abkun Die Doctrinärs haben keineswegs ihre Meinung völlig geltend g macht. Sie hätten, man weiß es wohl, die Absetzung gern ve mieden, aber ihre Nebenbuhler war ihnen zu stark. Bei den B stimmungen über die Pairie erhob sich der Altvater der ganz Partei, RoyerCollard; doch war es vergeblich, daß er dieselben bestri Weder die Revolution noch die Doctrin konnte ihre Absic ten rein durchsetzen; sie glichen sich so gut es gehn wollte mit ei ander aus; das ist die Charte von 1830. Als Benjamin Co stant aus der Commission kam, in der er den Entwurf derselb mitberathen hatte, bemerkte er, er habe einige seiner Meinung aufopfern müssen. Wohl betrachtet, ist das der Fall eines Jeden gewese

Man streitet schon seit dem ersten Augenblicke, ob die Rev lution von 1830 als eine völlige Revolution oder nur als ei Verbesserung der Restauration anzusehn sey. Erst vor Kurzem habe Mauguin und Guizot darüber heftige Worte gewechselt. D eine hat behauptet, daß seine Partei das Beste gethan, der a dere, daß die seinige die Oberhand behalten habe. Auf die Art kann man fortstreiten, bis diese Constitution wieder vernic tet seyn wird, ehe man über ihre Bedeutung aufs Reine komm Die Wahrheit ist, daß beide Parteien, wie sie denn von den Or donnanzen zugleich angegriffen und bedroht wurden, an dem Er eignisse Theil hatten, — wer will berechnen, welche mehr, welche weni

ger? — und daß denn in der revidirten Charte jede von ihren Ansprüchen einen Theil behauptete, einen anderen fallen ließ.

Die Charte von 1814 war eine Auseinandersetzung der königlichen Gewalt mit den Gewalten und Interessen der Revolution. Die Charte von 1830 ist eine Auseinandersetzung der liberalen Parteien, — der gemäßigten, und der äußersten, der monarchischen und der republikanischen.

Allerdings aber versöhnten sie damit ihre Prinzipien nicht. Kaum war der Vertrag geschlossen, so erneute sich ihr Kampf auf allen Puncten, welche derselbe nicht ganz genau bestimmte.

Stück für Stück sucht sich die Revolution in den vollen Besitz ihres Gebietes zu setzen. Sie ist im offenen Angriff; trotzig, verwegen; sie macht sich nichts daraus, selbst mit Unehren abgeschlagen zu werden; unaufhörlich, ohne irgend einen Moment zu versäumen, ohne ihren Gegnern irgend einen Mißgriff, irgend einen Mangel so hingehen zu lassen, erneut sie ihre Anfälle. Sie rechnet auf die Sympathie der großen Menge.

Werden die durch die letzten Jahre zum Leben gekommenen Interessen, werden die Wortführer derselben stark genug seyn, sie abzuschlagen?

Eine Frage, in welcher die Zukunft von Frankreich innen liegt.

Ueber einige französische Flugschriften aus de[n] letzten Monaten des Jahres 1831.

Der Kampf der Meinungen in Frankreich ist ein Schauspie[l], das im Grunde Niemanden zu ermüden scheint, so lange es nu[n] auch schon dauert. Noch immer wie vor mehr als vierzig Jah[ren], lauschen ihm beide Welten. In unzähligen Blättern wie[der]holt man wörtlich oder mit wenig Abweichungen, wie er vo[n] Tage zu Tage geführt wird. So oft verwandelt er seine Ge[stalt]; — so nahe berührt er die wichtigsten Interessen.

Im Ganzen sollte es freilich scheinen, als hätte sich mit den[m] langen Verlauf der Jahre auch hier eine Art von Verfall einge[stellt]. Jene großen und gefährlichen Talente, welche im Anfang der Revolution die Geister mit sich fortrissen, jetzt sind sie ver[schwunden]. Jene Mirabeau, Cazalès, Maury: — weder die ein[e] noch die andere Seite wird gegenwärtig Mitglieder zu besitzen be[haupten], die ihnen glichen. Man kann sich darüber nicht wun[dern]; die Beschaffenheit der Sache bringt es so mit sich. Unter ungeheuren Anstrengungen und Wehen geschah die Revolution: jetzt ist sie vollführt. Damals brachte man die neuen Gedan[ken] hervor, griff an und eroberte. Jetzt behauptet man und ver[theidigt], und arbeitet den Erwerb weiter aus. Hiezu braucht

man nicht mehr den Ingrimm der alten Leidenschaften. Die Talente vom ersten Range, welche immer von Grundaus neu seyn müssen, hätten vielleicht nicht einmal Raum sich zu entwickeln.

An Lebhaftigkeit aber gebricht es diesem Kampfe auch gegenwärtig nicht: es gebricht ihm — denn wenn der Angriff nicht mehr so gewaltige Kräfte entwickelt, so ist auch der Widerstand schwächer — eben so wenig an wichtigen Erfolgen. Genauere Beobachtung fordert er schon darum immer wieder, weil er unsere Grenzen so nahe berührt.

Es wäre nur zu wünschen, daß man dieselbe mit der rechten Gleichmüthigkeit anstellen könnte. Ich kann mir, wenn ich es sagen darf, eine Stimmung denken, in der man gleichsam an der Barriere stehend dem Treiben der bewegten Kräfte, dem man doch nicht Einhalt thun wird, ruhig zusähe. Allein da man, obwohl, wie ich dafür halte, mit Unrecht, Deutschland so sehr in diese Sachen zu ziehen gesucht hat, da man die Analogieen, die es etwa bei uns giebt, so lebhaft geltend macht, da wir leider unsere Sache in der That nicht ganz für uns treiben zu wollen scheinen, so ist es schwer diese Ruhe zu behaupten.

Auf jeden Fall muß man sich hüten, sich nicht einem oder dem anderen der französischen Journale ausschließend zu überlassen. Erst wenn man die entgegengesetzten zusammenhält, versteht man sie und kann einen Standpunct außerhalb ihres Getriebes nehmen.

Auch würde es nicht gerathen seyn, sich mit den Journalen allein zu begnügen. Die Journale zeigen allerdings die großen Abstufungen der Parteien in der ganzen Vielseitigkeit ihrer Richtung. Allein wir vernehmen in ihnen die Stimmen, so zu sagen, mehr von Classen, als von Individuen. Es sind ausgesprochene Meinungen, feste Gesinnungen, von denen man nicht abweicht, zu denen man sich verbündet hat, mit denen man einander stets von neuem bekämpft, und nur immer die Ereignisse zu unterjochen sucht.

Eine wie mir scheint unentbehrliche Ergänzung derselben sind

die Flugschriften. Wenn in den Journalen ganze Classen reden aber in vereinzelten, bruchstückartigen Aeußerungen, so treten i den Flugschriften die Einzelnen hervor, aber mit zusammenhän genderen Ausführungen und Begründungen; man sieht besser m wem man es zu thun hat; die Meinungen erscheinen in der Farl eines individuellen Denkens; sie sind frischer, ungebundener, neue rechte Kinder des Augenblicks.

Ich wünschte aus den wichtigeren von denen, die mir au den letzten Monaten von 1831 zu Händen gekommen sind, z entnehmen, wie sich die Stellung der Parteien zu einander, vor nehmlich in ihrer innerlichen Grundlage, darin abspiegelt; w sich die Meinungen berühren, wo sie sich trennen: welches d starken, und welches die schwachen Seiten der Wortführer seyn dürften.

Royalisten.

Zu sagen, was ein Royalist in Frankreich sey, ist imm schwer gewesen; und es ist gegenwärtig schwerer als jemals.

Die entschiedene Opposition wider die Revolution, ihre In teressen und Hervorbringungen, die sich sonst so laut vernehme ließ, sollte beinahe verschwunden zu seyn scheinen.

Unter den wenigen, welche diese Linie noch halten, hat sic vielleicht in der letzten Zeit Niemand so stark ausgedrückt, wi Achille Comte de Jouffroy.

„Avertissement aux souverains sur les dangers actuel de l'Europe par M. le comte Achille de Jouffroy Paris, Hivert, Oct. 1831.

Es giebt eine Meinung, welche vor 1789 nichts sieht, al Monarchie und Religion, seitdem nichts als Empörung und Ir religion: in den Ereignissen eben nur den Kampf zwischen beide Prinzipien. Dies ist die Meinung dieser Schrift.

Es giebt Leute, welche, wie in Frankreich die reine Revolution, so in Rußland die einzige Rettung vor derselben zu sehen glauben. Unser Autor gehört zu ihnen.

Er geht darin so weit, daß er unter andern behauptet, der Krieg Rußlands gegen die Türkey sey von den Revolutionären hervorgerufen worden; und zwar in welcher Absicht? Man hört! Rußland habe seine Armee und seinen Schatz vergeuden sollen. Preußen und Oestreich seyen die Arme der heiligen Alliance, Rußland das Herz derselben: dessen Blut habe man zu erschöpfen gesucht.

Ueber die Revolution selbst hat er einige vielleicht nicht üble Bemerkungen. Er macht darauf aufmerksam, wie sie vor allem die zu Grunde richte, durch die sie zu Stande komme, — wo man sich der Arbeiter bediene, sey die erste Frucht des Sieges der Ruin der Industrie; — wo die Insurrectionen von den Banquiers besoldet worden, seyen deren Banqueroute erfolgt u. s. w.

Allein es ist etwas viel, wenn er weiter sagt, Regieren sey Wollen, gleich als gebe es eine vernünftige Regierung durch einen absoluten Willen; wenn er das Amt der Fürsten in nichts setzt, als in die Erhaltung der Individuen und des Eigenthums wie sie sind, gleich als gebe es nicht auch eine gesetzmäßige Fortentwickelung.

Diesen Absolutismus, den die Revolution so heftig an ihren Gegnern tadelt, er scheint ihn anzuerkennen und vertheidigen zu wollen. Die Vereinigung desselben mit der Religion, namentlich mit dem Katholicismus, billigt er nicht minder. Er rühmt den Katholicismus als eine consequente Lehre, und zugleich eine vollendete Institution. Dieses Bekenntniß schärfe das Dogma ein, mit Autorität, und füge die Drohung hinzu. Der positive Cult bemächtige sich des Menschen bei seiner Geburt, unterwerfe ihn der socialen Hierarchie, folge ihm in den bedeutendsten Acten seines Lebens und dringe jeden Augenblick in den Grund seines Herzens; er greife die Immoralität der Revolution in ihrem Innersten

an, indem er sich an das Gewissen der Gläubigen wende. Eine thätige, wohlgeordnete Miliz wache strenge über die Ausführung der Befehle des Evangeliums.

Seltsame Lehre! Den Katholicismus als ein Heilmittel derjenigen Uebel anpreisen, die gerade dort sich entwickelt haben, wo derselbe am wirksamsten gewesen ist!

Es ist ungefähr die Behauptung der Liberalen, wenn die heilige Alliance Frankreich nochmals angreifen sollte, so würde der leitende Gedanke dieser Unternehmung von Rom ausgehen [1]).

Ihnen ist ihr Paris die Welt. Weil man, wenn die Revolution fiele, dort wahrscheinlich besser katholisch und dem Papst ergebener seyn würde, so soll der Katholicismus die Stütze der Throne in aller Welt seyn, und der Papst die Fäden der Coalition in seinen Händen halten!

Ich sollte glauben, daß sich der Royalismus vor so ausschweifenden Behauptungen eher zu hüten hätte. Sie weichen so weit von der Wahrheit ab, und sind so verfänglich, daß sie sich nur eignen, der öffentlichen Meinung eine entgegengesetzte Richtung zu geben.

Sollte es nicht den Uebertreibungen zuzuschreiben seyn, wenn sich sogar viele Royalisten in diese letzte werfen?

Sur la politique rationnelle par Alphonse de Lamartine. Paris, Gosselin, Oct. 1831.

Wie wenig doch die Gleichheit der Prinzipien auf ähnliche Schlüsse und Ergebnisse führt!

---

[1]) Ich finde dies eben wieder in Corcelle: Documens pour servir à l'histoire des conspirations p. 31. Qu'on examine de près l'histoire de nos dernières années, depuis 15 ans le mot d'ordre de la sainte alliance est toujours venu du même endroit. Si jamais une coalition des souverains armait de nouveau contre nous, chacun d'eux pourrait y faire la réserve de son intérêt privé, des coutumes de la réligion de son pays, mais c'est à Rome encore, que se trouverait la pensée dirigeante de cette entreprise.

Lamartine war immer ein Royalist; und auch er geht, wie er denn den Spruch: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, zum Motto genommen hat, von der Religion aus. Zu ganz andern Resultaten aber gelangt er.

Man glaubt in dieser Schrift einen Prediger zu vernehmen, der seine Lehre mit melodischer sanfter Stimme einer auserwählten Gemeinde vorträgt; etwas phantastisch, es ist wahr, nicht ohne Wiederholungen; aber in das Kleinste bis zur Eleganz ausgearbeitet, und was so selten, mit einem Schwunge, der das volle Gepräge der Ueberzeugung hat.

Lamartine's vornehmste Absicht wäre, die Royalisten zu überreden, sich nicht länger dem gegenwärtigen Staate zu entziehen.

„Unsere Pflicht ist," sagt er, „uns mit dem Lande zu vereinigen, von dem wir uns nicht trennen können, ohne es schwächer zu machen, mithin nicht ohne Verbrechen. Nie bedurfte es der Hülfe, Aufklärung, Thatkraft dringender als jetzt; wollten wir ihm nicht alles anbieten, was wir hievon in unsern Reihen haben mögen, es könnte uns nicht vergeben. — Stimmen wir mit in den Wahlcollegien! — treten wir ein, wenn man uns die Pforte eröffnet, in die Versammlung der Repräsentanten! Laßt uns wieder mit den Worten der Ueberzeugung und fester Gesetzlichkeit auf die Tribune steigen; hat die Kammer keinen Wiederhall für uns, so wird ihn das Land haben. Die Worte des Abgeordneten dringen weiter vorwärts als die Stimme des Schriftstellers; eine ganze Bevölkerung, eine ganze Provinz, eine Gesammtmeinung redet durch diesen Mund; er ist bestellt, ein politisches Symbolum auszusprechen!"

Aber wie? Sollen die Royalisten einem Fürsten den Eid leisten, welcher den rechtmäßigen Thron doch nur usurpirt? Sollen sie sich entschließen, unter Louis Philipp Dienste zu nehmen?

Lamartine meint, es könne Fälle geben, in denen das ganz

persönliche Gefühl der Ehre, vor dem Patriotismus, der ein sociales, mithin höheres Gefühl sey, zurückweichen müsse. „Zuweilen, sagt er, und hiermit tritt er seinem Ziele näher, in den unberechenbaren Verwirrungen einer Revolution kann der Fürst selbst sich zuerst in dieser Ausnahme befunden haben: König durch die Nothwendigkeit, unschuldig an seiner eignen Erhebung, unglücklich über seine eigne Größe." Lamartine findet in der gegenwärtigen Regierung nicht die Bedingungen einer definitiven Existenz; er nimmt sie für eine längere Dictatur, für ein neutrales Gebiet, wo die Parteien einander begegnen, aber sich nur unter gewissen Bedingungen festsetzen: er deutet an, sie werde sich vor einer höhern moralischen Nothwendigkeit zurückziehen.

Eine kühne Voraussetzung! Aber selbst, wenn man sie zugiebt, sollen sich die Royalisten von der Vergangenheit und ihren alten Ideen so völlig losreißen, und auf den neuen Staat, der doch unfehlbar jetzt die Oberhand hat, so mit gutem Willen eingehen?

Hier ist die Mitte dieses Raisonnements, wo sich die Politik und die Religion des Autors begegnen.

„Gewiß, antwortet er, es wäre denn, daß man aus der Welt gehen, oder in den Jahrhunderten zurückschreiten oder sich gegen die Civilisation selbst empören wollte."

Lamartine findet, daß die Welt in eine neue Epoche eingetreten sey, die Epoche des Rechts und der Thätigkeit aller. Eigenthümlich ist ihm, daß er hierin einen Fortschritt des Christenthums und des Evangeliums erblickt. Diese Epoche werde gerechter, freier, moralischer seyn, als alle, welche die Welt bisher durchlaufen; sie heilige die politische und bürgerliche Gleichheit der Menschen ebenso, wie Christus ihre natürliche Gleichheit vor Gott geheiligt habe; man könne sie die evangelische Epoche nennen. „Der sociale Mensch muß künftig vor den Augen des Philosophen und des Gesetzgebers dasjenige seyn, was der einzelne Mensch vor den Augen des wahren Christen ist, ein Kind Gottes, das die nemlichen Titel, Rechte und Pflichten, die

nemliche Bestimmung vor dem irdischen Vater hat, dem Staate, wie vor dem himmlischen, vor Gott."

Von dieser Ahndung einer religiös-demokratischen Weltordnung wird der Autor ganz hingerissen. In dem modernen französischen Staate findet er den Boden für den großen socialen Neubau vorbereitet, den der himmlische Baumeister beabsichtige. Dahin deutet er alle Eigenschaften desselben.

Er nimmt in dem französischen Staate eine nur noch nicht ganz reine Republik wahr. Man sollte glauben, ein Royalist würde davor eher erschrecken: er ergiebt sich darein. Es ist ihm genug, daß — zwar sagt er nicht für immer, aber doch noch für einige Zeit — ein erbliches Oberhaupt nothwendig sey; es kommt ihm selbst nicht darauf an, ob dies König oder Präsident heiße. Auf immer fordert er für keine Würde die Erblichkeit. Wenn er an Casimir Perier etwas tadelt, so ist es, daß derselbe für die erbliche Pairie gewesen sey.

Den Institutionen des neuen Staates gewinnt er durchaus höhere Tendenzen ab. Die Presse werde endlich allen Betrug unmöglich machen; sie sey die Gerechtigkeit Gottes, offenbart in dem Worte. Den Unterricht will er frei, ausgebreitet, ja verschwendet wissen; umsonst, und doch mit dem Rechte eines Jeden „seinen Brunnen sich zu wählen, nach seinem Durste zu trinken". Denn wäre der Unterricht immer frei gewesen, wieviel raschere Fortschritte würde Gottes Wort gemacht haben. Er wünscht die völlige Absonderung der Religion von dem Staate; denn der Staat verdunkle ihn nur, jenen göttlichen Strahl, den der Mensch allein am Himmel suche. Er fordert eine Legislation, auf der Basis des Evangeliums errichtet, nicht mehr jene blutige, welche die Sitten blutiger, sondern eine sanfte, welche dieselbe mäßiger und sanfter mache. Die Centralisation, welche so vielen Tadel erfährt, weiß er nicht zu mißbilligen. Er findet sie bewundernswürdig, diese intensive Kraft, durch welche der sociale Gedanke, so wie er einmal gefaßt, und Gesetz geworden sey, in dem

nemlichen Augenblick mit Schnelligkeit, Regelmäßigkeit, Beaufsichtigung und Einheit, in allen Kreisen der Verwaltung zur Ausführung komme: es sey die Einheit dieser großen Körper, genannt Nationen.

Man sieht, dieser Autor beobachtet ein doppeltes Verfahren. Einmal idealisirt er das Vorhandene, das denn freilich auch eine ganz andere Seite hat; dann giebt er den idealisirten Gewalten eine christliche Richtung, von der sie bis jetzt nicht wissen. Ist er sicher, daß sie dieselbe nehmen, daß sie nicht gerade die destructiven Elemente, die sie in sich einschließen, wie sie schon einmal gethan, geltend machen und ganz zu dem Gegentheil entwickeln werden?

So sehr täuscht sich Lamartine nicht. Er ruft seufzend aus: „Wenn Frankreich wollte!" Indem er bemerkt, daß auf die Letzt alles auf die Sitten, auf das, was er das öffentliche Gewissen nennt, ich verstehe das nationale Bewußtseyn der Pflicht, das jeder Thätigkeit zu Grunde liegt, ankomme, so bescheidet er sich, daß es damit in Frankreich übel stehe. Er findet daselbst ein Recht, das verkannt, und ein anderes, das bestritten sey, ein Mißtrauen in die Wahrheit selbst, eine durch alle diese Versuche ermüdete Sättigung; eine verweichlichende Geldbegier, eine geheime Neigung zu jenem Despotismus, der mit Eroberungen schmeichele; den Geist der Faction, Mangel an höherer Moral, Schwäche des religiösen Gefühls. „Es ist die politische Tugend, die uns mangelt", ruft er aus.

Und bei diesem Zustand der Dinge ist er dennoch überzeugt, seine Ideale realisirt zu sehen?

Nein! Er sieht sehr wohl, daß auf dem Wege, den man eingeschlagen, auf der andern Seite eine große Gefahr drohe. „Entweder, sagt er, werden unsere Kinder und die Kinder unserer Kinder eine Reihe von freien, der Religion, Moral, Vernunft ergebnen Jahrhunderten verleben, oder aber — schreckliche Alternative! — wir hinterlassen ihnen die Auflösung der bürgerlichen

Ordnung, streitige, blutig-streitige Prinzipien, die Gewalt unmöglich, die Freiheit unausführbar, die Religion verfolgt, die Legislation im Rückschritt, den europäischen Krieg, die Gesetzmäßigkeit des Schaffots, die Civilisation des Bivouacs, die Moral der Schlachtfelder, die Freiheit der Satrapen, die Gleichheit von Räubern; in ihrer Mitte, eine Idee, erstickt in Blut."

Jener Welt der Ideale setzt er, wie wir sehen, furchtbare Möglichkeiten entgegen, einem Himmel die Hölle. Es wäre nur zu wünschen, daß er angeben möchte, wie das Glück zu erreichen, das Unheil zu vermeiden sey. Es ist nicht genug, daß er an jenes öffentliche Gewissen appellirt, über dessen Aussprüche er sich eben selbst so zweifelhaft, so besorgt, aus so guten Gründen besorgt *zeigte*; es reicht nicht hin, daß er sagt, der politische Gedanke und die politische Thätigkeit dürfe nicht länger von einer tyrannischen Bureaucratie, von einer in Empörung begriffenen Hauptstadt, von einer Faction, einem Tribun abhängen; die Frage ist, wie das zu machen, wie es dahin zu bringen sey.

Welchen Ausweg, welche sichere Hülfe bietet uns nun seine Politik an? Lamartine weiß nur Ein Mittel: einen Mann. Er schildert uns den, auf den er hofft. „Es müsse ein Mann seyn, vollkommen in Einsicht und Tugend, der lebendige und erhabene Inbegriff des Jahrhunderts, ein Bonaparte des Wortes, mit dem Instinct des socialen Lebens; voll Vertrauen auf die Zukunft; der Blitz der Tribüne; ein Columbus der Freiheit, fähig sowohl uns von der Existenz einer neuen politischen Welt zu überzeugen, als, uns dahinzuführen". So begeistert drückt er sich aus.

Allein kann man das wohl Politik nennen?

Nein! es ist Poesie: politisch-religiöse Phantasie. Nichts anderes.

Dort, auf seinen einsamen Gängen in den Gehölzen von St. Point, oder wenn er, der Poet, seine geistigen Blicke von dem ruhigen, geordneten, friedlichen Himmel auf die Verwirrung

der irdischen Elemente wendet, da mag er sie fassen, diese Ideale, auf der einen Seite die lange Reihe glücklicher Jahrhunderte voll Religion und Tugend: auf der andern den Helden, der dahin führen soll. Es ist aber alles ein Gedicht; es ist gleichsam ein Jerusalem, und ein Gottfried, der es erobern soll; es ist ein Heldengedicht der Zukunft.

Immer bleibt es sehr merkwürdig, daß das alte Königthum auch dem Poeten nichts mehr darbietet; keinen Ausgangspunct für seine leichtgeschwingte Phantasie, keinen geistigen Anhalt. Wenn er die Gewalt „den Besitz und Ausdruck der Gesellschaft“ nennt, scheint er doch die Volkssouveränetät willig anzuerkennen. Er lebt und webt in den neuen Dingen.

Chateaubriand.

Auf einem ähnlichen Standpunct, des Royalismus und der Religion, steht ursprünglich auch Chateaubriand. Aber immer in alle Bewegungen der Restauration verstrickt, — Pair, Ambassadeur, Minister, hat er sich wie natürlich den bestehenden Verhältnissen mehr genähert. Seine drei Schriften

De la restauration et de la monarchie élective. 24 Mars 1831.

De la nouvelle proposition, relative au bannissement de Charles X. et de sa famille etc. etc. Octobre 1831.

Aux lecteurs. Novembre 1831.

ergänzen einander, und sind in deutschen Ausgaben, Uebersetzungen, Auszügen hinreichend bekannt geworden, vornemlich die wichtigste, die zweite.

Eine Angabe ihres Inhalts würde zu spät kommen. Was könnte es auch helfen, mit dem Autor immer wieder zu untersuchen, welche Maaßregel man bei den Juli-Ereignissen ergreifen

konnte, und ob man das Schlechteste gethan oder nicht. Es kann Fälle geben, so verwickelt, peinlich, durch so viel falsche Schritte hervorgerufen, daß es unmöglich ist, irgend einen guten Ausweg zu finden, der nicht unzählige unübersteigliche Schwierigkeiten enthielte. Kam es auch etwa den Siegern darauf an, das Beste, das Vernünftigste zu thun? Nahmen sie sich die Zeit zu deliberiren? In dem Sturme der Ereignisse griffen sie zu den Maaßregeln, mit denen sie die aufgeregten Leidenschaften zu beruhigen hofften. Es kann uns nicht fördern, auf diese Untersuchung einzugehen.

An diesen Schriften ist einiges Andere merkwürdig.

Einmal ihr großer Erfolg. Vornehmlich die zweite, die eigentlich nur eine leidenschaftlich-rhetorisirende Amplification der ersten ist, haben alle Parteien als ein Werk des Genies begrüßt. Ich kann nicht glauben, daß dieser Succeß nur von den Phrasen herkomme, die auf die Letzt doch keinen so allgemeinen Eindruck machen können, noch auch, daß er einer großen einleuchtenden Ansicht im Ganzen zuzuschreiben sey; denn diese, in der That, schwerlich wird man sie finden. — Jedoch es lebt etwas in diesen Schriften, was ihnen eigen ist, nicht ohne Großartigkeit und innere Wahrheit.

Es giebt Geister, denen die Besonderheiten der Dinge leichter entschlüpfen; aber für ihren allgemeinen Character, für den großen Wurf von Licht und Schatten über das Gebirge hin haben sie einen offenen Blick.

In Chateaubriand ist ein wahres Gefühl für das Glänzende und Hohe; für die Erhabenheit des Alterthums, die Würde der Religion, den Ruhm der Gegenwart. Dies Gefühl ist das belebende Element in allen seinen Schriften.

Auch hier tritt es hervor; aber als Verachtung aller seit dem Juli zu Tage gekommenen Zustände. Er bemerkt, wie gegenwärtig so völlig alles heruntergekommen sey. „Was will es heut zu Tage sagen, Präfect zu seyn, oder Generaldirector, oder Minister, oder Marschall von Frankreich, oder selbst König? alles

ist verbraucht, Künste, Literatur, Sitten, Leidenschaften, alles ist degradirt. An die Stelle der edelsten Geisteserholungen tritt das plumpe Spektakel. Gladiatoren würden mehr Erfolg haben, als die Meisterwerke von Corneille oder Moliere." Nicht allein die Regierung findet er halb und immer wieder halb; die ganze Gesellschaft scheint ihm zu kränkeln und zwischen Etwas und Nichts zu schwanken. An dem neuen Königthum vermißt er Schwung, Jugend und Muth, die Taufe des Ruhmes. Denn freilich sey es leichter, ein Kreuz von dem Thurm zu stürzen als ein anderes an der Brust eines Polen zu vertheidigen.

Von diesem Gesichtspunct aus greift er die auswärtige Politik an. Allen Klagen, die eine andere als die royalistische Opposition erhoben hat, und die er nicht verschmäht zu wiederholen, giebt er dadurch einen neuen Ton, daß er diese Politik in einen bald geheimen, bald offenen Gegensatz mit den glänzenden Thaten des Kaiserthums stellt. Er findet es ein Regiment der Nachgiebigkeit und Feigheit; das Gebäude des Juli auf den Verlust der Nationalwürde gegründet. Freilich habe man den Frieden: „aber nur darum, weil man demjenigen nicht den Degen in den Leib stoße, der den Rücken kehre."

Wie aber? Sollte nach seiner Meinung der Krieg der Revolution wider Europa nochmals beginnen?

Er wünscht allerdings, daß man sich völlig in die Revolution geworfen und ihre Tendenz entschieden verfolgt haben möchte. Ich halte das nicht für erdichtet. Ein großer Triumph, oder selbst ein großes Unglück würde diesem Geiste Nahrung gegeben haben, den nur immer nach Erfolgen dürstet.

Denn übrigens auch in Rücksicht auf das Innere geht er doch sehr entschieden auf die Prinzipien der Revolution ein. Zwar hat er sich entschuldigt; er hat gesagt, er vertheidige nur die Freiheiten; wenn er die Souveränetät des Volkes gelten lasse, so seyen das nicht seine Waffen sondern die Waffen der Gegner, die er brauche, und er begebe sich nur

auf deren Gebiet. Indessen die Wahrheit zu sagen, wofern er nur eine hypothetische Meinung hat äußern wollen, so ist er darin etwas weit gegangen. Er erklärt sich für einen Republikaner von Natur. Sehr ohne Noth beschwört er den Schatten des alten Samuel herauf, um dem Königthum noch einmal üble Nachrede zu machen. Allen Ernstes empfiehlt er doch den Nationalcongreß. Vor demselben würde jeder seine Sache vertheidigen; nothwendig wäre es — er erschrickt nicht davor, — sich der Majorität zu unterwerfen. Heißt das nicht, das Prinzip ohne Rückhalt anerkennen?

Er selbst hat es gefühlt; und, wie er denn ein alter Legitimist ist, so hat er versucht, seine Legitimität mit dem Dogma von der Volkssouveränetät in Einklang zu bringen.

Ich halte diese Stelle für eine der merkwürdigsten der ganzen Schrift [1]).

„Indem Ludwig XVIII. die Charte verwilligte, überschritt er nicht die Rechte, welche man ihm in seinen Vätern zuerkannt hatte; er schien nur zu handeln, und handelte in der That auch nur in Kraft des ursprünglichen Auftrages von dem Volke, das seinem Geschlechte von der Nation war verwilligt worden."

Hiermit erkennt der Autor den Begriff der Volkssouveränetät als den höhern, als das Prinzip, als den Grund der Berechtigung an; er giebt den ursprünglichen Vertrag zu. Ja er giebt sich ganz gefangen. „Die Legitimität ist eine Religion, sagt er, doch der Glaube daran ist gestorben. Diese Religion würde die beste Sanction der Rechte der Nation seyn; sie würde ihnen etwas Historisches und Traditionnelles, etwas Starkes und Heiliges mittheilen, allein sie zieht ihre Macht mit nichten aus sich selbst." Ich kann mich nicht überzeugen, daß man mit solchen Gründen Jemand zu dieser angeblichen Religion bekehren werde. Die souveräne Nation hätte zu Gunsten des Königthums gleich-

---

[1]) Sie hängt jedoch mit einigen Behauptungen der études historiques sehr gut zusammen.

sam zu abdiciren, um ihren Rechten etwas Historisches mitzuthei-
len. Wie, hat sie nicht ihre Kraft, ihre Anerkennung im Kampfe
mit dem Königthum erworben? Und jetzt soll sie sich ihm über-
liefern, nicht aus dem Gefühle des Rechtes, nicht aus Religion,
auch nicht um eines besonderen Vortheils willen, sondern wegen
jener Erinnerungen, die sie verschmäht, die sie haßt! Ich kann
darin nichts sehen, als eine Verbindung widersprechender Ele-
mente durch den Schein. Es ist fast — man erlaube mir die
Vergleichung — als wollte man einen Voltaire heiligen, indem
man das Titelblatt eines Gebetbuches davor heftet. Nicht an-
ders ist ein Henri V. an der Spitze dieser souveränen Nation,
die ihm erst sein Recht giebt, und deren Ansprüche er nichts desto-
minder heiligen soll!

Man sollte es kaum glauben, aber wie mit dem Königthum
geht Chateaubriand mit dem Papstthum um. Gleich als wäre
nicht die Revolution im Widerspruch mit dem Katholicismus des
Papstthums entstanden, gleich als wäre zwischen ihnen nicht eine ur-
sprüngliche, nothwendige, unvereinbare Antipathie. Er meint, das
Papstthum solle Gleichheit und Befreiung predigen; er fordert
einen Leo X. der Freiheit.

Es ist, als würde dieser Geist auf der einen Seite von den ver-
schwundenen Größen, den erhabenen Erinnerungen des Papstthums
wie des Königthums hingerissen; aber auf der andern nicht min-
der von der modernen Gleichheit und Freiheit. Er will jene erhal-
ten und diese nicht fallen lassen. Wie sie sich aber etwas mehr,
als scheinbar, wie sie sich in ihrem Wesen vertragen können, ver-
gißt er nachzuweisen, er macht keinen Versuch die Divergenzen
aufzuheben. Es ist als bemerke er sie nicht.

Nur so viel sehen wir, daß er eine entschiedene Richtung zu
den modernen Ideen von Frankreich hat. Er will ein König-
thum der Gleichheit, ein Papstthum der Freiheit. Beide müßten
doch zuletzt von der Nationalsouveränetät ausgehn, die er als
die höchste Autorität anerkennt.

Diese Idee scheint das allgemeine Idol zu seyn. Der alte Fitzjames weiß keine andere Auskunft, als einen Nationalcongreß. „Alle Bürger würden dann an den politischen Rechten Antheil haben: alle Steuerpflichtigen, zum ersten Mal zu Rathe gezogen, würden sich über die große Grundfrage aussprechen; wir würden eine neue allgemeinere Repräsentation aller Interessen sehen." Mit einer Art von Verehrung appellirt der Marquis de Dreux-Brézé an die nemliche Idee. „Ich habe nicht aufgehört," sagt er, dem Prinzip zu huldigen, das alle andern beherrscht, dem einzigen, vor dem wir uns beugen können, und welches das Recht hat, Opfer von uns zu fordern, dem Prinzip der Nationalsouveränetät." Diese Ausdrücke, streifen sie nicht fast an religiöse Ergebenheit?

Zu eben diesem Prinzip neigt sich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, das System, aber der Gedankengang der Gazette de France und jener Tochtergazetten, die sie mit propagandischem Talent übe alle Provinzen ergossen hat.

Einer ihrer alten Grundgedanken, welchen auch Villèle, wenigstens ehe er zur Gewalt kam, auf den Vorgang Fiévée's, öfter aussprach, ist allerdings die Freiheit der Communen und der Provinzen. Die Gazette wirderholt alle Tage, daß sie die Selbstverwaltung der Communen, die Ausbreitung der Provinzialversammlungen über ganz Frankreich wolle. Sie bemerkt, daß sobald Provinzen und Gemeinen sich selber zurückgegeben seyen, eine Gewalt, wie die gegenwärtige, nicht mehr bestehen könne, eine so verwickelte Combination von Majorität und Opposition, von beschränktem Census, Initiative und Gesetzen, ohne daß die localen Interessen irgend wie an der Verhandlung der allgemeinen Theil nehmen dürften. Man begreift dies ganz gut. Auch hängt es damit wohl zusammen, daß sie die allgemeine Repräsentation auf breiterer Basis errichten will. Sie hofft dem städtischen Interesse gegenüber, welches jetzt vorherrscht, das Landinteresse geltend zu machen, der Werkstätte die Hütte entgegenzusetzen, und ein

Frankreich heranzuziehen wo man weder Republik noch absolute Gewalt wolle [1]).

So weit kann man ihr beistimmen. Auch sind dies nicht neue Gedanken. Ich weiß zwar nicht, ob man sie jemals ernstlich auszuführen gesonnen gewesen. Wenigstens wirft auch Fiévée dem Villèle unaufhörlich vor, daß er die Prinzipien, die ihm den Weg zur Gewalt gebahnt, vergessen habe, sobald er zu derselben gelangt war. Allein geäußert hat man sie tausend Mal.

Nur ist die Frage, wie die Gazette und ihre Partei dahin gelangen wollen.

Sie fordern das allgemeine Stimmrecht, wohlverstanden, der Steuerpflichtigen, und die allgemeinen Stände. „Wir fordern eine allgemeine Versammlung der Nation, die Generalstände, mit Ausnahmen dessen, was daran veraltet ist.“ Wie aber, ist nicht gerade das Wesen derselben, die Theilung und abgesonderte Selbständigkeit der drei Stände veraltet? Die Gazette läugnet es nicht. Sie will eine Versammlung, „modificirt durch die neuen Bedürfnisse und durch die Vermischung der drei Stände in Einen.“ Also will sie nichts als eine Nationalassemblée, aus einer universaleren Wahl hervorgegangen: und ohne Zweifel mit dem constitutiven Rechte: denn eben von ihr soll eine totale Herstellung von Frankreich ausgehen.

Es ist leicht zu sagen: wir wollen, daß die Commune der Ausgangspunct für die Bildung der Nationalrepräsentation werde und das Ziel der Arbeiten eben dieser Repräsentation. Die Schwierigkeit ist nur, dahin zu gelangen. Welche Wahrscheinlichkeit, welche Möglichkeit kann man dafür angeben?

Erinnert sich diese Partei nicht, daß die Centralisation

[1]) Ich lege hiebei einige ausführlichere Artikel der Gazette: ihr Programm vom 1sten Januar 1832; die réponse au Times 21. Janv., bei der sie den Times dankt, ihr Gelegenheit gegeben zu haben, „d'exposer de nouveau nos idées,“ zu Grunde. Doch ist sie davon seit einigen Monaten in jedem Blatte voll.

der Revolution eben von einer Nationalassemblée ausgegangen ist, wie sie dieselbe fordert?

Sie antwortet: der Mangel habe an der königlichen Gewalt gelegen, nicht an der Constitution. Eine leichte Phrase. Einmal wo gäbe es jetzt eine königliche Gewalt, welche stärker wäre? Aber überdieß, man weiß hinreichend, der Ausgangspunct der ganzen Revolution war die Vereinigung der Stände, von der auch Ihr auszugehen gezwungen seyd; es war die Uebertragung der constitutiven Gewalt auf eine einzige Versammlung: die eben Euer ganzes Prinzip ist.

Versprecht Ihr etwa, Ihr, die Ihr von der Masse immer verabscheut und geschlagen worden, sie zu leiten? Seyd Ihr so gewiß, daß Ihr die Majorität haben werdet? Woher wißt Ihr, daß Ihr nicht die Elemente in Bewegung setzt, die Euch immer verderblich gewesen?

Wie dann, wenn man nicht auf Eure Commune zurückkommt, wenn man von Eurem Königthum nichts wissen will? Ist es nicht seltsam, daß Ihr alle Kräfte und Interessen der Nation vollständiger als jemals zusammenrufen, mithin vollkommener centralisiren wollt, um die Decentralisation hervorzubringen? Kennt Ihr nicht die Gewalt des Demagogen über eine Versammlung, zusammengesetzt aus verschiedenen Elementen, die sich nur in den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts begegnen wird? Seyd Ihr entschlossen, Euch dem Beschlusse der Majorität zu unterwerfen?

Ja in diesem Aufruf der Nation liegt eine Anerkennung der Souveränetät derselben, da er ohne solche keinen Sinn haben würde. Ihr überredet uns kaum, daß Ihr ernstlich hofft, sie werde für Euch seyn. Auch können wir Andern nicht glauben, daß Ihr Euch, wie Ihr seyd, mit Euren Ueberzeugungen und Eurer Vergangenheit ihr unterwerfen werdet.

Aristophanes erwähnt einmal, wie man Aale fischt. Wenn

der See ruhig ist, bekommt man ihrer schwerlich. Man muß den Schlamm aus dem Grund aufrühren, dann giebt es einen Fang.

Seyd Ihr, wie Kleon, in diesem Falle?

Wenigstens kommt man Euch zu Hülfe und von einer andern Seite wird der ganze Grund dieses an sich unruhigen Meeres noch stürmischer in Bewegung gesetzt.

Opposition der Revolution.

Ich möchte nicht behaupten, daß es nicht noch ganz andere Elemente des Royalismus in Frankreich gebe, als die, welche sich hier aussprechen.

Man unterscheidet gegenwärtig dort Royalisten überhaupt, und Royalisten des Bürgerkriegs: der letzteren ist der Süden voll.

Ich möchte sagen: es giebt einen Royalismus des Gefühls, und einen Royalismus des Räsonnements. Jener ist eine Art von Religion; er macht keine Bedingungen, er ergiebt sich ganz und völlig; er könnte noch alle Tage wieder die Grundlage der Institutionen des Mittelalters werden: in Schriften spricht er sich seiner Natur nach weniger aus. Der andere dagegen erscheint auf dem Felde der neuen Ideen und will sich mit ihnen auseinandersetzen.

Eigentlich nur mit dem letztern haben wir es hier zu thun. Es scheint, als sey er weder einig noch sich selber ganz treu geblieben. Männer wie Chateaubriand, Deux-Brézé und die Autoren der Gazette haben eine unläugbare Hinneigung zur Revolution; Andere, wie Lamartine, nähern sich bis auf wenige Schritte der bestehenden Gewalt. So treten die Royalisten aus einander und kommen den beiden Parteien zu Hülfe, welche eigentlich den Boden theilen und den Kampfplatz inne haben.

Dies sind die Partien des Centrums und der Linken, der Doctrinärs und der Stimmführer der Revolution, — welche mit einander in den Julitagen siegten, ihre Abkunft, wie wir sahen, in der Charte von 1830 trafen, seitdem aber, wie es denn nicht anders seyn konnte, in einen lebhaften Krieg gerathen sind.

Es kann nicht meine Absicht seyn, die Vorwürfe, die sie einander machen, zu wiederholen; es käme darauf an: die Grundlage, von der sie ausgehen, das Ziel, zu dem sie wollen, wahrzunehmen. Betrachten wir zuerst die Angreifenden.

Lettres politiques sur l'état des affaires de France. Première lettre à Mr. Casimir Périer. Unterzeichnet: A. B. St. André. 1 Novembre 1831.

Klagen über die auswärtige Politik Périers: wie man sie tausend Mal zu vernehmen gehabt hat. Bemerkenswerther ist es, wie der Autor sie ableitet.

Die Ordonnanzen, sagt er, griffen weder die Rechte noch die Wohlfahrt der zahlreichsten Classe des Volkes an — — wäre Carl X. populär gewesen, so würde sein Staatsstreich ihm gelungen seyn — — — allein die Massen hatten ein tiefes Gefühl des Widerwillens gegen die Bourbonen: der wahre Character der öffentlichen Meinung ist eine entschiedene Vorliebe für die alte Revolution; diejenige Classe, bei welcher dies Gefühl, diese Antipathie am stärksten ist, hat der Pariser Insurrection ihren bestimmten Character gegeben. — — Der Schimpf, welchen Frankreich 1814 erfahren hat, enthält das ganze Geheimniß des 29sten Juli. —

So nimmt er an, das revolutionäre Frankreich sey durch Gewalt den Bourbonen unterworfen worden: die Julirevolution sey eine Empörung der Masse gegen die Restauration gewesen. „Das Siegesgeschrei zeigte der Welt an, daß das große Volk noch am Leben sey."

Allerdings muß er es nun unerhört finden, daß die durch die Revolution emporgekommene Gewalt die Tractate von 1815

persönliche Gefühl der Ehre, vor dem Patriotismus, der ein sociales, mithin höheres Gefühl sey, zurückweichen müsse. „Zuweilen, sagt er, und hiermit tritt er seinem Ziele näher, in den unberechenbaren Verwirrungen einer Revolution kann der Fürst selbst sich zuerst in dieser Ausnahme befunden haben: König durch die Nothwendigkeit, unschuldig an seiner eignen Erhebung, unglücklich über seine eigne Größe.“ Lamartine findet in der gegenwärtigen Regierung nicht die Bedingungen einer definitiven Existenz; er nimmt sie für eine längere Dictatur, für ein neutrales Gebiet, wo die Parteien einander begegnen, aber sich nur unter gewissen Bedingungen festsetzen: er deutet an, sie werde sich vor einer höhern moralischen Nothwendigkeit zurückziehen.

Eine kühne Voraussetzung! Aber selbst, wenn man sie zugiebt, sollen sich die Royalisten von der Vergangenheit und ihren alten Ideen so völlig losreißen, und auf den neuen Staat, der doch unfehlbar jetzt die Oberhand hat, so mit gutem Willen eingehen?

Hier ist die Mitte dieses Raisonnements, wo sich die Politik und die Religion des Autors begegnen.

„Gewiß, antwortet er, es wäre denn, daß man aus der Welt gehen, oder in den Jahrhunderten zurückschreiten oder sich gegen die Civilisation selbst empören wollte.“

Lamartine findet, daß die Welt in eine neue Epoche eingetreten sey, die Epoche des Rechts und der Thätigkeit aller. Eigenthümlich ist ihm, daß er hierin einen Fortschritt des Christenthums und des Evangeliums erblickt. Diese Epoche werde gerechter, freier, moralischer seyn, als alle, welche die Welt bisher durchlaufen; sie heilige die politische und bürgerliche Gleichheit der Menschen ebenso, wie Christus ihre natürliche Gleichheit vor Gott geheiligt habe; man könne sie die evangelische Epoche nennen. „Der sociale Mensch muß künftig vor den Augen des Philosophen und des Gesetzgebers dasjenige seyn, was der einzelne Mensch vor den Augen des wahren Christen ist, ein Kind Gottes, das die nemlichen Titel, Rechte und Pflichten, die

nemliche Bestimmung vor dem irdischen Vater hat, dem Staate, wie vor dem himmlischen, vor Gott."

Von dieser Ahndung einer religiös-demokratischen Weltordnung wird der Autor ganz hingerissen. In dem modernen französischen Staate findet er den Boden für den großen socialen Neubau vorbereitet, den der himmlische Baumeister beabsichtige. Dahin deutet er alle Eigenschaften desselben.

Er nimmt in dem französischen Staate eine nur noch nicht ganz reine Republik wahr. Man sollte glauben, ein Royalist würde davor eher erschrecken: er ergiebt sich darein. Es ist ihm genug, daß — zwar sagt er nicht für immer, aber doch noch für einige Zeit — ein erbliches Oberhaupt nothwendig sey; es kommt ihm selbst nicht darauf an, ob dies König oder Präsident heiße. Auf immer fordert er für keine Würde die Erblichkeit. Wenn er an Casimir Perier etwas tadelt, so ist es, daß derselbe für die erbliche Pairie gewesen sey.

Den Institutionen des neuen Staates gewinnt er durchaus höhere Tendenzen ab. Die Presse werde endlich allen Betrug unmöglich machen; sie sey die Gerechtigkeit Gottes, offenbart in dem Worte. Den Unterricht will er frei, ausgebreitet, ja verschwendet wissen; umsonst, und doch mit dem Rechte eines Jeden „seinen Brunnen sich zu wählen, nach seinem Durste zu trinken". Denn wäre der Unterricht immer frei gewesen, wieviel raschere Fortschritte würde Gottes Wort gemacht haben. Er wünscht die völlige Absonderung der Religion von dem Staate; denn der Staat verdunkle ihn nur, jenen göttlichen Strahl, den der Mensch allein am Himmel suche. Er fordert eine Legislation, auf der Basis des Evangeliums errichtet, nicht mehr jene blutige, welche die Sitten blutiger, sondern eine sanfte, welche dieselbe mäßiger und sanfter mache. Die Centralisation, welche so vielen Tadel erfähret, weiß er nicht zu mißbilligen. Er findet sie bewundernswürdig, diese intensive Kraft, durch welche der sociale Gedanke, so wie er einmal gefaßt, und Gesetz geworden sey, in dem

nemlichen Augenblick mit Schnelligkeit, Regelmäßigkeit, Beaufsichtigung und Einheit, in allen Kreisen der Verwaltung zur Ausführung komme: es sey die Einheit dieser großen Körper, genannt Nationen.

Man sieht, dieser Autor beobachtet ein doppeltes Verfahren. Einmal idealisirt er das Vorhandene, das denn freilich auch eine ganz andere Seite hat; dann giebt er den idealisirten Gewalten eine christliche Richtung, von der sie bis jetzt nicht wissen. Ist er sicher, daß sie dieselbe nehmen, daß sie nicht gerade die destructiven Elemente, die sie in sich einschließen, wie sie schon einmal gethan, geltend machen und ganz zu dem Gegentheil entwickeln werden?

So sehr täuscht sich Lamartine nicht. Er ruft seufzend aus: „Wenn Frankreich wollte!" Indem er bemerkt, daß auf die Letzt alles auf die Sitten, auf das, was er das öffentliche Gewissen nennt, ich verstehe das nationale Bewußtseyn der Pflicht, das jeder Thätigkeit zu Grunde liegt, ankomme, so bescheidet er sich, daß es damit in Frankreich übel stehe. Er findet daselbst ein Recht, das verkannt, und ein anderes, das bestritten sey, ein Mißtrauen in die Wahrheit selbst, eine durch alle diese Versuche ermüdete Sättigung; eine verweichlichende Geldbegier, eine geheime Neigung zu jenem Despotismus, der mit Eroberungen schmeichele; den Geist der Faction, Mangel an höherer Moral, Schwäche des religiösen Gefühls. „Es ist die politische Tugend, die uns mangelt", ruft er aus.

Und bei diesem Zustand der Dinge ist er dennoch überzeugt, seine Ideale realisirt zu sehen?

Nein! Er sieht sehr wohl, daß auf dem Wege, den man eingeschlagen, auf der andern Seite eine große Gefahr drohe. „Entweder, sagt er, werden unsere Kinder und die Kinder unserer Kinder eine Reihe von freien, der Religion, Moral, Vernunft ergebnen Jahrhunderten verleben, oder aber — schreckliche Alternative! — wir hinterlassen ihnen die Auflösung der bürgerlichen

Ordnung, streitige, blutig-streitige Prinzipien, die Gewalt unmöglich, die Freiheit unausführbar, die Religion verfolgt, die Legislation im Rückschritt, den europäischen Krieg, die Gesetzmäßigkeit des Schaffots, die Civilisation des Bivouacs, die Moral der Schlachtfelder, die Freiheit der Satrapen, die Gleichheit von Räubern; in ihrer Mitte, eine Idee, erstickt in Blut."

Jener Welt der Ideale setzt er, wie wir sehen, furchtbare Möglichkeiten entgegen, einem Himmel die Hölle. Es wäre nur zu wünschen, daß er angeben möchte, wie das Glück zu erreichen, das Unheil zu vermeiden sey. Es ist nicht genug, daß er an jenes öffentliche Gewissen appellirt, über dessen Aussprüche er sich eben selbst so zweifelhaft, so besorgt, aus so guten Gründen besorgt *zeigte*; es reicht nicht hin, daß er sagt, der politische Gedanke und die politische Thätigkeit dürfe nicht länger von einer tyrannischen Bureaucratie, von einer in Empörung begriffenen Hauptstadt, von einer Faction, einem Tribun abhängen; die Frage ist, wie das zu machen, wie es dahin zu bringen sey.

Welchen Ausweg, welche sichere Hülfe bietet uns nun seine Politik an? Lamartine weiß nur Ein Mittel: einen Mann. Er schildert uns den, auf den er hofft. „Es müsse ein Mann seyn, vollkommen in Einsicht und Tugend, der lebendige und erhabene Inbegriff des Jahrhunderts, ein Bonaparte des Wortes, mit dem Instinct des socialen Lebens; voll Vertrauen auf die Zukunft; der Blitz der Tribüne; ein Columbus der Freiheit, fähig sowohl uns von der Existenz einer neuen politischen Welt zu überzeugen, als, uns dahinzuführen". So begeistert drückt er sich aus.

Allein kann man das wohl Politik nennen?

Nein! es ist Poesie: politisch-religiöse Phantasie. Nichts anderes.

Dort, auf seinen einsamen Gängen in den Gehölzen von St. Point, oder wenn er, der Poet, seine geistigen Blicke von dem ruhigen, geordneten, friedlichen Himmel auf die Verwirrung

der irdischen Elemente wendet, da mag er sie fassen, diese Ideale, auf der einen Seite die lange Reihe glücklicher Jahrhunderte voll Religion und Tugend: auf der andern den Helden, der dahin führen soll. Es ist aber alles ein Gedicht; es ist gleichsam ein Jerusalem, und ein Gottfried, der es erobern soll; es ist ein Heldengedicht der Zukunft.

Immer bleibt es sehr merkwürdig, daß das alte Königthum auch dem Poeten nichts mehr darbietet; keinen Ausgangspunct für seine leichtgeschwingte Phantasie, keinen geistigen Anhalt. Wenn er die Gewalt „den Besitz und Ausdruck der Gesellschaft“ nennt, scheint er doch die Volkssouveränetät willig anzuerkennen. Er lebt und webt in den neuen Dingen.

Chateaubriand.

Auf einem ähnlichen Standpunct, des Royalismus und der Religion, steht ursprünglich auch Chateaubriand. Aber immer in alle Bewegungen der Restauration verstrickt, — Pair, Ambassadeur, Minister, hat er sich wie natürlich den bestehenden Verhältnissen mehr genähert. Seine drei Schriften

De la restauration et de la monarchie élective. 24. Mars 1831.

De la nouvelle proposition, relative au bannissement de Charles X. et de sa famille etc. etc. Octobre 1831.

Aux lecteurs. Novembre 1831.

ergänzen einander, und sind in deutschen Ausgaben, Uebersetzungen, Auszügen hinreichend bekannt geworden, vornemlich die wichtigste, die zweite.

Eine Angabe ihres Inhalts würde zu spät kommen. Was könnte es auch helfen, mit dem Autor immer wieder zu untersuchen, welche Maaßregel man bei den Juli-Ereignissen ergreifen

konnte, und ob man das Schlechteste gethan oder nicht. Es kann Fälle geben, so verwickelt, peinlich, durch so viel falsche Schritte hervorgerufen, daß es unmöglich ist, irgend einen guten Ausweg zu finden, der nicht unzählige unübersteigliche Schwierigkeiten enthielte. Kam es auch etwa den Siegern darauf an, das Beste, das Vernünftigste zu thun? Nahmen sie sich die Zeit zu deliberiren? In dem Sturme der Ereignisse griffen sie zu den Maaßregeln, mit denen sie die aufgeregten Leidenschaften zu beruhigen hofften. Es kann uns nicht fördern, auf diese Untersuchung einzugehen.

An diesen Schriften ist einiges Andere merkwürdig.

Einmal ihr großer Erfolg. Vornehmlich die zweite, die eigentlich nur eine leidenschaftlich-rhetorisirende Amplification der ersten ist, haben alle Parteien als ein Werk des Genies begrüßt. Ich kann nicht glauben, daß dieser Succeß nur von den Phrasen herkomme, die auf die Letzt doch keinen so allgemeinen Eindruck machen können, noch auch, daß er einer großen einleuchtenden Ansicht im Ganzen zuzuschreiben sey; denn diese, in der That, schwerlich wird man sie finden. — Jedoch es lebt etwas in diesen Schriften, was ihnen eigen ist, nicht ohne Großartigkeit und innere Wahrheit.

Es giebt Geister, denen die Besonderheiten der Dinge leichter entschlüpfen; aber für ihren allgemeinen Character, für den großen Wurf von Licht und Schatten über das Gebirge hin haben sie einen offenen Blick.

In Chateaubriand ist ein wahres Gefühl für das Glänzende und Hohe; für die Erhabenheit des Alterthums, die Würde der Religion, den Ruhm der Gegenwart. Dies Gefühl ist das belebende Element in allen seinen Schriften.

Auch hier tritt es hervor; aber als Verachtung aller seit dem Juli zu Tage gekommenen Zustände. Er bemerkt, wie gegenwärtig so völlig alles heruntergekommen sey. „Was will es heut zu Tage sagen, Präfect zu seyn, oder Generaldirector, oder Minister, oder Marschall von Frankreich, oder selbst König? alles

ist verbraucht, Künste, Literatur, Sitten, Leidenschaften, alles ist degradirt. An die Stelle der edelsten Geisteserholungen tritt das plumpe Spektakel. Gladiatoren würden mehr Erfolg haben, als die Meisterwerke von Corneille oder Moliere." Nicht allein die Regierung findet er halb und immer wieder halb; die ganze Gesellschaft scheint ihm zu kränkeln und zwischen Etwas und Nichts zu schwanken. An dem neuen Königthum vermißt er Schwung, Jugend und Muth, die Taufe des Ruhmes. Denn freilich sey es leichter, ein Kreuz von dem Thurm zu stürzen als ein anderes an der Brust eines Polen zu vertheidigen.

Von diesem Gesichtspunct aus greift er die auswärtige Politik an. Allen Klagen, die eine andere als die royalistische Opposition erhoben hat, und die er nicht verschmäht zu wiederholen, giebt er dadurch einen neuen Ton, daß er diese Politik in einen bald geheimen, bald offenen Gegensatz mit den glänzenden Thaten des Kaiserthums stellt. Er findet es ein Regiment der Nachgiebigkeit und Feigheit; das Gebäude des Juli auf den Verlust der Nationalwürde gegründet. Freilich habe man den Frieden: „aber nur darum, weil man demjenigen nicht den Degen in den Leib stoße, der den Rücken kehre."

Wie aber? Sollte nach seiner Meinung der Krieg der Revolution wider Europa nochmals beginnen?

Er wünscht allerdings, daß man sich völlig in die Revolution geworfen und ihre Tendenz entschieden verfolgt haben möchte. Ich halte das nicht für erdichtet. Ein großer Triumph, oder selbst ein großes Unglück würde diesem Geiste Nahrung gegeben haben, den nur immer nach Erfolgen dürstet.

Denn übrigens auch in Rücksicht auf das Innere geht er doch sehr entschieden auf die Prinzipien der Revolution ein. Zwar hat er sich entschuldigt; er hat gesagt, er vertheidige nur die Freiheiten; wenn er die Souveränetät des Volkes gelten lasse, so seyen das nicht seine Waffen sondern die Waffen der Gegner, die er brauche, und er begebe sich nur

auf deren Gebiet. Indessen die Wahrheit zu sagen, wofern er nur eine hypothetische Meinung hat äußern wollen, so ist er darin etwas weit gegangen. Er erklärt sich für einen Republikaner von Natur. Sehr ohne Noth beschwört er den Schatten des *alten* Samuel herauf, um dem Königthum noch einmal üble Nachrede zu machen. Allen Ernstes empfiehlt er doch den Nationalcongreß. Vor demselben würde jeder seine Sache vertheidigen; nothwendig wäre es — er erschrickt nicht davor, — sich der Majorität zu unterwerfen. Heißt das nicht, das Prinzip ohne Rückhalt anerkennen?

Er selbst hat es gefühlt; und, wie er denn ein alter Legitimist ist, so hat er versucht, seine Legitimität mit dem Dogma von der Volkssouveränetät in Einklang zu bringen.

Ich halte diese Stelle für eine der merkwürdigsten der ganzen Schrift [1]).

„Indem Ludwig XVIII. die Charte verwilligte, überschritt er nicht die Rechte, welche man ihm in seinen Vätern zuerkannt hatte; er schien nur zu handeln, und handelte in der That auch nur in Kraft des ursprünglichen Auftrages von dem Volke, das seinem Geschlechte von der Nation war verwilligt worden."

Hiermit erkennt der Autor den Begriff der Volkssouveränetät als den höhern, als das Prinzip, als den Grund der Berechtigung an; er giebt den ursprünglichen Vertrag zu. Ja er giebt sich ganz gefangen. „Die Legitimität ist eine Religion, sagt er, doch der Glaube daran ist gestorben. Diese Religion würde die beste Sanction der Rechte der Nation seyn; sie würde ihnen etwas Historisches und Traditionnelles, etwas Starkes und Heiliges mittheilen, allein sie zieht ihre Macht mit nichten aus sich selbst." Ich kann mich nicht überzeugen, daß man mit solchen Gründen Jemand zu dieser angeblichen Religion bekehren werde. Die souveräne Nation hätte zu Gunsten des Königthums gleich-

[1]) Sie hängt jedoch mit einigen Behauptungen der études historiques sehr gut zusammen.

sam zu abdiciren, um ihren Rechten etwas Historisches mitzutheilen. Wie, hat sie nicht ihre Kraft, ihre Anerkennung im Kampfe mit dem Königthum erworben? Und jetzt soll sie sich ihm überliefern, nicht aus dem Gefühle des Rechtes, nicht aus Religion, auch nicht um eines besonderen Vortheils willen, sondern wegen jener Erinnerungen, die sie verschmäht, die sie haßt! Ich kann darin nichts sehen, als eine Verbindung widersprechender Elemente durch den Schein. Es ist fast — man erlaube mir die Vergleichung — als wollte man einen Voltaire heiligen, indem man das Titelblatt eines Gebetbuches davor heftet. Nicht anders ist ein Henri V. an der Spitze dieser souveränen Nation, die ihm erst sein Recht giebt, und deren Ansprüche er nichts destominder heiligen soll!

Man sollte es kaum glauben, aber wie mit dem Königthum geht Chateaubriand mit dem Papstthum um. Gleich als wäre nicht die Revolution im Widerspruch mit dem Katholicismus des Papstthums entstanden, gleich als wäre zwischen ihnen nicht eine ursprüngliche, nothwendige, unvereinbare Antipathie. Er meint, das Papstthum solle Gleichheit und Befreiung predigen; er fordert einen Leo X. der Freiheit.

Es ist, als würde dieser Geist auf der einen Seite von den verschwundenen Größen, den erhabenen Erinnerungen des Papstthums wie des Königthums hingerissen; aber auf der andern nicht minder von der modernen Gleichheit und Freiheit. Er will jene erhalten und diese nicht fallen lassen. Wie sie sich aber etwas mehr, als scheinbar, wie sie sich in ihrem Wesen vertragen können, vergißt er nachzuweisen, er macht keinen Versuch die Divergenzen aufzuheben. Es ist als bemerke er sie nicht.

Nur so viel sehen wir, daß er eine entschiedene Richtung zu den modernen Ideen von Frankreich hat. Er will ein Königthum der Gleichheit, ein Papstthum der Freiheit. Beide müßten doch zuletzt von der Nationalsouveränetät ausgehn, die er als die höchste Autorität anerkennt.

Diese Idee scheint das allgemeine Idol zu seyn. Der alte Fitzjames weiß keine andere Auskunft, als einen Nationalcongreß. „Alle Bürger würden dann an den politischen Rechten Antheil haben: alle Steuerpflichtigen, zum ersten Mal zu Rathe gezogen, würden sich über die große Grundfrage aussprechen; wir würden eine neue allgemeinere Repräsentation aller Interessen sehen.“ Mit einer Art von Verehrung appellirt der Marquis de Deux-Brézé an die nemliche Idee. „Ich habe nicht aufgehört,“ sagt er, dem Prinzip zu huldigen, das alle andern beherrscht, dem einzigen, vor dem wir uns beugen können, und welches das Recht hat, Opfer von uns zu fordern, dem Prinzip der Nationalsouveränetät.“ Diese Ausdrücke, streifen sie nicht fast an religiöse Ergebenheit?

Zu eben diesem Prinzip neigt sich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, das System, aber der Gedankengang der Gazette de France und jener Tochtergazetten, die sie mit propagandischem Talent übe alle Provinzen ergossen hat.

Einer ihrer alten Grundgedanken, welchen auch Villèle, wenigstens ehe er zur Gewalt kam, auf den Vorgang Fiévée's, öfter aussprach, ist allerdings die Freiheit der Communen und der Provinzen. Die Gazette wirderholt alle Tage, daß sie die Selbstverwaltung der Communen, die Ausbreitung der Provinzialversammlungen über ganz Frankreich wolle. Sie bemerkt, daß sobald Provinzen und Gemeinen sich selber zurückgegeben seyen, eine Gewalt, wie die gegenwärtige, nicht mehr bestehen könne, eine so verwickelte Combination von Majorität und Opposition, von beschränktem Census, Initiative und Gesetzen, ohne daß die localen Interessen irgend wie an der Verhandlung der allgemeinen Theil nehmen dürften. Man begreift dies ganz gut. Auch hängt es damit wohl zusammen, daß sie die allgemeine Repräsentation auf breiterer Basis errichten will. Sie hofft dem städtischen Interesse gegenüber, welches jetzt vorherrscht, das Landinteresse geltend zu machen, der Werkstätte die Hütte entgegenzusetzen, und ein

Frankreich heranzuziehen wo man weder Republik noch absolute Gewalt wolle [1]).

So weit kann man ihr beistimmen. Auch sind dies nicht neue Gedanken. Ich weiß zwar nicht, ob man sie jemals ernstlich auszuführen gesonnen gewesen. Wenigstens wirft auch Fiévée dem Villèle unaufhörlich vor, daß er die Prinzipien, die ihm den Weg zur Gewalt gebahnt, vergessen habe, sobald er zu derselben gelangt war. Allein geäußert hat man sie tausend Mal.

Nur ist die Frage, wie die Gazette und ihre Partei dahin gelangen wollen.

Sie fordern das allgemeine Stimmrecht, wohlverstanden, der Steuerpflichtigen, und die allgemeinen Stände. „Wir fordern eine allgemeine Versammlung der Nation, die Generalstände, mit Ausnahmen dessen, was daran veraltet ist.“ Wie aber, ist nicht gerade das Wesen derselben, die Theilung und abgesonderte Selbständigkeit der drei Stände veraltet? Die Gazette läugnet es nicht. Sie will eine Versammlung, „modificirt durch die neuen Bedürfnisse und durch die Vermischung der drei Stände in Einen.“ Also will sie nichts als eine Nationalassemblée, aus einer universaleren Wahl hervorgegangen: und ohne Zweifel mit dem constitutiven Rechte: denn eben von ihr soll eine totale Herstellung von Frankreich ausgehen.

Es ist leicht zu sagen: wir wollen, daß die Commune der Ausgangspunct für die Bildung der Nationalrepräsentation werde und das Ziel der Arbeiten eben dieser Repräsentation. Die Schwierigkeit ist nur, dahin zu gelangen. Welche Wahrscheinlichkeit, welche Möglichkeit kann man dafür angeben?

Erinnert sich diese Partei nicht, daß die Centralisation

---

[1]) Ich lege hiebei einige ausführlichere Artikel der Gazette: ihr Programm vom 1sten Januar 1832; die réponse an Times 21. Janv., bei der sie den Times dankt, ihr Gelegenheit gegeben zu haben, „d'exposer de nouveau nos idées,“ zu Grunde. Doch ist sie davon seit einigen Monaten in jedem Blatte voll.

der Revolution eben von einer Nationalassemblée ausgegangen ist, wie sie dieselbe fordert?

Sie antwortet: der Mangel habe an der königlichen Gewalt gelegen, nicht an der Constitution. Eine leichte Phrase. Einmal wo gäbe es jetzt eine königliche Gewalt, welche stärker wäre? Aber überdieß, man weiß hinreichend, der Ausgangspunct der ganzen Revolution war die Vereinigung der Stände, von der auch Ihr auszugehen gezwungen seyd; es war die Uebertragung der constitutiven Gewalt auf eine einzige Versammlung: die eben Euer ganzes Prinzip ist.

Versprecht Ihr etwa, Ihr, die Ihr von der Masse immer verabscheut und geschlagen worden, sie zu leiten? Seyd Ihr so gewiß, daß Ihr die Majorität haben werdet? Woher wißt Ihr, daß Ihr nicht die Elemente in Bewegung setzt, die Euch immer verderblich gewesen?

Wie dann, wenn man nicht auf Eure Commune zurückkommt, wenn man von Eurem Königthum nichts wissen will? Ist es nicht seltsam, daß Ihr alle Kräfte und Interessen der Nation vollständiger als jemals zusammenrufen, mithin vollkommener centralisiren wollt, um die Decentralisation hervorzubringen? Kennt Ihr nicht die Gewalt des Demagogen über eine Versammlung, zusammengesetzt aus verschiedenen Elementen, die sich nur in den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts begegnen wird? Seyd Ihr entschlossen, Euch dem Beschlusse der Majorität zu unterwerfen?

Ja in diesem Aufruf der Nation liegt eine Anerkennung der Souveränetät derselben, da er ohne solche keinen Sinn haben würde. Ihr überredet uns kaum, daß Ihr ernstlich hofft, sie werde für Euch seyn. Auch können wir Andern nicht glauben, daß Ihr Euch, wie Ihr seyd, mit Euren Ueberzeugungen und Eurer Vergangenheit ihr unterwerfen werdet.

Aristophanes erwähnt einmal, wie man Aale fischt. Wenn

der See ruhig ist, bekommt man ihrer schwerlich. Man muß den Schlamm aus dem Grund aufrühren, dann giebt es einen Fang.

Seyd Ihr, wie Kleon, in diesem Falle?

Wenigstens kommt man Euch zu Hülfe und von einer andern Seite wird der ganze Grund dieses an sich unruhigen Meeres noch stürmischer in Bewegung gesetzt.

Opposition der Revolution.

Ich möchte nicht behaupten, daß es nicht noch ganz andere Elemente des Royalismus in Frankreich gebe, als die, welche sich hier aussprechen.

Man unterscheidet gegenwärtig dort Royalisten überhaupt, und Royalisten des Bürgerkriegs: der letzteren ist der Süden voll.

Ich möchte sagen: es giebt einen Royalismus des Gefühls, und einen Royalismus des Räsonnements. Jener ist eine Art von Religion; er macht keine Bedingungen, er ergiebt sich ganz und völlig; er könnte noch alle Tage wieder die Grundlage der Institutionen des Mittelalters werden: in Schriften spricht er sich seiner Natur nach weniger aus. Der andere dagegen erscheint auf dem Felde der neuen Ideen und will sich mit ihnen auseinandersetzen.

Eigentlich nur mit dem letztern haben wir es hier zu thun. Es scheint, als sey er weder einig noch sich selber ganz treu geblieben. Männer wie Chateaubriand, Deux-Brézé und die Autoren der Gazette haben eine unläugbare Hinneigung zur Revolution; Andere, wie Lamartine, nähern sich bis auf wenige Schritte der bestehenden Gewalt. So treten die Royalisten aus einander und kommen den beiden Partien zu Hülfe, welche eigentlich den Boden theilen und den Kampfplatz inne haben.

Dies sind die Partrien des Centrums und der Linken, der Doctrinärs und der Stimmführer der Revolution, — welche mit einander in den Julitagen siegten, ihre Abkunft, wie wir sahen, in der Charte von 1830 trafen, seitdem aber, wie es denn nicht anders seyn konnte, in einen lebhaften Krieg gerathen sind.

Es kann nicht meine Absicht seyn, die Vorwürfe, die sie einander machen, zu wiederholen; es käme darauf an: die Grundlage, von der sie ausgehen, das Ziel, zu dem sie wollen, wahrzunehmen. Betrachten wir zuerst die Angreifenden.

Lettres politiques sur l'état des affaires de France. Première lettre à Mr. Casimir Périer. Unterzeichnet: A. B. St. André. 1 Novembre 1831.

Klagen über die auswärtige Politik Périers: wie man sie tausend Mal zu vernehmen gehabt hat. Bemerkenswerther ist es, wie der Autor sie ableitet.

Die Ordonnanzen, sagt er, griffen weder die Rechte noch die Wohlfahrt der zahlreichsten Classe des Volkes an — — wäre Carl X. populär gewesen, so würde sein Staatsstreich ihm gelungen seyn — — — allein die Massen hatten ein tiefes Gefühl des Widerwillens gegen die Bourbonen: der wahre Character der öffentlichen Meinung ist eine entschiedene Vorliebe für die alte Revolution; diejenige Classe, bei welcher dies Gefühl, diese Antipathie am stärksten ist, hat der Pariser Insurrection ihren bestimmten Character gegeben. — — Der Schimpf, welchen Frankreich 1814 erfahren hat, enthält das ganze Geheimniß des 29sten Juli. —

So nimmt er an, das revolutionäre Frankreich sey durch Gewalt den Bourbonen unterworfen worden: die Julirevolution sey eine Empörung der Masse gegen die Restauration gewesen. „Das Siegesgeschrei zeigte der Welt an, daß das große Volk noch am Leben sey.“

Allerdings muß er es nun unerhört finden, daß die durch die Revolution emporgekommene Gewalt die Tractate von 1815

anerkannt habe. „Ganz Europa war in Bewegung. Es hätte z. B. in Italien nur einer einzigen französischen Uniform bedurft, um es über und über in Feuer und Flamme zu setzen — — und man nöthigt Frankreich, mit übereinandergeschlagenen Armen dazustehen und zuzusehen. Frankreich, so stark durch Civilisation, Bevölkerung, Reichthum, mußte seinen alten Rang unter den Nationen wieder einnehmen."

Es fragt sich nur, welchen alten Rang? Den wirksamen Einfluß seiner friedlichen Jahre hat es so gut wie jemals. Wollt ihr den Einfluß der Zeiten des Kaiserthums?

Laut sagt man das noch nicht. Allein wenn unser Autor andeutet, die Frage sey zu entscheiden gewesen, ob das neue Frankreich oder die alte Coalition der stärkere Theil sey: wenn er meint, wenigstens die Rheingrenze müsse man wieder haben, — so ist er davon eben nicht weit entfernt. Er stellt sich in Hinsicht der auswärtigen Angelegenheiten auf den Standpunct der Revolution, welche erobernd geworden, das ist, auf den Standpunct des Kaiserthums. In der That, sobald man den vermeinten Schimpf von 1814 abwaschen will, muß man nicht Europa wieder besiegen?

Aus dem Prinzip scheint es zu folgen.

Lettre à Mr. de Chateaubriand en réponse à sa brochure intitulée de la nouvelle proposition relative au bannissement etc. par M. A. de Briqueville, auteur de la proposition. Paris, 1831. (11 Nov.)

Merkwürdig wie es Chateaubriand ging. Er griff die Proposition Briqueville an, und siehe da, der Urheber derselben war sein Verbündeter.

Wie erfreute diesen, er sagt es selbst, der Zorn, die Begeisterung seines vermeinten Gegners. Wie gern sah er ihn „jene vor der Insolenz gekrümmten Rücken geißeln." Er kommt ihm,

obwohl von einer andern Seite, zu Hülfe. Hören wir, wie sich vernehmen läßt.

Briqueville tritt als der heftigste Gegner der Doctrin auf. „Ausgeschlossen von dem Budget und den Stellen Restauration", sagt er, „warfen sie sich dem Coloß des Vol an den Hals, schmeichelten ihm und reizten ihn auf; sie hatten Thorheit zu glauben, er werde nichts als sie zu den Portefeuil befördern. Da mußten sie zu ihrem Schrecken die dreifarb Fahne mit den Worten Gleichheit und Freiheit erblicken. B stürzt sahen sie einander an, wie die Brüder Josephs u sagten: was haben wir gethan? Jedoch bald faßten sie sich, m kirten die Restauration mit etwas Blau und Roth und organisir die Camarilla. Die Quasilegitimität ward geboren". — —

„Diese Quasilegitimität was ist sie? Sie ist eine monstr Vereinigung der Volkssouveränetät und des göttlichen Rech Wie jener Tyrann beim Virgil Lebendige an Cadaver band, — Die Regierung des Juli, ein undankbares Kind der Democrat hat ihre Mutter verläugnet und verläumdet". — —

„Welche Zukunft und welcher Ruhm umstrahlte die rep blikanische Krone, welche Rolle, welche leichte Unsterblichk Man brauchte nur ein wenig Herz und Einsicht, um der W shington der Welt, der Halbgott der Freiheit zu werden". — —

„Allein man griff zu den alten Mitteln der Restaurati den Privilegien und der Ergebenheit gegen die Fremd Talleyrand leitete von der Revolution die Quasilegitimität, v der Quasilegitimität die Impopularität, von der Impopularität Nothwendigkeit, sich auf die Fremden zu stützen, ab. Man e fernte die Männer der Revolution und hielt sich an die Crisp der Aristokratie". — —

„So hat man das furchtbarste Ereigniß des Jahrhunde in die Wände einer Antichambre eingeschlossen und einen dreiß bigen Hudson Lowe daraus gemacht, welcher Frankreich Nadelstichen tödtet."

Man ließ bisher das Prinzip der Gewalt in den Streitigkeiten zwischen verschiedenen Völkern zu. Die Revolution führt dies Prinzip in das Innere der Staaten ein. Derjenige, welcher geschlagen wird, zeigt eben dadurch, daß er Unrecht hat, weil er sich schlagen läßt. „Man muß ein tiefes Gefühl von seinem Rechte haben," sagt Thiers, „um es zu wagen, das Volk mit Kartätschen niederzuschießen; man muß an die Vortrefflichkeit seiner Sache glauben, um zu siegen; die Regierung glaubte nicht an die Vortrefflichkeit ihrer Sache."

Eine Lehre, für unsre Ohren, ich bekenne es, entsetzlich! Auch wollte ich nicht behaupten, daß alle Mitglieder dieser gesetzlichen rechten Mitte, die Männer der Doctrin, einer solchen Meinung wären. Ihr Wortführer jedoch, consequent wie er ist, zwar in zerstreuten Sätzen, aber er trägt sie vor. Was soll man von seinen Gegnern erwarten, die er der Heftigkeit anklagt? Es ist dies die Moral der Revolution. Ihr Factum nehmen sie zu ihrem sittlichen Richtmaaß.

Nur bleibt, wenn man auch diese Behauptungen in sich selber nicht weiter bestreitet, der rechten Mitte vornehmlich Eine Einwendung zu befürchten; man bezweifelt ihr jene Einmüthigkeit von Frankreich. Man hat ihr vorgeworfen, daß ein Viertheil des Departements für carlistisch gelte, daß sie 30,000 Mann im Süden, 50,000 in Vendée und Bretagne halten müsse, daß man sich zu den Wahlen nicht einstelle, daß die Administration trotz so vieler Absetzungen noch nicht gereinigt scheine. Thiers selbst bekennt, daß Einige mit Schmerz, Andere mit Abscheu und Unruhe diese Revolution betrachteten; daß man im Westen und Süden eine alte Zuneigung zu den Bourbonen habe. Er bemerkt, daß sich im Anfang die Carlisten im Süden bewegten, Republikaner und Bonapartisten Aufstände in Paris machten, die Truppen sich fürchteten, mit dem Volke zusammenzugerathen, die untern Autoritäten wenig Gehorsam bewiesen, und die Agenten der Regierung die verschiedensten Meinungen äußerten. Wo blieb

Manifest der Partei angesehen werden kann, deutlich genug gesagt.

Péril de la situation présente. 14. Oct. 1831. Compte à mes commettans. Unterzeichnet: Cabet.

Cabet faßt die Frage noch allgemeiner und in seiner Art gründlicher an.

Gewiß, so wie man das Prinzip der Volkssouveränetät einmal zugiebt, so war die alte Monarchie unrechtmäßig, unrechtmäßig die Restauration; rechtmäßig allein die Revolution. Es ist dieser Standpunct, von welchem Cabet ausgeht. Er erklärt die Revolution von 1789 für gerecht; die Restauration, welche das göttliche Recht an die Stelle der Volkssouveränetät gesetzt habe, für eine augenscheinliche Usurpation; die verwilligte Charte für unzweifelhaft illegitim; in den Julitagen sieht er eine Vernichtung der Restauration, eine Fortsetzung der ersten unsterblichen Revolution.

Die Ketzerei ist nicht allein eine Verneinung: sie ist selbst ein Dogma. Die Revolution opponirt sich nicht allein: sie hat selbst eine Orthodoxie. Diese ist es, von der unser Autor ausgeht: er ist ihr Hypophet; er stimmt ihn wieder an, diesen gellenden Chorgesang, der ihre wohlbekannten Accente fanatisch wiederholt.

Dieser Ansicht erscheinen die Doctrinärs, die Männer der Mitte und der Gewalt, nicht allein als etwas minder entschiedene Verbündete, sondern geradezu als Feinde. Cabet findet, daß die Revolution zweierlei Feinde hatte, Absolutisten und Doctrinärs, von denen die letzten zwar die Charte den Ordonnanzen, aber zugleich Ordonnanzen und Legitimität der Revolution vorzogen. Und dennoch bemächtigten sich eben diese der Bewegung des Juli. Er schreibt es ihnen zu, daß die illegitime und illiberale Charte Ludwigs XVIII., ein Denkmal der Usurpation und der Schande, die Pairs, Deputirten, Richter der Restauration beibehalten worden. Daher widmet er ihnen einen tödtlichen Haß. Kein Wunder!

Dem alleinseligmachenden Glauben an die Revolution haben sie Abbruch gethan: kann es ein größeres Verbrechen geben? —

Es folgt von selbst, daß Cabet die revidirte Charte, die sich für eine Verbesserung der alten ausgiebt, ebenfalls für wenig mehr als illegitim erklärt. „Wollte man sie für mehr als provisorisch, wollte man sie für definitiv ansehen, so hätte es nie eine handgreiflichere Usurpation der Rechte der Nation gegeben".

Man bemerke, welche Mängel er an dieser Charte tadelt.

„Die Nationalsouveränetät hat man darin nicht anerkannt; Pairs und Richter der Restauration, mithin die Feinde der Revolution, beibehalten; Wahl- und Municipalrechte der Beweglichkeit der Gesetze hingegeben; man hat den Ministern das Recht des Kriegs und Friedens, das Recht, Theile des Gebietes abzutreten oder zurückzuweisen, überlassen; und dabei weder für die Annahme des Volkes noch für die Revision der Verfassung Sorge getragen".

Es sind größtentheils eben jene Bestimmungen, welche die Revolution von 1815 in ihrer Constitution ausgesprochen hatte, und 1830 nicht durchzusetzen vermochte. Da diese fehlen, so hält er die Revolution nur für halb-gemacht; er merkt mit Verdruß an, daß die Gesetze noch zur Hälfte legitim seyen. — Aus dieser Lage der Dinge leitet er dann alle Uebelstände ab. „Das Volk sammt den Patrioten, sechzehn Jahre lang als Parias behandelt, müsse zahlen und sich ruiniren, um seine Feinde, die es schon besiegt habe, zu bereichern".

„Es erfolge Entzweiung, Verwirrung, Elend, eine unerträgliche Unruhe, ein allgemeines Mißvergnügen, eine schlimmere Aufregung, als die, welche Polignac und die Restauration veranlaßt hatten".

Allmählig erwärmt sich dann sein Ingrimm. „Das Ministerium betrügt uns", ruft er aus, „es mißbraucht unser Vertrauen, es verletzt alle Versprechungen und Hoffnungen der Freiheit; es läßt den bürgerlichen Krieg sich organisiren. Was sage ich, es be-

trägt uns? Es verräth uns. Die Annahme des contrerevolutionären Systems, der Quasilegitimität, gegen den Willen der Nation, ist sie nicht wahrer Verrath? Die Verbindung mit den Männern der Restauration und die Entfernung der Patrioten, ist sie nicht auch Verrath?"

Und frägt man nun, wie einem so mißbeliebigen Zustande ein Ende zu machen sey, so würde uns dieser Deputirte die Antwort schwerlich schuldig bleiben. Er ist nicht gewohnt, vor den Consequenzen zu erschrecken. Findet er den Zustand der Dinge illegitim, so ist er nicht weit davon entfernt, die Aufläufe legitim zu finden. Man höre, wie er die Bewegungen, welche nach dem Falle von Warschau zu Paris Statt hatten, rechtfertigt. „Der Instinct des Volkes", sagte er, „sicherer als alle Sophismen der Vertheidiger des Ministeriums, war er nicht tief überzeugt, daß die Regierung Polen hätte retten können"?

Die höchste Instanz dieser Publicisten, es ist der Instinct des Volkes.

Aber wie dann, wenn es Euch gelänge: wenn Ihr, sey es durch neue Wahlen oder parlamentarische Bewegungen oder durch offene Insurrection die Regierung zu stürzen vermöchtet, was würdet Ihr thun?

Nicht alle Mitglieder dieser Partei scheinen es deutlich zu wissen oder sagen zu wollen. Einer der geistreichsten derselben ist François de Corcelle. Wie entschieden er sich aber auch immer an das populäre Prinzip der Julitage anschließt, so begnügt er sich doch mit allgemeinen Forderungen. „Wann wird die legislative Gesetzgebung, ruft er aus, zu ihrem Ursprung zurückkehren, und den Nationalwillen wahrhaft darstellen? Wann werden die Gesetze rechtmäßige Kinder eines befreiten Volkes seyn?" Er will Institutionen, würdig dieses großen Volkes der Barricaden, das Gerechtigkeit, Vertrauen und Ruhm begehre, und nicht in Demüthigung zu leben wüßte. Nur bezeichnet er nicht, welches diese Institutionen seyen, würdig seines großen Volkes, — wie

der Wille desselben zu einer unbezweifelten, vollkommenen Darstellung zu bringen sey. Eben darauf aber kommt es allein an.

Allerdings giebt uns Cabet einige Auskunft mehr. Er hält es für leicht, die rechtmäßigen Folgen der Julitage zu bestimmen: in den zahlreichen Constitutionen, den Discussionen, die ihnen vorhergingen, der Protestation von 1815 findet er sie ausgedrückt. Wie aber? widersprechen sich diese Acten nicht? Hebt nicht eine auf, was die andre angeordnet hatte? Wer soll sie vereinigen und vergleichen? Cabet meint, man hätte eine provisorische Dictatur einrichten, einen Nationalcongreß berufen müssen, um eine neue Constitution zu machen. Und diese, was sollte sie enthalten? „Alle liberalen Bestimmungen der frühern Constitutionen, namentlich die Anerkennung der Volkssouveränetät, die Nothwendigkeit der Ratification, das Recht der Revision". Der Autor fügt hinzu, man müsse die Carlisten entfernen, die Patrioten anstellen, dem Volke die Rechte zurückgeben, die ihm die Aristokratie so lange vorenthalten, von den ungerechten Tractaten von 1815 abstrahiren, den Völkern die Freundschaft und Unterstützung von Frankreich zusichern.

Und so zieht der Autor aus der angeblichen Legitimität der Revolution entschlossen die Consequenzen, welche sie zuläßt. Er wünscht die Grundsätze der Revolution in dem Innern geltend zu machen, wenigstens nicht minder als die napoleonische Kammer von 1815; er wünscht sie über Europa auszubreiten.

Für das Innere sind die beiden Hauptfragen: will die Partei, als deren Repräsentant Cabet fast officiell betrachtet worden, die Charte von 1830? will sie die Monarchie?

Die erste beantwortet dieser Autor, wie wir sahen, ohne alles Bedenken; von ganzem Herzen mißbilligt er die revidirte Charte; er wünscht offenbar den reinen Inbegriff der revolutionären Gesetze hergestellt zu sehen.

Auf die andere kann man, wie sich versteht, nicht so geradehin eingehen. Es giebt Fragen, welche selbst der National zu

beantworten verweigert. Indessen macht dieses Blatt nicht allein der ministeriellen, sondern der königlichen Gewalt fortwährend den Krieg. Gegen die Civilliste scheut es sich nicht einzuwerfen, da mancher Arme genöthigt seyn werde, darum sein Bett ins Leihhaus zu schicken, und setzt „der königlichen Gewalt von allerlei Ursprung, von welcher Frankreich seit 40 Jahren geplündert worden sey", die ruhigen und wohlfeilen Präsidentschaften der beiden Adams, Madisson und Jefferson, Monroe und Jackson in Amerika entgegen. Gleich als wüßte es nicht sehr wohl, daß die Landschaften am Ende noch verschiedener sind, als die Regierungen. Es erklärt sich für das Organ derjenigen, „die eher das Königthum wollen aufhören sehen, als sich wie Unterthanen betrachten."

Der National rühmt: die Presse weiche nie, seit sie einmal Dynastieen vernichtet habe. Er hat dieses Jahr damit angefangen, daß er von *einem* verantwortlichen Königthum geredet hat [1]).

[1]) Es ist dies nicht ganz neu. In einer kleinen anonymen Broschüre: „Conséquences de la révolution du Juillet, 1r Oct. 1831" die übrigens ganz gemäßigt gehalten ist, wird auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, der darin liege, daß ein erblicher König mit Ministern arbeite, welche factisch von der Majorität der Kammer bestimmt und ihr verantwortlich seyen. Wie nun, wenn der König mit dem Ministerium zerfalle? Er könne es verändern: ganz gut; aber die Majorität werde ihm Leute von der nemlichen Farbe und Meinung wiederschicken. Was dann? Solle er sie regieren lassen? Er würde seine Pflicht verletzen, kraft deren er die executive Gewalt hat. Oder sie entfernen? Er würde es nur durch Gewaltsamkeit vermögen. Es sey dies eine Quelle von neuen Revolutionen.

Jener unser Autor dringt auf eine völlige Trennung der Krone von dem Ministerium.

Auf jeden Fall hat er einen der schwierigsten Puncte aller constitutionellen Systeme berührt, sobald es darauf ankommt, die Gewalt nicht durch eine Verschmelzung der Interessen, sondern durch eine scharfe Auseinandersetzung derselben zu constituiren. In bewegten Zeiten die Unverletzlichkeit des Fürsten mit der Verantwortlichkeit der Minister zu vereinigen, so lange die Handlungen der Regierung aus einer gemeinschaftlichen und von der Persönlichkeit nicht zu trennenden Wechselwirkung beider hervorgehen, ist es überhaupt möglich?

aus ihren Vordersätzen sich ergebende Folge erkennen sie hiemit ohne Zweifel die Beschlüsse der Majorität an.

Hier aber beginnt ihr Streit. Die entscheidende Frage ist, welches die wahre Majorität, wie die ächte Meinung der Nation zu finden sey. Darauf kommt alles an und eben darüber sind sie in Entzweiung.

Das Prinzip, aus welchem die gegenwärtige Regierung lebt, ist, wie wir sahen, die Repräsentation der nationalen Meinung durch die Meinung der constituirten Gewalten. Die Majorität der Kammern und die Majorität der Nation fallen ihr zusammen.

Thiers ist so weit gegangen, diese Annahme nicht einmal von der Angemessenheit eines Wahlgesetzes abhängig zu machen. Seine Lehre ist, jedwede Wahlcombination, selbst eine beschränkte, gebe immer die wahre Majorität, sobald die Meinung des Landes sich stark und entschieden ausspreche. Im Jahre 1827 sey man durch kein Gesetz vor den Eingriffen der Präfecten gesichert, man sey allein von der Presse beschützt gewesen: das doppelte Votum habe bestanden; dennoch sey jene weise, muthige, bewundernswürdige Majorität zu Stande gekommen, von der die ältere Linie habe untergehen müssen [1]).

Es ist dies die dritte von den metaphysischen Fictionen unsers Autors. Jener Einheit von Frankreich in allen seinen Theilen, jener zugleich zerstörenden und aufbauenden Simultaneität der Thätigkeit desselben steht es zur Seite, daß die Majorität der constituirten Gewalten jedes Mal die öffentliche Meinung aussprechen soll.

---

[1]) Il est donc vrai, fährt er S. 51. fort, que les différences de détail entre un système électoral et un autre, n'influent en rien sur le résultat, et que bientôt l'opinion du pays triomphe, pourvu seulement qu'on assemble des électeurs, qu'on leur demande des députés, et qu'on obéisse à la majorité qu'ils ont donnée. Oui, quelle que soit la combinaison électorale, la majorité est la bonne souveraine.

wie wenig freiem Nachdenken sie ihr Ziel verfolgen; alles was sie Positives haben, es sind die alten, tausendmal dagewesenen, so oft widerlegten, verbrauchten Gedanken und Meinungen: etwas Neues tragen sie nicht vor. Ihre Kraft besteht nur in ihrer Heftigkeit, ihrem wilden Angriff und ihrer Sympathie mit den Massen.

Man hat von den Emigranten gesagt, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen. Mit gutem Fug kann man das von den Revolutionären wiederholen. Unbekümmert um die Erfahrungen, die man gemacht hat, um die Nothwendigkeit der Erfolge, die neuerdings zu erwarten wären, wollen sie nichts als die Revolution, — in ihrer Reinheit und Vollkommenheit wollen sie dieselbe.

Da ist nun freilich seltsam, wie sie eben mit der royalistischen Opposition zusammentreffen. Sonderbare Coalition! Die Gazette der Normandie hat einmal in einem ausführlichen Artikel einigen Stellen von Chateaubriand, freilich ohne es zu sagen und ihren Autor zu nennen, die heftigsten Declamationen von Cabet hinzugefügt. Es ist das keine Heuchelei. Sie wünschen beide das gegenwärtige Ministerium, die gegenwärtige Repräsentation, Charte und Königthum von 1830 loszuwerden. Die nächsten Interessen theilen sie miteinander. Obwohl schon im Voraus überzeugt, daß sie, wenn sie ihren Feind besiegen sollten, über seine Beute in ein blutiges Gefecht miteinander gerathen würden, — rücken sie doch gegenwärtig vereinigt, mit sehr ähnlichen Abzeichen in ihren Fahnen, wider denselben vor.

Rechte Mitte.

Casimir Perier hat einmal gefragt: — „Als die Royalisten durch ihre Fehler alle Ordnung und sich selbst in Gefahr gebracht, wer habe sich da in die Ereignisse geworfen, und sie und die Ordnung gerettet?“

Es ist nun freilich, wie so oft, geschehen, daß diejenigen, welche er rettete, und diejenigen, vor denen er rettete, sich ver-

als des Royalismus, dringen daher gemeinschaftlich auf eine Aufhebung dessen, was sie das Wahlmonopol nennen; auf die Abschaffung der Beschränkungen des Census, des Alters, des Eides.

Hiebei ist auffallend, daß die Royalisten in ihren Forderungen noch weiter gehen, als die Männer der äußersten Linken.

Mauguin nimmt zwar auch das Prinzip an, daß allen Franzosen an den politischen Rechten Theil zu nehmen gebühre; jedoch will er dasselbe in der Ausführung beschränkt wissen; er meint, man müsse das Landvolk zuvor unterrichten [1]). Die Gazette dagegen hält dies bereits für hinreichend unterrichtet. Von der Landgemeinde soll nach ihrer Meinung die Repräsentation ausgehn; nur Proletarier und Tagelöhner möge man ausschließen. Sollte es nicht scheinen, als wären diese Royalisten noch liberaler, als die Liberalen selber?

Ich möchte dafür halten, daß die Forderungen Beider aus ihrer Stellung zu erklären seyen. Die Partei der Revolution will dem mittleren Besitzthum das noch immer behauptete Uebergewicht vollends entreißen. Sie wünscht die zwei bis drei Millionen der kleinen, jedoch noch einigermaaßen selbständigen Eigenthümer und Industriellen zur Theilnahme an den politischen Gewalten heranzuziehen [2]). In dieser Region, wo man sich nothwendig gegen jede Aristokratie empört, hofft sie Unterstützung für ihre demokratischen Meinungen zu finden.

Wenn nun die Royalisten noch tiefer hinab wollen, wenn sie berechnen, daß man 6 Millionen Bürger zu den politischen Rechten erheben müsse, so ist dies keine Maske; ähnliche Tendenzen haben sie immer gehabt; sie wollen bis zu dem minder

---

[1]) Séance du 22 Dec. 1831.

[2]) Man wird bemerken, wie höchst wichtig eine Statistik des Besitzes in Frankreich seyn würde. Ich habe mir solche auch nicht durch besondere Anfragen in Paris verschaffen können und mich mit zerstreuten Angaben begnügen müssen: was man wohl an einigen Stellen dieses Heftes inne geworden seyn muß.

doch würde damit nur bewiesen seyn, daß man unter den möglichen Uebeln vielleicht das mindeste wählte; hierin würde eine Entschuldigung liegen, nicht eine Rechtfertigung. Eine ganz andere Frage ist, ob man nicht allein aus Noth das Unrechte, sondern aus Freiheit das Rechte that.

Von dem nun, was bisher Recht geheißen, was wir so nennen, ist in dieser Schrift keine Spur, keine Ahnung. Der Autor geht selbst so weit, auf jenes große Argument, daß Carl X. die Charte verletzt, seinen Vertrag gebrochen, nur beiläufig Rücksicht zu nehmen, und sich wenig darauf zu gründen; er behauptet nicht, daß derselbe das Repräsentativsystem habe umstoßen wollen. „Funfzehn Jahre Besitz," sagt er, „hatten gemacht, daß man uns die Formen einer repräsentativen Regierung nicht mehr verweigern konnte: d. i., verantwortliche Minister, zwei Kammern, die Bewilligung der Auflage, die Freiheit der Presse. Diese Formen waren in unsre Sitten übergegangen; sie waren den Royalisten wie den Liberalen, Labourdonnay wie Foy und Manuel behülflich gewesen. Jedermann hätte sie vertheidigen müssen, wenn sie wären angegriffen worden. Die repräsentative Regierung und was zu ihr gehört konnte man uns demnach nicht mehr entreißen."

Nach Thiers lag die wesentliche Frage wo anders.

Die Majorität der Kammern von 1827 forderte, wie man weiß, Verbesserungen: Carl X. gewährte sie nicht; im Widerspruch mit ihr wählte er vielmehr das Ministerium des 8. August.

„An diesem Tage," sagt Thiers, „ward die große Frage der Repräsentativverfassung deutlich ausgesprochen: die Frage, in welcher dieselbe völlig begriffen ist, welche macht, daß sie sey oder daß sie nicht sey, um derentwillen eine Dynastie untergehen, eine andere sich erheben mußte, die Frage, welche zwischen der Regierung Carl X. und Louis Philipps den ganzen Unterschied vom göttlichen und nationalen Rechte feststellt; es ist folgende Frage: „Ist der König von der Majorität der Kammer unab-

hängig oder nicht? Kann er seine Minister außer dieser Majorität wählen?" — —

„Hätte Carl X. das Ministerium Polignac entfernt und ein Ministerium in der Majorität von 1828 gewählt, so hätte er die Frage gegen sich und für uns entschieden. Allein Carl X. hielt sich auf diesem Terrain: er wollte daselbst kämpfen."

Thiers untersucht nicht, auf wessen Seite das Recht gewesen sey, ob namentlich die Kammer Recht gehabt, nicht allein auf eine Mitwirkung bei der Regierung, sondern auf ein so entscheidendes Uebergewicht zu dringen, ob ihr der Sinn der Verfassung ein solches verliehen habe. Er sagt nur, daß es bis zu dieser Frage gekommen war.

Man wird gestehen, daß das in der That die Lebensfrage ist. Es kommt darauf an, wer zu herrschen hat, die Majorität der Kammer oder der König. Jene wird unfehlbar herrschen, sobald es ihr frei steht, die Minister zu setzen, zur Verantwortung zu ziehen, abzusetzen. Hat sie schon einen so großen Antheil an der Legislation, so bekommt sie hiemit den größten Einfluß auf die executive Macht.

Man giebt unserm Autor fatalistische Grundsätze Schuld; und seine Revolutionsgeschichte geht darauf aus, die großen Ereignisse als Evolutionen der Natur zu betrachten. Es ist merkwürdig, daß er sich auch in denen, an welchen er selber Theil nimmt, auf den nemlichen Standpunct stellt.

„Für jene Frage," sagt er, „machte Carl X. einen Staatsstreich, und Frankreich eine Revolution. Carl X. war consequent und Frankreich war es auch."

Frankreich! War es Frankreich, das die Revolution machte? Waren es nicht die Deputirten, die Jugend, die Arbeiter, die Menge von Paris? Thiers versäumt nicht, auf diesen Einwurf zu antworten. Man höre wie.

„Es giebt Tage," sagt er, „wo ein Volk, auf Millionen Quadratmeilen ausgebreitet, nur Einen Gedanken, Einen einzigen

Wunsch, das nemliche Geschrei hat, es weiß und sieht und thut beinah allenthalben eben das, was man in einer Entfernung von dreihundert Lieues weiß und sieht und thut. Carousel, Hotel de Ville, Platz Vendome waren im Juli ganz Frankreich. Zu Lyon, Marseille, Bourdeaux, Nantes, Rouen schloß man die Läden, machte eine neue Organisation und marschirte auf die Präfecturen."

Eine etwas metaphysische Fiction! Aber es sey! diese Einheit eines Landes sey Euch für den Augenblick zugegeben. Jedoch wenn Euer Widerstand zu rechtfertigen war, ist es auch das, was aus demselben hervorgegangen? Gingt ihr nicht weiter, als wozu Ihr veranlaßt waret? —

Unser Autor entscheidet dies auf die kühnste Weise.

„Wenn ein Land," sagt er, „in einem Sinne regiert wird, der seinem Interesse, seinen Bedürfnisse, seinen wahren Wünschen entgegen ist, so hat es das Recht, seine Regierung zu zerstören. Wenn es bis auf diesen Punct gekommen ist, so verschwört es sich nicht; unvorbereitet ist sein Ausbruch, mit einmüthiger Bewegung wirft es die Regierung um, unter der es sich gedrückt fühlte. Nachdem es zerstört hatte, ersetzt es das Zerstörte. Es ersetzt so geschwind, als es zerstört hat. Sein Recht, dasjenige zu thun was es thut; die Sanction von dem, was es gethan hat, alles das liegt in der Einmüthigkeit seines Antriebes. — Paris hat den restaurirten Thron von 1814 umgestürzt, Paris hat Frankreich nicht um Rath gefragt, und Frankreich hat es nicht verlangt, weil Frankreich und Paris in diesem Moment nur Eins ausmachte. Paris, das ist die nemlichen Menschen, welche zerstört hatten, haben dasjenige ersetzt, was sie zerstört hatten."

Wir befinden uns hier, wie es scheint, an der Grenze aller Moral und Zurechnungsfähigkeit. Ihr sehet den Löwen, der von seinem Wärter unklug behandelt wird, und sich gereizt fühlt, der denn in seinem Grimm aufspringt, ihn zu zerreißen. Zieht ihn zur Rechenschaft!

Man ließ bisher das Prinzip der Gewalt in den Streitigkeiten zwischen verschiedenen Völkern zu. Die Revolution führt dies Prinzip in das Innere der Staaten ein. Derjenige, welcher geschlagen wird, zeigt eben dadurch, daß er Unrecht hat, weil er sich schlagen läßt. „Man muß ein tiefes Gefühl von seinem Rechte haben," sagt Thiers, „um es zu wagen, das Volk mit Kartätschen niederzuschießen; man muß an die Vortrefflichkeit seiner Sache glauben, um zu siegen; die Regierung glaubte nicht an die Vortrefflichkeit ihrer Sache."

Eine Lehre, für unsre Ohren, ich bekenne es, entsetzlich! Auch wollte ich nicht behaupten, daß alle Mitglieder dieser gesetzlichen rechten Mitte, die Männer der Doctrin, einer solchen Meinung wären. Ihr Wortführer jedoch, consequent wie er ist, zwar in zerstreuten Sätzen, aber er trägt sie vor. Was soll man von seinen Gegnern erwarten, die er der Heftigkeit anklagt? Es ist dies die Moral der Revolution. Ihr Factum nehmen sie zu ihrem sittlichen Richtmaaß.

Nur bleibt, wenn man auch diese Behauptungen in sich selber nicht weiter bestreitet, der rechten Mitte vornehmlich Eine Einwendung zu befürchten; man bezweifelt ihr jene Einmüthigkeit von Frankreich. Man hat ihr vorgeworfen, daß ein Viertheil des Departements für carlistisch gelte, daß sie 30,000 Mann im Süden, 50,000 in Vendée und Bretagne halten müsse, daß man sich zu den Wahlen nicht einstelle, daß die Administration trotz so vieler Absetzungen noch nicht gereinigt scheine. Thiers selbst bekennt, daß Einige mit Schmerz, Andere mit Abscheu und Unruhe diese Revolution betrachteten; daß man im Westen und Süden eine alte Zuneigung zu den Bourbonen habe. Er bemerkt, daß sich im Anfang die Carlisten im Süden bewegten, Republikaner und Bonapartisten Aufstände in Paris machten, die Truppen sich fürchteten, mit dem Volke zusammenzugerathen, die untern Autoritäten wenig Gehorsam bewiesen, und die Agenten der Regierung die verschiedensten Meinungen äußerten. Wo blieb

dann jene Einmüthigkeit, über die ganze Oberfläche von Frankreich hin, jener gleiche Antrieb zu zerstören, und wieder aufzurichten? In diesem Sinne haben sich die Gegner auf das oberste Prinzip der Souveränetät der Nation berufen; in Masse hätte sie zu Rathe gezogen werden sollen.

Thiers verwandelt die Souveränetät der Nation in eine Souveränetät der Majorität.

„Man wiederholt uns täglich," sagt er, „daß die gegenwärtige Regierung auf der Nationalsouveränetät beruhe. Die Sache ist wahr, aber schlecht ausgedrückt. Die Souveränetät des Volkes würde die Regierung mit der Dazwischenkunft der Massen behelligen, die niemals anders erschienen sind, als um zu zerstören, um sie anarchisch, gewaltsam, blutig zu machen. Die Souveränetät der Majorität dagegen schließt eine wahre, natürliche, gesetzmäßige Thatsache in sich ein; diese, daß die Nation, consultirt, aber nicht in Masse, was unmöglich seyn würde, sondern nach und nach in den Personen der Wähler, der Deputirten, der Pairs, welche ihre Auswahl bilden, antwortet, und einen Wunsch ausdrückt, welcher der öffentliche Wunsch ist."

Er erkennt daher wohl eine Souveränetät des Volkes an, doch erscheint sie ihm nur als eine Souveränetät der Majorität der constituirten Gewalten.

Und so könnte man sagen, daß nach seinen Begriffen die Julirevolution in einem Kampfe zwischen dem König und der Majorität um die Souveränetät bestand. Die Majorität, — in der er dann die Nation sieht — trug den Sieg davon und erfocht den Preis. Eben deshalb konnte sie Heinrich V. nicht annehmen.

„Es war für uns schlechterdings nothwendig, die Legitimität zu verletzen; denn in der That Kraft eines angemaaßten persönlichen Rechtes, von höherm und göttlichem Ursprunge hatte die Dynastie die Charte von 1814 zu octroyiren behauptet, und wollte dieselbe 1830 modificiren; Kraft desselben Rechts stellte Karl X.

wenn man so offenbar versucht, auf die Constitution des Jahres 1793 zurückzukommen, welche sich als die unausführbarste von allen erwiesen hat? Ihr nennt diejenigen retrograd, welche die Lage der Dinge, wie sie im Jahre 1788 war, als ihr Ziel im Auge haben; seyd Ihr es aber um Vieles weniger? Haben die seitdem verflossenen Jahre Euch nichts gelehrt? Hat die Welt nicht nur allzuviele und allzubittre Erfahrungen gemacht? Der Fortschritt, däucht mich, wäre, solche zu benutzen; die Combination der Freiheit und der Gewalt, auf die alles ankommt, so daß die einzelnen Kräfte ihre Entwickelung haben, und das Ganze Einheit, Sicherheit, Zusammenhang und so viel Zukunft als Vergangenheit, diese auszubilden. Auf den Punct zurückzukehren, von dem die Entwickelung eures Staats vor beinahe vierzig Jahren ausgegangen, nennt Ihr das den Fortschritt der Menschheit?

Steht es nun so wie wir sehen, kann die bestehende Gewalt in dem Prinzip, aus dem sie lebt, sich den zerstörenden Kräften, die ihr den Untergang drohen, nicht widersetzen, so fragt man unwillkührlich, wohin das führen müsse, wie das endigen könne.

So wie wir sahen, daß die Meinungen und Tendenzen sich an große Interessen knüpfen, so könnte es scheinen, als würde jenes Interesse des mittlern Eigenthums, das in den gegenwärtigen Wählern immer noch erscheint, stark genug seyn, eine Regierung zu behaupten, die mit ihm so genau verknüpft ist. Gewiß empfängt diese eben daher den größten Theil der Kraft, die sie hat. Gerade die Unermeßlichkeit der Gefahr bei einem neuen Umsturz der Dinge muß ihr Verbündete machen.

Eine andere Frage ist, ob dies auf die Länge dauern, ob es im schwierigen Moment aushalten kann. Es würde dazu gehören, entweder daß die Wähler von ihrem guten Rechte durchdrungen, oder daß sie besonders enge vereinigt wären. Aber weder das eine noch das andere scheint der Fall zu seyn. Ein sicheres Gefühl des Rechtes kann nur aus der Ev[illegible]z desselben, oder einem wohlhergebrachten Besitz entspringen. Eine Regel aber, durch welche fremde Ansprüche

feinige ausgesprochen hat; reif oder unreif, diese Meinung wird ein Gebot, sobald sie die herrschende ist" [1]).

Consequent ist dies Verfahren allerdings. Allein wenn Thiers ausruft, daß es für dies Princip der Mühe werth gewesen sey, eine Revolution zu machen: einen Thron umzustürzen, einen andern zu gründen: so erlaube man uns, vom allgemein menschlichen Standpunct aus dagegen zu protestiren.

Denn sollte wohl die Freiheit in der Herrschaft der Majorität bestehen?

Es scheint hier nur zwei Fälle geben zu können. Entweder das alte Wort „Volksstimme Gottesstimme" ist richtig: und in der Meinung der Meisten spricht sich die Vernunft selber aus; dann würde die Majorität infallibel seyn.

Oder aber, sie ist dem Irrthum unterworfen; sie empfängt unbewußte Eindrücke, und läßt sich verleiten: sie hat Willkühr und Launen. Dann, sobald sie dennoch herrschen will, wird sie zum Despoten.

Das erste könnt Ihr nicht annehmen. Grade in jener Frage über die Pairie habt Ihr es und wie Viele haben es mit Euch geläugnet! Wie viele Reden voll Einsicht, Würde und Talent waren für die Erblichkeit; wie unbedeutende dagegen! dennoch mußtet Ihr Euch bequemen, dieser, wie Euch schien, irregeleiteten Meinung zu gehorchen.

Ist das etwas anders, als daß Ihr den Demos, die Menge, auf den Thron setzt?

Die Weisen des Alterthums haben alle gefühlt, was das heiße, sie wußten wohl, daß nicht der ein Staatsmann sey, der sich der Menge unterwerfe, sondern der, welcher sie leite: sie wendeten sich von dieser Knechtschaft ab.

Denn wodurch unterscheidet sich der Despotismus der Menge von einem andern Despotismus? Ist er minder

---

[1]) Discours de Mr. Casimir Périer. Séance de la chambre des pairs du 26. Dec. 1831.

riode der Revolution, die alle ihre Kräfte aufgebraucht, alle ihre Möglichkeiten erschöpft zu haben scheint, wäre es alsdann vorbei; eine neue Aera derselben begönne; voll anderer Gedanken und neuer Entwürfe, nicht minder aber voll neuer Leidenschaften, welche, wiederum jung und heftig, mit der Wuth ihrer Energie zunächst alles zerstören müßten, was die Revolution bis jetzt hervorgebracht hat [1]). Die Umwälzung, im Grunde die nämliche, nur um einen Schritt weiter gelangt, würde, wie Saturn, ihre alten Geburten verschlingen. Sie könnte freilich nicht anders, als wiederhervorbringen: aber was und auf wie lange! Die Fabel läßt auf Saturn den Jupiter folgen, den Gesetzgeber, den Scepter-tragenden Ordner der Welt, den Städtebeschirmer, den Gott des Eidschwurs und der Genossenschaften, dem man opferte, wenn man Bürgerblut vergossen hatte. Wie könnte man hoffen, daß jemals auch hier eine ähnliche Umwandlung eintreten würde. Jupiter wenigstens mußte zuerst seinen Vater in den Tartarus stoßen.

Schluß.

So weit hatte ich geschrieben. Wie natürlich ist es, daß man, indem man nur die öffentlichen Stimmen, ihren Sinn und Widerstreit zu beobachten denkt, auf die Zustände zu sprechen kommt, deren Ausdruck jene sind, und sich weiter wagt, als man gehen wollte. Nicht lange indeß wird man sich verheimlichen, daß man doch aus der Ferne diese Dinge nicht leicht ganz übersehen, ihre wirksamen Kräfte vollständig vergleichen, oder die Nothwendigkeit ihrer Zukunft sicher beurtheilen könne.

---

[1]) Mauguin sagte einmal in der Kammer: **le St. Simonianisme ne saurait être dangereux, parce que les ouvriers qui pourraient l'adopter, aussitôt qu'ils seraient devenus propriétaires se hâteraient de l'abandonner.** Man fürchtet aber just den Moment, wo sie Eigenthümer werden wollen.

Alles, — Gesetze, Verfassung, Existenzen, — wird der Wandelbarkeit der Meinung überliefert, welche der Tag bewegt und der Tag fortführt; deren Quellen ihr nicht kennt; die von fremdartigem Einfluß so leicht zu bearbeiten und zu bestimmen ist; die als Correctiv nützlich seyn kann und gehört zu werden verdient, sobald sie in ruhiger Uebereinstimmung die Mängel anzeigt; die aber so wie sie positiv wird und regieren will, wie viel mehr, wenn sie sich stürmisch bewegt und despotische Gewalt in Anspruch nimmt, ohne Zweifel jedes Land in seinen Ruin führen wird.

Vornehmste Streitfrage. Gefahr.

Unsere Einwendungen liegen, wie man leicht bemerkt, außerhalb des Streites. Die in demselben begriffenen Theile sind weit entfernt davon, sie zu machen.

Wie verschieden auch sonst ihre Absichten, ihre Beweggründe seyn mögen, so stimmen sie doch in dem Prinzip der Volkssouveränetät überein.

Ja noch mehr. Wenn man sonst diese Lehre etwa als ein philosophisches Dogma betrachtet hat, das man von der Praxis und dem täglichen Leben nicht minder sorgfältig zu entfernen habe, als die entgegenstehende Lehrmeinung von dem göttlichen Rechte, so kommen diese Parteien überein, daß es anzuwenden, unmittelbar anzuwenden, daß die Nation zu consultiren, ihrer Stimme zu gehorchen sey. Entweder ausdrücklich oder durch die nothwendig

---

Gesetz zu empören. Ich weiß nicht, ob es eine sehr glückliche Auskunft ist, wenn er antwortet, er rede von einem erträglichen Gesetze; allzuschlecht sey es kein Gesetz. Eben daher dringt er auf eine Möglichkeit, die unerträglich gewordenen Bestimmungen der Gesetze zu verbessern, selbst des Grundgesetzes. Das ist der Grund jenes Recurses an die Electoralsouveränetät, die er eröffnen will.

aus ihren Vordersätzen sich ergebende Folge erkennen sie hiemit ohne Zweifel die Beschlüsse der Majorität an.

Hier aber beginnt ihr Streit. Die entscheidende Frage ist, welches die wahre Majorität, wie die ächte Meinung der Nation zu finden sey. Darauf kommt alles an und eben darüber sind sie in Entzweiung.

Das Prinzip, aus welchem die gegenwärtige Regierung lebt, ist, wie wir sahen, die Repräsentation der nationalen Meinung durch die Meinung der constituirten Gewalten. Die Majorität der Kammern und die Majorität der Nation fallen ihr zusammen.

Thiers ist so weit gegangen, diese Annahme nicht einmal von der Angemessenheit eines Wahlgesetzes abhängig zu machen. Seine Lehre ist, jedwede Wahlcombination, selbst eine beschränkte, gebe immer die wahre Majorität, sobald die Meinung des Landes sich stark und entschieden ausspreche. Im Jahre 1827 sey man durch kein Gesetz vor den Eingriffen der Präfecten gesichert, man sey allein von der Presse beschützt gewesen: das doppelte Votum habe bestanden; dennoch sey jene weise, muthige, bewundernswürdige Majorität zu Stande gekommen, von der die ältere Linie habe untergehen müssen [1]).

Es ist dies die dritte von den metaphysischen Fictionen unsers Autors. Jener Einheit von Frankreich in allen seinen Theilen, jener zugleich zerstörenden und aufbauenden Simultaneität der Thätigkeit desselben steht es zur Seite, daß die Majorität der constituirten Gewalten jedes Mal die öffentliche Meinung aussprechen soll.

---

[1]) Il est donc vrai, fährt er S. 51. fort, que les différences de détail entre un système électoral et un autre, n'influent en rien sur le résultat, et que bientôt l'opinion du pays triomphe, pourvu seulement qu'on assemble des électeurs, qu'on leur demande des députés, et qu'on obéisse à la majorité qu'ils ont donnée. Oui, quelle que soit la combinaison électorale, la majorité est la bonne souveraine.

Unmöglich kann man das in Frankreich zugeben. Müßte nicht sonst auch die royalistische Kammer von 1815 als die Stimme der wahren Majorität angesehen werden? Unmöglich können die Männer der rechten Mitte selbst dabei stehen bleiben: ihre ganze Existenz ist aus der Opposition gegen die Villèlische Kammer hervorgegangen, und jenes berühmte Wort von Périer: in dieser Kammer sind wir sieben, außer ihr 30 Millionen, wird ihm jetzt mit nicht viel geringerm Erfolge entgegengehalten, wie der war, mit dem er es aussprach; wider ihn selber kehrt es seine Bedeutung.

Auch finde ich nicht, daß man sich in den Debatten auf diese Doctrin stütze. Da ist man vielmehr auf die Legalität der gegenwärtigen Kammer zurückgegangen, als welche ohne Betrug, nach dem eben genehmigten Gesetze, zusammengekommen sey.

Legale Repräsentation, versetzen die Gegner, ein trauriges Wort! patriotischen Forderungen genüge das Gesetz noch lange nicht. Daß das Land in der Wahlkammer repräsentirt werde, sey nichts als eine legale Fiction. Die 150000 Wähler seyen nicht die Nation; die Wählbaren nicht das Publicum von Frankreich; dies parlamentarische Frankreich sey nichts als eine Phantasmagorie. — Ueberdieß, könne es nicht der Fall seyn, daß eine Kammer, welche die Meinung der Nation im Augenblicke ihrer Wahl ausgesprochen, nach wenig Monaten sie nicht mehr bezeichne? Endlich wie zweifelhaft sey diese Legalität! Das Gesetz rühre von einer Kammer her, die aus dem doppelten Votum hervorgegangen, welches hinwiederum durch eine Usurpation der Restauration hervorgebracht sey [1]).

Die Gegner von beiden Richtungen, sowohl der Revolution-

[1]) National 22 Janvier. De deux majorités dont se compose le pouvoir législatif, l'une ne représente qu'une très petite minorité dans la nation, et l'autre en ce moment même est en état d'insurrection flagrante contre le pays.

als des Royalismus, dringen daher gemeinschaftlich auf eine Aufhebung dessen, was sie das Wahlmonopol nennen; auf die Abschaffung der Beschränkungen des Census, des Alters, des Eides.

Hiebei ist auffallend, daß die Royalisten in ihren Forderungen noch weiter gehen, als die Männer der äußersten Linken.

Mauguin nimmt zwar auch das Prinzip an, daß allen Franzosen an den politischen Rechten Theil zu nehmen gebühre; jedoch will er dasselbe in der Ausführung beschränkt wissen; er meint, man müsse das Landvolk zuvor unterrichten[1]). Die Gazette dagegen hält dies bereits für hinreichend unterrichtet. Von der Landgemeinde soll nach ihrer Meinung die Repräsentation ausgehn; nur Proletarier und Tagelöhner möge man ausschließen. Sollte es nicht scheinen, als wären diese Royalisten noch liberaler, als die Liberalen selber?

Ich möchte dafür halten, daß die Forderungen Beider aus ihrer Stellung zu erklären seyen. Die Partei der Revolution will dem mittleren Besitzthum das noch immer behauptete Uebergewicht vollends entreißen. Sie wünscht die zwei bis drei Millionen der kleinen, jedoch noch einigermaaßen selbständigen Eigenthümer und Industriellen zur Theilnahme an den politischen Gewalten heranzuziehen[2]). In dieser Region, wo man sich nothwendig gegen jede Aristokratie empört, hofft sie Unterstützung für ihre demokratischen Meinungen zu finden.

Wenn nun die Royalisten noch tiefer hinab wollen, wenn sie berechnen, daß man 6 Millionen Bürger zu den politischen Rechten erheben müsse, so ist dies keine Maske; ähnliche Tendenzen haben sie immer gehabt; sie wollen bis zu dem minder

---

[1]) Séance du 22 Dec. 1831.

[2]) Man wird bemerken, wie höchst wichtig eine Statistik des Besitzes in Frankreich seyn würde. Ich habe mir solche auch nicht durch besondere Anfragen in Paris verschaffen können und mich mit zerstreuten Angaben begnügen müssen: was man wohl an einigen Stellen dieses Heftes inne geworden seyn muß.

selbständigen Eigenthum, wo der Einfluß der größeren Besitzer wieder beginnt, bis zu dem Landvolk, das wenigstens in einigen Provinzen der alten Religion und ihren Priestern noch immer ergeben ist. Hier hoffen sie ihre Meinung wieder zu finden; sie wünschen den Thron durch den Einfluß der Landaristokratie und des Katholicismus wiederherzustellen.

Man könnte diese Parteien mit theologischen Schulen vergleichen, welche über die Auslegung ihres Bekenntnisses uneinig geworden wären. Obwohl ihre Verschiedenheit nicht sowohl in einer dogmatischen Ueberzeugung, als in der besondern Lage ihren Grund hat, in der sich eine jede befindet.

Denn dürfte wohl die rechte Mitte noch weiter nachgeben? Schon in den gegenwärtigen Wählern hat sie Gesinnungen gefunden, die ihr keineswegs zusagen, denen sie sich, wohl oder übel, hat fügen müssen: eine weitere Veränderung des Census oder der Jahre in diesem Sinne würde ihr eine Opposition in die Kammer bringen, vor der sie schwerlich bestehn könnte.

Nur wäre zu wünschen, daß die Grenze, die sie zieht, sich mit Evidenz in dem Grundsatz festhalten ließe. Da sie die Majorität der constituirten Gewalten will, so wäre zu wünschen, daß diese Gewalten nicht immerfort anders constituirt werden könnten. Wie schon einmal eine so wesentliche Herabsetzung des Wahlcensus durchgegangen ist, was verhindert, daß derselben nicht eine zweite und dritte folge?

Wären aber die übrigen Parteien wohl besser im Stande, ihre Grenze fest zu bezeichnen und sicher zu behaupten? Ich kann es nicht finden. Wer will sich vermessen, die Linie zwischen dem Unterrichteten und dem Nichtunterrichteten ohne Willkühr zu ziehen? Auch der Unterschied zwischen dem kleinsten Besitzer und dem Tagarbeiter ist nicht so bedeutend. Die Constituante hatte das active Bürgerrecht an die Bezahlung einer directen Steuer, gleich dem Ertrag von drei Tagen Arbeit geknüpft: die Convention fing ihre Verfassung damit an, daß

sie diese Beschränkung aufhob. Was soll auf die Länge verhindern, den nämlichen Schritt noch einmal zu thun? Jener Einwendung, die man bei dem alten Wahlcensus so oft vorgebracht hat, daß es seltsam sey, zwischen den Steuerpflichtigen von 299 und von 300 Franken einen so großen Unterschied zu machen — es läßt sich keine Wahlcombination mit irgend einer Beschränkung denken, bei der dieselbe nicht verhältnißmäßig wiederholt werden könnte.

Eben hierin liegt, meines Erachtens, eine gewisse Gefahr.

De la révolution à faire, d'après l'expérience des révolutions avortées; par de Potter, Belge. Paris. Ladvocat. Déc. 1831.

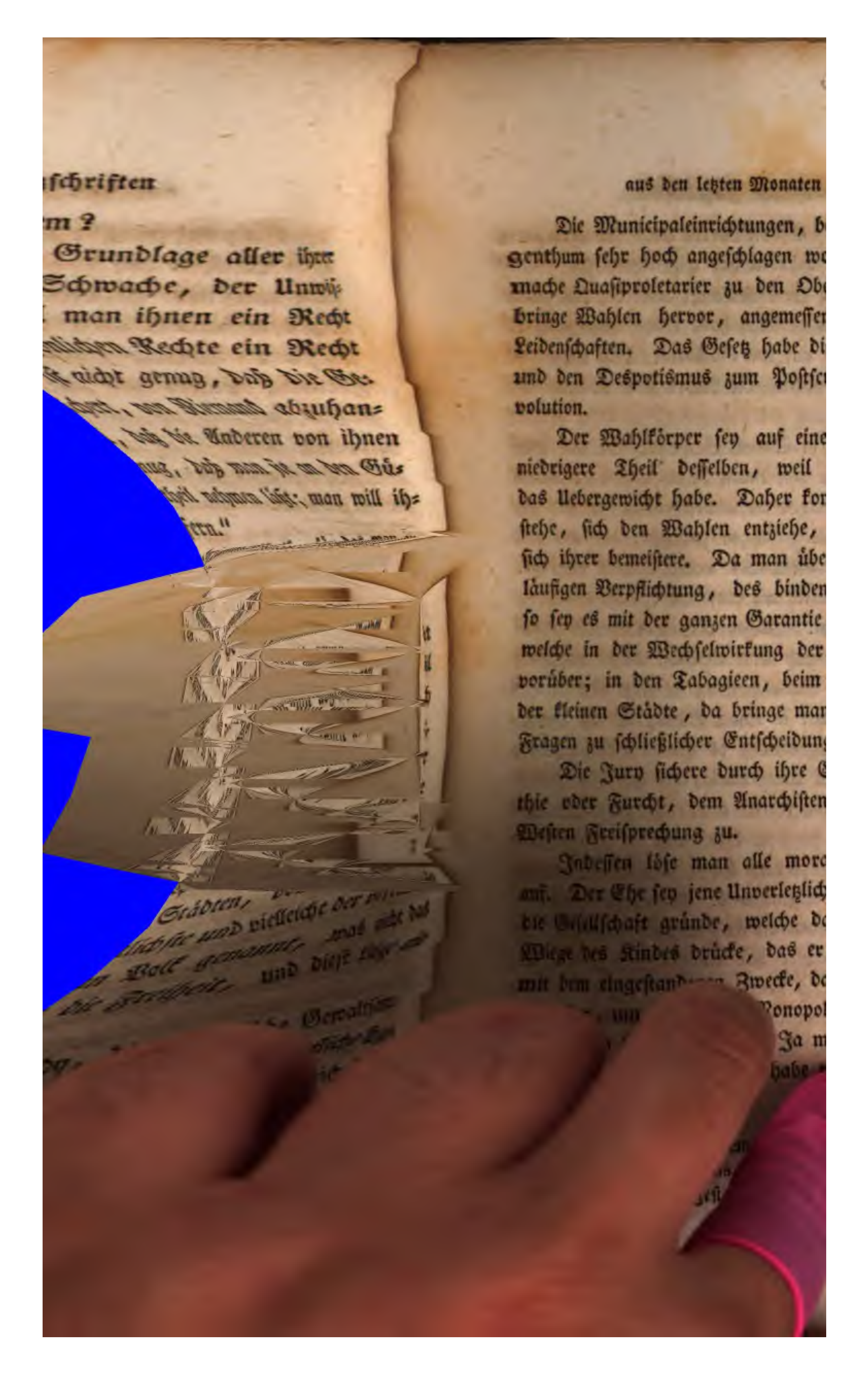
„Während die höhern Klassen," sagt Potter, „sich in erhabenen politischen und constitutionellen Speculationen verlieren — schreitet majestätisch eine neue Ordnung der Dinge vorwärts, in welcher die Majorität des Volks die Reichen und Mächtigen zur Rechenschaft ziehen wird [1])."

Potter nun meint nicht mehr die Majorität des mittleren oder kleinen, des selbständigen oder des unselbständigen Besitzthums, er meint jene furchtbare Majorität, in welcher sich die untern Stände ohne Zweifel gegen die höheren Klassen befinden.

Er weiß hiebei seinen Standpunct so gut wie die andern in dem Factum zu nehmen. „Die Massen, sagt er, ohne deren Hülfe es unmöglich wäre, eine Revolution zu machen, haben ein Anrecht an die hauptsächlichsten Wohlthaten ihrer Eroberung." Man höre aber worin er die Wohlthaten einer Revolution findet.

---

[1]) Seine Worte: Tandis que les classes supérieures, comme elles s'intitulent avec un si sot orgueil, et ceux qui, parmi elles, s'appellent les hommes éclairés par excellence, hommes de science il est vrai, mais non de justice et d'humanité, se perdent dans les hautes spéculations politiques, constitutionnelles, financières, de guerre, d'administration, de police, un nouvel ordre de choses.



...m?

Grundlage aller ihrer
Schwache, der Unwis-
man ihnen ein Recht
...Rechte ein Recht
... nicht genug, daß die Ge-
..., von Niemand abzuhan-
..., daß die Anderen von ihnen
...ug, daß man ja an den Gü-
... nehmen läßt; man will ih-
...ern."

Die Municipaleinrichtungen, b...
genthum sehr hoch angeschlagen w...
mache Quasiproletarier zu den Ob...
bringe Wahlen hervor, angemessen...
Leidenschaften. Das Gesetz habe di...
und den Despotismus zum Postsc...
volution.

Der Wahlkörper sey auf eine...
niedrigere Theil desselben, weil ...
das Uebergewicht habe. Daher kor...
stehe, sich den Wahlen entziehe, ...
sich ihrer bemeistere. Da man übe...
läufigen Verpflichtung, des binden...
so sey es mit der ganzen Garantie ...
welche in der Wechselwirkung der ...
vorüber; in den Tabagieen, beim ...
der kleinen Städte, da bringe man...
Fragen zu schließlicher Entscheidung...

Die Jury sichere durch ihre ...
thie oder Furcht, dem Anarchisten...
Westen Freisprechung zu.

Indessen löse man alle mor...
auf. Der Ehe sey jene Unverletzlich...
die Gesellschaft gründe, welche d...
Wiege des Kindes drücke, das er...
mit dem eingestand... Zwecke, d...

Und wohin zielen sie nun mit alle dem?

„Das allgemeine Stimmrecht ist die Grundlage aller ihrer Entwürfe. Deshalb weil der Arme, der Schwache, der Unwissende ein Recht auf die Freiheit hat, will man ihnen ein Recht an die Macht geben, das ist: ihrem persönlichen Rechte ein Recht über einen andern substituiren. Es ist nicht genug, daß die Gesellschaft ihnen das große Gut zusichert, von Niemand abzuhangen als von sich selber: man will, daß die Anderen von ihnen abhangen sollen. Es ist nicht genug, daß man sie an den Gütern der Gesellschaft gleichen Antheil nehmen läßt; man will ihnen dieselben zu regieren überliefern."

Was versteht man aber unter dem Volke, für das man so zärtlich sorgt?

„Nicht die Wähler, welche die gegenwärtige Majorität gesendet, noch die, welche an der Wahl keinen Antheil genommen. Nicht die Beamten, weder, die man abgesetzt, noch die man mit Absetzung bedroht. Nicht die bewaffnete Macht, noch den größern Theil der Nationalgarde, der sich dem Aufruhr entgegenstellt. Nicht die Bauern, die noch vor Christus das Knie beugen, die Bauern in zehn Departements. Was sie Volk nennen, es ist die Menge in den Städten, von dem Volke nichts als der beweglichste, leidenschaftlichste und vielleicht der verderbteste Theil. Schon einmal hat man Volk genannt, was nicht das Volk war, Freiheit was nicht die Freiheit, und diese Lüge mit Blut zu befestigen gesucht."

Daher komme, sagt Salvandy, die moralische Gewaltsamkeit, welche über allen Gewalten laste; es sey die schimpfliche Egeria, deren Eingebungen man in allen Gesetzen von Frankreich finde.

Im Widerspruch mit der Verfassung habe man der Nationalgarde die Wahl ihrer Offiziere völlig überlassen; die Folge sey, daß sich ein Theil derselben dem Aufruhr nicht mehr widersetze.

celui de la majorité des Français, contre les cannibales qui existent, ou qu'on invente.

haltende Grenze der Berechtigung anzugeben ist. Alle beruhen auf dem nemlichen Prinzip. Der Mittelpunct, von dem die Schwingung ausgeht, ist derselbe. Nachdem einmal die oberste Existenz, die Gewähr aller Rechte, die gesetzmäßige Befugniß der Dynastie, in dem Sturme der Ereignisse, der Majorität aufgeopfert worden ist, nachdem man das Prinzip der Nationalsouveränetät factisch zugegeben, und die Alleinherrschaft der Mehrzahl anerkannt, ja durch Consultation in Uebung gesetzt und sich ihr unterworfen hat; so ist man, — wie ich wenigstens nicht anders finden kann — in eine Richtung eingetreten, in der man vermöge der den Gedanken inwohnenden Nothwendigkeit, Stufe für Stufe bis zu den Extremen gerathen muß.

Man wird bemerken, daß während die ausgezeichneteren Geister von Frankreich, in welchen Abstufungen es auch sey, das alte Königthum oder die Monarchie des Juli vertheidigen, dennoch die Revolution, und zwar ohne außerordentliche Talente, ohne allen Aufwand neuer Gedanken, ohne eine Ahnung wahrer Beredsamkeit, nur mit den Mitteln des Marktplatzes, täglich Fortschritte, täglich neue Eroberungen macht. Ihre Stärke kommt aus jener ihrer Folgerichtigkeit, welche sie, trotz der ostensiblen Beschränkungen, die sie jetzt noch angeben mag, doch unfehlbar dahinführen wird, wo sie mit den Bedürfnissen und Gefühlen der Masse zusammentrifft. Der National lacht der Bemühungen der Gazette, durch das allgemeine Votum eine royalistische France hervorzubringen. Er findet die Gesinnung von Frankreich durch die vierzig Revolutionsjahre sattsam repräsentirt; er weiß, daß es aus Haß gegen das Königthum, aus Haß gegen eine oberste von aller Verantwortung befreite Gewalt, wie es schon einmal die Republik gemacht hat, so noch alle Tage geneigt wäre, dieselbe zu wiederholen.

Seltsam, daß die Männer dieser Partei, indem sie dies sagen, dennoch im Fortschritt zu seyn behaupten und man es ihnen gutmüthiger Weise zugiebt! Ist es aber ein Fortschritt zu nennen,

lichen Reichthums declamirt. Odilon Barrot habe sich verlauten lassen, man wisse, in welchen Händen das Eigenthum sey.

Da man alle Grundlagen der Gesellschaft angreife, solle man das Oberhaupt derselben schonen? Man habe Leute losgesprochen, die den König mit dem Tode auf der Guillotine, dem Altar der Freiheit, gedrohet; man colportire die Reden von Robespierre und St. Just.

Diese Unordnung dringe in Sitten, Gewohnheiten und Literatur ein. Die Literatur sey von einem dogmatischen Cynismus besessen. Man habe den Theatern die unbeschränkte Freiheit gegeben, und sie dadurch zu Kriegsplätzen gemacht, von wo aus man alle Abend Moral und Geschmack und Ordnung angreife. Die Muse bearbeite Obscönitäten wie sonst die Leidenschaften.

Er findet alles verfälscht. „Unser Repräsentativsystem repräsentirt nur Ein Interesse und Eine Classe. Unsere Preßfreiheit bewaffnet alle subversiven Leidenschaften; sie zeigt den Massen die Thatsachen, die Namen nur in einem Lichte, das die Unordnung begünstigt; — diese Publicität, es ist die Lüge. Unsere constitutionnelle Monarchie hat einen König, der auf sein Königthum wartet: unsere Regierung regiert nicht: sie gehorcht. Die Nothwendigkeit herrscht über die drei Gewalten.“

„Niemand ist weder seines Lebens sicher, obwohl man bisher nicht getödtet hat, noch seines Eigenthums. Frankreich hätte von Glück zu sagen, wenn es nicht mehr als ein Fünftheil seines Capitals verloren hätte. Jeder Einwohner hat einen bedeutenden Theil seiner Einkünfte eingebüßt. Das Vertrauen auf den morgenden Tag, welches allein die Wunder des Credits, des Genie's, der Künste hervorbringt, ist dahin. Niemand kann hoffen, die nährende Luft des Vaterlandes bis ans Ende seiner Laufbahn zu genießen. Von Zweien, die sich begegnen, kann der Eine in Kurzem proscribirt werden, der Andere proscribiren.“ [1])

[1]) Diese Schrift enthält vier Bücher. In dem ersten entwickelt der Autor seine Grundsätze und die Fehler, die er an der Restauration

haltende Grenze der Berechtigung anzugeben ist. Alle beruhen auf dem nemlichen Prinzip. Der Mittelpunct, von dem die Schwingung ausgeht, ist derselbe. Nachdem einmal die oberste Existenz, die Gewähr aller Rechte, die gesetzmäßige Befugniß der Dynastie, in dem Sturme der Ereignisse, der Majorität aufgeopfert worden ist, nachdem man das Prinzip der Nationalsouveränetät factisch zugegeben, und die Alleinherrschaft der Mehrzahl anerkannt, ja durch Consultation in Uebung gesetzt und sich ihr unterworfen hat; so ist man, — wie ich wenigstens nicht anders finden kann — in eine Richtung eingetreten, in der man vermöge der den Gedanken inwohnenden Nothwendigkeit, Stufe für Stufe bis zu den Extremen gerathen muß.

Man wird bemerken, daß während die ausgezeichneteren Geister von Frankreich, in welchen Abstufungen es auch sey, das alte Königthum oder die Monarchie des Juli vertheidigen, dennoch die Revolution, und zwar ohne außerordentliche Talente, ohne allen Aufwand neuer Gedanken, ohne eine Ahnung wahrer Beredsamkeit, nur mit den Mitteln des Marktplatzes, täglich Fortschritte, täglich neue Eroberungen macht. Ihre Stärke kommt aus jener ihrer Folgerichtigkeit, welche sie, trotz der ostensiblen Beschränkungen, die sie jetzt noch angeben mag, doch unfehlbar dahinführen wird, wo sie mit den Bedürfnissen und Gefühlen der Masse zusammentrifft. Der National lacht der Bemühungen der Gazette, durch das allgemeine Votum eine royalistische France hervorzubringen. Er findet die Gesinnung von Frankreich durch die vierzig Revolutionsjahre sattsam repräsentirt; er weiß, daß es aus Haß gegen das Königthum, aus Haß gegen eine oberste von aller Verantwortung befreite Gewalt, wie es schon einmal die Republik gemacht hat, so noch alle Tage geneigt wäre, dieselbe zu wiederholen.

Seltsam, daß die Männer dieser Partei, indem sie dies sagen, dennoch im Fortschritt zu seyn behaupten und man es ihnen gutmüthiger Weise zugiebt! Ist es aber ein Fortschritt zu nennen,

wenn man so offenbar versucht, auf die Constitution des Jahres 1793 zurückzukommen, welche sich als die unausführbarste von allen erwiesen hat? Ihr nennt diejenigen retrograd, welche die Lage der Dinge, wie sie im Jahre 1788 war, als ihr Ziel im Auge haben; seyd Ihr es aber um Vieles weniger? Haben die seitdem verflossenen Jahre Euch nichts gelehrt? Hat die Welt nicht nur allzuviele und allzubittre Erfahrungen gemacht? Der Fortschritt, däucht mich, wäre, solche zu benutzen; die Combination der Freiheit und der Gewalt, auf die alles ankommt, so daß die einzelnen Kräfte ihre Entwickelung haben, und das Ganze Einheit, Sicherheit, Zusammenhang und so viel Zukunft als Vergangenheit, diese auszubilden. Auf den Punct zurückzukehren, von dem die Entwickelung eures Staats vor beinahe vierzig Jahren ausgegangen, nennt Ihr das den Fortschritt der Menschheit?

Steht es nun so wie wir sehen, kann die bestehende Gewalt in dem Prinzip, aus dem sie lebt, sich den zerstörenden Kräften, die ihr den Untergang drohen, nicht widersetzen, so fragt man unwillkührlich, wohin das führen müsse, wie das endigen könne.

So wie wir sahen, daß die Meinungen und Tendenzen sich an große Interessen knüpfen, so könnte es scheinen, als würde jenes Interesse des mittlern Eigenthums, das in den gegenwärtigen Wählern immer noch erscheint, stark genug seyn, eine Regierung zu behaupten, die mit ihm so genau verknüpft ist. Gewiß empfängt diese eben daher den größten Theil der Kraft, die sie hat. Gerade die Unermeßlichkeit der Gefahr bei einem neuen Umsturz der Dinge muß ihr Verbündete machen.

Eine andere Frage ist, ob dies auf die Länge dauern, ob es im schwierigen Moment aushalten kann. Es würde dazu gehören, entweder daß die Wähler von ihrem guten Rechte durchdrungen, oder daß sie besonders enge vereinigt wären. Aber weder das eine noch das andere scheint der Fall zu seyn. Ein sicheres Gefühl des Rechtes kann nur aus der Ev[illegible]z desselben, oder einem wohlhergebrachten Besitz entspringen. Eine Regel aber, durch welche fremde Ansprüche

mit Evidenz ausgeschlossen würden, giebt es nicht; der Besitz ist bei einer großen Anzahl ein halb Jahr alt, in der That eine schlechte Präscription! Von enger Vereinigung kann nicht die Rede seyn, da die Gährung gerade in der Mitte der Berechtigten Statt findet.

Gewiß, wenn man betrachtet, wie die Massen bald von politischer Seite her, bald auch durch eine angeblich religiöse Secte, die sich mit so großem Erfolg ausbreitet, in Bewegung gesetzt werden, wie sich diese Bewegung an Mißverhältnisse knüpft, welche dringend, hart, unläugbar sind; wie die Leidenschaften, die sie aufregt, in der zweiten Stadt des Reichs schon einmal gewirkt haben; wenn man dann von der Tribune von Frankreich sagen hört, „die Absichten der Arbeiter von Lyon seyen gut, sie seyen in keinem Widerspruch mit dem wahren Interesse des Landes gewesen;" so ist es erlaubt, eine neue Crise zu fürchten.

Dann kann es zwei Fälle geben.

Entweder die gegenwärtige Verwaltung hält sich, wie bisher gegen die Anfälle der Linken in der Kammer, so einmal durch offene Gewalt wider die Männer der Barricaden. — In der That! das Oberhaupt der Regierung scheint nicht gemacht, sich vor Barricaden zu fürchten oder halbe Maaßregeln gegen dieselben zu nehmen. Mich däucht, auf das Prinzip der Majorität würde alsdann die Regierung nicht wieder gegründet werden.

Oder diese Verwaltung unterliegt. Dann wird das Prinzip sich in seiner ganzen Stärke geltend machen; und es möchte bald eine ganz andere Frage anbetreffen, als Republik oder Monarchie. Das Repräsentativsystem, mit dessen Doctrinen und künstlichen Combinationen man gesättigt zu seyn scheint, würde man nicht mehr allzulange behaupten. Hätte man es einmal wieder bis zur Constitution von 1793 gebracht, so würde dieß nicht der äußerste Punct seyn; von ihm aus würde die wahre Erschütterung erst angehen. Es könnte kommen, daß die Phrasen des Saales Taitbout auf die Letzt ganz wo anders einzögen. Mit der ersten Pe-

riode der Revolution, die alle ihre Kräfte aufgebraucht, alle ihre Möglichkeiten erschöpft zu haben scheint, wäre es alsdann vorbei; eine neue Aera derselben begönne; voll anderer Gedanken und neuer Entwürfe, nicht minder aber voll neuer Leidenschaften, welche, wiederum jung und heftig, mit der Wuth ihrer Energie zunächst alles zerstören müßten, was die Revolution bis jetzt hervorgebracht hat [1]). Die Umwälzung, im Grunde die nämliche, nur um einen Schritt weiter gelangt, würde, wie Saturn, ihre alten Geburten verschlingen. Sie könnte freilich nicht anders, als wiederhervorbringen: aber was und auf wie lange! Die Fabel läßt auf Saturn den Jupiter folgen, den Gesetzgeber, den Sceptertragenden Ordner der Welt, den Städtebeschirmer, den Gott des Eidschwurs und der Genossenschaften, dem man opferte, wenn man Bürgerblut vergossen hatte. Wie könnte man hoffen, daß jemals auch hier eine ähnliche Umwandlung eintreten würde. Jupiter wenigstens mußte zuerst seinen Vater in den Tartarus stoßen.

Schluß.

So weit hatte ich geschrieben. Wie natürlich ist es, daß man, indem man nur die öffentlichen Stimmen, ihren Sinn und Widerstreit zu beobachten denkt, auf die Zustände zu sprechen kommt, deren Ausdruck jene sind, und sich weiter wagt, als man gehen wollte. Nicht lange indeß wird man sich verheimlichen, daß man doch aus der Ferne diese Dinge nicht leicht ganz übersehen, ihre wirksamen Kräfte vollständig vergleichen, oder die Nothwendigkeit ihrer Zukunft sicher beurtheilen könne.

---

[1]) Mauguin sagte einmal in der Kammer: le St. Simonianisme ne saurait être dangereux, parce que les ouvriers qui pourraient l'adopter, aussitôt qu'ils seraient devenus propriétaires se hâteraient de l'abandonner. Man fürchtet aber just den Moment, wo sie Eigenthümer werden wollen.

Es sey mir erlaubt, zu bemerken, daß ich das sehr wohl gefühlt hatte, als die ersten Exemplare von der neuen Schrift Salvandy's, der, wie wir wußten, die Erörterung des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich in der Nähe zu seinem Gegenstande gemacht hat, bei uns ankamen. Selten habe ich begieriger nach einem Buche gegriffen.

Seize mois, ou la révolution et les révolutionnaires. Paris Juillet 1830, Lyon Novembre 1831. par N. A. de Salvandy. Paris, Décmbr. 1831. (Bruxelles. 1832, 2 Voll.)

Salvandy erklärt „Freiheit, Oeffentlichkeit, Repräsentativsystem, die Herrschaft der Gesetze" für die Gottheiten seiner jungen Jahre. Er hat sich während der Restauration standhaft in der Opposition gehalten. „Ich verfocht," sagt er, „gegen eine Gewalt, die ich liebte, die Grundsätze, die mir allein fähig schienen, sie zu vertheidigen."

Man kennt seine Arbeiten über Spanien und Polen. Wie ihm diese Studien Gelegenheit gaben, die entgegengesetzten Nachtheile pfäffisch-dumpfer Einwirkungen, und einer ungeordneten wilden Freiheitsliebe zu beobachten, so ist er voll von Abscheu vor beiderlei Despotismus, dem eines Einzigen wie dem der Menge. In dieser Schrift verwirft er von neuem, wie billig, jene absolute Gewalt, kraft deren eine ganze Nation, Leib und Gut einem einzigen Menschen und seinen Launen unterworfen seyn solle; aber nicht minder entsetzt ihn andererseits die Volkssouveränetät, die, gleichsam in Permanenz, mit ihrer furchtbaren Waffe gegürtet, auf den Marktplätzen erscheine, so daß sich jede Faction ihrer bemächtigen könne, so daß weder Festigkeit der Gesetze, noch Ruhe der Interessen, weder Freiheit noch Ordnung möglich sey.

Indessen weiß er, daß es nicht der Geist unserer germanischen Dynastieen ist, eine absolute Gewalt auszuüben oder in Anspruch zu nehmen. Eine andere Frage ist, ob nicht das Dogma

der Volkssouveränetät mit allen seinen furchtbaren Consequenzen sich geltend zu machen droht.

Es kann uns hier nicht auf eine Erörterung der politischen Meinungen unsers Autors ankommen: er hat sie anderswo ausgesprochen: und er steht in diesem Augenblick nicht in der Mitte der kämpfenden Parteien.

Seine Hauptabsicht ist, den Zustand der Dinge, den Erfolg der Bewegungen seit dem Juli darzulegen. Hat er etwas zu verfechten, so versicht er es mit der Augenscheinlichkeit dieser Thatsachen. Eben hier erwartet ihn unsere Aufmerksamkeit.

Er bemerkt: Freiheit und Ordnung seyen die schönsten Erwerbungen der Menschheit: ohne welche keine andere Vollständigkeit und Festigkeit habe; aber Gott habe Bedingungen an so große Güter geknüpft.

Seine Meinung ist nicht, daß Frankreich auf dem Wege sey, diese Bedingungen zu erfüllen.

Eine Partei, deren Absichten ihn erschrecken, findet er im Besitze einer bedeutenden Macht, außerordentlicher Mittel, der tonangebenden Thätigkeit.

Sie rede von nichts als Freiheit, aber ihre Freiheit sey, daß sie dem Richter auf seinem Stuhle, dem Gesetzgeber, dem König auf seinem Throne Vorschriften mache; Vorschriften nach ihrer Laune. Sie rede nur von dem Glücke, das sie dem Menschengeschlechte wünsche und ihm bereite: indessen fließe das Blut in Strömen. Freilich gehöre dazu, daß sich Europa wie ein Metall umgießen lasse, und sich dem Schmelztiegel gelehrig unterwerfe.

Wenn man sehe, wie sie abstracte Ansichten über die Interessen und die Bestimmung der Menschheit, durch Clubs, Empörungen und Attentate auf alle civilisirten Nationen realisiren wolle, wie sie augenblicklich von der Theorie zur Ausführung derselben fortschreite, so müsse man erschrecken im Interesse seines Vaterlandes, im Interesse der entweiheten Freiheit.

Diese Partei, mit dem Aufruhr sey sie verbündet.

in der preußischen Armee den Ruf
Soldaten hatte. Als erster Genera
die Bewegungen dieser Arrière-Ga
der Armee zurückblieb, weil Blücher
in übertriebenen Märschen, durch we
löst und zum Gefechte unfähig gem
suchen.

Zu dieser Arrière-Garde stieß
Herzogs von Weimar, welches als
ken auf dem geraden Wege über d
chen war, während die Franzosen ü
her an der Schlacht keinen Theil ge

Die Ereignisse dieses Rückzuges
preußischen Festungen sind es haupts
preußischen Waffen damals zu Gru
ren die Folge der moralischen Ueber
zösische Heer damals in Europa üb
des langen Friedens, der Preußen u
lichen Kampf auf Leben und Tod ga

Blüchers Rückzug bis Lübeck un
er auf demselben lieferte, sind unstrei
dieser Periode, und haben dazu gedi
fleckenlos zu erhalten, wo in der al
militairische Reputationen zu Grunde

Was der Oberst von Scharnho
dieser Zeit war und wie er sich als
Zeit gezeigt, darüber mag abermals
Chefs an den König von Preußen sp

„Vorzüglich fühle ich mich v
„sonderer Gnade den vortrefflichen
„vollen Obersten von Scharnhorst
„loser Thätigkeit, dessen fester Ent
„lem Rath ein großer Theil des

Und wohin zielen sie nun mit alle dem?

„Das allgemeine Stimmrecht ist die Grundlage aller ihrer Entwürfe. Deshalb weil der Arme, der Schwache, der Unwissende ein Recht auf die Freiheit hat, will man ihnen ein Recht an die Macht geben, das ist: ihrem persönlichen Rechte ein Recht über einen andern substituiren. Es ist nicht genug, daß die Gesellschaft ihnen das große Gut zusichert, von Niemand abzuhangen als von sich selber: man will, daß die Anderen von ihnen abhangen sollen. Es ist nicht genug, daß man sie an den Gütern der Gesellschaft gleichen Antheil nehmen läßt; man will ihnen dieselben zu regieren überliefern."

Was versteht man aber unter dem Volke, für das man so zärtlich sorgt?

„Nicht die Wähler, welche die gegenwärtige Majorität gesendet, noch die, welche an der Wahl keinen Antheil genommen. Nicht die Beamten, weder, die man abgesetzt, noch die man mit Absetzung bedroht. Nicht die bewaffnete Macht, noch den größern Theil der Nationalgarde, der sich dem Aufruhr entgegenstellt. Nicht die Bauern, die noch vor Christus das Knie beugen, die Bauern in zehn Departements. Was sie Volk nennen, es ist die Menge in den Städten, von dem Volke nichts als der beweglichste, leidenschaftlichste und vielleicht der verderbteste Theil. Schon einmal hat man Volk genannt, was nicht das Volk war, Freiheit was nicht die Freiheit, und diese Lüge mit Blut zu befestigen gesucht."

Daher komme, sagt Salvandy, die moralische Gewaltsamkeit, welche über allen Gewalten laste; es sey die schimpfliche Egeria, deren Eingebungen man in allen Gesetzen von Frankreich finde.

Im Widerspruch mit der Verfassung habe man der Nationalgarde die Wahl ihrer Offiziere völlig überlassen; die Folge sey, daß sich ein Theil derselben dem Aufruhr nicht mehr widersetze.

---

celui de la majorité des Français, contre les cannibales qui existent, ou qu'on invente.

Die Municipaleinrichtungen, bei welchen das kleine Eigenthum sehr hoch angeschlagen worden und das große gering, mache Quasiproletarier zu den Oberherren der Communen und bringe Wahlen hervor, angemessen der Eifersucht erbärmlicher Leidenschaften. Das Gesetz habe die Unordnung in den Artikeln, und den Despotismus zum Postscriptum[1]); ganz wie die Revolution.

Der Wahlkörper sey auf eine Weise organisirt, daß der niedrigere Theil desselben, weil er compacter, allenthalben das Uebergewicht habe. Daher komme, daß alles, was höher stehe, sich den Wahlen entziehe, und ein subalterner Ehrgeiz sich ihrer bemeistere. Da man überdies die Entdeckung der vorläufigen Verpflichtung, des bindenden Mandates gemacht habe, so sey es mit der ganzen Garantie des Repräsentativ-Systemes, welche in der Wechselwirkung der verschiedenen Gewalten liege, vorüber; in den Tabagieen, beim Wein, in den Kaffeehäusern der kleinen Städte, da bringe man die großen constitutionnellen Fragen zu schließlicher Entscheidung.

Die Jury sichere durch ihre Einrichtungen, durch Sympathie oder Furcht, dem Anarchisten im Osten, dem Chouan im Westen Freisprechung zu.

Indessen löse man alle moralischen Bande der Gesellschaft auf. Der Ehe sey jene Unverletzlichkeit genommen worden, welche die Gesellschaft gründe, welche das Siegel des Ewigen auf die Wiege des Kindes drücke, das er gegeben. Eine Congregation, mit dem eingestandenen Zwecke, das Eigenthum den Besitzern zu entreißen, um selber das Monopol darüber zu haben, werde geduldet und breite sich aus. Ja man reize die Menge wider das Eigenthum auf. Argenson habe wider diese Inhaber des öffent-

[1]) Salvandy zielt hiemit auf das ch. IV. des Gesetzes vom 31sten März 1831.; dispositions transitoires, welches im 54sten Artikel eine Suspension desselben gestattet.

lichen Reichthums declamirt. Odilon Barrot habe sich verlauten lassen, man wisse, in welchen Händen das Eigenthum sey.

Da man alle Grundlagen der Gesellschaft angreife, solle man das Oberhaupt derselben schonen? Man habe Leute losgesprochen, die den König mit dem Tode auf der Guillotine, dem Altar der Freiheit, gedrohet; man colportire die Reden von Robespierre und St. Just.

Diese Unordnung dringe in Sitten, Gewohnheiten und Literatur ein. Die Literatur sey von einem dogmatischen Cynismus besessen. Man habe den Theatern die unbeschränkte Freiheit gegeben, und sie dadurch zu Kriegsplätzen gemacht, von wo aus man alle Abend Moral und Geschmack und Ordnung angreife. Die Muse bearbeite Obscönitäten wie sonst die Leidenschaften.

Er findet alles verfälscht. „Unser Repräsentativsystem repräsentirt nur Ein Interesse und Eine Classe. Unsere Preßfreiheit bewaffnet alle subversiven Leidenschaften; sie zeigt den Massen die Thatsachen, die Namen nur in einem Lichte, das die Unordnung begünstigt; — diese Publicität, es ist die Lüge. Unsere constitutionnelle Monarchie hat einen König, der auf sein Königthum wartet: unsere Regierung regiert nicht: sie gehorcht. Die Nothwendigkeit herrscht über die drei Gewalten."

„Niemand ist weder seines Lebens sicher, obwohl man bisher nicht getödtet hat, noch seines Eigenthums. Frankreich hätte von Glück zu sagen, wenn es nicht mehr als ein Fünftheil seines Capitals verloren hätte. Jeder Einwohner hat einen bedeutenden Theil seiner Einkünfte eingebüßt. Das Vertrauen auf den morgenden Tag, welches allein die Wunder des Credits, des Genie's, der Künste hervorbringt, ist dahin. Niemand kann hoffen, die nährende Luft des Vaterlandes bis ans Ende seiner Laufbahn zu genießen. Von Zweien, die sich begegnen, kann der Eine in Kurzem proscribirt werden, der Andere proscribiren." [1])

[1]) Diese Schrift enthält vier Bücher. In dem ersten entwickelt der Autor seine Grundsätze und die Fehler, die er an der Restauration

Man erinnert sich, daß Salvandy bei jenem letzten Fest der Restauration in dem Palais royal, „jener letzten Revue, die Carl X. über das gehorsame, ruhige, glückliche Frankreich hielt,“ eine ähnliche Vorhersagung ausgesprochen hat, und wie sie nur allzuwahr geworden ist.

Auch jetzt besorgt er, wie wir sehen, das Aeußerste: „Ich will es nicht verschweigen: der politische, der moralische Zustand meines Landes entsetzt mich. — — Wenn der öffentliche Geist sich ein einziges Mal verirrt, so ist es um uns geschehen. Es hängt von einem Hauche der Meinung ab, und die Anarchie thront ohne Gegengewicht in der Mitte aller unserer Gewalten.“

Er fürchtet sogar die Wiederkehr des Schreckens, nicht ganz des *alten*, eines kürzern, aber noch gewaltsamern! „Ich sage, Meisterin von Frankreich, wird die revolutionnäre Partei tödten und rauben, wie sie getödtet und geraubt hat: sie wird die höheren Classen decimiren, wie sie dieselbe decimirt hat. Es ist das Gesetz ihrer Natur.“

Wird man wohl in Frankreich auf ihn hören, und in dem Zuge leidenschaftlicher Bewegung, in dem man begriffen ist, inne halten? Ich kann es nicht glauben. Die Führer wissen recht gut, wohin ihr Weg führt. Er sagt es ihnen: aber sie wußten es ohnehin: eben diesen wollen sie einschlagen. Ich bemerke,

---

bemerkt zu haben glaubt. In dem zweiten den Sinn der Juli-Revolution. Er will von keinem andern Programme des Stadthauses als jener von Viennet verlesenen Proclamation wissen: ohne gerade persönlich von der Vortrefflichkeit der neuen Charte sehr überzeugt zu seyn, glaubt er doch auf ihren Inhalt bestehen zu müssen. In dem dritten und vierten Buche setzt er auseinander, welchen Gang, dem Sinn und den Versprechungen derselben entgegen, die Ereignisse seitdem genommen haben. Aus diesen beiden Büchern (sie begreifen den zweiten Theil der Brüsseler Ausgabe) habe ich die bezeichnendsten Stellen, die den Inbegriff der Capitel zu bilden scheinen, aneinandergereiht. Wer das Buch zur Hand hat, wird es ohne Zweifel ganz lesen und sie leicht auffinden. Für Andre wäre ein weitläuftiges Citiren doch nur ein überflüssiger Prunk.

Alle Jahrhunderte rühmen Besonnenheit und ruhigen Verstand an unserer Nation. Noch ist der Brand nicht aufgegangen, mit dem uns Einige bedrohen; noch können wir uns entschliessen, auf dem Pfade der Vernunft und der Mäßigung zu verharren.

Will man nicht dahin gelangen, wo man Andere verderben sieht, so muß man nicht den Weg einschlagen, den diese nahmen.

Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst.

Aus dem Nachlasse des General Clausewitz.

I.

Notiz über die Lebensumstände von Scharnhorst.

Am 28. Juni 1813 starb zu Prag der preußische General-Lieutenant Gerhard David von Scharnhorst an einer in der Schlacht von Groß-Görschen den 2. Mai erhaltenen Wunde.

Seine gediegene wirksame Thätigkeit, nahe dem Throne und im Mittelpuncte eines Staates, der durch die Verbindung der Umstände selbst fast zum Mittelpuncte des europäischen Staaten-Systems geworden war, geben ihm eine ausgezeichnete Stelle in den Annalen des großen politischen Umschwungs jener Zeit.

Er war am 10. November 1756 im Hannöverischen, in Hämelsee, auf einem kleinen Pachtgute geboren, hatte seine erste Bildung auf der vom Grafen Wilhelm von Bückeburg errichteten Militairschule auf Wilhelmsstein genossen und war früh von diesem großen Manne ausgezeichnet worden. In hannöverischen Diensten und zwar zuerst in der Cavallerie, bald aber in der Artillerie, fing er seine kriegerische Laufbahn an, und machte die Feldzüge von 1793, 94 und 95 bei der alliirten Armee in Flandern und Holland mit.

Von innerer Thätigkeit gedrungen, und von seltenem Fleiß unterstützt, schrieb er während des Feldzugs von 1793 das Taschenbuch für Offiziere, welches in Deutschland noch jetzt für ein klassisches Werk in diesem Fache gilt. So wie er aber in seltener Vereinigung theoretische Kenntnisse und wissenschaftliches Streben mit praktischem Geschick verband, so zeichnete er sich auch schon im folgenden Feldzuge durch seine kriegerische Tüchtigkeit als Offizier aus. Er war Artillerie-Hauptmann und befand sich beim hannöverischen General von Hammerstein als erster Generalstabs-Offizier, als dieser Menin im Jahre 1794 vertheidigte und sich mit der Garnison durchschlug. Wenn ein in der Geschichte so seltener kriegerischer Act Allen, die daran Theil genommen zum Ruhme gereicht, so gehört das Hauptverdienst davon, nächst dem in Deutschland und England mit Hochachtung genannten Führer, dem ehrwürdigen Hammerstein, seinem Gehülfen Scharnhorst. Folgender eigenhändige Bericht des General Hammerstein an seinen Herrn, den König von England, wird die beste Darstellung und der sicherste Beweis hievon seyn:

„Vor allen andern halte ich mich verpflichtet, nur noch „des Hauptmanns Scharnhorst allein Erwähnung zu thun. „Dieser hat bei seinem ganzen Aufenthalt in Menin, nachher „beim Bombardement und letztlich beim Durchschlagen, Fähigkeiten und Talente, verbunden mit einer ganz unvergleichlichen „Bravour, einem nie ermüdenden Eifer und einer bewundrungswürdigen Contenance gezeigt, so daß ich ihm allein den glücklichen Ausgang meines Plans, mich durchzuschlagen, verdanke. „Er ist bei allen Ausführungen der erste und der letzte gewesen. Ich kann unmöglich erschöpfend beschreiben, von welchem großen Nutzen dieser so sehr verdienstvolle und einem „jeden zum Muster aufzustellende Offizier mir gewesen ist.“

„Schließlich ersuche ich Ew. Excellenz ganz gehorsamst „bei abzustattendem Bericht an Se. Majestät, sämmtlicher genannten Offiziere Erwähnung zu thun. Wäre es möglich

„möchte ich für alle Belohnungen erbitten, die sie wahrhaftig „verdient haben. Für den Hauptmann Scharnhorst aber er„flehe ich auf das Dringendste eine Gnade von Sr. Majestät, „da dieser Mann, wenn jemals Jemanden eine Belohnung für „etwas Außerordentliches geworden ist, sie jetzt im größten „Maaße verdient."

Eeklo den 3. Mai 1794.

R. von Hammerstein.

Nach dem Kriege bis zum Oberstlieutenant im hanöverischen Dienst gestiegen und mit vielen litterarisch-militairischen Arbeiten beschäftiget, deren wir unten kurz gedenken wollen, vertauschte Scharnhorst im Jahr 1801 auf Anrathen des bei Auerstädt gebliebenen Herzogs Karl von Braunschweig, den hanöverischen Dienst mit dem Preußischen, und wurde auf die besonders dringende Empfehlung des Herzogs in die preußische Artillerie als Oberstlieutenant versetzt. Er brachte den Ruf eines gelehrten Militairs besonders in den Artillerie-Wissenschaften mit, fand aber in diesem Corps, wie das gewöhnlich ist, viel Neid und Widerstand; dies verhinderte ihn, der preußischen Artillerie damals so nützlich zu werden, als es der Umfang seiner Kenntnisse und seine Thätigkeit gestattet hätten, und war der Grund, warum er eine Anstellung im Generalstab vorzog, welche er im Jahr 1804 als General-Quartiermeister-Lieutenant erhielt.

Seine Thätigkeit in dem Zeitraum von 1802 bis 1806 war hauptsächlich auf den Unterricht der Infanterie- und Cavallerie-Offiziere gerichtet. Er erweiterte den Unterricht, welcher in Berlin schon seit Friedrich dem Großen diesen Offizieren über die Kriegskunst ertheilt worden war und dem bisher ein einziger Lehrer vorgestanden hatte, zu einer wahren Akademie, übernahm die Stelle des Directors, und lehrte selbst denjenigen Theil der Kriegskunst, der bis dahin auf Kathedern und in Büchern noch wenig zur Sprache gekommen war, den eigentlichen Krieg. Hier haupt-

sächlich verbreitete sich durch ihn zuerst in der preußischen Armee die Kenntniß der neueren Kriegsart, welche durch den Revolutionskrieg herbeigeführt, mit Bonaparte ihren Gipfel erreicht hatte, und die der preußischen Armee ziemlich fremd seyn mußte, weil die Feldzüge von 1792, 93 und 94 in eine Zeit fielen, wo die Neuerungen noch nicht die gehörige Reife, und deshalb auf das Kriegswesen der Preußen keinen Einfluß gewonnen hatten.

Die Bildungs-Anstalt, welche auf diese Weise durch ihn geschaffen wurde, besteht noch jetzt in der preußischen Armee, und hat den größten Theil der Generalstabs-Offiziere gebildet.

Seine bald erkannten und ausgezeichneten Verdienste bewogen den König im Jahr 1806, ihn zum Obersten zu ernennen.

Im Jahr 1806 gehörte der Oberst Scharnhorst zu denen, welche den Krieg gegen Frankreich für nothwendig hielten, und als Chef des Generalstabes des Herzogs von Braunschweig, hatte er Antheil an dem Plan, mitten durch den Thüringer Wald über die französischen Quartiere in Franken herzufallen.

In der Schlacht von Auerstädt selbst wurde der Oberst Scharnhorst in der linken Seite leicht verwundet, welches ihn aber nicht abhielt, bei der Armee zu bleiben.

Von dieser bildeten sich auf dem Rückzuge drei Corps; das eine unter den Befehlen des Feldmarschalls Kalkreuth, 20,000 Mann stark, hatte in der Schlacht von Auerstädt gar nicht gefochten, und vereinigte sich in der Gegend von Magdeburg mit dem zweiten, welches der Fürst Hohenlohe aus den Trümmern seines bei Jena geschlagenen Heeres gesammelt hatte, das dritte unter dem General-Lieutenant von Blücher bildete die Arrière-Garde. Der Oberst von Scharnhorst hatte bei Auerstädt seinen commandirenden General, und durch die veränderte Eintheilung der Armee seine Stelle verloren, denn beim Fürsten Hohenlohe befand sich der Oberst von Massenbach (der bekannte Verfasser der Memoiren) als General-Quartiermeister. Er schloß sich daher an den General-Lieutenant von Blücher an, welcher schon damals

in der preußischen Armee den Ruf eines kräftigen und tüchtigen Soldaten hatte. Als erster Generalstabs-Offizier leitete er hier die Bewegungen dieser Arrière-Garde, die zwei Märsche hinter der Armee zurückblieb, weil Blücher sich nicht entschließen konnte, in übertriebenen Märschen, durch welche die Truppen ganz aufgelöst und zum Gefecht unfähig geworden wären, sein Heil zu suchen.

Zu dieser Arrière-Garde stieß in der Folge das Corps des Herzogs von Weimar, welches als Avant-Garde schon in Franken auf dem geraden Wege über den Thüringer Wald eingebrochen war, während die Franzosen über Hof vordrängen, und daher an der Schlacht keinen Theil genommen hatte.

Die Ereignisse dieses Rückzuges und der schleunige Fall der preußischen Festungen sind es hauptsächlich, was den Ruhm der preußischen Waffen damals zu Grunde gerichtet hat. Sie waren die Folge der moralischen Ueberlegenheit, welche das französische Heer damals in Europa überhaupt sich erworben, und des langen Friedens, der Preußen und Sachsen von einem ernstlichen Kampf auf Leben und Tod ganz entwöhnt hatte.

Blüchers Rückzug bis Lübeck und die vielen Gefechte, welche er auf demselben lieferte, sind unstreitig noch das Rühmlichste in dieser Periode, und haben dazu gedient, seinen Ruf in einer Zeit fleckenlos zu erhalten, wo in der allgemeinen Auflösung so viele militairische Reputationen zu Grunde gegangen sind.

Was der Oberst von Scharnhorst dem General Blücher in dieser Zeit war und wie er sich als Soldat in dieser schwierigen Zeit gezeigt, darüber mag abermals der wörtliche Bericht seines Chefs an den König von Preußen sprechen:

„Vorzüglich fühle ich mich verpflichtet, Ew. Majestät be-
„sonderer Gnade den vortrefflichen, in jeder Hinsicht verdienst-
„vollen Obersten von Scharnhorst zu empfehlen, dessen rast-
„loser Thätigkeit, dessen fester Entschlossenheit und einsichtsvol-
„lem Rath ein großer Theil des glücklichen Fortgangs meines

mitten im Frieden neues Selbstgefühl gewann, werden Alle bezeugen, welche dieselbe mit vorurtheillosem Blick beobachtet haben; außer ihnen aber bezeugt es der ewig denkwürdige Tag bei Groß=Görschen, wo in der Dürre einer segenlosen Schlacht der Ruhm preußischer Tapferkeit junges frisches Laub hervortrieb.

Die Franzosen wachten nicht nur genau auf die Erfüllung des Tilsiter Friedens, sondern machten auch tausend Schwierigkeiten, ehe sie die besetzten Provinzen räumten, und hielten überhaupt Preußen unter beständigen Drohungen in der strengsten Vormundschaft; dieser unglückliche Zustand und die traurigen Erfahrungen, die man im Kriege gemacht, hatten eine große Partei in diesem Lande erzeugt, die kleinmüthig und hoffnungslos jeden Schein des Widerstandes, jede den Franzosen mißfällige Maaßregel für wahren Verrath an dem Lande hielt; endlich beschränkte noch weit mehr die Erschöpfung der Staatskräfte alle Mittel.

Der König hatte den General Scharnhorst, ohne ihm den Namen eines Kriegsministers zu geben, an die Spitze des Kriegs-Departements gestellt. Stein war damals erster Minister; die genaue Verbindung, in welche diese beiden ausgezeichneten Männer mit einander traten, erleichterte die Grundlegung zu Preußens innerer Vergrößerung und Ermannung. Durch Herrn von Steins neue Organisation der Civil=Administration kam Sparsamkeit und Ordnung in die Finanzen, und die politische Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft that einen mächtigen Schritt vorwärts, wodurch dem Bürger neues Vertrauen und neues Leben eingeflößt wurde. Das folgende Ministerium bestand aus Männern, die, so viel es ihnen ihre freilich veränderte Stellung erlaubte, in dem Sinne des Herrn von Stein fortarbeiteten, und den General Scharnhorst nach Möglichkeit unterstützten; dieser aber strebte nur nach seinem Ziele, mit einem Geiste weiser Sparsamkeit und politischer Klugheit, die Bewunderung verdienen.

Von allem Schlendrian alter Administrationsgrundsätze los-

lassend, allen Widerspruch der sogenannten Männer vom Handwerk zurückweisend, immer nur auf das Wesen der Sache sehend, schuf er in wenigen Jahren, ohne auffallende Mittel und außerordentliche Unterstützung die Ausrüstung und Bewaffnung eines dreimal so großen Heeres als die preußische Armee selbst war. Er stellte die Festungen her und führte bei der Armee ein System ein, wonach alle drei Monate eine Anzahl Rekruten eingezogen und ausgebildet und wieder entlassen wurden; was dem Lande eine Menge nothdürftig gebildeter Krieger verschaffte, die beim ersten Aufruf sich zur Fahne stellen konnten. Was aber das Wichtigste war, er bereitete die Idee einer allgemeinen Landwehr nach dem Beispiele Oestreichs vor. Obgleich diese Idee damals nicht in wirkliche Ausführung übergehen konnte, so war es doch von einer entscheidenden Wichtigkeit, daß sie nach und nach in den Köpfen reifte, und sich allgemein verbreitete; daß der Glaube an die Möglichkeit dieser heilbringenden Institution gegründet wurde.

Der Zustand der politischen Meinung in Preußen war damals, wie er unter solchen Umständen überall seyn wird. Es hatten sich, so weit dies bei dem Charakter des ruhigen Norddeutschen vorkommen kann, zwei Partein gebildet, davon die eine an keine Möglichkeit glaubte, Frankreich von seiner Höhe gestürzt zu sehn, und deswegen ein enges Anschließen an dasselbe für den einzigen Rettungsweg ansah; die andere auf neue Kriege, auf unvorhergesehene Ereignisse, auf Volkswiderstand rechnend, nichts so sehr fürchtete, als daß durch ein solches Anschließen Preußen sich selbst für den günstigen Moment die Hände binden oder gar anstatt ihn herbei zu führen, ihn entfernen würde.

Nachdem Herr von Stein in Folge des bekannten Briefs im Jahr 1809 entfernt worden war, hielt sich das Ministerium in einer discreten Ruhe und wenn einzelne Männer in demselben es weder für unmöglich noch für sündlich hielten, einst aus dem Kerker auszubrechen, so sahen sie sich in ihrer Lage nicht

veranlaßt, sich darüber stark auszusprechen. General Scharnhorst aber, der seine ganze Thätigkeit den Vorbereitungen dazu gewidmet hatte, mußte den Geist des Widerstandes, das empörte Gefühl über die Unterdrückung, die sich hin und wieder regten, gerade als die edelsten und wirksamsten aller Mittel betrachten, die er in der Hand des Monarchen zu vereinigen bemüht war. Er mußte also diesen Geist und diese Partei vor dem Thron vertreten, so weit es das andrängende Mißtrauen der Anderen über dieselbe, nöthig machte. — Obgleich er durch sein taktvolles ruhiges, tief verschlossenes Wesen, die Aufmerksamkeit und den Verdacht der Franzosen lange von sich entfernt hielt, so war doch seine Stellung und sein politischer Glaube in Preußen zu bekannt, als daß nicht die antifranzösische Partei sich an ihn hätte wenden sollen. Daher wurde er ihr Fürsprecher beim König, und ein heilsames Band zwischen ihnen und dem Thron.

In dieser allgemeinen Darstellung ist die ganze Geschichte des sogenannten Tugendbundes, so weit derselbe damals in Preußen wirklich bestand, enthalten.

Scheinbar die erste Veranlassung zu einem wirklichen Bund entstand in Königsberg selbst, wo sich der Hof noch befand, im Jahr 1808 unter den Augen des Königs und nichts weniger als geheim. Eine Gesellschaft von Gelehrten, Offizieren und andern Personen trat zu einem sogenannten sittlich wissenschaftlichen Verein zusammen, und legte ihre Gesetze und die Namen der Mitglieder dem Könige vor. Die Tendenz dieses Vereins schien weder politisch noch überhaupt sehr eminent; einzelne Mitglieder mochten wohl die Hoffnung hegen, nach und nach Keime politischer Gesinnung hineinzupflanzen, die gute Früchte tragen sollten, indessen scheinen diese von selbst erstorben zu seyn, und es entstand weder etwas besonders Gutes noch Böses aus dieser Gesellschaft. In den übrigen noch von den Franzosen besetzten Provinzen Preußens und Deutschlands aber entstand hauptsächlich unter der Classe ehemaliger Offiziere und Beamten und

den jungen Studierenden eine Art von Affiliation, zur Verbindung gegen die Franzosen und zur Vorbereitung eines Volksaufstandes gegen sie. Ein wirklicher Bund, das heißt eine durch Obere und Gesetze organisirte Gesellschaft, ist aber nie daraus hervorgegangen, wenigstens so viel damals in Preußen bekannt geworden ist. General Scharnhorst ist späterhin als das Haupt dieser Verbindung angesehen worden, die Gott weiß woher den Namen Tugendverein genommen und bekommen hatte. So wie aber die Vorstellung von einem förmlich organisirten Bunde falsch und übertrieben scheint, so war es noch weit mehr die von dem Verhältniß des General Scharnhorst zu demselben. Einzelne Mitglieder dieser Affiliation in Preußen wandten sich an Scharnhorst, weil sie ihn als das Haupt der antifranzösischen Partei ansahen, theilten ihm ihre Plane und Wünsche mit und hofften durch ihn mit dem Throne anzuknüpfen. Diesen Zweck erreichten sie einigermaßen. General Scharnhorst machte den König darauf aufmerksam, und war der Meinung, daß die gute Absicht und das Gefühl dieser Partei Achtung verdiene, daß sie auch nützlich werden könne, wenn einmal der Himmel andere glückliche Ereignisse herbeiführe, und daß es in jedem Fall klug sey, sie auf diese Weise im Auge zu behalten. Der König genehmigte diese Ansichten, und wurde auf diesem Wege mit alle dem zuerst bekannt, was die andere Partei für ein dem Vaterlande verderbliches und gegen den Thron zum Theil selbst gerichtetes Parteispiel hielt. Diese Meinung, hauptsächlich aber Neid und Kabale gegen Scharnhorsts eminente Stellung, war es, was damals häufige Denunciationen veranlaßte, die, da in Preußen der Weg zum Thron jedermann offen steht, auch leicht und jedesmal bis zur Person des Königs gelangten, aber natürlich an der wahren Natur der Sache scheitern mußten.

Scharnhorst hielt sich in dieser Stellung und Wirksamkeit bis ins Jahr 1810, wo die Finanz-Verlegenheiten einen Wechsel des Ministeriums verursachten. Hardenberg übernahm es an der

Spitze der Administration, die Contributionen, die man noch an Frankreich schuldig war, abzutragen. Ob er gleich Hannoveraner von Geburt war und früher für einen Gegner der Franzosen gegolten hatte, so schien er durch persönliche Eigenschaften, durch Gewandtheit, Mäßigung und Nachgiebigkeit doch geeignet, dies politische Verhältniß zwischen Preußen und Frankreich auf einem erträglichen Fuße zu erhalten, ohne dem Staate das Vertrauen der andern Mächte zu entziehen. Obgleich Scharnhorst zu dieser Veränderung mitgewirkt hatte und in genauer Bekanntschaft mit Herrn von Hardenberg war und blieb; so glaubte er doch, der Zeitpunct sey gekommen, wo er sich selbst mehr von der Bühne zurückziehen müßte, um dadurch einen förmlichen Antrag Frankreichs wegen seiner gänzlichen Entfernung, dem er allerdings mit jedem Tage entgegen sehn durfte, zuvor zu kommen, wodurch ihm diejenige Wirksamkeit geraubt worden wäre, die er sich bei einem scheinbar freiwilligen Zurücktreten vorbehalten konnte. Er gab daher seine Stelle als Chef des Kriegs-Departements auf, blieb aber im Dienst, und behielt die ganze Armirungsangelegenheit der Armee in seiner Hand, da die neuen Behörden angewiesen wurden, über alle wichtige Gegenstände sein Gutachten einzuholen.

Im Jahre 1811 fing man an, in Deutschland, besonders in Preußen, den Druck der Atmosphäre zu fühlen, der sich durch das furchtbare Ungewitter des folgenden Jahres entladen sollte. Welche Plane, Neigungen und augenblickliche Absichten in den Kabinetten zu Wien, Petersburg und Berlin damals statt gefunden haben mögen, sind wir nicht im Stande anzugeben. Gewiß ist nur, daß unter den wenigen, die in Berlin eine tief verschlossene Hoffnung zum Widerstand gegen Frankreich hegten, Scharnhorst der einzige war, welcher einen Versuch machte, denselben zu realisiren. Er machte im Sommer 1811 eine sehr geheim gehaltene Reise nach Petersburg, und im Herbst desselben Jahres eine eben solche nach Wien.

So wie diese Reisen selbst damals so geheim blieben, daß noch in diesem Augenblick in Preußen die wenigsten Menschen eine Ahnung davon haben, so ist auch ihr eigentlicher Zweck nie bekannt geworden. Wahrscheinlich wollte Scharnhorst sich an beiden Höfen persönlich von dem Stande der Angelegenheiten unterrichten, um gewiß zu seyn, ob sich der Plan zu einem neuen Widerstand mit Vernunft entwerfen ließe, und einen solchen vor dem Könige und dem Staatskanzler nicht etwa auf leere Voraussetzungen zu gründen. Der Erfolg scheint weder seinen Hoffnungen ganz entsprochen, noch sie ganz zerstört zu haben, denn erst im Frühjahr 1812 sah sich Preußen zu dem schweren Schritt gedrungen, die Alliance mit Frankreich zu suchen.

Ehe der vorgeschlagene Tractat in Paris angenommen wurde, setzten sich die französischen Colonnen unter Davoust im Monat Februar 1812 plötzlich von Magdeburg gegen Berlin in Marsch, ohne den Hof im mindesten von diesem Schritte benachrichtiget zu haben. Ein wahrer Schrecken verbreitete sich, da es das Ansehn hatte, als halte man in Paris den Abschluß des Tractats auf, um Preußen wie eine Feldwacht aufzuheben, und mit diesem, wie man später erfuhr, von Talleyrand angerathenen Gewaltstreiche den Feldzug von 1812 zu eröffnen.

Was Preußen in dieser Lage durch den ihm abgezwungenen Widerstand bewirkt haben würde, ist schwer und vielleicht unnöthig zu untersuchen, wichtig für die Charakteristik Preußens ist es nur, daß man ohne äußerlich im mindesten die ruhige Haltung zu unterbrechen, die dem Könige natürlich ist, im Cabinet die nöthigen militairischen Maaßregeln ergriff, um sich mit der Kriegskunst eines Parteigängers brav und entschlossen einen Weg aus dieser Schlinge zu öffnen.

Die Sachsen hatten mit ihrem für Frankreich bestimmten Contingent sich an der Grenze der Niederlausitz in Quartiere gelagert. Scharnhorsts Vorschlag war, wenn der erwartete Courier von Paris nicht zur rechten Zeit einträfe, die bei Potsdam

ren ganze Frucht in reizendem, oft betäubendem Duft besteht; ich spreche hier nicht von Dichtern, die selbst Früchte treiben, sondern von den witzelnden Geistern, die sich nur damit beschäftigen, alles schon Geschehene oder Vorhandene, Wahre oder Falsche, auszuputzen.

Diese standen ihm am geradesten entgegen, und dienen hier dazu, als seine Folie gebraucht, ihn besser ins Licht zu setzen. So wie hier, fügte es sich im Leben, daß er ihnen immer gegenüber stand; und die Folge war, daß er beim großen Haufen ihren Glimmerstrahlen weichen mußte.

Zwei Eigenthümlichkeiten zeichneten Scharnhorst's Denken aus, und haben hauptsächlich beigetragen, seinem Leben die Wichtigkeit zu geben, die es für uns hat.

Die erste ist die völligste Unabhängigkeit der Meinung, so daß kein Ansehn, weder das eines großen Namens, noch das des Alters und der Verjährung ihn beschränkte.

Die zweite, daß er eine große Vorliebe für die Kraft des historischen Beweises in allen Gegenständen seines Bereichs hatte.

Ein durchdringender Verstand ohne glänzende Phantasie, liebt das System und das speculative Denken nur so weit, als es ihm reicht, als es mit den Erscheinungen der Welt ohne Zwang zusammen stimmt. Da, wo den Schöpfer glänzender Systeme die Phantasie weiter führt, kehrt jener leise um, und verwendet seine Kräfte, das Gedachte mit dem Bestehenden sorgfältig zu einigen, und sie in einander zu verschmelzen, wobei er wieder die speculative oder die historische Erkenntniß gesetzgebend vorwalten läßt, je nachdem die Natur des Gegenstandes es verlangt.

Nur ein solcher Verstand ist dem politischen Leben der Gesellschaft überhaupt, besonders aber der Kriegskunst entsprechend. In dieser ist das Phantastische ohne alle schöpferische Kraft, und diejenige Wahrheit unerläßlich, die aus der Nähe entspringt, in welcher der Begriff neben der Sache aufgestellt wird.

lebendigste Bildungsprinzip zu staatsbürgerlicher Gesinnung angesehen werden kann.

Die Wiedergeburt des preußischen Heeres, die Vereinigung der Stände im Volk, die Schöpfung der Landwehr, der hartnäckige Widerstand gegen den Kleinmuth der Zeit und das Mißtrauen der Parteien, sind eben so viele Anker, die die Hand dieses geschickten Piloten in den Zeiten der gewitterschweren Atmosphäre ausgeworfen, und an welchen das königliche Schiff den losbrechenden Stürmen getrotzt hat.

II.

Charakteristik von Scharnhorst.

Sein Verstand.

Ein ruhiger, wenig beweglicher, aber scharfer, durchdringender Verstand, der, wenn er sich auf einen Gegenstand richtete, immer einen kerngesunden, starken Gedanken hervorbrachte, aber freilich nicht, wie bei lebhaften Menschen, spielend ohne Zweck bunte Blumen trieb. Es fehlte demselben nicht an Reizbarkeit, noch an Feinheit, noch an Schnelle, sondern nur an der unruhigen Beweglichkeit, die sich auf alles wirft. In Scharnhorst waren die Bewegungen des Verstandes, wie überhaupt der Seele, mehr innere als solche, die sich äußerlich zeigen. Er faßte sehr schnell und die leisesten Erscheinungen entgingen ihm nicht, aber man wurde es an ihm nicht gewahr. Auf entsprechende Art stand diesem Verstande zwar keine glänzende Phantasie zur Seite, aber ein höchst klares Vorstellungsvermögen.

Ein solcher Geist konnte edle Früchte still zeitigen, aber nicht wie andere mit Blüthen prangen. Er glich denjenigen Pflanzen, die durch ihre Früchte die Basis des Menschenlebens ausmachen, aber kaum bemerkbar blühen, während die beredte und witzige Classe der Menschen den Blumenzwiebeln zu vergleichen ist, de=

ren ganze Frucht in reizendem, oft betäubendem Duft besteht; ich spreche hier nicht von Dichtern, die selbst Früchte treiben, sondern von den witzelnden Geistern, die sich nur damit beschäftigen, alles schon Geschehene oder Vorhandene, Wahre oder Falsche, auszuputzen.

Diese standen ihm am geradesten entgegen, und dienen hier dazu, als seine Folie gebraucht, ihn besser ins Licht zu setzen. So wie hier, fügte es sich im Leben, daß er ihnen immer gegenüber stand; und die Folge war, daß er beim großen Haufen ihren Glimmerstrahlen weichen mußte.

Zwei Eigenthümlichkeiten zeichneten Scharnhorst's Denken aus, und haben hauptsächlich beigetragen, seinem Leben die Wichtigkeit zu geben, die es für uns hat.

Die erste ist die völligste Unabhängigkeit der Meinung, so daß kein Ansehn, weder das eines großen Namens, noch das des Alters und der Verjährung ihn beschränkte.

Die zweite, daß er eine große Vorliebe für die Kraft des historischen Beweises in allen Gegenständen seines Bereichs hatte.

Ein durchdringender Verstand ohne glänzende Phantasie, liebt das System und das speculative Denken nur so weit, als es ihm reicht, als es mit den Erscheinungen der Welt ohne Zwang zusammen stimmt. Da, wo den Schöpfer glänzender Systeme die Phantasie weiter führt, kehrt jener leise um, und verwendet seine Kräfte, das Gedachte mit dem Bestehenden sorgfältig zu einigen, und sie in einander zu verschmelzen, wobei er wieder die speculative oder die historische Erkenntniß gesetzgebend vorwalten läßt, je nachdem die Natur des Gegenstandes es verlangt.

Nur ein solcher Verstand ist dem politischen Leben der Gesellschaft überhaupt, besonders aber der Kriegskunst entsprechend. In dieser ist das Phantastische ohne alle schöpferische Kraft, und diejenige Wahrheit unerläßlich, die aus der Nähe entspringt, in welcher der Begriff neben der Sache aufgestellt wird.

Durch diese beiden Eigenschaften haben die Früchte seines Geistes, wie sie sich im Lehren und im Handeln gezeigt haben, den Grad der Originalität und des praktischen Erfolgs erlangt, der nöthig war, um in so hohem Maaße wirksam zu werden. Mit dieser scharfen Prüfung des wirklichen Lebens hängt es auch zusammen, wenn Scharnhorst die natürliche Freiheit seines Verstandes benutzte, um mit der Kraft des historischen Beweises für Andere auch die Kraft der Autorität zu verbinden. Darum geschah es, daß er seine Meinung mühsam mit den Handlungen und Meinungen ausgezeichneter Männer verglich, und oft mit großem Scharfsinn eine Uebereinstimmung entwickelte, die den meisten neu war. Er kannte die Gewalt, welche das Ansehn der Namen auf die meisten Menschen ausübt. Als ein praktischer und klarer Verstand, der die Menschen und ihre Verhältnisse unaufhörlich im Auge hat, suchte er diejenigen Wege zur Ueberzeugung der Anderen einzuschlagen, die die wenigsten Hindernisse darboten. Er vermied so viel er konnte, die Strudel, womit Eigensinn und Vorurtheil den ruhigen Lauf seines Wirkens stören konnten, bahnte seiner Meinung so viel als möglich einen Weg in gewohnten Kanälen, überzeugt, wenn sie den großen Haufen einmal umgeben und durchdrungen hätten, so würden sie durch ihre innere Gewalt von selbst den Felsen der hartnäckigsten Vorurtheile untergraben und stürzen. Wie ein geschickter Baumeister legte er den Meinungen der Menschen da ein Bühnenwerk entgegen, wo sie sich wenig oder gar nicht beeinträchtigt glaubten, und leitete so unvermerkt den Strom der eigenen Ueberzeugung gegen das eigene Vorurtheil.

Wenn solche Reformatoren, die entweder in die Charlatanerie hinein spielen, oder ihre Genialität wie einen Knotenstock führen, sich gern damit brüsten, daß ihre Gedanken neu, und ganz das Umgekehrte des Alten seyen, so suchte Scharnhorst die Leute damit zu beruhigen, daß es im Grunde nur das Alte sey, was er vorhabe, etwas modificirt und wohl verstanden.

Obgleich für Den, welcher zu lesen versteht, auch in den rohesten, dem Anschein nach vielleicht nicht ausgezeichneten Schriften Scharnhorst's (sein Handbuch der Kriegswissenschaft und die militairische Monatsschrift) der Geist des ausgezeichneten Mannes wohl zu erkennen und von dem Geist gewöhnlicher Compilation zu unterscheiden ist, und obgleich das später erschienene Taschenbuch für Offiziere sich durch seine praktische Tendenz und durch seine Gediegenheit zu dem Range eines klassischen Werkes erhebt, so war es doch hauptsächlich in den, noch größtentheils ungedruckten Resultaten seines Nachdenkens, wie sein Lehrvortrag und persönlicher Umgang sie entwickelten, wo dieser Geist in seiner ganzen Fülle hervortrat.

Das alte Kriegswesen war im Revolutionskriege zusammengestürzt; weil die Zeit und die politischen Erscheinungen sich verändert hatten, so paßten seine Formen und Mittel nicht mehr; das wurde allgemein gefühlt und vom französischen Schwerte aufgedrungen. Daß die Meinung in diesem Falle noch weiter ging, als nöthig war, daß der Glaube an das Alte tiefer untergraben war, als die Sache selbst, gehört zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Die Franzosen hatten mit ihren revolutionairen Mitteln das alte Instrument der Kriegführung wie mit Scheidewasser angegriffen; sie hatten das furchtbare Element des Krieges aus seinen alten diplomatischen und finanziellen Banden losgelassen: er schritt nun mit seiner rohen Gewalt einher, wälzte eine ungeheure Masse von Kräften mit sich fort, und man sah nichts als Trümmer der alten Kriegskunst auf der einen Seite und unerhörte Erfolge auf der andern, ohne daß man dabei ein neues System der Kriegsführung, d. h. neue Wege der Klugheit, neue positive Formen im Gebrauch der Kräfte, deutlich unterschieden hätte. Der Krieg war dem Volke wiedergegeben, von dem ihn die stehenden Heere zum Theil entfernt hatten; er hatte die Fesseln abgeworfen, die eingebildeten Unmöglichkeiten überschritten. — Das war alles, was man von der Erscheinung auf-

faßte; welcher Bau auf dieser größern und stärkern Basis aufzuführen sey, sollte sich erst entwickeln.

Eine solche Zeit mußte die Systemmacher in Thätigkeit setzen, und so erschienen denn, während der Krieg selbst in Bonaparte's Hand sich nach und nach in die neuen Formen umbildete, hinter einander ganz verschiedenartige Prinzipe, welche als der Keim der Theorie für die Kriegführung im Großen aufgestellt wurden.

Herr von Bülow sieht das Umfassen als das wahre Prinzip des Kampfes an, entwickelt daraus ein System geometrischer Natur, dem er es zuletzt auch nicht an der Politur mathematischer Eleganz fehlen läßt, wie alle Charlatane thun.

Ein ganze Schaar Anderer, zu denen hauptsächlich Mathieu Dumas gehört, finden dieses Prinzip in dem örtlich höheren Standpuncte, und daraus entsteht nun, freilich durch eine Unzahl von halbwahren und halb falschen Substitutionen, ein System geologischer Analogie, welches sich höchst pittoresk ausnimmt. Die Nachbarn der Wolken, die Riesenhäupter der Gebirge, werden zu Herrschern des unter ihnen liegenden Landes und die Ströme zu Boten ihrer Gewalt. So scheint die Kriegskunst geologisch aus der Schöpfung der Erde selbst hervorzusteigen, sie berührt mit der Fußspitze nur die höchsten Gebirgsrücken, und herrscht mit wenig Zügen tief verborgener Weisheit magisch über die Unendlichkeit der Erscheinungen, mit denen der Krieg sich schwerfällig fortwälzt.

General Jomini setzt alles in die Vereinigung der Kraft auf einen Punct, und entwickelt daraus ein dem Bülowschen entgegengesetztes geometrisches System der innern Linien.

Daß diese phantastischen oder einseitigen Systeme sich entwickeln konnten, und zum Theil großen Glauben fanden, während der Krieg selbst gewissermaaßen auf dem Katheder stand, und täglich praktischen Unterricht gab, muß uns nicht wundern. Der Speculationsgeist wird sehr schnell von den Erscheinungen der

wirklichen Welt angeregt, aber begreifen lernt er sie immer erst später; er wird zu stark davon angeregt, wartet ihren ruhigen Verlauf nicht ab, und betrachtet sie nicht von allen Seiten.

Scharnhorst's großes Verdienst war es, daß er von keinem dieser windigen Systeme, in deren Strudel alle Köpfe hineingezogen wurden, die nicht gedankenleer an dem Alten hielten, im mindesten angeregt wurde.

Er erkannte die unveränderte Zeit, er sah die Unzulänglichkeit der alten Manier, aber er suchte aus dem Alten selbst das Neue hervorgehn zu lassen, um auf so kurzem Wege, mit so wenigem Aufheben als möglich zu einer naturgemäßen Methode zu gelangen.

Er lehrte die Kriegführung im Großen mündlich, wie er die im Kleinen in seinem Taschenbuch gelehrt hatte. — Durch aufmerksame Betrachtung früher und später Ereignisse mit einem ganz unbefangenen gesunden Menschenverstande, gelangte er zu denjenigen Grundsätzen und Regeln, die das Wesen der neusten Kriegskunst ausmachen. Er lehrte sie in Preußen zu einer Zeit, wo man daselbst noch wenig an der Unfehlbarkeit der alten Einrichtungen und des alten Kriegssystems zweifelte, so wie man es sich aus dem Tempelhof abstrahirte und durch Revuen und Herbstmanoeuvres überliefert bekam, und wenn wir wenige Jahre darauf das preußische Heer den Krieg in einem den Umständen und der Zeit völlig angemessenen Geiste führen sehn, so kann man wohl sagen, daß es großentheils Scharnhorst's Werk war, weil er mit wenigen verständigen Aeußerungen den König von diesen Ansichten durchdrungen hatte, und E i n r i c h t u n g, U e b u n g und F e c h t-O r d n u n g des Heeres darauf gegründet wurden; dessen nicht zu gedenken, was er auf dem Lehrstuhle und im Umgange, von seinen Ideen in der Armee verbreitete.

Die Gründlichkeit von Scharnhorst's Ansichten, ihr wohlerworbener Besitz zeigten sich vorzüglich dadurch, daß er nicht wie die eitlen Systemmacher thun, das allerneuste der Begebenheiten,

wie sie sich auf den ersten Anblick zeigten, zum Werkschuh der Sache machte; Bonaparte's Feldzüge waren damals nur aus Zeitungen bekannt, daher waren es keineswegs die neuesten Feldzüge allein oder hauptsächlich, die er zu seinen Betrachtungen wählte, sondern die Kriegsgeschichte überhaupt, besonders aber die seit den schlesischen Kriegen. Indem er für einzelne Begebenheiten die umständlichsten Züge mühsam herbeitrug, besonders für solche, die er selbst mit erlebt hatte, suchte er den Vorgang sich vor den Augen seiner Zuhörer gewissermaaßen von neuem zutragen zu lassen; — nach Art eines Geschwornen-Gerichts stellte er ein ausführliches Zeugenverhör an, und ließ nun den gesunden Menschenverstand die Resultate darin finden, wobei sein geübtes Urtheil bloß leitete. Da er so von wirklichen Begebenheiten in einer breiten Basis ausging, schienen sich in ihm und den Zuhörern zugleich die allgemeinen Grundsätze von selbst zu bilden; — kein wegwerfender Blick auf das Alte, sondern ein unbefangenes ruhiges Auffassen der Eigenthümlichkeiten verschiedener Zeiten und Verhältnisse.

Wir können in der Charakterisirung seiner Ansichten in der Kriegskunst nicht weiter gehen; wir können hier nicht die Hauptgrundsätze angeben, welche ihm für den Krieg im Großen und Kleinen natürlich schienen, aber zwei Seiten des Ganzen müssen wir noch einmal herausheben. Die eine ist, daß diese Grundsätze, in ihren größeren Umrissen, durchaus mit dem Kriege zusammenfallen, wie er sich, in seinem natürlichen Fortschreiten, seit dem neunzehnten Jahrhundert, von selbst ausgebildet hat, obgleich im Einzelnen vielmehr Elemente der Ueberlegung, Klugheit und List darin sind, als in dem etwas plumpen Stoß-Methodismus der französischen Heerführer. Die andere Seite ist, daß der Untersuchungsgeist Scharnhorst's das unbefangene Urtheil des gesunden Menschenverstandes weckte und ermunterte, und dessen einfache und natürliche Ansichten gegen die Anmaßung falscher Genialität und unfruchtbarer Gelehrsamkeit in Schutz nahm. D

durch sind die Köpfe zum Selbstdenken ermuthigt worden, und diese wahre Geistesbelebung dauert in ihren heilsamen Wirkungen gewiß noch lange fort, und wird dazu dienen, der Tendenz zu künstlichen und gelehrten Theorieen einen gewissen Naturalismus entgegen zu stellen, der das hohle Phrasenwesen niederkämpft und dem unnatürlichen Streite zwischen Theorie und Praxis ein Ende macht. Aber in dem Augenblicke, wo er selbst lehrte, konnte sein unscheinbares Wirken nicht das Aufsehn erregen, welches immer nöthig ist, wenn die Menge mit fortgerissen werden soll. Die Menschen lieben ihren Geist auszuschmücken, wie ihren Körper, mit glänzendem Modeputz, und sie wählen, wenn sie doch einmal ihre Gedanken bei Anderen kaufen müssen, lieber Solche, von denen sie glauben, daß sie gut stehen. Der Geist bewegt sich in einem glänzenden System viel stattlicher, als in schlichter Wahrheit; darum haben denn die unscheinbaren Ansichten dieses weisen Lehrers in dem, was die öffentliche Meinung heißt, kaum einen Blick auf sich ziehen können neben dem Firlefanz französischer und deutscher Systemmacher, und er hat bloß deshalb, selbst oft bei geistreichen Leuten, mehr für einen trocknen Sammler als für einen schaffenden Genius gegolten.

Hätte ihn nicht ein ruhmvoller Tod einem noch ruhmvolleren Leben entrissen, so würde in seinen letzten schriftstellerischen Arbeiten sein Verdienst um die Theorie des Krieges sich gewissermaaßen verkörpert haben und Allen sichtbar geworden seyn. Der letzte Theil seiner umgearbeiteten Artillerie allein würde dazu hinreichend gewesen seyn. In diesem wollte er den Gebrauch dieser Waffe im Felde lehren, und zwar, wie er immer that, hauptsächlich in Beispielen. Da nun in neueren Zeiten diese Waffe mit den anderen beiden so genau verbunden ist, und einen so großen Antheil an den Gefechten aller Art hat, so führte ihn dies dahin, die ganze Gefechtslehre in seinen Gegenstand hinein zu ziehen, und da er sich hier recht in seinem Lieblingsfelde befand, so that er es mit Lust und Liebe und mit der Fülle des Geistes.

Die meisten Materialien waren bereits gesammelt und finden sich wohl in seinem Nachlasse, aber es dürfte dennoch schwer seyn, diese Werkstücke ohne ihren Baumeister zusammenzufügen, denn sein Denken ist zu originell, er nahm die Dinge zu wenig auf die Art der Anderen, so daß man befürchten muß, wenn man auch das ganze Material hat, immer noch die Seele, den bildenden Gedanken zu verfehlen.

Sein Herz.

Scharnhorst war ein höchst lebendig und zart fühlender, ja ein durchaus weicher Mensch, und wenn dieses Vorwalten des Gefühls ihn in seinem öffentlichen Leben nicht zur Schwäche führte, so war es nur Folge der Ueberlegung und eines künstlich hervorgebrachten Gleichgewichts.

In der Tiefe des Herzens Gerechtigkeit, Redlichkeit, Unbestechlichkeit; in allen Aeußerungen des Umgangs in und außer dem Geschäftsleben Nachsicht und Duldung, Ruhe und Freundlichkeit; im vertrauten herzlichen Zusammenleben die kindlichste Theilnahme und offenste Ergießung, die freundlichste Nachgiebigkeit, der fröhlichste Scherz — war es möglich, von den Schwingungs-Kreisen dieser verschiedenen Saiten näher oder entfernter berührt zu werden, ohne alle Saiten des eigenen Herzens mit anschlagen zu fühlen? —

Seine Empfindungen waren so jugendlich frisch, daß er dieselben Bücher, die sein Herz in den Jünglingsjahren gerührt hatten, in Erholungsstunden mit Vergnügen wieder las, und niemals wurde es ihm schwer, in den Ideenkreis der jungen Welt, die ihn umgab, mit Wärme einzugehen.

Hier berufe ich mich auf das Urtheil der Frauen, deren zartere Empfindungsweise am meisten berechtigt ist, das Herz des Menschen zu erkennen. —

Sein Charakter.

Das Bedürfniß seines Kopfes nach großer Wirksamkeit und der Adel seines Herzens hatten sich in seinem Charakter zu Grundsätzen strenger und großer Bürgertugend verschmolzen. Diese waltete vor und beherrschte alle einzelne Züge seines Charakters, unter denen Kühnheit, Vorsicht, Festigkeit, Unermüdlichkeit, Fassung, Schlauheit und Verschlossenheit die hervorstechendsten sind.

Wer feil um Geld diente, war ihm verhaßt, wem äußerliche Ehre die Hauptsache war, der blieb ihm wenigstens fremd, wer ohne alles Streben träg dem Schlendrian folgte, war ihm verächtlich; Menschen aber, die irgend einen edlen Zweck mit Aufopferungen verfolgten, wurden ihm, welcher Art sie sonst seyn mochten, augenblicklich lieb und achtungswerth. Eine große Wirksamkeit, nicht um des Geldes oder der Ehre, sondern um ihrer selbst willen, aus Geistesbedürfniß lieben, war ihm der Stempel des Mannes. Dies hat er in Rücksicht auf sich selbst durch das bescheidenste Zurücktreten bewiesen, in Rücksicht auf Andere durch die Wahlen, die er für den Staat zu machen hatte; wobei ihn dieser Grundsatz hauptsächlich leitete. Nichts desto weniger bewahrte ihn sein praktischer Kopf vor dem Abwege, auf den der Philosoph hätte gerathen können. Es gab der Menschen zu wenige, die ganz nach seinem Herzen waren, denen bei einem klaren und tüchtigen Verstand nicht alle Schwärmerei des Gefühls verloren gegangen ist; nur diese zu suchen wäre ein träumerischer Vorsatz gewesen, darum mußten auch die Ehrgeizigen hervorgezogen werden, denn die große Thätigkeit, zu der sie sich gespornt fühlen, ist ein köstliches Ding in der Staats-Administration.

Nichts aber ging ihm als Soldaten über die Tapferkeit im Kriege. Wie man sie auch bei einem Volk oder bei einem Heere als eine allgemeine Bedingung schon voraussetzen mag — immer bleibt es möglich, sich darin auszuzeichnen, und es bezeichnet recht in Scharnhorst den praktischen Sinn und den Adel des

Herzens, daß er ein solches Hervorthun höher stellte, als alles andere, denn es ist kein leichtes und ist das beste und nützlichste von allen Elementen des Krieges.

Der edle, großartige, stille Ehrgeiz, welcher Scharnhorst's Brust beseelte, rief die großen Conceptionen hervor, wodurch er so viel geleistet hat, und in diesem sprach sich die Kühnheit seines Charakters aus.

Fremdling im Lande und im Heere, ohne Familienverbindungen, selbst ohne Bekannte und Freunde, ohne Talent und Uebung in den Sitten der Höfe und der vornehmen Welt, der Rathgeber eines Monarchen zu werden, dem er, der Person nach, völlig fremd war, auf dessen völliges Vertrauen er in den ersten Jahren keine Ansprüche haben konnte, und von diesem Standpunct aus eine Hauptveränderung mit dem ganzen Heer vorzunehmen, und wieder in einer Zeit, wo der Staat niedergeworfen und gefesselt da lag, und alles nur an unbeschränkte Hingebung dachte, in der Stille die Mittel zu einem riesenhaften Widerstande vorzubereiten; das ist wohl, was man im Friedensverhältnisse kühn nennen kann. Auch auf dem Schlachtfelde würde er diese Kühnheit gezeigt haben, denn in seinem kleinen Verhältnisse beim Durchschlagen der Besatzung von Menin hat er sie gezeigt.

Neben dieser Kühnheit geht die weiseste Vorsicht einher; wie hätten seine Plane ohne sie gelingen können. — Das Glück allein kann die Vorsicht ersetzen, und diesem verdankt Scharnhorst in seiner schwierigen Lage durchaus nichts.

Die Festigkeit der Vorsätze, die Stärke des Willens, ohne welche nie etwas Bedeutendes in der bürgerlichen Welt geschieht, schien Scharnhorst mehr der Reflexion, als einer störrischen, gebieterischen Natur zu verdanken. Darum lagen auch beide viel tiefer als gewöhnlich, waren in seinen äußeren Sitten völlig unbemerkbar, und verschafften ihm den Vortheil, den er wohl liebte, sie seinem Gegner erst spät entgegen zu stellen, wenn dieser schon ermüdet und nachgiebiger war. Scharnhorst's größte Eigenthüm-

lichkeit in Verstand und Charakter, war die Unermüdlichkeit im Verfolgen seiner Plane, die Unerschöpflichkeit an Hülfsmitteln; der härteste Widerspruch, Unwille und Verdacht, nichts überwältigte ihn, — er unterdrückte jede Empfindlichkeit, kannte keine Furcht, wenn es darauf ankam, die Zwecke zu verfolgen, die seinem Herzen heilig waren.

Am schwersten möchte zu entwickeln seyn, auf welche Weise Scharnhorst, so höchst reizbar, so zart und lebhaft empfindend, so schnell auffassend, kurz so lebendig seyn konnte, und wieder so ruhig und gelassen bei den natürlichsten Veranlassungen zu Aufwallungen, so daß es schien, als koste ihm diese auf der Oberfläche seines Geistes herrschende Stille nicht mehr, als dem phlegmatischen Schlemmer seine natürliche Trägheit. Durch eine beständige Herrschaft über sich selbst, waren ihm Fassung und Ruhe natürlich geworden, und wer von ihm je eine wirkliche Aufwallung erfahren hat, muß ihm entweder für seine Person von lange her unangenehm gewesen seyn, oder es muß einen Gegenstand betroffen haben, über den er sich schon vielfältig ausgesprochen hatte. Beim erstenmal ist es wohl nie einem Menschen mit ihm begegnet.

Ein Charakterzug Scharnhorst's, dessen feine Begrenzung den Augen roher Geister unsichtbar war und welchen Bösartige absichtlich zu verrücken pflegten, war eine harmlose Schlauheit. Die Ueberzeugung, daß die meisten Menschen nur durch unsichtbare Hebel auf der Sandbank ihrer Vorurtheile flott gemacht werden können, und das Studium der Kriegskunst, in der alles darauf ankommt, seine Absichten zu verstecken, hatten seinem Geiste diese Wendung gegeben, die ihm sein feiner Verstand erleichterte und sein sanftes weiches Wesen zum Bedürfniß machte. So wie es aber bei gutmüthigen Menschen einen unschuldigen Witz giebt, der nie bösartig wird, so war in Scharnhorst's Schlauheit nie Falschheit. So wie es auf persönliche Verhältnisse ankam, konnte jeder, der mit ihm zu thun hatte, leicht wahr nehmen, wie er mit ihm stand, sobald er nur die erste Hülle conventioneller For-

men durchbrechen wollte. Der wahren Verstellung, die ihm seine äußerliche Ungewandtheit schon unmöglich machte, war er auch aus inneren Gründen ganz unfähig. Nie wird man ihn gesehn haben sich in den Kreis seiner Gegner drängen und sie bearbeiten, welches er sogar weniger verstand, als einem vollkommenen Staatsmann in seinen Verhältnissen nothwendig gewesen wäre. Den Eitelkeiten der Leute zu schmeicheln, ihren Thorheiten zu huldigen, war ihm durchaus unmöglich; in diesem Sinne war Schonung und Zurückhaltung alles, was man von ihm erwarten durfte. Es wäre ihm im Jahre 1813 alles darum zu thun gewesen, die Franzosen über seine Person und seine Plane zu täuschen, gleichwohl ist es ihm nie möglich gewesen, sich einem der Ihrigen oder ihrer Anhänger zu nähern, und so schlecht die Franzosen über ihn unterrichtet waren, die ihn für einen unpraktischen Gelehrten hielten, so wußten sie doch das eine sehr gut, daß er sie gewaltig haßte [1]).

In der Kriegskunst war es hauptsächlich, wo Scharnhorst sich seiner Schlauheit gern bewußt fühlte, indem er sein ganzes System damit befruchtete; ferner in allen Einrichtungen, die er im Staate beabsichtigte, theils um die fremde Gewalt zu hintergehen, die dem Staats-Interesse mit gezucktem Schwert entgegentrat, theils um die Bande des Vorurtheils und der Gewohnheit zu lösen, die in Preußen damals allen Geist erstickten.

Uns ist dieser Gegensatz am deutlichsten hervorgetreten, wenn Scharnhorst über den Herzog Ferdinand von Braunschweig sprach, dessen Feldzüge er so gründlich studirt hatte; er verweilte mit besonderm Gefallen bei der Schlauheit dieses Feldherrn, pflegte aber hinterher, halb im Scherz, halb im Ernst, seinen Abscheu

---

[1]) In einem dem französischen Legations-Secretair Lefevre abgenommenen Memoire, welches die Schilderungen der in Preußen hervorstechenden Personen enthielt, heißt es: ancien professeur de Göttingen, homme savant, qui hanovrien de naissance hait le gouvernement français.

über die persönliche Falschheit auszudrücken, die ihm Schuld gegeben wurde.

Eine unbesiegbare Verschlossenheit, die sich nie, weder durch die Aufwallung der Leidenschaft, noch durch den Reiz der Eitelkeit überfallen ließ, stand jener Schlauheit zur Seite und gab ihr den großartigen Charakter, wodurch sie in großen Staats-Einrichtungen wirksam werden konnte. Aber wie diese Schlauheit nur ein Product des Verstandes war und sich auf große tugendhafte Absichten bezog, so war auch in den kleineren Verhältnissen seines Lebens keine Spur mißtrauender Verschlossenheit in seinem Charakter, sondern es herrschte gerade das Gegentheil darin vor: eine kindliche unbefangene Offenheit.

Scharnhorst als Soldat.

Das unbefangene Wesen seiner äußeren Sitten, die weiche Nachgiebigkeit seiner Formen, wurden von den meisten Menschen für Unentschlossenheit und Mangel an Nerv gehalten, und so war es denn natürlich, ihm die Cardinaltugenden des Soldaten abzusprechen, ihn für einen gelehrten Militair zu halten, der auf dem Schlachtfelde nothwendig eine schlechte Rolle spielen mußte. Selbst Die, welche seinen Vortrag gehört, und die über die Klarheit seines Geistes, die Größe seiner Ansichten und die Stärke seines Charakters keine Zweifel mehr hatten, vermißten doch zu sehr den soldatischen habitus, an welchem man in der preußischen Armee und im Frieden mehr hängt als billig ist. Es wäre so natürlich gewesen, einen Blick auf sein Leben als Soldat zu werfen, und da würde man schon vor dem Jahre 1806 durch das Urtheil eines alten Soldaten, wie der General Hammerstein war, zu einer andern Meinung vermocht worden seyn, und noch mehr in den Jahren nach unserm unglücklichen Krieg durch das Urtheil, welches der Altmeister des Degens, Blücher, über ihn fällte. Allein die Unergründlichkeit der Menschen verließ sich lieber auf die lebendige Anschauung des persönlichen Eindrucks, als auf hi-

storische Facta; sein Leben also blieb ununtersucht. So hat sich denn die Meinung, als sey Scharnhorst besser im Rath als in der That gewesen, bis zu seinem Tode und auch bis zu dieser Stunde erhalten, und seine eifrigsten Verehrer glauben einen Aufwand von Scharfsinn und Unparteilichkeit zu zeigen, wenn sie diese Unterscheidung gelten lassen.

Dies ist nun durchaus gegen unsere Ueberzeugung. Wir können es nur höchst unbillig und übertrieben finden, wenn man den äußeren Charakter des soldatischen Wesens, eine gewisse Entschiedenheit und Sicherheit, die sich freilich im Kriegerleben von selbst herauszubilden pflegen, für das sine qua non hält; wenn man aber diesen Eigenschaften wieder andere, die noch mehr auf der Oberfläche liegen, unterschiebt, wie ein kühnes Reiten, eine stattliche Gestalt zu Fuß und zu Pferde, einen gebieterischen Ton der Rede u. s. w., und wenn von diesen Kleinigkeiten das Urtheil, selbst der gescheuten Männer, unvermerkt fortgezogen wird, so muß man sich wundern, wie schwach es um die Reflexion des Menschen steht, so oft er nicht auf seiner Hut ist. Man darf ja nur die Reihe der Feldherren durchlaufen, insofern ihre Persönlichkeit uns bekannt ist, um sich bewußt zu werden, daß gerade die Mehrheit — zufällig oder nicht — einer solchen Persönlichkeit entbehrte. Nicht immer ist das äußere Wesen des Menschen dem Innern analog, und da, wo diese Analogie ist, gehört oft ein tiefer und geschärfter Blick dazu, sie zu erkennen. Dagegen ist es leeren Menschen oft so leicht mit der bloßen Maske zu glänzen, woraus denn zuweilen eine Fratze wird, die aber ihre Wirkung um so weniger verfehlt.

Wenn ich sehe, wie Scharnhorst im Jahre 1794 bei der Vertheidigung von Menin und dem Durchschlagen der Besatzung neu in seinen Rathschlägen, brav und entschlossen in der Ausführung ist, wodurch der alte Hammerstein zu dem edlen Geständniß vermocht wird, daß ihm hauptsächlich der Erfolg zu verdanken war; wenn ich mich erinnere, wie er in der Schlacht von

über die persönliche Falschheit auszudrücken, die ihm Schuld gegeben wurde.

Eine unbesiegbare Verschlossenheit, die sich nie, weder durch die Aufwallung der Leidenschaft, noch durch den Reiz der Eitelkeit überfallen ließ, stand jener Schlauheit zur Seite und gab ihr den großartigen Charakter, wodurch sie in großen Staats-Einrichtungen wirksam werden konnte. Aber wie diese Schlauheit nur ein Product des Verstandes war und sich auf große tugendhafte Absichten bezog, so war auch in den kleineren Verhältnissen seines Lebens keine Spur mißtrauender Verschlossenheit in seinem Charakter, sondern es herrschte gerade das Gegentheil darin vor: eine kindliche unbefangene Offenheit.

Scharnhorst als Soldat.

Das unbefangene Wesen seiner äußeren Sitten, die weiche Nachgiebigkeit seiner Formen, wurden von den meisten Menschen für Unentschlossenheit und Mangel an Nerv gehalten, und so war es denn natürlich, ihm die Cardinaltugenden des Soldaten abzusprechen, ihn für einen gelehrten Militair zu halten, der auf dem Schlachtfelde nothwendig eine schlechte Rolle spielen mußte. Selbst Die, welche seinen Vortrag gehört, und die über die Klarheit seines Geistes, die Größe seiner Ansichten und die Stärke seines Charakters keine Zweifel mehr hatten, vermißten doch zu sehr den soldatischen habitus, an welchem man in der preußischen Armee und im Frieden mehr hängt als billig ist. Es wäre so natürlich gewesen, einen Blick auf sein Leben als Soldat zu werfen, und da würde man schon vor dem Jahre 1806 durch das Urtheil eines alten Soldaten, wie der General Hammerstein war, zu einer andern Meinung vermocht worden seyn, und noch mehr in den Jahren nach unserm unglücklichen Krieg durch das Urtheil, welches der Altmeister des Degens, Blücher, über ihn fällte. Allein die Unergründlichkeit der Menschen verließ sich lieber auf die lebendige Anschauung des persönlichen Eindrucks, als auf hi-

stellen, er in jener Laufbahn die Welt eben so in Erstaunen gesetzt haben würde, wie in dieser.

Erste Beilage.

Briefe von Scharnhorst an Clausewitz.

1.

Memel, den 27. Novbr. 1807.

Mein lieber Clausewitz. Ihre mir unschätzbaren Briefe habe ich erhalten; ich sehe aus dem letzten, daß Sie die Beantwortungen der beiden ersten nicht erhalten haben. So empfangen Sie denn nun hier meinen innigsten und herzlichsten Dank für die Liebe, Freundschaft und Güte, die Sie mir durch Ihre Briefe erzeigt haben. Ihre Urtheile sind die meinigen oder werden es durch Ihre Briefe; Ihre Ansichten geben mir Muth, die meinigen nicht zu verläugnen; nichts könnte mich jetzt glücklicher machen, als mit Ihnen an einem Orte zu seyn. Aber recht traurig würden wir dennoch seyn; denn unglücklich, ganz unbeschreiblich unglücklich sind wir. — Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern Alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge! — Aber nur auf Einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist dies möglich. — Man muß der Nation das Gefühl der Selbstständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt, nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

Auerstädt, troß seiner Verwundung, im Gefechte blieb und dazu beitrug, daß dieser Flügel länger und besser Stand hielt, als der rechte, ob er gleich am stärksten angefallen war; wenn ich ihn in der Auflösung unseres Heeres nach den Schlachten sich freiwillig an den tüchtigen Blücher anschließen sehe, bloß weil er brav und tüchtig ist; wenn ich die Ausdauer sehe, mit welcher diese Beiden, von drei französischen Corps gefolgt und gehetzt, bis Lübeck hin sich schlagen, wo nur unglückliche Zufälle sie hindern, durch Einschiffung sich und ihr Corps zu retten; wenn ich den Bericht Blücher's an den König lese, worin er Scharnhorst's Entschlossenheit und Festigkeit rühmt; wenn ich dann in dem Feldzuge von 1807 in Preußen sehe, wie Scharnhorst alle Ueberredungskraft anwendet, um die preußische Armee am 8. Februar bis Eilau zu führen und zwar auf den linken Flügel hin, wo die Schlacht am stärksten wüthet, weil er glaubt, daß die Preußen in einer Schlacht, die für die Erhaltung ihrer Monarchie gefochten wird, nicht fehlen dürfen, daß sie die Vordersten und nicht die Letzten seyn müssen; wenn ich mir dies alles zusammenfasse, so kann ich nicht anders glauben, als daß dieser Mann ein Offizier auf dem Schlachtfelde war, wie es wenige giebt. Denke ich nun dabei an seine Individualität, diese Kühnheit und Vorsicht, diese unübertroffene Ruhe, diese Fassung in erschütternden Momenten, diese Fruchtbarkeit an neuen Hülfsmitteln, diese Verschlossenheit und List, und das alles durchdrungen von einer seltenen theoretischen und praktischen Kenntniß des Krieges; so weiß ich nicht, wie diese Eigenschaften nicht einen ausgezeichneten und großen Feldherrn hätten bedingen sollen.

Was ich über die Führung des Krieges im Jahr 1813. von ihm gehört, was ich bei Görschen auf dem Schlachtfelde von ihm gesehen, hat mich in dieser Meinung nur befestigt, und ich bezweifle es keinen Augenblick, daß wenn es ihm gelungen wäre, den Befehl über ein großes Heer zu erringen, wie es ihm gelungen war, sich an die Spitze des preußischen Kriegsstaates zu

stellen, er in jener Laufbahn die Welt eben so in Erstaunen gesetzt haben würde, wie in dieser.

Erste Beilage.

Briefe von Scharnhorst an Clausewitz.

1.

Memel, den 27. Novbr. 1807.

Mein lieber Clausewitz. Ihre mir unschätzbaren Briefe habe ich erhalten; ich sehe aus dem letzten, daß Sie die Beantwortungen der beiden ersten nicht erhalten haben. So empfangen Sie denn nun hier meinen innigsten und herzlichsten Dank für die Liebe, Freundschaft und Güte, die Sie mir durch Ihre Briefe erzeigt haben. Ihre Urtheile sind die meinigen oder werden es durch Ihre Briefe; Ihre Ansichten geben mir Muth, die meinigen nicht zu verläugnen; nichts könnte mich jetzt glücklicher machen, als mit Ihnen an einem Orte zu seyn. Aber recht traurig würden wir dennoch seyn; denn unglücklich, ganz unbeschreiblich unglücklich sind wir. — Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern Alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge! — Aber nur auf Einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist dies möglich. — Man muß der Nation das Gefühl der Selbstständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt, nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

So sehe ich die Sache, so sehe ich unsere Lage an. — Ich ziehe mich sehr wenig bei dieser Lage des Ganzen in Betracht. Ich habe den besten Willen, zu wirken wo ich kann, ich bin aber nicht dazu gemacht, mir Anhang und Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen. — Ohne daß ich es vorher wußte, avancirte mich der König, und übertrug mir die Reorganisation mit einer sehr heterogen zusammen gesetzten Commission. — Freunde habe ich mir nicht zu machen gesucht, und wenn es möglich ist, so wird man mich bei so heterogenen Ansichten, so wenigen persönlichen Rücksichten, vom Könige zu entfernen suchen, obgleich dieser mir sehr gnädig ist, und mich bisher mit unverdientem Zutrauen behandelte. Eine ruhige, ehrenvolle Existenz steht noch diesen Augenblick mir anderwärts offen [1]). — Aber Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den König, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staats und der Nation und Abneigung gegen die ewige Umformung von Verhältnissen, hält mich bis jetzt davon ab, und wird es thun, so lange ich glaube, hier nur entfernt nützlich seyn zu können.

Obgleich es mit unserer Zukunft mißlich steht, so haben wir doch auf eine innere Regeneration des Militairs, in Hinsicht sowohl auf die Formation, das Avancement, die Uebung als auch insbesondere auf den Geist hingearbeitet; der König hat ohne alle Vorurtheile hier nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele den Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen selbst gegeben. — Folgt der König dem neuen Entwurfe, den er zum Theil schon sanctionirt hat, erschwert das Vorurtheil nicht die Ausführung, wird nicht der Hauptzweck durch Abänderungen, durch schlechte Executors verfehlt: so wird das neue Militair, so klein und unbedeutend es auch seyn mag, in einem andern Geiste sich seiner Bestimmung nähern und mit den Bürgern des Staats in ein näheres und innigeres Bündniß treten.

---

[1]) In England.

Die niedrige Kritelei unserer Schriftsteller stellt unseren Egoismus, unsere Eitelkeit, und die niedere Stufe der Gefühle und der Denkungsart, welche bei uns herrschen, am vollkommensten dar. — Ich habe nichts geschrieben, als eine Relation des Rückzugs des Blücherschen Corps von dem General von Blücher; einen Bericht der Schlacht bei Jena und Auerstädt (übersichtlich) in der Königsberger Zeitung und die Relation der Schlacht bei Eilau, die Sie gelesen. Ich werde aber die Schlacht bei Jena beschreiben und den Herzog von Braunschweig zwar nicht vertheidigen, aber doch den Gesichtspunct, aus dem er handelte, darstellen, denn so unentschlossen und charakterlos er war, so fehlte es ihm doch nicht an militairischer Beurtheilung. — Nie werde ich mich aber auf Widerlegungen einlassen, und zu dem Pöbel der Gelehrten mich gesellen.

Sie, mein innigster Freund, müssen jetzt die neue Formation abwarten, kommt sie zu Stande, so findet sich für Sie auf mehr als eine Art eine Stelle. Kommt sie nicht zu Stande, so finden Talente, und Kraft sie anzuwenden, immer ihr Unterkommen.

So mein lieber Clausewitz denkt Ihr Freund über unsere jetzigen Verhältnisse. Er wird nie aufhören, Sie zu lieben, welche Veränderungen, welche Schicksale uns alle auch treffen mögen.

Scharnhorst.

Sollten Sie meinen Freund Stützer sehn, so grüßen Sie ihn, und sagen ihm, daß ich ihm bald schreiben würde.

2.

Memel, den 1. Decbr. 1807.

Vor 5 Tagen habe ich Ihr mir unschätzbares Schreiben erhalten und sogleich beantwortet, mein lieber Clausewitz, habe aber bisher vergebens auf den Abgang des Couriers gewartet. Ich schreibe daher jetzt nur einige Zeilen, um Ihnen für Ihr Andenken, für Ihre Freundschaft und Liebe zu danken. — Meine Briefe haben Sie nicht erhalten, Sie haben nicht viel daran verloren;

ich will sie Ihnen jetzt ersetzen. Der an Sie fertig liegende Brief enthält zwei volle Bogen. Es macht mir unbeschreibliche Freude, wenn ich einen Augenblick Zeit habe, meinem Herzen freien Lauf gegen einen Freund lassen zu können, der mich versteht, der meine Gefühle nicht mißdeutet. — Eben erhalte ich einen Brief von Stätzer, sagen Sie ihm, daß ich vor dem Abgange des Couriers noch hoffe, ihm schreiben zu können. Was gäbe ich darum, wenn wir alle Woche nur einen Abend zusammen seyn könnten! — Mein Umgang ist hier auf den Oberstlieutenant von Gneisenau, den Vertheidiger Colbergs, einen vorurtheilsfreien Mann, den Major von Grollmann und Schöler den älteren eingeschränkt.

Ich habe durch den Courier auch an Ihren Prinzen geschrieben, und habe ihm und unserem Vaterlande Glück zu seiner Rückkehr gewünscht. Wir alle setzen hier viel Vertrauen auf ihn, und ich gehöre zu seinen wärmsten und innigsten Verehrern. Der Prinz Wilhelm ist bei dem Lestocqschen Corps von uns, als ein guter Soldat und liebenswürdiger Prinz, abgöttisch verehrt.

Wenn man allzuviel zu sagen hat, da weiß man nichts zu sagen, so geht es mir in diesem Augenblick der Eile, in der ich diesen Brief abschicken muß.

Nur noch dies: in dem Brief, den Sie durch den Courier erhalten werden, sind ihre Briefe beantwortet.

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und seyn Sie versichert, daß ich mit dankbarer Liebe und Verehrung Ihr innigster Freund ewig seyn werde.

Scharnhorst.

Ihr Bruder vom Regiment Courbière ist ein braver Mann und hat viele Reputation.

3.

Breslau, den 21. März 1813.

Mein lieber Clausewitz, ich kann Ihnen nur ein Paar Worte schreiben; ich schmeichle mich mit der Hoffnung, bald mit Ihnen

wieder vereint zu seyn. — Ich habe nie Ihren großen Werth verkannt, gefühlt habe ich ihn aber erst in dieser Zeit, wo ich viel zu thun hatte; nur mit Ihnen verstehe ich mich, nur unsere Ideen vereinigen sich, oder gehen in ruhiger Gemeinschaft neben einander in unveränderter Richtung.

Ich denke in einigen Tagen von hier abzugehen, und von Blücher auch zum Grafen Wittgenstein, um von ihm zu erfahren, wie die Sache in der Zukunft getrieben werden soll; der General Blücher hat mir einen Brief an den Grafen von Wittgenstein gegeben, in dem er sich den Befehlen des Grafen unbedingt unterwirft.

Ihr Freund Scharnhorst.

Sagen Sie, was ich hier geschrieben, vorläufig dem Grafen, wenn Sie es gut finden.

Zweite Beilage.

Erinnerung an den General Clausewitz und sein Verhältniß zu Scharnhorst.

Die beiden obigen Aufsätze haben sich in dem Nachlasse des am 16. November 1831 zu Breslau verstorbenen General-Majors Karl von Clausewitz gefunden, und man hat geglaubt, dem Sinne des Verstorbenen gemäß zu handeln, wenn man dieses seinem theuren Freunde und Lehrer gewidmete, wenn auch unvollständige Denkmal seinen übrigen zur Bekanntmachung bestimmten Schriften vorangehn ließe.

Es sey uns erlaubt, das schöne, durch seine Innigkeit wahrhaft rührende Verhältniß, das zwischen Beiden bestand, so wie die Art der Entstehung desselben mit einigen Worten zu bezeichnen.

Karl von Clausewitz war im Jahre 1792, noch nicht zwölf Jahre alt, als Fähndrich in das Regiment Prinz Ferdinand getreten, und war mit demselben im Jahre 1793 nach dem Rhein

marschirt, wo er bei der Belagerung von Mainz mit 13 Jahren Offizier wurde. Wie nachtheilig dieser frühe Eintritt in den Militairdienst auf seine wissenschaftliche Ausbildung wirken mußte, ist leicht zu ermessen. Nach dem Frieden in seine Garnison Ruppin zurückgekehrt, war er zwar unablässig bemüht, das Verlorne wieder einzuholen, hatte aber dabei wegen seiner geringen Hülfsmittel, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Vater, welcher als Lieutenant im Regiment Nassau Usingen den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, und später einen kleinen Civilposten im Magdeburgischen bekleidete, hatte nie mehr als 300 Thaler Gehalt und sechs Kinder zu erziehen. Als Karl von Clausewitz heranwuchs, waren alle Hülfsmittel erschöpft, und der Vater hatte den Schmerz, ihm auch nicht die geringste Zulage geben zu können. In dieser beschränkten Lage mußte es ihm, troß seines eifrigen Strebens nach innerer Ausbildung, sehr schwer werden, seine Kenntnisse zu vermehren, und ein längerer Aufenthalt in der Hauptstadt zu diesem Zweck mußte fast als etwas Unerreichbares erscheinen. Dennoch konnte er dem Wunsche nicht widerstehn, die im Jahre 1801 von dem damaligen Oberstlieutenant Scharnhorst erweiterte und neu gestaltete Kriegsschule zu besuchen; er erhielt die erbetene Erlaubniß dazu, und trat muthig allen Opfern entgegen, die für ihn mit diesem Entschlusse verbunden seyn mußten.

Die pecuniären Schwierigkeiten waren hierbei nicht die einzigen, mit denen er zu kämpfen hatte; es wurde ihm anfänglich sehr schwer, den Vorlesungen zu folgen, weil es ihm an den nöthigen Vorkenntnissen dazu fehlte. Er war der Verzweiflung nahe, und hätte vielleicht das mühevolle Unternehmen aufgegeben, wenn nicht Scharnhorst, der früh auf ihn aufmerksam geworden war, obgleich er ihm auf keine Art bekannt oder empfohlen war, ihn mit der ihm so eigenen Güte und Milde ermuntert und zugleich durch seinen lichtvollen Unterricht alle Keime seiner geistigen Anlagen dennoch schnell erweckt und entwickelt hätte.

Die Folge davon war, daß am Ende des dritten Cursus, Karl von Clausewitz beim Examen der Erste war, und sich in eben so hohem Grade die Zufriedenheit und das Wohlwollen seines väterlichen Lehrers erworben hatte, als sein Herz für diesen mit wahrhaft enthusiastischer Liebe und Dankbarkeit erfüllt worden war. Er pflegte ihn den Vater seines Geistes zu nennen. Scharnhorst dagegen hat später oft geäußert, daß außer seinen Kindern kein Mensch auf Erden ihm so nah gestanden habe, und daß er von keinem so verstanden worden sey, als von diesem dankbaren Schüler. Mit welcher Freundschaft, mit welchem Vertrauen er ihn, trotz der Verschiedenheit ihres Alters und ihres Ranges, beehrte, werden die Briefe bewiesen haben, die den beiden Aufsätzen beigefügt sind.

Auf Scharnhorst's Empfehlung wurde Karl von Clausewitz im Frühjahr 1803 Adjutant bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen August von Preußen, und blieb es bis ins Frühjahr 1809, wo der Prinz an die Spitze der Artillerie trat, und Clausewitz bei dem General von Scharnhorst, als Chef seines Bureau's, angestellt wurde. Diese Vereinigung mit dem theuersten Freunde, die bis zum Frühjahr 1812, also während der ganzen Zeit von Scharnhorst's wichtigster Wirksamkeit dauerte, war das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen, und würde ihn unendlich beglückt haben, wenn nicht die Lage des Vaterlandes damals jedes Glück des Einzelnen getrübt, und den beiden Freunden insbesondere so viel schwere und sorgenvolle Stunden verursacht hätte. — Clausewitz hatte jedoch den Trost, seinem verehrten General während dieser Zeit wahrhaft nützlich zu seyn, und ihm wenigstens einen Theil der Dankbarkeit beweisen zu können, die er für ihn empfand, nicht allein durch die Einsicht, den Eifer und die Treue, mit denen er ihm in den Geschäften beistand, sondern auch dadurch, daß sie einander fast ohne Worte verstanden. Scharnhorst war im Jahr 1809 in Königsberg am Nervenfieber lebensgefährlich krank gewesen, und noch sehr angegriffen davon mit

dem Könige nach Berlin zurückgekehrt; hier unterlag er oft beinahe der Last der Geschäfte, und es war daher um so wohlthätiger für ihn, daß (nach seinem eigenen Ausdruck) die Vorträge, welche Clausewitz bei ihm hatte, zu wahren Erholungsstunden für ihn wurden, durch die Art, wie dieser seine Entscheidungen oft aus einer bloßen Miene, aus einer bloßen Bewegung des Kopfes oder der Hand errieth und immer genau in die seiner Absicht entsprechenden Worte zu kleiden wußte.

Die im Jahre 1812 mit Frankreich abgeschlossene Allianz machte diesem schönen Verhältniß ein Ende, indem Scharnhorst sich nach Schlesien zurückzog, Clausewitz aber, der sich nicht entschließen konnte, auf irgend eine Weise zu den Siegen der Franzosen mitzuwirken, seinen Abschied nahm, um in russische Dienste zu gehn. Er konnte sich bei der Lage des preußischen Staats keine förmliche Erlaubniß zu dem neuen Dienstverhältnisse erbitten, allein er hoffte, daß das edle Herz des Königs das seinige nicht mißverstehn, und auch in diesem gewagten Schritt nur einen neuen Beweis seiner Treue sehen würde. Er war so glücklich, im März 1813 mit der Wittgensteinschen Armee in Berlin einzuziehn, und dadurch die Hoffnung, die ihn bei seinem Eintritt in den russischen Dienst belebt hatte, auf das glänzendste gerechtfertigt zu sehn.

Bei der Eröffnung des Feldzugs schickte ihn der Kaiser Alexander in das preußische Hauptquartier, wo er bis gegen das Ende des Waffenstillstandes blieb. Hier wurde ihm das unaussprechliche Glück zu Theil, wieder mit Scharnhorst vereinigt zu seyn, und mit dem „dritten im schönen Bunde“ dem General und nachmaligen Feldmarschall Grafen von Gneisenau, mit welchem ihn, fast von dem Augenblicke ihrer Bekanntschaft im Jahr 1808 an, eine eben so innige und treue Freundschaft verband, wie mit Scharnhorst. — Seine Empfindungen über dieses Glück so wie seinen tiefen Schmerz über Scharnhorst's Tod mögen seine eignen Worte ausdrücken:

den 4. April 1813.

„Daß ich wohl bin und jetzt glückliche Tage verlebe, ist die Hauptsache von dem, was ich Dir zu berichten habe, und ich glaube, Dir auch das liebste. Mit einer allerliebsten (kleinen) Armee, an deren Spitze meine Freunde stehen, durch ein herrliches Land zu ziehen, für einen solchen Zweck, in der schönsten Jahreszeit, ist so ziemlich das Ideal einer irdischen Existenz (nehmlich als vorübergehend und zu andern Existenzen führend gedacht.). Mein Freund Gneisenau repräsentirt wie ein Gott in seiner Generals-Uniform, die Truppen sind heiter, und singen: Auf, auf Cameraden, und ähnliche Lieder, andere jodeln in einer seltenen Perfection: ich selbst sehe mich umgeben von Bekannten und lebe in dem Element meiner Muttersprache neu auf. Selbst Schüler von mir wieder zu finden, hat mir nie so viel Vergnügen gemacht. General Scharnhorst wird diesen Abend erwartet, ich freue mich unendlich, ihn wieder zu sehn."

Rochlitz bei Leipzig, den 9. April 1813.

„Ich bin sehr heiter, der Augenblick ist ja fast idealisch schön. Blücher, Scharnhorst und Gneisenau behandeln mich alle mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft; ich kann mir kein schöneres Verhältniß denken. Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man in der Welt lange vergeblich suchen.

Ueber Dörnbergs Heldenthat habe ich mich unaussprechlich gefreut, und wenn mein hiesiges Verhältniß nicht so schön wäre, so würde ich es beweinen, ihm nicht haben folgen zu können, und so einen kleinen Antheil an dieser ersten schönen Begebenheit des neuen Feldzugs zu haben, die wie eine glückliche Vorbedeutung der Wiedergeburt Deutschlands ist."

Rötha bei Leipzig, den 1. Mai 1813.

„Wir sind wahrscheinlich am Vorabend einer großen Schlacht, und wiewohl wir dies seit mehreren Tagen vergeblich geglaubt

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Worte über die Aufsätze zu sagen, denen diese Zeilen zur Begleitung dienen sollen. Die Charakteristik wurde bald nach Scharnhorst's Tode geschrieben, und entstand aus dem Bedürfniß, sich mit dem geliebten Andenken zu beschäftigen und auch für Andere ein treues Bild von den seltenen Eigenschaften zu entwerfen, womit Gott diese große Seele begabt hatte. Der Aufsatz wurde jedoch nur den Kindern des Verstorbenen und einigen vertrauten Freunden mitgetheilt.

Die Notiz über das Leben von Scharnhorst wurde einige Jahre später, auf den Wunsch einer gemeinschaftlichen Freundin geschrieben, die bei einem Aufenthalt in England bemerkt zu haben glaubte, daß die großen Verdienste und die bedeutende Wirksamkeit des General Scharnhorst dort nicht in dem Grade gekannt waren, wie sie es verdienten. Der Herausgeber eines vielgelesenen Journals hatte ihr angeboten, einen Aufsatz über diesen Gegenstand übersetzen zu lassen und in sein Journal einzurücken, wenn er ihm aus guter Quelle verschafft würde, und sie glaubte wohl mit Recht, keine würdigere Feder hierzu finden zu können, als die des vertrauten Freundes des großen Verstorbenen. So entstand dieser Aufsatz, dem man die Art seines Entstehens wohl genugsam anmerken wird. Er konnte seiner Bestimmung nach den Gegenstand nicht erschöpfen; auch mußte derselbe für englische Leser ganz anders behandelt werden, als es für deutsche der Fall gewesen wäre; aber sollten die Letzteren auch nur längst Bekanntes darin finden, so dürfen wir dennoch hoffen, daß er für Viele keine unwillkommene Mittheilung seyn wird, sey es auch nur als Erinnerung an einen großen Mann, an große, für das Vaterland so wichtige und so glückliche Begebenheiten.

Wäre der Verfasser dieser Aufsätze nicht so früh der Welt entrissen worden, so wäre er höchst wahrscheinlich später noch einmal auf diesen, seinem Herzen so theueren Gegenstand zurückgekommen und hätte ihn ausführlicher behandelt. Gewiß hätte

er auch seinem zweiten großen Freunde ein ähnliches Denkmal gesetzt. Wir beklagen es sehr, nichts dieser Art in den zurückgelassenen Papieren gefunden zu haben; es erklärt sich daraus, daß er demselben schon nach drei Monaten ins Grab folgte. Das beste Denkmal seiner Liebe hat er ihm aber wohl eben dadurch gesetzt, daß er ihn nicht überleben konnte, denn es ist eine durch das Zeugniß der Aerzte bestätigte Thatsache, daß sein Tod viel mehr durch den in Folge dieses großen Schmerzes tief erschütterten Zustand seiner Nerven, als durch die Cholera veranlaßt wurde, von der er eigentlich nur einen leichten Anfall gehabt hatte. Daß der um 20 Jahre jüngere Freund den Schmerz ertragen mußte, den älteren zu beweinen, lag in dem gewöhnlichen Gange der Natur; daß er ihn aber nur drei Monate überlebte, und gerade in dem Augenblicke starb, wo er vielleicht hoffen durfte, dem Vaterlande größere Dienste als bisher zu leisten, darf wohl ein hartes Schicksal genannt werden; indem Derjenige, den solche Männer mit einem so hohen Grade von Vertrauen, von Hochachtung und Freundschaft beehrten, es auch werth seyn mußte, der Erbe ihres Ruhms und der Fortsetzer ihrer Werke zu werden. Gott hat es anders gewollt, es wurde ihm nicht vergönnt, der Welt zu zeigen, was er war, und so gewinnt denn das innige Verhältniß, in welchem er zu Scharnhorst und Gneisenau stand, so wie die Liebe, die Hochachtung, das Vertrauen so viel edler und ausgezeichneter Menschen, die er in einem seltenen Grade besaß, einen um so größeren Werth, da sie das einzige Glück, der einzige Lohn waren, die ihm auf dieser Erde zu Theil geworden sind. Es war dennoch ein reicher Lohn, wie Schiller sagt:

„denn wer den Besten seiner Zeit genug
gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Tritt uns aber das Bild der drei nun in einem bessern Daseyn wieder mit einander vereinigten Freunde lebhaft vor die Seele, so wie das so mancher treuen Gefährten ihres Tagewerks,

die auch schon diese Welt verlassen haben, und will uns tiefe Wehmuth über so viele Verluste übermannen, so finden wir auch wieder Trost in dem Gedanken an ihre Vereinigung und in der Ueberzeugung, daß sie auch auf Erden noch fortleben werden, durch den segensreichen Einfluß dessen, was sie thaten und was sie waren.

Ueber die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.

(Bruchstück von Betrachtungen über die deutsche Geschichte.)

Es ist noch nicht damit gethan, daß eine Nation dieselbe Sprache rede, und gleichförmige Sitten habe. Die innere Uebereinstimmung, die ihr Gott einpflanzte, wird sie, schon um sie in höherem Bewußtseyn selber inne zu werden, in zusammenfassenden, allgemeinen Lebensformen darzustellen suchen.

Wir wissen alle, welcher Art unsere Einheit war, als das Reich in seiner Kraft und Größe die vorherrschende Macht von Europa bildete. Wir wissen nicht minder und sind einstimmig darüber, wie sehr uns jetzt eine eigene, das Fremde entschiedener ausstoßende, das Eigene sicherer bewahrende Vereinigung abgeht.

Fragen wir denn, wie es gekommen, daß wir aus dem ersten Zustand in den letzten gerathen sind, so ist auch hierüber die Antwort beinahe gleichlautend; vor allem klagt man die Reformation der Kirche an, unsere Zerfallenheit verursacht zu haben.

In der That, jenem nationalen Stolze, mit dem wir uns des großen Werkes der Kirchenverbesserung erinnern, eines Werkes, in sich nothwendig, ursprünglich deutsch und glorreich, gesellt sich in den Meisten das schmerzliche Geständniß hinzu, daß es bei alle dem zu unsern Entzweiungen, zu den Verwüstungen des

dreißigjährigen Krieges, zu der verschiedenartigen Entwickelung, welche durch das abweichende Bekenntniß in den Völkerstämmen deutscher Zunge Platz gegriffen hat, zu der Abnahme und dem Ruin des Reiches, daß es zu alle dem den Grund gelegt, die Veranlassung gegeben habe.

Wenn aber die Reformation, wie man von beiden Seiten eingesteht, unvermeidlich gewesen ist, war es auch diese ihre Wirkung? War mit dem, was uns erhob und befreite, dasjenige nothwendig gegeben, was uns in Zerwürfniß und Entzweiung setzte? Oder ist es durch zufällige Umstände dahin gekommen, durch Fehler, welche eben so gut vermieden werden konnten?

Ich halte dafür, daß man diese Frage noch immer einmal aufwerfen darf.

Nicht als wäre zu erforschen, ob die Reformation von Anbeginn einen andern Gang nehmen, zu einer andern Entwickelung hätte können geführt werden, ob etwa eine Vereinigung des Glaubens möglich gewesen wäre. Diese Untersuchung würde nicht sowohl deutsch und politisch, als universal und theologisch seyn.

Setzen wir vielmehr, daß es dahin gekommen war, wohin es unter Karl V. kam. War es dann bereits um die Einheit unseres Vaterlandes geschehen? Oder, in wie fern war es möglich, eine solche auch damals noch zu behaupten, nachdem die Reformation vollbracht war, ohne ganz Deutschland umfaßt zu haben? Und wenn dies nicht geschehen ist, woran hat dies wesentlich gelegen?

Fragen, die in gar manchem Bezug an unsre Zustände und die Bedürfnisse der Gegenwart erinnern [1].

Die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. sind für den

---

[1]) Man erinnert sich an Cannings Wort: It is true that in no former period in history is there so close a resemblance to the present as in that of the reformation. Speech on Mr. Macdonald's motion. April 30, 1823.

damaligen Gang der Dinge entscheidend. Wenn es überhaupt möglich war, den gemeinschaftlichen Interessen noch einmal ein entschiedenes Uebergewicht zu geben, so war es das damals; — wenn es nicht gelungen ist, so wird das eben auch damals veranlaßt worden seyn.

Sey es mir erlaubt, meine Bemerkungen hierüber mitzutheilen: gewiß ohne allen besonderen Anspruch; nur als die Wahrnehmungen und Gedanken eines Vaterländischgesinnten. Außer den deutschen Quellen bediene ich mich hiebei der Berichte eines florentinischen Residenten, mehrerer venezianischen Gesandten und einiger päpstlicher Nunzien, die ich in Wien, Rom, Florenz und Venedig gefunden habe.

Wirkung des Religionsfriedens.

Ehe die Franzosen Norddeutschland überzogen, erzählte sich das Volk in unsern Gegenden von nichts so gern und so viel, wie von den Thaten und Vorfällen des siebenjährigen Krieges. Aeltere und kundigere Leute erinnerten dann bei den Schwedenhügeln, daß demselben einmal ein dreißigjähriger vorausgegangen. Unter denen, welche das Alterthum und die Sage liebten, ging das Gespräch, lange Zeit zuvor habe es sogar einen hundertjährigen Krieg in Deutschland gegeben, in welchem die benachbarten Burgen, deren Ruinen wir besuchten, gebaut und wieder zerstört worden seyen.

Ich möchte dafür halten, daß in dieser dunkeln Erinnerung unserer Landleute eine Spur von den Zeiten des alten Faustrechts und der Fehde erhalten war. Wenigstens hätte sie nicht übertrieben. In der That brauchte es mehr als ein Jahrhundert, um Deutschland nach dem Verfalle der Macht des Kaiserthums endlich wieder in Ruhe zu setzen.

Der Landfriede, so oft geboten, war eben so oft gebrochen worden: und kaum schien es, als wolle ein friedlicheres Geschlecht das Erbtheil so vieler kriegerischen in Besitz nehmen, so ergriff die Bewegung der Reformation die Geister. Welch eine Unruhe, alle die Jahre Karls V. daher! Vom Rhein bis nach Thüringen standen einmal die Bauern in Empörung; darauf schlug die Hanse ihre letzten großen Schlachten mit den nordischen Reichen. Die Fürsten bedrohten sich erst eine Zeitlang in Bünden und Gegenbünden; dann führten die Protestanten mit bewaffneter Hand den Herzog von Würtemberg in sein Gebiet zurück, und verjagten den Herzog von Braunschweig; endlich stand das gesammte Deutschland in der Blüthe seiner Kraft, bei Ingolstadt und Mühlberg, sich selber gegenüber. So mächtig und geschickt Kaiser Karl, so entschieden sein Sieg auch war, so gelang es ihm doch nicht, Frieden zu machen. Wider ihn selber erhoben sich noch einmal

diese unermüdlichen Waffen; kaum der Gefangenschaft entronnen, unmuthig, mit ermüdeten Sinnen, wandte er Deutschland den Rücken.

Weder an Talent noch an Macht war ihm sein Bruder Ferdinand zu vergleichen. Wie merkwürdig, daß mit dem Religionsfrieden [1]), den Ferdinand, und zwar nicht einmal in eigener Gewalt, sondern nur von dem Kaiser ermächtiget abschließt, die Waffen plötzlich ruhen und ein langer Friede eintritt.

Diese Veränderung vor allen fiel den fremden Geschäftsträgern auf, wenn sie damals Deutschland beobachteten. „In Kaiser Karls letzten Zeiten," sagt ein päpstlicher Nunzius, der dem Cardinal Caraffa über die deutschen Dinge Bericht erstattete [2]), „war kein Fürst und keine Stadt, es war kein Staat in Deutschland, der nicht entweder um kirchlicher oder weltlicher Interessen willen, mit seinen Nachbarn in Streit gewesen wäre. Unter andern war zwischen Markgraf Albrecht und dem Hause Braunschweig, zwischen Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz und dem Cardinal Otto von Augsburg offene Feindschaft; auch alle übrigen waren einer voll Mißtrauen gegen den andern, und hielten sich in den Waffen; Religion, usurpirte Güter, Jurisdiction und andere Beschwerden entzweieten sie." Die Zusammenkunft der Häuser Sachsen, Bran-

---

[1]) Er ist zugleich ein Landfriede: Er heißt: nachfolgende Religions-, auch gemeine Constitution aufgerichteten Landfriedens.

[2]) Informatione del Rev^{mo} Vescovo Delfino a MS^{r}. Illmo R^{mo} Caraffa; MS. der Bibliotheca Barberina zu Rom nr. 3007. „Ed in somma chi per la religione, chi per beni usurpati, chi per causa della giurisditione chi per altri gravami ogn'uno viveva con sospetto e conveniva per consequente stare in armi; il che causava la ruina di Germania. Si aggiunge a questa che mentre il ser^{mo} re sta nella dieta, li principi della casa di Sassonia Brandeburg et Hassia che sono in se potentissimi e capi degli heretici si ridussero a Naumburg e di la quasi da una antidieta scrissero a S. M. Auf die Wichtigkeit dieser Naumburger Zusammenkunft hat noch vor Kurzem Menzel aufmerksam gemacht.

handlung und Hoffen zur Erneuerung ihrer Erbverbrüderung in Naumburg, sah der Nunzius als eine Art von Gegenreichstag an. — Wie ganz anders aber erschien ihm Deutschland, als er es wenige Jahre nach dem Religionsfrieden wiederbesuchte. Er mißbilligt den Frieden, er nennt ihn gottvergessen: aber er findet doch, daß er sehr wirksam sey, daß es seit dem Abschluß desselben weder eine kleine noch eine große Bewegung der Waffen in Deutschland gegeben habe; nie, seit langer Zeit, habe eine solche Einigkeit unter den deutschen Fürsten geherrscht [1]).

So viel ist gewiß, daß ein friedlicher Zustand bei dreißig Jahre lang anhielt. Die Grumbachische Sache, die so bald endigte, bestand doch mehr in gefährlichen Absichten auf der einen, in strenger Bestrafung auf der andern Seite, als daß sie ein Krieg gewesen wäre. Vielmehr hörte der Widerstand auf, welchen der Kaiser bisher gefunden; die Reichstage wurden von den Fürsten besucht und zu einhelligen Schlüssen gebracht; die Kreisverfassungen zeigten sich nun allererst wirksam; es bestand eine ungewohnte Ordnung; Sicherheit und öffentliche Freiheit schienen sich eine Zeit lang zu vereinigen.

Was war es nun, wodurch es nach alle den Kriegen, bei so offenbarem innern Zerwürfniß dennoch hiezu kam?

Von den Bedingungen des Friedens.

War denn dieser Friede eine so glückliche Auskunft? Vertrug er so genügend die widerstreitenden Ansprüche? War er so sorgfältig abgewogen, so einmüthig angenommen?

[1]) Delfino. Ed è stato, per dire il vero di tanta efficacia questa quantunque empia pace, che dall' hora non è stato piccolo nè grande movimento d'armi in parte alcuna dell' imperio e di qua credo che nasce la risposta gagliarda che fece a me il sermo re, quando la seconda volta andai a S. M. e mi dolsi con lei da parte di S. Beatne di questo recesso come a pieno scrissi da Vienna alli 27 di Marzo 1550. (Diesen Brief sah ich nicht.)

Ich will nicht auf alle seine Bestimmungen eingehen: größtentheils waren sie nicht neu; allein in Hinsicht der wichtigsten Puncte kann ich nicht finden, daß sie mit besonderem Glücke erledigt worden wären.

Ohne Zweifel kam es am meisten auf die Anordnungen in Betreff der geistlichen Fürstenthümer an, auf denen die Gesammtverfassung des Reiches um so mehr beruhte, als sich damals die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten in den Fürstenrath gezogen hatte, in welchem die Anzahl der geistlichen Mitglieder die Majorität zu bestimmen pflegte.

Die Frage war, ob auch die geistlichen Fürsten das Recht haben sollten, zur augsburgischen Confession zu treten. Nicht als ob sie darum ihre Stifter hätten sollen säcularisiren dürfen. Die Protestanten haben ausdrücklich erklärt, dies sey so wenig ihr Wunsch als ihr Interesse [1]). Sie wollten die Nichterblichkeit der geistlichen Reichsfürstenthümer auch ferner beibehalten wissen; doch wollten auch sie zu denselben zu gelangen das Recht haben.

Es kam, wie es wohl auch nicht anders seyn konnte, hierüber zu den lebhaftesten Streitigkeiten, und es war zuweilen nahe genug an einer Auflösung der Versammlung. Es ist immer merkwürdig, daß die geistlichen Churfürsten wenigstens Anfangs und stillschweigend für die protestantische Forderung waren, daß sich selber auf der geistlichen Fürstenbank Neigungen dafür fanden,

---

[1]) Der Chur und Fürsten augsburgischer Confession endliche und schließliche Erklärung bei Lehmann de pace religionis B. I. c. XXI. „Ihre Chur und Fürstliche Gnaden haben hiebevor der Güter halben, so den Geistlichen zugehörig, ausdrücklich erklärt, beruhen und verharren darauf nochmals, daß Ihr Gemüth nicht sey, solche Güter den Reichs-Stiften zum Nachtheil von abhanden oder in Zerrüttung bringen zu lassen, sondern vielmehr neben den andern Reichsständen daran zu seyn und darob zu halten, weil nicht der geringste Theil der Reichsstände und sonderlich die Hoheit der Churfürsten darauf gewidmet, daß sie bei den Stiften unverruckt bleiben, und so sich Jemand einiger Erblichkeit deren anmaßen wollte, dieselben davon abzuweisen.

denburg und Hessen zur Erneuerung ihrer Erbverbrüderung in Naumburg, sah der Nunzius als eine Art von Gegenreichstag an. — Wie ganz anders aber erschien ihm Deutschland, als er es wenige Jahre nach dem Religionsfrieden wiederbesuchte. Er mißbilligt den Frieden, er nennt ihn gottvergessen: aber er findet doch, daß er sehr wirksam sey, daß es seit dem Abschluß desselben weder eine kleine noch eine große Bewegung der Waffen in Deutschland gegeben habe; nie, seit langer Zeit, habe eine solche Einigkeit unter den deutschen Fürsten geherrscht [1]).

So viel ist gewiß, daß ein friedlicher Zustand bei dreißig Jahre lang anhielt. Die Grumbachische Sache, die so bald endigte, bestand doch mehr in gefährlichen Absichten auf der einen, in strenger Bestrafung auf der andern Seite, als daß sie ein Krieg gewesen wäre. Vielmehr hörte der Widerstand auf, welchen der Kaiser bisher gefunden; die Reichstage wurden von den Fürsten besucht und zu einhelligen Schlüssen gebracht; die Kreisverfassungen zeigten sich nun allererst wirksam; es bestand eine ungewohnte Ordnung; Sicherheit und öffentliche Freiheit schienen sich eine Zeit lang zu vereinigen.

Was war es nun, wodurch es nach alle den Kriegen, bei so offenbarem innerm Zerwürfniß dennoch hiezu kam?

Von den Bedingungen des Friedens.

War denn dieser Friede eine so glückliche Auskunft? Vertrug er so genügend die widerstreitenden Ansprüche? War er so sorgfältig abgewogen, so einmüthig angenommen?

---

[1]) Delfino. Ed è stato, per dire il vero di tanta efficacia questa quantumque empia pace, che dall' hora non è stato piccolo nè grande movimento d'armi in parte alcúna dell' imperio e di qua credo che nasce la risposta gagliarda che fece a me il ser^{mo} re, quando la seconda volta andai a S. M. e mi dolsi con lei da parte di S. Beat^{ne} di questo recesso comé a pieno scrissi da Vienna alli 27 di Marzo 1550. (Diesen Brief sah ich nicht.)

Ich will nicht auf alle seine Bestimmungen eingehen: größtentheils waren sie nicht neu; allein in Hinsicht der wichtigsten Puncte kann ich nicht finden, daß sie mit besonderem Glücke erledigt worden wären.

Ohne Zweifel kam es am meisten auf die Anordnungen in Betreff der geistlichen Fürstenthümer an, auf denen die Gesammtverfassung des Reiches um so mehr beruhte, als sich damals die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten in den Fürstenrath gezogen hatte, in welchem die Anzahl der geistlichen Mitglieder die Majorität zu bestimmen pflegte.

Die Frage war, ob auch die geistlichen Fürsten das Recht haben sollten, zur augsburgischen Confession zu treten. Nicht als ob sie darum ihre Stifter hätten sollen säcularisiren dürfen. Die Protestanten haben ausdrücklich erklärt, dies sey so wenig ihr Wunsch als ihr Interesse [1]). Sie wollten die Nichterblichkeit der geistlichen Reichsfürstenthümer auch ferner beibehalten wissen; doch wollten auch sie zu denselben zu gelangen das Recht haben.

Es kam, wie es wohl auch nicht anders seyn konnte, hierüber zu den lebhaftesten Streitigkeiten, und es war zuweilen nahe genug an einer Auflösung der Versammlung. Es ist immer merkwürdig, daß die geistlichen Churfürsten wenigstens Anfangs und stillschweigend für die protestantische Forderung waren, daß sich selber auf der geistlichen Fürstenbank Neigungen dafür fanden,

---

[1]) Der Chur und Fürsten augsburgischer Confession endliche und schließliche Erklärung bei Lehmann de pace religionis B. I. c. XXI. „Ihre Chur und Fürstliche Gnaden haben hiebevor der Güter halben, so den Geistlichen zugehörig, ausdrücklich erklärt, beruhen und verharren darauf nochmals, daß Ihr Gemüth nicht sey, solche Güter den Reichs-Stifften zum Nachtheil von abhanden oder in Zerrüttung bringen zu lassen, sondern vielmehr neben den andern Reichsständen darann zu seyn und darob zu halten, weil nicht der geringste Theil der Reichsstände und sonderlich die Hoheit der Churfürsten darauf gewidmet, daß sie bei den Stiften unverruckt bleiben, und so sich Jemand einiger Erblichkeit deren anmaßen wollte, dieselben davon abzuweisen.

denburg und Hessen zur Erneuerung ihrer Erbverbrüderung in Naumburg, sah der Nunzius als eine Art von Gegenreichstag an. — Wie ganz anders aber erschien ihm Deutschland, als er es wenige Jahre nach dem Religionsfrieden wiederbesuchte. Er mißbilligt den Frieden, er nennt ihn gottvergessen: aber er findet doch, daß er sehr wirksam sey, daß es seit dem Abschluß desselben weder eine kleine noch eine große Bewegung der Waffen in Deutschland gegeben habe; nie, seit langer Zeit, habe eine solche Einigkeit unter den deutschen Fürsten geherrscht [1]).

So viel ist gewiß, daß ein friedlicher Zustand bei dreißig Jahre lang anhielt. Die Grumbachische Sache, die so bald endigte, bestand doch mehr in gefährlichen Absichten auf der einen, in strenger Bestrafung auf der andern Seite, als daß sie ein Krieg gewesen wäre. Vielmehr hörte der Widerstand auf, welchen der Kaiser bisher gefunden; die Reichstage wurden von den Fürsten besucht und zu einhelligen Schlüssen gebracht; die Kreisverfassungen zeigten sich nun allererst wirksam; es bestand eine ungewohnte Ordnung; Sicherheit und öffentliche Freiheit schienen sich eine Zeit lang zu vereinigen.

Was war es nun, wodurch es nach alle den Kriegen, bei so offenbarem innern Zerwürfniß dennoch hiezu kam?

Von den Bedingungen des Friedens.

War denn dieser Friede eine so glückliche Auskunft? Vertrug er so genügend die widerstreitenden Ansprüche? War er so sorgfältig abgewogen, so einmüthig angenommen?

---

[1]) Delfino. Ed è stato, per dire il vero di tanta efficacia questa quantunque empia pace, che dall' hora non è stato piccolo nè grande movimento d'armi in parte alcuna dell' imperio e di qua credo che nasce la risposta gagliarda che fece a me il ser^{mo} re, quando la seconda volta audui a S. M. e mi dolsi con lei da parte di S. Beat^{ne} di questo recesso come a pieno scrissi da Vienna alli 27 di Marzo 1550. (Diesen Brief sah ich nicht.)

Ich will nicht auf alle seine Bestimmungen eingehen: größtentheils waren sie nicht neu; allein in Hinsicht der wichtigsten Puncte kann ich nicht finden, daß sie mit besonderem Glücke erledigt worden wären.

Ohne Zweifel kam es am meisten auf die Anordnungen in Betreff der geistlichen Fürstenthümer an, auf denen die Gesammtverfassung des Reiches um so mehr beruhte, als sich damals die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten in den Fürstenrath gezogen hatte, in welchem die Anzahl der geistlichen Mitglieder die Majorität zu bestimmen pflegte.

Die Frage war, ob auch die geistlichen Fürsten das Recht haben sollten, zur augsburgischen Confession zu treten. Nicht als ob sie darum ihre Stifter hätten sollen säcularisiren dürfen. Die Protestanten haben ausdrücklich erklärt, dies sey so wenig ihr Wunsch als ihr Interesse [1]). Sie wollten die Nichterblichkeit der geistlichen Reichsfürstenthümer auch ferner beibehalten wissen; doch wollten auch sie zu denselben zu gelangen das Recht haben.

Es kam, wie es wohl auch nicht anders seyn konnte, hierüber zu den lebhaftesten Streitigkeiten, und es war zuweilen nahe genug an einer Auflösung der Versammlung. Es ist immer merkwürdig, daß die geistlichen Churfürsten wenigstens Anfangs und stillschweigend für die protestantische Forderung waren, daß sich selber auf der geistlichen Fürstenbank Neigungen dafür fanden,

---

[1]) Der Chur und Fürsten augsburgischer Confession endliche und schließliche Erklärung bei Lehmann de pace religionis B. I. c. XXI. „Ihre Chur und Fürstliche Gnaden haben hiebevor der Güter halben, so den Geistlichen zugehörig, ausdrücklich erklärt, beruhen und verharren darauf nochmals, daß Ihr Gemüth nicht sey, solche Güter den Reichs-Stifften zum Nachtheil von abhanden oder in Zerrüttung bringen zu lassen, sondern vielmehr neben den andern Reichsständen daran zu seyn und darob zu halten, weil nicht der geringste Theil der Reichsstände und sonderlich die Hoheit der Churfürsten darauf gewidmet, daß sie bei den Stiften unverruckt bleiben, und so sich Jemand einiger Erblichkeit deren anmaßen wollte, dieselben davon abzuweisen.

denburg und Hessen zur Erneuerung ihrer Erbverbrüderung in Naumburg, sah der Nunzius als eine Art von Gegenreichstag an.— Wie ganz anders aber erschien ihm Deutschland, als er es wenige Jahre nach dem Religionsfrieden wiederbesuchte. Er mißbilligt den Frieden, er nennt ihn gottvergessen: aber er findet doch, daß er sehr wirksam sey, daß es seit dem Abschluß desselben weder eine kleine noch eine große Bewegung der Waffen in Deutschland gegeben habe; nie, seit langer Zeit, habe eine solche Einigkeit unter den deutschen Fürsten geherrscht [1]).

So viel ist gewiß, daß ein friedlicher Zustand bei dreißig Jahre lang anhielt. Die Grumbachische Sache, die so bald endigte, bestand doch mehr in gefährlichen Absichten auf der einen, in strenger Bestrafung auf der andern Seite, als daß sie ein Krieg gewesen wäre. Vielmehr hörte der Widerstand auf, welchen der Kaiser bisher gefunden; die Reichstage wurden von den Fürsten besucht und zu einhelligen Schlüssen gebracht; die Kreisverfassungen zeigten sich nun allererst wirksam; es bestand eine ungewohnte Ordnung; Sicherheit und öffentliche Freiheit schienen sich eine Zeit lang zu vereinigen.

Was war es nun, wodurch es nach alle den Kriegen, bei so offenbarem innern Zerwürfniß dennoch hiezu kam?

Von den Bedingungen des Friedens.

War denn dieser Friede eine so glückliche Auskunft? Vertrug er so genügend die widerstreitenden Ansprüche? War er so sorgfältig abgewogen, so einmüthig angenommen?

---

[1]) Delfino. Ed è stato, per dire il vero di tanta efficacia questa quantunque empia pace, che dall' hora non è stato piccolo nè grande movimento d'armi in parte alcuna dell' imperio e di qua credo che nasce la risposta gegliarda che fece a me il sermo re, quando la seconda volta audai a S. M. e mi dolsi con lei da parte di S. Beatne di questo recesso come a pieno scrissi da Vienna alli 27 di Marzo 1550. (Diesen Brief sah ich nicht.)

Ich will nicht auf alle seine Bestimmungen eingehen: großentheils waren sie nicht neu; allein in Hinsicht der wichtigsten Puncte kann ich nicht finden, daß sie mit besonderem Glücke erledigt worden wären.

Ohne Zweifel kam es am meisten auf die Anordnungen in Betreff der geistlichen Fürstenthümer an, auf denen die Gesammtverfassung des Reiches um so mehr beruhte, als sich damals die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten in den Fürstenrath gezogen hatte, in welchem die Anzahl der geistlichen Mitglieder die Majorität zu bestimmen pflegte.

Die Frage war, ob auch die geistlichen Fürsten das Recht haben sollten, zur augsburgischen Confession zu treten. Nicht als ob sie darum ihre Stifter hätten sollen säcularisiren dürfen. Die Protestanten haben ausdrücklich erklärt, dies sey so wenig ihr Wunsch als ihr Interesse [1]). Sie wollten die Nichterblichkeit der geistlichen Reichsfürstenthümer auch ferner beibehalten wissen; doch wollten auch sie zu denselben zu gelangen das Recht haben.

Es kam, wie es wohl auch nicht anders seyn konnte, hierüber zu den lebhaftesten Streitigkeiten, und es war zuweilen nahe genug an einer Auflösung der Versammlung. Es ist immer merkwürdig, daß die geistlichen Churfürsten wenigstens Anfangs und stillschweigend für die protestantische Forderung waren, daß sich selber auf der geistlichen Fürstenbank Neigungen dafür fanden,

---

[1]) Der Chur und Fürsten augsburgischer Confession endliche und schließliche Erklärung bei Lehmann de pace religionis B. I. c. XXI. „Ihre Chur und Fürstliche Gnaden haben hiebevor der Güter halben, so den Geistlichen zugehörig, ausdrücklich erklärt, beruhen und verharren darauf nochmals, daß Ihr Gemüth nicht sey, solche Güter den Reichs-Stifften zum Nachtheil von abhanden oder in Zerrüttung bringen zu lassen, sondern vielmehr neben den andern Reichsständen daran zu seyn und darob zu halten, weil nicht der geringste Theil der Reichsstände und sonderlich die Hoheit der Churfürsten darauf gewidmet, daß sie bei den Stifften unverruckt bleiben, und so sich Jemand einiger Erblichkeit deren anmaßen wollte, dieselben davon abzuweisen.

[illegible]

[illegible] eine andere Frage. [illegible] Fürsten gehalten [illegible] Gewalt auch wider ihre [illegible] anwenden dürfen? So [illegible] Gesammtheit, an der

---

*) [illegible] Auszug der Instruction der [illegible] von 1556. bei Sattler würtembergische Geschichte IV. S. [illegible]

²) Es ist merkwürdig, wie sie dies zugleich gestatten und doch dawider sind. Erklärung (wie oben): Da aber E. Kön. Maj. je auf abbemeldter ihrer Resolution beruhen — — — und diesen Artikul dergestalt wie er von E. Kön. Maj. gesetzt, an Statt, auf Heimstellung und habenden Gewalt, auch Vollkommenheit der Kays. Maj., unsers allergnädigsten Herren, und also von wegen ihres obliegenden Amts und für sich selbst zu verordnen endlich beschlossen, so wissen J. Chur- und Fürstl. Gn. E. Kön. Maj. über beschehene unterthänige Bitt und Fürwendung hierin kein Form oder Maaß zu setzen; — aber daneben wollen J. Ch. Gn. sich ihres Gewissens halben dies deklarirt haben, daß sie für sich in einen solchen Artikul nicht willigen können.

ersten, so hing die Verfassung eines großen Theiles der einzelnen Landschaften an der zweiten Bestimmung. Hartnäckig hatten die Protestanten dem Vorbehalt widerstanden; nicht minder hartnäkkig widersetzten sich die geistlichen Fürsten jeder Beschränkung ihrer Gewalt. Hier aber war Ferdinand für die Protestanten. Er bildete aus dem zahlreichen Ausschuß, von dem keine Versöhnung zu erwarten war, einen kleinern; er stellte auf das dringendste vor, man bedürfe nicht eines halben Friedens, sondern eines ganzen; dreimal erschien er in der Versammlung und erklärte ihr, er werde sie nicht von der Stelle lassen bis sie sich vereinigt habe; endlich überwog sein persönliches Ansehen; nachdem die Katholischen bis zur ungewohnten Abendstunde ausgehalten, erklärten sie sich zuletzt, „um den Verdacht der Unfriedfertigkeit abzulehnen und den König zu beruhigen," wie derselbe wünschte: auf das Recht die protestantischen Unterthanen zum katholischen Glauben zu nöthigen, leisteten sie, jedoch ganz in der Form, Verzicht, wie die Protestanten über den andern Punct nachgegeben hatten. Sie gestatteten, daß der König den Ständen des Augsburger Bekenntnisses hierüber eine beruhigende Declaration gebe [1]).

Sonderbarer Friede! Es waren die wichtigsten Puncte. Vorbehalt und Declaration ergänzen sich wechselsweise. Jener sichert der katholischen Kirche die geistlichen Fürstenthümer; diese gewährleistet den Unterthanen dort, wo sie am meisten zu fürchten haben, die Ausübung der veränderten Religion. Die ganze Zukunft von Deutschland liegt darin. Lange und weitläufig verhandelt man über diese Bestimmungen: endlich fügen sich die Parteien, allein sie wissen ein Mittel, dieselben doch nicht vollkommen anzunehmen. Zwar wird der Vorbehalt in den Reichsabschied eingerückt, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, es sey unmöglich gewesen, die Stände von beiderlei Glau-

---

[1]) Handlung der Königl. Maj. mit der Churfürsten und Stände Ausschuß am 20. und 21. September, bei Lehmann cap. 23.

die wenn sie sich nicht geradezu dafür erklärten, nur durch Einschüchterungen davon abgehalten worden sind [1]. Leider ist unsere deutsche Geschichte über Wirkung und Gegenwirkung der Persönlichkeiten, woran bei berathenden Versammlungen so viel liegt, nur allzuhäufig stumm, und wir können nicht sagen, wodurch die entgegengesetzte Richtung endlich die Oberhand behielt; allein sie war ganz entschieden; selbst Ferdinand ward davon hingerissen; und wenn die Protestanten weder nachgeben (was sie um ihres Gewissens willen nicht thun zu können erklärten), noch auch den Frieden rückgängig werden lassen wollten, so mußten sie einen Mittelweg ergreifen. Sie gestatteten dem König eine Verordnung hierüber, doch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß sie für sich in einen solchen Artikel nicht gewilligt [2]. Und so setzte Ferdinand fest, daß ein geistlicher Reichsstand sein Amt und Einkommen verlieren solle, sobald er den alten Glauben verlasse. Dies ist der geistliche Vorbehalt.

Auf der Stelle aber erhob sich eine andere Frage. Wie sollte es nun in den Ländern dieser geistlichen Fürsten gehalten werden? Sollten sie ihre landesherrliche Gewalt auch wider ihre Unterthanen augsburgischen Bekenntnisses anwenden dürfen? So wie die Verfassung des Reiches in seiner Gesammtheit, an der

[1]) Unter andern der Bischof von Passau. Auszug der Instruction der würtembergischen Reichstagsgesandten von 1556. bei Sattler würtembergische Geschichte IV. S. 96.

[2]) Es ist merkwürdig, wie sie dies zugleich gestatten und doch dawider sind. Erklärung (wie oben): Da aber E. Kön. Maj. je auf obgemeldter ihrer Resolution beruhen — — — und diesen Artikul dergestalt wie er von E. Kön. Maj. gesetzt, an Statt, auf Heimstellung und habenden Gewalt, auch Vollkommenheit der Kays. Maj., unsers allergnädigsten Herren, und also von wegen ihres obliegenden Amts und für sich selbst zu verordnen endlich beschlossen, so wissen J. Chur- und Fürstl. Gn. E. Kön. Maj. über beschehene unterthänige Bitt und Fürwendung hierin kein Form oder Maaß zu setzen; — aber daneben wollen J. Ch Gn. sich ihres Gewissens halben dies deklarirt haben, daß sie für sich in einen solchen Artikul nicht willigen können.

ersten, so hing die Verfassung eines großen Theiles der einzelnen Landschaften an der zweiten Bestimmung. Hartnäckig hatten die Protestanten dem Vorbehalt widerstanden; nicht minder hartnäkkig widersetzten sich die geistlichen Fürsten jeder Beschränkung ihrer Gewalt. Hier aber war Ferdinand für die Protestanten. Er bildete aus dem zahlreichen Ausschuß, von dem keine Versöhnung zu erwarten war, einen kleinern; er stellte auf das dringendste vor, man bedürfe nicht eines halben Friedens, sondern eines ganzen; dreimal erschien er in der Versammlung und erklärte ihr, er werde sie nicht von der Stelle lassen bis sie sich vereinigt habe; endlich überwog sein persönliches Ansehen; nachdem die Katholischen bis zur ungewohnten Abendstunde ausgehalten, erklärten sie sich zuletzt, „um den Verdacht der Unfriedfertigkeit abzulehnen und den König zu beruhigen," wie derselbe wünschte: auf das Recht die protestantischen Unterthanen zum katholischen Glauben zu nöthigen, leisteten sie, jedoch ganz in der Form, Verzicht, wie die Protestanten über den andern Punct nachgegeben hatten. Sie gestatteten, daß der König den Ständen des Augsburger Bekenntnisses hierüber eine beruhigende Declaration gebe [1]).

Sonderbarer Friede! Es waren die wichtigsten Puncte. Vorbehalt und Declaration ergänzen sich wechselsweise. Jener sichert der katholischen Kirche die geistlichen Fürstenthümer; diese gewährleistet den Unterthanen dort, wo sie am meisten zu fürchten haben, die Ausübung der veränderten Religion. Die ganze Zukunft von Deutschland liegt darin. Lange und weitläufig verhandelt man über diese Bestimmungen: endlich fügen sich die Parteien, allein sie wissen ein Mittel, dieselben doch nicht vollkommen anzunehmen. Zwar wird der Vorbehalt in den Reichsabschied eingerückt, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, es sey unmöglich gewesen, die Stände von beiderlei Glau-

[1]) Handlung der Königl. Maj. mit der Churfürsten und Stände Ausschuß am 20. und 21. September, bei Lehmann cap. 23.

reizt. Mehr noch durch unentschiedene und schwankende, als durch entschiedene Maaßregeln werden die großen Oppositionen in Gährung gebracht.

Indessen athmete Deutschland schwer unter dem Druck einer ungewohnten Atmosphäre. An so vielen Orten im Reiche spanische und italienische Kriegsvölker, so viele Fürsten von Land und Leuten verjagt, andere gefangen, allenthalben gewaltsame Religionsänderungen zu Gunsten einer Formel, auf welche nur die völlige Rückkehr des alten Glaubens folgen zu können schien; der Nerv der deutschen Sachen in den Händen der verhaßten Ausländer, des Granvella und des Alba, die ihr Wesen nicht verstanden und es sogar an der gewohnten Ehrerbietung gegen die getreuen Fürsten ermangeln ließen [1]).

Es mag wohl schwerlich als ein Glück für Deutschland anzusehen seyn, daß unser Kaiser in einer so wichtigen Periode zugleich Spanien und Amerika, Italien und die Niederlande besaß; daß unter so verhängnißvollen Umständen nicht sowohl das deutsche Interesse, als ein allgemeines seine Schritte bestimmte, und daß ausländische Rathgeber einen so entscheidenden Einfluß auf unsere Angelegenheiten ausübten. Zwar mit Murren, aber

---

[1]) Relatione del cl^mo. S^r. Federico Badoero: ritornato Amb^re. da Carlo V. 1556 Ms. der Bibl. zu Wien und in vielen italienischen Bibliotheken zu finden; Tutti i Tedeschi si lamentano che S. M^ta. non a avuto amore verso il governo loro, di non aver avuto conoscimento di quel loro vero modo di vivere. Er sey verpflichtet gewesen, nur deutsche Minister zu haben u. s. w., er habe dies aber nicht gehalten. Schwendi von Regierung des Röm. Reichs §. 15. „Ist alsbald bey Kaiser Karles Regierung ein ander Unheil in weltlichem Regiment dazu geschlagen, nemlich die Einmischung der frembden Nation in deß Reichs Regierung. Daher — die deutschen — einen heimlichen Grollen und Widerwillen gegen ihres Herren Kaiser Karls Regierung gefaßt haben — — Und obwol Kaiser Karl ein theurer deutscher Held gewesen und mit echtem guten Herzen und Eifer die deutsche Nation gemeynt hat, so haben ihn doch solche Leut — in vielen wichtigen Sachen geblendt und irre gemacht.

Wenn Deutschland von innern Kriegen befreit blieb, so können es diese Bestimmungen nicht gewesen seyn, die das bewirkt haben. Der Friede war das Ergebniß anderer Umstände, die denn auch machten, daß man ihn hielt. Diese aufzusuchen ist nunmehr unsere Aufgabe.

Innere Lage der deutschen Politik.

Wenn man noch einmal aus lauteren Quellen die Geschichte Karls V. schriebe, so würde die großartige Wendung der Dinge, welche er am Ende seiner Tage erlebte, Verwunderung, Erstaunen und Mitleid erregen.

So groß war nach dem schmalkaldischen Kriege sein Beruf für Deutschland, so erhaben seine Stellung in der Welt; so mächtig sein Arm. Das günstige Geschick hatte ihm alle seine Kränze gewährt. Während England und Frankreich Krieg führten, hatte er Zeit, Deutschland zu ordnen und Italien, woran ihm so viel lag, in seinem Gehorsam zu befestigen.

Es ist merkwürdig, in welchen Zwiespalt er geräth, indem er in Deutschland, wenn nicht das Papstthum wiederherzustellen, doch eine demselben minder entgegengesetzte Glaubensform einzurichten sucht, und dagegen in Italien keinen gefährlichern Gegner als Papst Paul III., und nach dessen Tode, die farnesische Partei hat.

Wir beobachten, wie in Italien seine Diener und Anhänger, Don Fernando Gonzaga, Diego Mendoza und der Herzog von Florenz sich fortwährend bemühen, ihn zu entscheidenden Schritten zu vermögen, und ihn in Krieg zu verwickeln, wie sie aber in seiner Natur, die allen gewaltsamen Maaßregeln innerlich abgeneigt ist, einen unüberwindlichen Widerstand finden. [1]) Der Erfolg ist, daß man nichts durchsetzt noch ausführt und alles auf-

[1]) Ueber diese Zeit enthalten die florentinischen Depeschen, im mediceischen Archiv zu Florenz, und die Correspondenz des Mendoza, in der corsinischen Bibliothek zu Rom, sehr bemerkenswerthe unbekannte Daten.

möglich seyn, sie werde König Ferdinand nöthigen, von ihm abzufallen [1]. Eben dies geschah.

Während der langen zweifelhaften Unterhandlung, welche über diese Sache in der Familie des Kaisers gepflogen ward, schien es wohl zuweilen, als gebe Ferdinand nach; in der That aber hat er das nie gethan; sein geheimer Rath Hofmann, dessen verschollenes Andenken schon um dieses einen wichtigen Dienstes willen zu erneuern wäre, ward nie gewonnen; unerschütterlich war derjenige, auf welchen hiebei das meiste ankam: der Sohn Ferdinands, welcher nach ihm die Hoffnung auf das Reich hatte, König Maximilian. Schon seit dem Jahre 1548 suchten sie vielmehr geheimes Verständniß mit den deutschen Fürsten; durch den gemeinschaftlichen Haß gegen die ausländischen Rathgeber des Kaisers, gegen die spanischen Absichten, wie man es nannte, wurden sie allesammt vereinigt.

Ueber die großen Erfolge des Churfürsten von Sachsen als er nach der Donau wider den Kaiser aufbrach, darf man sich demnach nicht wundern. Seine Sache war die Sache beinahe sämmtlicher Fürsten: Ferdinand selbst war auf eine gewisse Art sein Verbündeter.

Es ist eine sehr unerwartete Wendung der Dinge.

Nicht allein Moritz war von Karl abgefallen; im Grunde waren alle die, welche bei Ingolstadt und Mühlberg mit dem Kaiser gewesen, jetzt wider denselben vereinigt.

Karl V. fühlte es wohl. Versuchte er doch bei denen Hülfe zu finden, welche er damals unterworfen! Eben der geborne Churfürst, den er früher beraubt hatte, war nunmehr in seinem Vertrauen. Die niedersächsischen Städte waren dessen getreueste Verbündete gewesen: so gut, wie ihn selbst suchte jetzt der kaiserliche

[1] Gundling Auszug Churbrandenburgischer Geschichten bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Herren Lampert Distelmeyers p. 124. Hieher gehörige Auszüge aus den Depeschen Marillac's in Fr. v. Raumers Briefen aus Paris I., S. 26.

man ertrug es: denn man sah das Ende davon ab. Schon war Ferdinand von Oestreich, der sich als ein deutscher Fürst erwies, römischer König. Wie sehr aber mußte man dann erschrecken, als Karl V. den Plan faßte, seinem Sohn Philipp, der in Spanien erzogen worden und von Spaniern umgeben in Deutschland ankam, die Anwartschaft auf die deutsche Thronfolge zu verschaffen. Eine Vereinigung, die man kaum noch für eine kurze Zeit ertragen zu können glaubte, wäre verewigt worden. Die Spanier hätten sich in Deutschland leicht so einheimisch gemacht, wie in Mailand oder in Brüssel. Was hätte erfolgen müssen, wenn nach dem Schlusse des tridentinischen Conciliums ein Philipp II. unser Vaterland regiert hätte!

Diese Gefahr, mehr noch als die Sorge um die gefangenen Fürsten, war es, was auch Deutschland in eine dumpfe Gährung, in erwartungsvolle Bewegung versetzte. Moritz sammelte seine Truppen bei Magdeburg, in glücklich verheimlichtem Einverständniß mit anderen deutschen Fürsten, bis daß er sähe, wie er sagte, wo die Winde hinweheten.

Bald waren sie günstig. Frankreich machte mit England Friede und trat mit der Opposition in Deutschland und Italien in Bund. Dann brachen die Stürme los. Er, der alte Sieger ward nun auch seinerseits übermannt und gebeugt.

Es war eine Schwachheit, daß er eine so widernatürliche Verbindung auch nach seinem Tode erhalten, daß er seinem ungeeigneten Sohne die Herrschaft auch über Deutschland verschaffen wollte: auch war es wol eine Ungerechtigkeit gegen das Haus seines Bruders. Schwer hat er dafür gebüßt. Niemand glaube, daß ihm seine Fehler ungestraft hingehen; die Nothwendigkeit der Dinge wird durch keine mildernden Umstände eingehalten.

Für uns ist das Merkwürdigste, wie sehr die Lage von Deutschland hiedurch verändert ward.

Der churbrandenburgische Canzler, Lambert Distelmeyer, stellte einmal seinem Fürsten vor, die Absicht des Kaisers werde den Deutschen

nöthig seyn, sie werde König Ferdinand nöthigen, von ihm abzufallen [1]). Eben dies geschah.

Während der langen zweifelhaften Unterhandlung, welche über diese Sache in der Familie des Kaisers gepflogen ward, schien es wohl zuweilen, als gebe Ferdinand nach; in der That aber hat er das nie gethan; sein geheimer Rath Hofmann, dessen verschollenes Andenken schon um dieses einen wichtigen Dienstes willen zu erneuern wäre, ward nie gewonnen; unerschütterlich war derjenige, auf welchen hiebei das meiste ankam: der Sohn Ferdinands, welcher nach ihm die Hoffnung auf das Reich hatte, König Maximilian. Schon seit dem Jahre 1548 suchten sie vielmehr geheimes Verständniß mit den deutschen Fürsten; durch den gemeinschaftlichen Haß gegen die ausländischen Rathgeber des Kaisers, gegen die spanischen Absichten, wie man es nannte, wurden sie allesammt vereinigt.

Ueber die großen Erfolge des Churfürsten von Sachsen als er nach der Donau wider den Kaiser aufbrach, darf man sich demnach nicht wundern. Seine Sache war die Sache beinahe sämmtlicher Fürsten: Ferdinand selbst war auf eine gewisse Art sein Verbündeter.

Es ist eine sehr unerwartete Wendung der Dinge.

Nicht allein Moritz war von Karl abgefallen; im Grunde waren alle die, welche bei Ingolstadt und Mühlberg mit dem Kaiser gewesen, jetzt wider denselben vereinigt.

Karl V. fühlte es wohl. Versuchte er doch bei denen Hülfe zu finden, welche er damals unterworfen! Eben der geborne Churfürst, den er früher beraubt hatte, war nunmehr in seinem Vertrauen. Die niedersächsischen Städte waren dessen getreueste Verbündete gewesen: so gut, wie ihn selbst suchte jetzt der kaiserliche

---

[1]) Gundling Auszug Churbrandenburgischer Geschichten bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Herrn Lampert Distelmeyers p. 124 Hieher gehörige Auszüge aus den Depeschen Marillac's in Fr. v. Raumers Briefen aus Paris I., S. 26.

Sie waren es, unter deren Auspicien — nachdem aller Einfluß des Kaisers aufgehört, nachdem die Agenten des Papstes sich entfernt hatten — der Reichstag zu Ende gebracht und der Friede, dessen man übereinkam, auch gehalten wurde [1]).

Nicht auf die Worte, noch auf ein paar Artikel einer Uebereinkunft kommt es in der Regel an; daran liegt es, daß die lebendigen Interessen in derselben zusammentreffen; daß die Menschen, welche sie schließen, sich wenigstens zu der Hauptsache einverstehn. Wie es damals die vorwaltenden deutschen Fürsten thaten. Es war die gemäßigte Partei des damaligen Deutschlands.

Persönliche Verhältnisse der deutschen Fürsten.

Es war Churfürst August von Sachsen, in jener Zeit der mächtigste und reichste Fürst von Deutschland. Wenn hauptsächlich sein Bruder Moritz die großen Erfolge erfochten hatte, so war er bestimmt sie zu genießen, sie auszubilden. In den letzten Jahren hatten sich die alten Parteiungen zwischen den sächsischen Häusern wieder erneuert. Daß Johann Friedrich zugleich Verbindungen in Böhmen hatte, machte ihn zum entschiedensten Feinde König Ferdinands. Eben darum war zwischen Moritz und Ferdinand ein natürlicher Bund, welchen denn August, der am Hofe des Königs erzogen worden, aufnahm und fortsetzte. August befolgte wie in dem Innern des Landes, das er zu guter Aufnahme brachte [2]), aber mächtig und rücksichtslos bewältigte, so in den

---

[1]) Vedendosi, wie Delfino sagt, il ser^{mo} re senza ministro alcuno della sede apostolica.

[2]) Obwol nicht daran zu denken ist, daß er und zwar nach den mäßigsten sächsischen Berechnungen 7 Millionen Thaler Einkünfte gehabt hätte. In unsern venezianischen Berichten finden wir, daß sein Einkommen sich bei seiner Erhebung auf 500,000 Thaler belaufen haben möge. Bei seinem Tode gab man es im Lande auf 2 Millionen an. Nach Jacopo Soranzo (lettera delle cose di Sassonia. Di Praga 14.

seinem Bruder gänzlich überlasse [1]). Er überließ ihm Verhandlung und Abschluß, wie seine Urkunde sich ausdrückt, „ohne Hinterbringen." Es war auch dies eine Art von Abdankung.

Hierauf erst wurden die deutschen Geschäfte aus den Händen der ausländischen Räthe, vornehmlich Granvella's, dem man sogar beschuldigt, er habe aus Mißvergnügen eine Menge deutscher Papiere an sich behalten, völlig abgelöst; worauf man schon in Passau gedrungen, daß der kaiserliche Hofrath mit einheimischen Räthen unter einem einheimischen Präsidenten besetzt werde, es ward nunmehr ins Werk gesetzt.

Von dem Verhältniß zu Frankreich hatte man sich abgewendet, so wie man die eigennützigen Absichten der angeblichen Befreier wahrgenommen. Deutsch, wie der Rheingraf sich ausdrückte, blieb noch einmal deutsch.

Es ist wol zu bemerken, daß hiedurch jene Fürsten und Stände, welche anfangs wider den Kaiser und darauf, öffentlich oder insgeheim, mehr oder minder entschieden für ihn gewesen waren, zum zweiten Male besiegt wurden. Diejenigen, welche Anfangs entweder mit ihm oder doch nicht gegen ihn waren, welche darnach an dem Widerstande mehr oder minder Theil genommen, blieben die Sieger. Sie behielten im Reiche die Oberhand.

---

[1]) Delfino Informatione enthält dies wörtlich. „Responde S: M., che alle cose di Germania non puo attendere per la malattia e negozj della guerra della Francia e rimettendo il tutto al serᵐᵒ re cominciò allora come mi fu dopo affermato a parlare di volersi ritirare in Ispagna et lasciare l'impero." An einer andern Stelle „L'Imperatore scrisse l'anno del 55 al serᵐᵒ Ferdinando ch'egli non voleva saper piu cosa nè di diete nè di altri negoci di Germania e che intendeva rinunziare quel carico. Der König bittet ihn, es nicht zu thun; weil er einsehe „che all imperio era gran freno solo il nome di Carlo V. — — Jedoch „l'imperatore scrisse assolutamente di voler cosi, tanto piu, che pensava di lasciar ogni cura mondana." Hiernach wäre die Abdankung schon 1555, wesentlich vollzogen gewesen: es hätte nur die Förmlichkeit gefehlt.

Sie waren es, unter deren Auspicien — nachdem aller Einfluß des Kaisers aufgehört, nachdem die Agenten des Papstes sich entfernt hatten — der Reichstag zu Ende gebracht und der Friede, dessen man übereinkam, auch gehalten wurde [1]).

Nicht auf die Worte, noch auf ein paar Artikel einer Uebereinkunft kommt es in der Regel an; daran liegt es, daß die lebendigen Interessen in derselben zusammentreffen; daß die Menschen, welche sie schließen, sich wenigstens zu der Hauptsache einverstehn. Wie es damals die vorwaltenden deutschen Fürsten thaten. Es war die gemäßigte Partei des damaligen Deutschlands.

Persönliche Verhältnisse der deutschen Fürsten.

Es war Churfürst August von Sachsen, in jener Zeit der mächtigste und reichste Fürst von Deutschland. Wenn hauptsächlich sein Bruder Moritz die großen Erfolge erfochten hatte, so war er bestimmt sie zu genießen, sie auszubilden. In den letzten Jahren hatten sich die alten Parteiungen zwischen den sächsischen Häusern wieder erneuert. Daß Johann Friedrich zugleich Verbindungen in Böhmen hatte, machte ihn zum entschiedensten Feinde König Ferdinands. Eben darum war zwischen Moritz und Ferdinand ein natürlicher Bund, welchen denn August, der am Hofe des Königs erzogen worden, aufnahm und fortsetzte. August befolgte wie in dem Innern des Landes, das er zu guter Aufnahme brachte [2]), aber mächtig und rücksichtslos bewältigte, so in den

[1]) Vedendosi, wie Delfino sagt, il ser^mo re senza ministro alcuno della sede apostolica.

[2]) Obwol nicht daran zu denken ist, daß er und zwar nach den mäßigsten sächsischen Berechnungen 7 Millionen Thaler Einkünfte gehabt hätte. In unsern venezianischen Berichten finden wir, daß sein Einkommen sich bei seiner Erhebung auf 500,000 Thaler belaufen haben möge. Bei seinem Tode gab man es im Lande auf 2 Millionen an. Nach Jacopo Soranzo (lettera delle cose di Sassonia. Di Praga 14.

Sachen des Reiches eine entschlossene Politik. Er sagte selbst „was er sich in Sinn gesetzt, das müsse also fort." Es bezeichnet ihn, daß er noch in dem vierzigsten Jahre Latein lernte, um ein rechter Churfürst zu seyn, wie es die goldne Bulle gefordert. In den Reichsversammlungen zeigte er jene persönliche Ueberlegenheit, die damals, wo die wichtigsten Geschäfte durch mündliche Unterhandlungen ausgemacht wurden, von so großer Bedeutung war. Er hatte Beredsamkeit und Würde. Vor allen deutschen Reichsfürsten suchten ihn die auswärtigen Gesandtschaften von Toscana und Venedig, von Frankreich und England, von Polen und Dänemark auf.

Ganz eine andere Natur war Joachim II. von Brandenburg; gutmüthig, prächtig, freigebig; ein Fürst, welcher lebte und leben ließ. Seine Politik war, die Reformation ohne Ungestüm, durch allmählige Aenderungen, ohne viel Streitigkeiten mit Kaiser und Reich, ins Werk zu richten. Mitten in den Stürmen, in denen die andern deutschen Staaten erbebten oder unterlagen, wußte er seine Mark bei dem ungestörten Frieden zu behaupten, dessen sie so sehr bedurfte; niemals hatte sie früher einen so glücklichen Fortgang des Wohlstandes und der Handlung, oder so ausgezeichnete Gelehrte, oder so mannigfaltige Regsamkeit in den Gewerben gehabt. Einen Schatz freilich sammelte Joachim nicht,

Oct. 1580. MS. Roma Bibl. Barberina) blieben die Unparteiischen bei 1,500000 stehn. Dennoch eine ungeheure Summe, ein außerordentlicher Anwachs. Er beruhte allerdings, und wir werden sehen, wie sehr, auf dem Ertrage der Bergwerke; jedoch auch auf streng eingetriebenen Steuern. Die Tranksteuer ertrug 400,000 Thlr. Ich kann nicht finden, daß diese Auflagen nothwendig, noch daß sie besonders nützlich gewesen wären. Der Churfürst sammelte unglaubliche Schätze. „Resta l'erario, sagt J. Soranzo, tenuto in una gran sala, dove fui introdotto e lo viddi in bote casse e sacchi; affermano coloro per la somma di 30 milioni di taleri ma mi riporto alla verita, che mi par molto a persuadermi, che possino ascendere a 20 milioni; ma arrivando anco nur) a questa somma mi par assai perchè non vi deve esser in Christianità principe, che vi si possa metter al paragone.

wie August; er hinterließ beträchtliche Schulden. Mochte indeß sein Bruder, Markgraf Hans zu Cüstrin, die kleine Landschaft die ihm zugefallen, mit der Wirthschaftlichkeit regieren, die etwas für künftige Zeiten erübrigt. Er, der Churfürst, hatte nicht dies Talent. Auch muß man bekennen: Sparsamkeit hätte ihm niemals die Landschaften ausgebreitet, noch seinem Sohne Magdeburg verschafft, noch die Anwartschaft auf Preußen erworben; hätte er Geld sammeln wollen, so würde er nie den mächtigen Einfluß gehabt haben, den er im Reiche ausübte [1]). Immer hatte er sich näher an das albertinische, als an das ernestinische Sachsen gehalten. Wie er am Hofe Maximilians I. erzogen worden, so war er mit den Nachkommen desselben, vor allem mit Ferdinand, in gutem Vernehmen und Vertrauen. Sie nannten ihn an diesem Hofe ihren Vater; er war es ihnen.

Sachsen und Brandenburg, vereinigt wie sie unter diesen Fürsten und ihren Nachfolgern waren, hatten ein überwiegendes Ansehen in dem Reiche, vornehmlich in dem nördlichen Theil desselben. Mit Philipp von Hessen und seinem Sohne erneuerten sie die alte Erbverbrüderung. Dem Herzoge von Pommern ward in Gegenwart brandenburgischer Gesandten gehuldigt. Julius von Braunschweig hatte in seinen jungen Jahren eine Zuflucht in Berlin gefunden, und regierte nach den Rathschlägen Joachims II.

Schwieriger schien die Lage der Dinge im obern Deutschland. Wenigstens hatte der Kaiser, wie wir sahen, sich der alten Mißhelligkeiten zwischen Würtemberg und König Ferdinand, diesem zum Nachtheil, zu bedienen gedacht. Allein es gelang ihm nicht. In das Heidelberger Bündniß, dessen oberster Hauptmann eben

---

[1]) Eine reiche Sammlung von Notizen über Joachim II. und seine Zeit enthalten Nic. Leutingeri de Marchia ejusque statu Joachimo I et Joachimo II principibus electoribus commentarii. S. u. a. XVIII, p. 632. Er spricht auch von den benachbarten Fürsten mit Einsicht. Mit vielem Sinn für das, was wissenswürdig ist, sammelte Möhsen: Geschichte der Mark Brandenburg; u. a. §. 50.

der Herzog Christoph von Würtemberg war, trat zu Heilbronn auch König Ferdinand. Ich finde die Nachricht, daß dieser Bund insgeheim eine Tendenz eher gegen den Kaiser eingeschlossen habe, als für ihn [1]). Nun ist es wahr, daß derselbe als er abgelaufen, nicht wieder erneuert ward. Es gab aber etwas, was ihn wohl ersetzen konnte. Ich meine das schöne persönliche Verhältniß zwischen Christoph und Maximilian, das sich seitdem immer freier und edler entwickelte. Es mag nicht so romantisch seyn, wie man es hat finden wollen, aber es ist, wie es sich bei Männern geziemt, verständig und herzlich. Sie begnügen sich wahrhaftig nicht, einer den andern mit dem Wein seines Landes oder mit den Bedürfnissen der Herbstjagd zu erfreuen. Ueber die wichtigsten Geschäfte des Staats und der Kirche pflegen sie vertraulicher Berathung. Einer ermahnt den andern, Christoph den König, bei der wahren ungezweifelten Religion auszuhalten, zu noch mehrerer Ausbreitung des göttlichen Wortes und Namens beizutragen; Maximilian den Herzog, auf die Einigkeit der lutherischen Kirche Bedacht zu nehmen, den nach-

[1]) Von diesem heilbronner Bund hat, so viel ich weiß, nur Sattler: Geschichte der Herzoge von Würtemberg IV. p. 58 eine Notiz, allein eine sehr dürftige. Etwas ausführlicher, obwohl schwerlich ganz genau, ist die Relation Soriano's von 1554. L'altra (lega) che fu conclusa in Hailprun terra di Franconia, nella quale il ser^mo^ re de Romani, li conti Palatini, duchi di Baviera, de Vertimberg e di Cleves, l'arcivescovo di Salispurg et alcuni altri principi sono obligati con un certo numero di forze alla difesa e conservatione l'uno dell' altro contra quoscunque. La conclusione della quale dieta non ho potuto vedere, perche il ser^mo^ re de Romani non ha voluto che sii publicata e la causa come intesi, fu perchè S. M. non è nominata come principal contraente, ma come aggiunto; e mi disse il s^mo^ re di Bohemia che S. M. fu accettata in quella lega accioche non paresse che S. M. trattasse alcuna cosa contra l'imperatore, ma ch'anco contra S. M. Cesarea sarebbe quella lega, quando ella tentasse di voler molestar i confederati in qualche cosa li quali hanno da stare con le sue forze deputate all'ordine.

theiligen Gerüchten, die sich über die Absichten des Kaisers ausgebreitet, keinen Glauben zu schenken. Ihre Politik traf wie ihre Gesinnung von verschiedenen Seiten her zusammen. Wie sie einander denn wiederholt versichern, Maximilian, daß er seinem Freunde im Großen und Kleinen von Grunde des Herzens gern willfahre, Christoph dagegen, daß ihn der König immer voll geneigten, dienstlichen Willens finden solle; so halten sie ungeirrt von den allgemeinen Zwistigkeiten, die ihnen so nahe kamen, treulich bis zum Tode bei einander aus [1]). Wie schön beklagt dann Maximilian den Herzog, den hochverständigen, vernünftigen Friedefürsten, dessen er und das gesammte Vaterland zu gemeiner Wohlfahrt freilich länger bedurft hätten. Gewiß es war ein Vortheil, Christoph gewonnen zu haben. Er war einfach und thätig, bieder und entschlossen, er hatte das glückliche Talent seine Absichten hinauszuführen, er war was man damals mit dem passenden Worte „ausrichtig" bezeichnete. Mit den Landgrafen von Hessen, deren Hause er die Wiedereroberung seines Landes zu danken hatte, mit den Pfalzgrafen hielt er vertrauliche Nachbarschaft. Er hatte auf dieselben großen Einfluß. Daß der Churfürst von der Pfalz zu der Wahl Maximilians, gegen welche er sich lange sträubte, endlich doch seine Stimme gab, dankte man am kaiserlichen Hofe vornehmlich dem Herzog Christoph [2]).

Nicht minder nützlich war es für den Kaiser, daß zwei so

---

[1]) Der Briefwechsel geht von 1554 bis 1568, ungefähr von der Zeit des heilbronner Bundes bis zum Tode Christophs. Man ist dem Andenken Gemmingens und Lebrets allen Dank schuldig, daß sie ihn vollständig bekannt gemacht haben. Lebrets Magazin zum Gebrauch der Kirchen- und Staatengeschichte Bd. IX.

[2]) Die Unterhandlungen, die dieser Wahl vorangingen, zusammengestellt von Veit Stoß, und von Moser in der Beilage zu Franz I. Wahlcapitulation herausgegeben, sind für die Kenntniß der innern Verhältnisse der Reichsfürsten von vielem Werth. Häberlin, neueste deutsche Reichsgesch. IV. 467—636 hat davon einen weitläufigen Auszug.

mächtige Reichsfürsten, deren Vorfahren so oft die Opposition wider Oestreich gehalten, die Herzöge von Cleve und von Baiern, seine Schwiegersöhne waren, und mit ihm in gutem Vernehmen blieben [1]). Wie man in Albrecht von Baiern schon an Kaiser Karls Hofe einen besondern Widerwillen gegen die Spanier wahrgenommen, — er versäumte sogar, sie auf ihren Gruß wieder zu grüßen, — so schloß er sich enger an das Interesse der deutschen Linie. Bei der Wahl Maximilians übernahm er das Amt eines kaiserlichen Commissarius und versprach Gut und Blut bei demselben aufzusetzen. Als der heidelbergisch-heilbronnische Verein zu Ende ging, wurde hauptsächlich durch ihn ein anderer zu Landsberg zu Stande gebracht. Die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg, die Städte Augsburg und Nürnberg sammelten sich in demselben um ihn; auch der Kaiser stand darin, und erhielt dadurch einen besondern Einfluß auf bairische und fränkische Lande.

So breitete sich die Obergewalt des Kaisers in verschiedenen Kreisen, deren jeder wieder seinen Mittelpunct hatte, über Deutschland aus. Es machte wenig Unterschied, ob ein Fürst katholisch oder protestantisch war. Sie glaubten einander nicht entbehren zu können. Durch die Bestätigung des Kaisers wurden die Maaßregeln der protestantischen Fürsten vollkommen gesetzlich: aber auch er sah es gern, wenn die Gesandten von Brandenburg und Sachsen auf seinem ungarischen Reichstage oder bei der Huldigung in Böhmen erschienen. Es war ein freiwilliges Zusammentreten der vorwaltenden Fürsten, auf welchem Ordnung und Sicherheit mehr beruhten, als auf aller Uebereinkunft.

---

[1]) Soriano. Il duca di Baviera et il duca di Cleves tutti due sui generi mostrauo verso S. M. segni d'amore e di riverenza.

Ferdinand I.

Bei so persönlichen Verhältnissen ist es besonders bedeutend, wie gut sich Ferdinand in die deutsche Art und die deutsche Sitte schicken lernte; niemals hätte man dies erwarten sollen.

In Spanien war er geboren, und nicht ohne Hoffnung auf den Thron, eben darum aber ausdrücklich zu der Sitte des Landes auferzogen worden. Bei seiner melancholischen Mutter, seinem ernsten Großvater, dem katholischen Ferdinand, war er aufgewachsen. Der sah ihn einst zu Burgos an der Seite des gelehrten, entschlossenen, kriegerischen Cardinals Ximenes auf und abgehn, und pries ihn glücklich in dieser Gesellschaft [1]). Welche Gesellschaft für einen Prinzen, der doch nichts als ein kleines deutsches Land, das damalige Oestreich, zu erwarten hatte.

Es ging freilich anders als man hätte vermuthen sollen. Die Mutter in sich versunken, der Welt entfremdet, der alte Ferdinand mit der nemlichen Welt auf das lebhafteste beschäftigt, hatten nur eben ihre Freude an dem artigen, blondhaarigen, muntern Knaben, ohne ihm besondere Sorgfalt widmen zu können; sie ließen ihm Raum, ungehindert den Keim seiner Natur zu entwickeln.

Indessen konnte sich Ferdinand, als nun Karl den Thron von Spanien wirklich eingenommen, und ihm Oestreich überlassen hatte, anfangs in Deutschland nicht gefallen. Er lernte die Sprache nur langsam. Wenn er, blaß und mager, wie er war, nicht eben schön, fest zu Pferd, zu Turnier und Jagd ritt, hatte er ein sehr ausländisches Ansehen; er galt für stolz und ehrsüchtig. Er hatte einen Spanier zu seinem vertrautesten Rathgeber. Die östreichischen Landschaften, die nach dem Tode Maximilians

---

[1]) Breve relacion del Infante Don Fernando, hermano del Emperador; aus Fray Alvaro Osorio de Moscoso bei Sandoval Vida y hechos del Emperador Carlos V. lib. I. §. 64.

nicht ohne Gährung in die Hände seiner Enkel übergegangen, waren um so weniger zufrieden, da Ferdinand mehr als die gewöhnlichen Auflagen forderte, und die verpfändeten Güter einzulösen suchte. Wie gesagt, auch er gefiel sich nicht da. Es wäre ihm zuweilen lieber gewesen, wenn ihm sein Bruder das erst so eben eroberte Mailand überlassen hätte, so unsicher der Besitz desselben auch noch war. Ich finde, er habe sich einmal bereit erklärt, Oestreich dafür abzutreten.

Aber bald ergriff ihn die Entwickelung der Dinge, in deren Mitte er gekommen.

Die Schlacht bei Mohacz brachte ihm die Nachfolge in Böhmen und Ungarn, aber zugleich den Kampf mit den Osmanen. Nach wenigen Jahren suchte ihn dieser Feind vor Wien auf.

In Deutschland ward er in Abwesenheit seines Bruders als römischer König auch der gesetzliche Stellvertreter desselben; wie sehr nahmen ihn dann die innern Bewegungen unsers Vaterlandes in Anspruch!

Diese großen Weltverhältnisse gaben fortan seinem Leben den Inhalt. Sie machten seiner Unruhe ein Ende, sie wiesen seine Thätigkeit in ihre bestimmte Bahn.

Jede Eifersucht, jeder Zwist mit dem Bruder war nunmehr beigelegt. Man fand zwischen ihnen jene enge Vereinigung der ursprünglichen Gesinnung, jene unvorbereitete ungezwungene Uebereinstimmung, welche das Siegel einer mehr als zufälligen, einer innerlichen Brüderlichkeit ist. Man glaubte, sie würden ihr Leben lang niemals wieder verschiedener Meinung seyn. Der Kaiser hatte als der ältere, begabtere, mächtigere wie natürlich den Vortritt. Der König verehrte Karln als seinen Kaiser und Herrn; er sah dessen Willen als sein Gesetz an.

Dabei waren sie doch von sehr verschiedenem Temperament und äußerlich einander ganz entgegengesetzt. Der Kaiser war, wie man weiß, phlegmatisch, langsam, ernsthaft mit Jedermann,

streng und stille. Auf dem Reichstag von 1548 wunderte man sich, daß er so viel Sänger und Musiker besolde und niemals Musik habe. Wie ganz anders drüben bei König Ferdinand, bei welchem täglich große Tafel war, täglich Musik und alle Kurzweil, die dies Jahrhundert kannte. Ferdinand war heftig und rasch, jedoch voll Gutmüthigkeit und jener Offenheit, welche die Herzen gewinnt. Er sprach viel, mit Jedermann, von jedem Gegenstand. Er war freigebig und liebte die Pracht. Allmählig hatte er sich den deutschen Sitten vollkommen bequemt, und wußte mit den deutschen Fürsten, als einer aus ihrer Mitte, wie sie wünschten, zu leben. Wie diese, überließ er einen großen Theil der Geschäfte seinen Dienern und Räthen; wie diese, liebte er im Ganzen den Frieden und bequemte sich nach den Umständen. Wie das Volk es gern hat, war er gnädig in Strafen, nachgiebig im Gespräch, überaus leutselig und hausväterlich anspruchslos im Umgang [1]).

Nicht als ob er in der Bewegung seiner männlichen Jahre, wo er alle seine Fähigkeiten entwickelte, von der Härte und Schärfe, die er wohl anfangs gezeigt, völlig frei gewesen wäre. Wenn er beleidigt ward, sah man den alten Menschen in ihm aufwachen: man sagt, er habe es nie vergessen, wenn man einmal seiner Ehre zu nahe getreten war. Gegen Johann Friedrich, von dem er behauptete, er habe ihm nach der Krone Böhmen gestanden, that er, was er nie gethan, er ging selber wider ihn zu Felde; er setzte unter den ersten bei Mühlberg über die Elbe. Den Gefangenen redete er mit einer Heftigkeit an, die unter diesen Um-

[1]) Niccolo Theupulo (Tiepolo) Rel^{ne} di Germania 1533. MS. enthalten in der Chronik von Sanuto. Di complexione e costumi quasi in tutto diversi; ambi savii, prudenti e molto intelligenti di tutte le cose: ma l'imperatore piu riservato, piu considerato e piu grave; — questo piu pronto, piu efficace e piu espedito; — — — in vero principe di molto spirito, ambitioso di honore, desideroso di esser risguardato.

ständen an Grausamkeit grenzt. Mit Zapolya zögerte er auch unter den gefährlichsten Umständen, wie man behauptet, darum so sehr, sich in einen Vertrag einzulassen, weil es ihn beleidigte, daß ein Privatmann mit ihm um eine Krone stritt [1]). Die Böhmen bekamen seinen Unwillen zu fühlen.

Wenn es merkwürdig war, wie von den beiden Brüdern derjenige, der in den Niederlanden erwachsen, sich allmählig von unsern Sitten immer mehr entfernte, der in Spanien erzogene dagegen sich dieselben vollkommen aneignete [2]), so hatte dies, wie wir wissen, auch seine politische Beziehung und Folge.

Als Karl das Reich an seinen Sohn zu bringen dachte, traten doch die alten Zwistigkeiten zwischen den Brüdern wieder hervor. Ueber die würtembergischen Ansprüche kam es sogar zu scharfen und hitzigen Worten.

Um so enger schloß sich Ferdinand an die Deutschen an, deren Unzufriedenheit mit dem Kaiser die Sache der Nachfolge zu seinen Gunsten entschied. Gegen den Papst, welcher Schwierig-

---

[1]) Soriano: riputandosi ad ingiuria ch'una persona privata havesse avuto ardire di contendere seco per un regno che per molte ragioni, antiche e nuove, doveva pervenire a lui e fu chi senti allora S. M. che disse che voleva piu tosto spendere tutti gli altri suoi regni, che sopportare che colui regnasse.

[2]) Den Italienern schien es doch zuweilen etwas zu viel. Relne delli Ambri estraordrii Veneti Zuanne Capello e Bernardino Navagier all impr Ferdinando. 1558. MS in meinem Besitz. Non è S. M. molto cerimoniosa ma molto umile e libera, talche per la sua humilta è poco temuta et obbedita; non veste pomposamente; va levandosi la mattina dal letto, s'introduce ogn'uno nella camera et ivi comparisce allacciandosi le calze, con un scuffiato di tela in testa, onde a ogn'uno responde e parla con ogn'uno, e quando noi eravamo nella camera di S. M. parlando con Lei e stando S. M. e noi in piedi, due o tre volte si parti da noi, lasciandoci e ritornando solo per parlare con questo e con quello con poca dignità e riputatione sua.

keiten wider eben dieselbe erhob, sah er sogar in dem Protestantismus eine Stütze.

Es gelang ihm, das volle Vertrauen der Deutschen zu erwerben. Sie fanden es rühmlich, daß er sich den ausländischen Räthen Karls V. so standhaft widersetzt, daß er, wie Schwendi sagt, den passauer Vertrag, den augsburger Frieden durch sein emsiges, treuherziges und väterliches Zuthun zu Stande gebracht hatte. Er verwarf einmal die Forderungen der Geistlichen; er gab ein ander Mal den Protestanten Unrecht; nicht aus Willkür, wie man sah, sondern um der Sache willen und unparteiisch; beide Theile nahmen es gut auf [1]), sie sahen seinen aufrichtigen Willen, sein gleichmäßiges Wohlwollen.

Er war katholisch; doch was er in Deutschland dulden mußte, bequemte er sich, wenn auch noch minder entschlossen, in seinen Landschaften zu ertragen [2]). An seinem Hofe, in seinem Hause selbst hatte er Lutherische; er schien es nicht zu bemerken. Es war ihm genug, wenn man von reinen Sitten und unbescholtenem Wandel war: darüber aber hielt er. Hiernach richtete sich denn sein Hof; selbst die fremden Gesandten richteten sich hiernach, weil sie nur auf diese Art jenen Einfluß zu erlangen hoffen durften, welcher sich von persönlicher Uebereinstimmung nicht trennen läßt [3]).

---

[1]) Schwendi: Von Regierung §. 53.

[2]) Relne di Micheli 1564. Ferdinando, cattolico come si sa, sopra tutti gli altri principi non ha comportato che sia dato fastidio alli protestanti, ma ha lasciato vivere ciascuno nel senso suo non dico tanto nella Germania, quanto nelli proprii suoi stati, anzi che pareva piu strano nella propria sua casa, nella quale ciascuno vivvea al modo suo, e facea vista di non vedere.

[3]) Michael Soriano. Quelli sono amati che hanno i costumi conformi alla M.S. la quale stima sopr' ogni altra cosa la religione la modestia e la bontà della vita e di queste parti ne fanno gran professione li suoi conseglieri e tutti quelli che li sono piu cari. Onde niuna cosa può fargli un Ambasciatore piu grata che questi

Mit Vergnügen betrachten wir ältere Männer, von denen sich alles was in frühern Jahren leidenschaftlich oder gewaltsam oder hart in ihnen erschien nach und nach ablöset, so daß der ursprüngliche Grund einer guten und reinen Natur sich immer unverhüllter darstellt. So war es in Ferdinand. So fanden ihn die Gesandten der fremden Mächte. „Er sterbe denn, wenn er wolle," sagt Micheli, der ihn im Jahre 1564 während seiner letzten Krankheit verließ, „sein Tod muß Jedermann betrüben. In ihm wird einer von den besten Fürsten sterben, die unsre Zeit gehabt hat, ein Fürst durch Natur und Wahl friedfertig. Sein unbescholtener Lebenswandel, seine unablässige Gottesfurcht, vor allen seine Gutmüthigkeit und Leutseligkeit machen ihn würdig für einen Heiligen gehalten zu werden." So fanden ihn die Einheimischen. Schwendi nennt ihn „den löblichen heiligen Kaiser und Vater des Vaterlandes."

Solcher Natur und solcher Gesinnung war dieser unser Kaiser und waren die andern Häupter unsers Vaterlandes. Es war eine ausgezeichnete Generation von Fürsten. Forscht man nach, so wird man finden, daß die meisten von ihnen ihren Ländern die Verfassung gegeben haben, die sich bis nahe an die neueste Zeit heran erhalten hat. Die Bewegung der Reformation, die Verbindung weltlicher und geistlicher Geschäfte, die erst von ihnen feste Gestalt erhalten sollten, hatten allen ihren Geisteskräften ungewohnte Anregung gegeben; eine so großartige Wirksamkeit hatte sie gereift. Durch Glückeswechsel und Erfahrung hatten sie ihre Meinungen und Bestrebungen mäßigen gelernt. Sie waren kräftig und entschlossen, verständig und friedfertig; durch die großen Interessen des Vaterlandes waren sie vereinigt.

---

costumi, costumi propri da buon christiano e di vita civile e d'huom veramente di republica et all' incontro questi, che hanno costumi diversi o contrarii a questi, sono reputati leggieri e scandalosi e sono poco amati dal ser^mo re e poco stimati dalla corte.

Zustand des Landes.

Wie aber? Vergäßen wir hierbei die Nation?

Man wird uns einwenden, daß eine politische Vereinigung der Fürsten wenig helfen konnte, so lange eine innere Feindseligkeit in dem Volke bestand, so lange sich eine katholische und eine protestantische Bevölkerung befehdeten, und die Elemente des Lebens einer Versöhnung entgegen waren.

Gewiß so ist es; auch uns scheint es unleugbar; aber wir gehen noch einen Schritt weiter, und behaupten, daß eine solche Vereinigung gar nicht einmal hätte Statt finden können, wofern man nicht in der Nation bis auf einen gewissen Punct einig, wofern nicht der Streit auch in den untern Kreisen, ich will nicht sagen geschlichtet, doch bis zu einer überwiegenden Richtung der allgemeinen Gesinnung vorgerückt gewesen wäre.

Ich finde nicht anders, als daß die gereinigte Lehre um die Jahre 1560, 70 eine entschiedene Uebermacht in Deutschland erlangt hatte.

Man weiß, wie sie Obersachsen und Niedersachsen, so zu sagen, vollkommen beherrschte, in Franken an den Bisthümern einen wahrhaft schwachen Widerstand fand, und sich ihnen zum Trotz in ihrem Gebiete festsetzte; wie sie von Adel und Städten in Schwaben von Anfang an willkommen geheißen und angenommen ward. Allein auch in Baiern und Oestreich, am Rhein und in Westphalen hatte sie die größten Fortschritte gemacht. In Baiern mußte ihr — wir werden darauf zurückkommen — Albrecht V. bedeutende Verwilligungen zugestehen; es ist merkwürdig, daß er selber, der späterhin so gut katholisch war, im Jahre 1561 den Predigten des evangelischen Pfarrers Pfauser zu Neuburg, freiwillig, mit seinem ganzen Hofe beigewohnt hat [1]. Noch um das Jahr 1570 war, wie der Herzog selbst

[1] Sitzinger bei Strobel: Leben von J. Seb. Pfauser, Beiträge zur Literatur Band I. p. 313.

dem Papst meldete, ein großer Theil seines Adels der neuen Meinung so völlig zugethan, daß er lieber ohne Sacrament und Gottesdienst leben, als zum alten Ritus zurückkehren wollte [1].

In Salzburg forderten im Jahre 1563 vier Gerichte auf einmal die Erlaubniß des Kelches; der Erzbischof erklärte dem Concil, keine menschliche Gewalt würde sie vermögen, davon abzustehn. Wie lang erhielten sich hier lutherische Gemeinden im Verborgenen [2].

In Oestreich hatte man das Lutherthum mit besonderm Eifer ergriffen. Der Adel besuchte die protestantischen Universitäten; in Wittenberg finden wir in kurzer Zeit drei junge Leute aus dem östreichischen Herrenstand, nach damaliger Sitte, zu dem Rectorat gewählt. Die ersten Jesuiterschulen wurden wieder aufgehoben, weil kein Einheimischer dahin zu bringen war, ihren Unterricht zu benutzen. Von dem Adel eingeführt, von der Regierung geduldet, wenn nicht begünstigt, erfüllten lutherische Prediger beide Oestreich und die steiermärkischen Landschaften [3].

Schwendi versichert um 1570, der Adel im Reiche sey fast durchgehend, sowol unter katholischer als unter lutherischer Obrigkeit der geänderten Religion zugethan; wenn ja irgendwo nicht öffentlich, doch gewiß insgeheim [4].

Die Domherren, fügt er hinzu, seyen entweder des nemlichen Glaubens, oder kalt und gleichgültig. Man erhalte kein Kloster länger, man stifte keine Messe mehr. Jener Bericht des Herzogs von Baiern kann den Zustand der Geistlichkeit nicht ver-

---

[1]) Relatio de infelici statu Bavariae ad Pium V. MS. Archivio Vatic. nr. 3221. p. 418. Copie in der Biblioteca Vallicelliana zu Rom. K. 20. p. 175. „Noverit Sanctitas Vra Magnam Bavariae nobilitatis partem haeresi infectam esse et malle sine sacramentis et religione vivere, quam se ad fidei catholicae unitatem recipere.“

[2]) Göcking Emigrationsgeschichte der Salzburger p. 86.

[3]) Raupach Evangelisches Oesterreich. 1, 58. u. a. St.

[4]) Schwendi. Von Regierung des Röm. Reichs. §. 38—43.

fallen genug schildern. Die Mönche hatten die Klöster verlassen; wenn sie Pfarrer geworden, so hatten sie nicht versäumt, Weiber zu nehmen [1]). In ganz Deutschland, behauptet Staphylus, sey unter hundert Priestern kaum ein einziger unverheirathet [2]). In Münster unter andern gab es lauter verheirathete Geistliche, und man erlebte das seltsame Beispiel von Dompröbstinnen.

Wer hätte da das Volk etwa wider seinen Willen bei dem alten Glauben zurück zu halten vermocht! Der gemeine Mann wollte von diesen Cerimonien nichts mehr wissen: er verließ die Kirche, sobald die Predigt aus war; konnte er diese nicht nach seiner Neigung haben, so las er zu Hause evangelische Predigten, oder hörte deren von seines gleichen an. Eben darum fand man keine Leute mehr für die Klöster. Lehren, wie vom Fegefeuer, konnte man nicht mehr durchbringen; Functionen, wie die Wallfahrten, konnte man nicht länger in Uebung erhalten.

Und selbst unter den Gewalthabern, die noch katholisch geblieben, war die Ehrfurcht vor Rom vollkommen verfallen. Wie oft spottete selbst König Ferdinand über die Curie und ihre vergeblichen Reformen. Vormals, sagt der Reichsvicecanzler Seld, ward der römische Stuhl beinahe angebetet: jetzt wird er verachtet; vormals fürchtete man den päpstlichen Bann mehr als den Tod, jetzt lacht man desselben. „Das römische Leben und Wesen ist jetzt in der ganzen Welt so wohl bekannt, daß beinahe jedermann, er sey wer er wolle, der alten oder neuen Religion, davor Abscheu hat [3]).“

---

[1]) Relatio de infelici statu Bav. „monachi quam plurimum in parochiis extra monasteria degunt, concubinas sicut et reliqui clerici fovent et liberos procreant, potationibus addicti et ignorantes. In diversis Bavariae locis multa sunt beneficia, quae nemini conferuntur nec a multis annis collata fuere.“

[2]) Schreiben von Staphylus in Strobels Beiträgen zur Literatur I. p. 265.

[3]) Consilium oder Bedenken an Kaiser Ferdinanden, u. s. w., von Seld: p. 9.

Eben dieser große und ungetheilte Abfall der Nation von dem Papstthum tritt in den Berichten der Ausländer hervor.

„Fürsten und Völker von Deutschland, sagt Soriano 1554, sind beinahe sammt und sonders von Ketzereien angesteckt. Die römische Kirche hat wenig Autorität und verliert dieselbe täglich mehr.“

Tiepolo findet 1557 die Protestanten muthig, die Katholiken lau und unentschlossen. „Hätte ich ein Urtheil zu fällen, sagt er, so würde ich glauben, daß dieses Land in kurzem der römischen Kirche völlig entfremdet seyn werde.“

Eben damals war Badoero beim Kaiser. Die Beschreibung, die er von Deutschland macht, zeigt wenigstens, daß er sich Mühe gegeben hatte, es kennen zu lernen. Er findet, daß von den Deutschen sieben Zehntheile dem Lutherthum zugethan, und ein einziger Zehntheil katholisch geblieben; die beiden übrigen seyen andern Secten beigefallen [1]).

Auf diesem entschiedenen Uebergewicht der Unkatholischen beruhete der damalige Zustand von Deutschland, seine politische Haltung und sein innerer Friede.

Keineswegest war es so gerade hin, so durchaus wie nachher in ein katholisches und ein protestantisches zerfallen. Beide Theile wohnten untereinander, durcheinander. Von dem wilden Sectenhaß, welcher späterhin entbrannte, war man damals weit entfernt. Selbst die geistlichen Fürsten dachten nicht daran, ihre Unterthanen um der Religion willen zu bedrängen; die entschiedensten Evangelischen haben die friedliebenden und wohlmeinenden Erklärungen derselben von 1562 nur zu rühmen gewußt. Ihr Verfahren war eine lange Zeit diesen Erklärungen gemäß. Natürlich: unter ihren Räthen und Canzlern war vielleicht ein einziger

---

[1]) Badoero Relne. Delle dieci parti le sette sono Luterani, due delle altre opinioni et una di catolici. Auch er findet, daß die Katholiken ganz unterliegen müssen.

katholisch: die übrigen waren Protestanten und zuweilen sogar heftige Protestanten [1]).

In der religiösen Entzweiung sieht denn Michell 1564 nicht die Gefahr, welche Deutschland zu fürchten habe. „Ein Theil," sagt derselbe, „hat sich so sehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den gemischten Orten wenig darauf gegeben wird, ob man mehr protestantisch oder mehr katholisch ist. Nicht allein Ortschaften aber sind dergestalt gemischt: die Familien sind es. Es giebt Häuser, wo die Kinder auf die eine, die Eltern auf die andere Weise leben. Die Brüder haben verschiedene Religion: Katholiken und Protestanten verheirathen sich unter einander. Niemand achtet darauf, oder stößt sich daran." — Wie in dem Reiche überhaupt, so führte sich allenthalben, wo nicht der Protestantismus gesetzlich geworden war, in Landschaften, Städten und Häusern eine ungebotene, naturgemäße praktische Duldung ein.

Und hier darf ich mir wohl erlauben noch einige andere Puncte zu berühren.

Es ist eine verbreitete Meinung, die geistige Entwickelung der Deutschen in Literatur und Poesie sey durch die Reformation aufgehalten worden.

---

[1]) Relatione del Commendone dello stato della religione in Germania — nach jener Mission Commendone's, bei der er auf dem Fürstentag zu Naumburg erschien, verfaßt, und zwar nicht so ausführlich wie man wünschen möchte, aber doch merkwürdig genug. M. S. der Vallicelliana zu Rom. St. 19. Nr. 14. Li catolici principi non ardiscono di mostrarsi e si avvezzano tuttavia a tolerar molti inconvenienti. — Er bemerkt, daß es ihnen auch an gutem Willen fehle. — Essi catolici sono disuniti et hanno i vasalli e le corti loro corrotte, che molti prelati hanno appresso di loro un solo consigliere o un solo servitore catolico nè sanno di chi fidarsi, anzi vi sono di quelli, i quali ritengono studiosam anche a canto de' piu arrabbiati heretici per potersene secondo l'occasione valere con i principi protestanti.

Allein war es nicht die kirchliche Bewegung, welche dem Meistergesange, dessen etwas langweilige Formen schon lange an die Stelle der alten Poesie getreten waren, erst seinen Inhalt gab? Der begeisterte Ausdruck des religiösen Gefühles und Tiefsinnes unserer Nation in dem protestantischen Kirchenliede, wäre er für nichts zu achten? Sinnesweise und Weltansicht des deutschen Bürgerstandes spricht Meister Hans Sachs ehrlich und anmuthig, künstlich und belehrend aus; niemals hatte er wieder seines Gleichen; er gilt in seiner Art für alle Zeiten. Die Poesie der Rollenhagen und Fischart hat die ganze Kraft, Einfachheit, Wärme und Wahrheit des deutschen Geistes.

Man verkenne nicht das Verdienst der Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts. Sie haben Studium, Vaterlandsliebe, und den Ausdruck einer treuherzigen mannhaften Biederkeit, wie sie in Leben und Lehre so erwünscht und förderlich ist.

Es lebte noch ungeirrt, der alte in seinem Grunde schaffende ewig hervorbringende Geist der Nation. Jene tiefsinnigen Fabeln, von Faust oder dem ewigen Juden, und wieder wie viele schöne und zartgedachte Volkslieder [1]) verdanken ohne Zweifel ihre Entstehung keinem andern als diesem Jahrhundert.

Sollte auch der Genius der Nation, der aus eigenem Antriebe, mit großem und allgemeinem Schwunge, reinere und tiefere Religion wieder erweckt hatte, damit sich selber entgegengetreten seyn?

Die Werke dieser Zeit ermangeln allerdings der Schönheit der Form, die nur aus selbstbewußter Beschränkung der eigenen Fülle hervorgeht; sie sind mehr künstlich, tiefsinnig und mannigfaltig, als eigentlich wohlgestaltet. Welche andere unserer Epochen aber hätte so großes Recht, jene darüber zu tadeln? Oder

---

[1]) Mit vielem Sinn sammelte sie unter andern Georg Forster. Man erinnere sich an die schöne Vorrede zu seinen frischen Liedlein. Nürnberg 1552.

hätten wir es? Der Vorzüge sinnreicher Vertraulichkeit wenigstens ermangeln wir überdies.

Der lebendige Geist des damaligen Deutschlands, gesund und noch sein eigen, schien nur den Augenblick zu erwarten, wo die theologischen Streitigkeiten sich beruhigen würden, um seine Kräfte auf allen großen Bahnen zu versuchen, die dem Menschen ehrenvoll und rühmlich sind.

Auch hat man wohl behauptet, mit dem Handel und Wohlstand der deutschen Städte sey es gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts schon durch die Einwirkung neu entdeckter Handelswege ziemlich am Ende gewesen. Ich kann dies so im Ganzen nicht finden.

Wenigstens venezianische Gesandte sehen so gut nach wie vor dem schmalkaldischen Kriege eine Hauptstärke von Deutschland in den Städten. Badoer findet sie an wohlgelegenen Stellen erbaut, mit schönen Stadthäusern und Palästen, mit vielen und großen Kirchen ausgestattet, denen selbst der Vorzug vor den italienischen gebühre [1]); reinlich gehalten; bewohnt von wohlhabenden Privatleuten und den geschicktesten Handwerkern der Welt; gut bewaffnet und eifersüchtig auf ihre Freiheit.

Ihm zufolge waren die Seestädte noch keineswegs in Verfall. Den Städten Hamburg, Lübeck, Rostock, Danzig und Riga schreibt er einer jeden hundert bis hundertfunfzig eigene Schiffe zu. Danzig war vielleicht der zweite oder dritte Handelsplatz der Welt. Hier trafen beide Wege zu dem Orient, der alte russische Landweg und der Seeweg der Portugiesen, wieder zusammen; der

---

[1]) Le chiese molte e grandi e di maniera ornate, che vengano stimate superiori a quelle d'Italia. Merkwürdiges Urtheil eines Italieners: sey es nun, daß es sich vornehmlich auf die gothischen Kirchen bezieht, oder daß man sagen muß, daß in der That, was in Italien breit und massenhaft in die Augen fällt, großentheils von späterer Zeit ist.

europäische Osten und Westen hatten hier ihren großen Austausch; häufig sah man 400 bis 500 Schiffe an der Rhede [1]).

Noch war der Verkehr im Norden nicht verloren. In dem dänischen Reiche bestätigte der odenseeische Vertrag noch 1560 die Hansee in ihren althergebrachten Freiheiten als die meistbegünstigten Fremden; sie blieben die Herren des Handels auf Schonen; sie hatten den Heringsfang an der norwegischen Küste, der so viel eintrug.

In Schweden hatten sie zwar ihre großen Freiheiten, doch lange noch nicht Zutritt und Handelschaft verloren. Dem König zum Trotz eröffneten sie die Fahrt nach Narwa, um mit Rußland unvermittelt in Verbindung zu bleiben.

Ihre wichtigste Station war jedoch noch immer London. Das Privilegium, dessen sie genossen, war so wirksam, daß sie im Jahr 1551 44,000 Stück Tuch aus England ausgeführt haben, während die Engländer auf eignen Schiffen nur 1,100 verluden. Die Verbindung Karls V. mit England und die Geschicklichkeit seines Gesandten Hans von Werdern erhielt sie trotz aller Widersprüche bei ihren hergebrachten Rechten; 1554 verluden sie wieder 30,000 Stück Tuch, wobei sie, wie leicht zu erachten, einen außerordentlichen Vortheil hatten. Aber freilich machte ein solches Uebergewicht, zumal da man nicht immer streng bei den Gesetzen blieb, eine Rückwirkung von England her unvermeidlich; und es kam alles darauf an, einer solchen mit Vernunft und Nachdruck zu begegnen.

---

[1]) Rel^ne del cl^mo S^re Girolamo Lippomani, ritornato amb^re del re di Polonia. L'anno 1575. M S. in meinem Besitz. Dansica, dove entrano le navi nel tempo dell' estate, che alle volte il numero è di 400 in 500. È commodo e frequent^mo mercato della Suetia Dania Norvegia; Fiandra Francia Inghilterra e Portogallo somministrando pani vini olii zuccari e drogherie che vengono di quei paesi in Polonia in Littuania et altre provincie soggette, ricevendo da quelli formenti lini canove lana corame, mele e cera. Doch finden sich noch glänzendere Beschreibungen dieses Hafens.

Der Zwischenhandel zwischen England und den Niederlanden war noch großentheils in den Händen der Hansen. Die Privilegien der brabantischen Herzoge bestätigte ihnen 1561 Philipp II; im Antwerpen, dem vornehmsten Sitze des damaligen Welthandels, baueten sie ein neues prächtiges Residenzhaus [1]).

In Frankreich wuchs ihr Gewerbe dergestalt an, daß sie erst damals sich entschlossen, einen beständigen Residenten daselbst zu halten. In großen Gesellschaften unternahmen sie die Fahrt nach Lissabon.

Hier, so wie in Flandern, in Frankreich und in dem gesammten Westen trafen sie mit den oberdeutschen Landstädten zusammen, die nicht minder in großer Blüthe bestanden.

Rhein und Main waren durch den Verkehr Nürnbergs mit Antwerpen belebt. Die Weltstellung Nürnbergs ist, daß es, so zu sagen, an die Stelle der so oft in Vorschlag gebrachten Wasserverbindung zwischen Rhein und Donau trat. Man hat berechnet, daß die Waaren vom Ausfluß des Rheins bis zum Ausfluß der Donau über Nürnberg nur 40 Stunden Weges zu Lande zu machen hätten. Doch begnügte man sich hier nicht etwa mit reinem Zwischenhandel; schlesische Leinwand, italienische Seide, englische Tuche bearbeitete man erst, ehe sie weiter vertrieben wurden; man kennt die Mannigfaltigkeit des der Kunst nahe verwandten Handwerks, das von allen Seiten der Welt sich hieher zog und seine Erzeugnisse von hier in alle Welt aussandte. Im Jahr 1544 befand sich einer von unsern Venezianern hier; dieser einsichtige Republikaner kann den Nürnbergern seine Bewunderung nicht versagen. Er rühmt wie sparsam sie in ihren Häusern leben; wie sie sich nicht allzu prächtig in Seide und kostbares Pelzwerk kleiden; ihre Feste mit Mäßigkeit begehn; wie sie denn, da sie in der Fremde und zu Hause immerfort gewinnen, täglich reicher werden. In demselben Sinne werde die Stadt verwaltet. Man

---

[1]) Sartorius, Geschichte des hanseatischen Bundes, Band II. Buch 14—17.

könne rechnen, daß sie jährlich bei drei Viertheil ihrer Einkünfte erspare, sie müsse einen Schatz von 15 Millionen Gulden haben. Wenn Nürnberg die Tochter von Venedig sey, so habe es die Mutter hierin weit übertroffen. Dabei spare man nicht bei dem Nothwendigen; ohne Rücksicht auf die Kosten befestige man die Stadt und rüste sie aus; er habe daselbst bei 300 Stück Geschütz, in den Kornhäusern für mehr als 2 Jahre Getreide gefunden; das Volk sey den herrschenden Geschlechtern mehr als irgendwo anders gehorsam [1])." Freilich hatten sich auch diese noch nicht als Adel abgesondert: sie trieben den Handel wie ihre Väter und Mitbürger. Ihr einheimischer Poet findet, daß ihnen Weisheit, Gerechtigkeit und Gewalt zur Seite stehe.

Nicht minder blühete Augsburg. Die Kosten des schmalkaldischen Krieges hat man auf 3 Millionen Gulden berechnet, doch ist es wohl ein Irrthum, daß sich die Stadt seitdem nie wieder erholen können. Im Jahre 1557 rechnet es Badoer unter die blühendsten Städte. Es habe die reichsten Wechsler der Welt, die Fugger, Welser, Baumgartner; deren Geschäft sich auf viele Hunderttausende auf einmal belaufe. Im Jahr 1560 findet es Guicciardini die reichste und mächtigste deutsche Stadt.

---

[1]) Relatione di Germania 1544. In meinem Besitz. Ich halte dafür, daß sie von Martin Cavalli sey. Ich habe sie sonst nirgend, selbst nicht in den Archiven von Wien und Venedig, gesehen. È fatta rep^{ca} libera e la piu potente di Germania. Hanno una bell^{ma} munition d'artegliarie armature et polvere, e se ben mi ricordo li pezzi di bronzo sono piu di 300, et oltre di queste hanno molte sale piene di formenti e di segale: le quale ho giudicato che passino 600^m stara Venezⁿⁱ che è il viver per piu di due anni per questa terra. In Hinsicht des Reichsanschlags: sempre per gratificare al re fanno qualche cosa di piu e sono li primi et li extremi: hanno nel governarsi grand^{ma} dexterità et s'intertengono con Catholici et Lutherani, talmente, che sicuramente vivono a modo suo e sono benvoluti da ogniuno senza nemicizia e malvoler d'alcuno. Ein nicht übles Gegenstück zu dem schönen Lobspruch des Hans Sachs.

Wie prächtig, mit wie reichen Geschenken empfing man 1566 Kaiser Maximilian und seine Gemahlin. Erst im Jahr 1567 versah sich der Rath mit kostbarem Silbergeschirr, prächtigen Schäffeln und Pokalen [1]) — worin damals vor allen der deutsche Luxus bestand — um hohe Gäste würdig zu empfangen. Mit großem Behagen verweilt unser Cosmograph Münster bei Augsburg. Er weiß nicht genug zu sagen, mit welcher Billigkeit die Obrigkeit der Gemeine vorstehe, wie glückhaft und tugendlich die Bürger sowohl unter einander leben, als ihren Handel in die Fremde treiben „bis in die weitesten Länder, gegen den vier Winden der Welt gelegen"; wie ehrlich sie ihre Kinder auferziehen; wie ein jeder in Schmuck und Zierrath seines Hauses mit den andern wetteifere, wie prächtig, kostbar und wohleingerichtet ihre Lebensart und Sitte sey [2]). Der Lustgarten der Fugger übertraf den Park zu Blois; in dem Herwartischen Garten blühete 1559 die erste Tulpe des Occidents.

Diese oberländischen Städte hatten im Ausland ähnliche Privilegien wie die Hanse. In Frankreich erneuerte sie ihnen Franz I und Heinrich II; sie wurden — ganz wie die Schweizer, die mit Frankreich in so engem Bunde standen — nur zu den alten gewohnten Auflagen verpflichtet und von allen neuen freigesprochen. Für die Messe von Lyon erhielten sie besondere Gerechtigkeiten. Die Parlamente zu Paris und Rouen, in der Bourgogne und der Dauphiné haben die Freibriefe registrirt. Karl IX hat sie noch 1566 bestätigt [3]).

Für diesen Verkehr war Lindau von allen westlichen Plätzen, so viel ich weiß, der wichtigste. Der Waarenzug zwischen Dan-

---

[1]) Stetten, Geschichte von Augsburg S. 567, 577.

[2]) Münster Cosmographie S. 880.

[3]) Privilèges pour les marchands des villes de Augsbourg, Ulme, Nuremberg, Constance, Strasbourg, Norlingen, Memmingen et autres villes et cités impériales de la nation germanique bei Roth, Geschichte des nürnbergischen Handels. II. S. 288—306.

zig und Genua, zwischen Nürnberg und Lyon ging über Lindau. Unser Cosmograph nennt es das deutsche Venedig.

In Wien hatten Italien, das Wein und Seidenwaaren, und Ungarn, welches Vieh und Häute sendete, ihren Verkehr mit den deutschen Donauländern, mit Polen und Böhmen. Die Straße von Wien nach Lyon ging über Lindau.

Die frankfurter Messe kam empor. Italiener und Ungarn, Engländer und Franzosen, Polen und Russen fanden sich daselbst ein. Da erkennt, sagt Scaliger, Occident und Orient seine Landesprodukte wieder, auch sammelt man ewig dauernde Schätze für den Geist.

Diese großen Plätze hatten eine bedeutende Wirkung auf das ganze innere Deutschland.

Wie sehr blühte z. B. die Altmark: Stendal, das allein 700 bis 800 Tuchmacher zählte, das kleine Gardelegen, das im Jahre 1547 700 Soldaten werben konnte; man führte den Hopfen in viel tausend Winspeln aus; der Durchgang des Herings brachte einen sehr bedeutenden Vortheil, man war — ein seltener Fall — reich zu Berlin [1]).

Das Salz das von Lüneburg, das Korn das von Magdeburg verschifft ward, erhielt diese Städte in großer Aufnahme. Magdeburg war reich genug, Kaiser Karln gegenüber eine Besatzung zu halten, welche bei 4 Millionen Gulden gekostet hat [2]). Man machte Saale und Spree schiffbar.

In Schwaben betrieb man das Gewerbe bereits nicht ohne Calcul und in Compagnien [3]). Männer und Frauen beschäftigte das Spinnen und Weben der Leinwand. In Ulm verkaufte man jährlich bei 100,000 Stück Golsch und Barchent. Die Ita-

---

[1]) Möhsen, Gesch. der Wissenschaften in der Mark Brandenb. S. 483.

[2]) Rathmann, Geschichte von Magdeburg. III. S. 600.

[3]) Münster, Cosmographie S. 527. Wörtlich eben so in Boemi mores etc., woraus Fischer in seiner Geschichte des deutschen Handels schöpfte.

liener berechnen, daß zu diesem Barchent doch auch Baumwolle gebraucht werde, die man von ihnen hole, so daß der Vortheil nicht ganz auf deutscher Seite sey.

Wenn es sich ja so verhielt, selbst wenn, wie sie behaupten, die Bilanz in der That im Ganzen zum Nachtheil der Deutschen ausfiel: so war dies damals eher zu ertragen. Vielleicht sind die deutschen Erzgruben niemals ergiebiger gewesen.

Man kennt jene Sage, die sich an so mancher Stelle wiederholt, von dem Alten, der tief da drinnen in den Bergen hinter eisernen Thüren reiche Schätze hüte. Ihre Bedeutung — leicht ist sie zu errathen — hatte damals an vielen Orten eine glänzendere Erfüllung, als man jemals erwarten können.

Vor allem im Erzgebirg.

Zwar wollen wir nicht die ungeheuren und unglaublichen Angaben der Chronika Carionis über die schneeberger Ausbeute wiederholen, so viel Mühe sich auch der gute Albinus gegeben hat, sie wahrscheinlich zu machen; allein außerordentlich waren sie doch, wie schon ihr Ruf bezeugt. Die Register, obwohl unvollständig, ergeben in den ersten 79 Jahren, bis 1550, bei 2 Millionen Güldengroschen, das ist gegen 3 Millionen Thaler [1]), die unter die Gewerke vertheilt worden. In Annaberg hat man zwischen 1500 und 1600 über vierthalb Millionen Güldengroschen, das ist über 5 Millionen Thaler, in Freiberg jährlich lange Zeit zwischen 50000 und 60000 Güldengroschen, zusammen in 71 Jahren über 4 Millionen Thaler, in Marienberg endlich, wir haben von allen diesen Orten die genauen Verzeichnisse [2]), zwischen 1520 und 1564 über 2 Millionen Güldengroschen, nach späterer Währung bei 3 Millionen Thaler ausgetheilt. Die stärkste Ausbeute, Trinitatis 1540, ward durch ein Lied gefeiert, welches uns erhalten

[1]) Albinus, meißnische Bergchronika S. 33. Schon damals fehlten indeß die Verzeichnisse vor 1511.

[2]) Gmelin, Geschichte des deutschen Bergbaues S. 322.

ist [1]). Nun sind dieß nur die bedeutendsten Werke, neben denen noch andere blüheten: von jener Summe sind alle Berg- und Hüttenkosten bereits abgezogen; der Zehente und Schlagschatz des Landesherrn, der sehr bedeutend, ist dabei nicht gerechnet; viele Zechen bauete man frei. Gewiß ist der Ertrag der sächsischen Bergwerke in diesem Jahrhundert auf 30 bis 40 Millionen Thaler gestiegen. Unser Venezianer behauptet, man habe in Dresden täglich 3000 Thaler geschlagen, was denn im Jahr eine Million betragen haben würde.

Nicht viel minder reich waren einige östreichische Landschaften. Auch was Joachimsthal eingebracht, ist von Bergmeister zu Bergmeister genau verzeichnet. Zwischen 1516 und 1560 hat man daselbst über 4 Millionen Thaler reinen Ueberschuß ausgetheilt; der Fundgrübner Merten Heidler hat ganz allein mit seiner Frau 100,000 Gülden Ausbeute gehoben.

Erst im Jahre 1525 hat man im Leberthale zu bauen angefangen. Es waren bereits über dreißig Silbergruben im Gange, welche das Jahr niemals unter siebenthalbtausend Mark Silbers geliefert haben, als man zu Bachofen und S. Wilhelm überdies auf gediegene Silberstufen stieß.

Unerschöpflich zeigte sich Schwatz. „Da haut und schmilzt man, sagt Münster, ein unsäglich Gut für und für, Tag und Nacht.“ Die Einkünfte Ferdinands aus diesem Bergwerk werden jährlich auf 250,000 Gulden angeschlagen. In der That hat es zwischen 1526 und 1564 über 2 Millionen Mark Brandsilber, das ist über 20 Millionen Gulden, ertragen [2]).

Indessen aber gingen auch die alten Gruben nicht ein. An dem Rammelsberge ließ schon Herzog Heinrich der Jüngere, ein

[1]) Marienbergische Geschichtsbeiträge in der Sammlung zur sächs. Gesch. VIII. „Aus einem sichern Archive.“ Das Verzeichniß der annabergischen Ausbeuten, von Gmelin übersehen, ebendaselbst X. p. 338. Das Lied, das sich bei Albinus findet, giebt jenen Ertrag auf 113,262 G. an; das Verzeichniß der Ausbeute auf 114,810. Man sieht wenigstens, daß der Poet nicht übertrieb.

[2]) Gmelin, Geschichte des deutschen Bergbaues §. 319, 320.

guter Bergmann, fleißig arbeiten. Wo er aufgehört, an dem goslarischen Stollen, setzte es Herzog Julius mit noch größerem Eifer fort. Er brachte seinen jährlichen Ueberschuß auf 20,000 Thaler höher als sein Vater [1]).

Faßt man dies alles zusammen, erinnert man sich, wie vieler anderer Silbergruben Matthesius nur allein in Böhmen erwähnt, daß z. B. bei Budweiß in sieben Jahren über 23000 Mark brachen; daß Röhrbüchel im Jahre 1552 über 22000 Mark lieferte, daß Rauris und Gastein „mit Gewalt Gold schütteten“, und unzählige andere Werke im Gange waren: so möchte man sagen dürfen, daß Deutschland die Masse der im Weltverkehr befindlichen edlen Metalle in diesem Jahrhundert um nicht viel minder vermehrt habe, als Amerika — dessen Ertrag, wie wir wissen, sich anfangs lange nicht so hoch belief, als man hat glauben wollen — in den ersten funfzig Jahren nach der Entdeckung.

Allein es war nicht allein um das Silber. An die bergmännischen Beschäftigungen, die in ihrer abgeschiedenen, besondern Freiheit und Art auch an und für sich etwas bedeuten, knüpfte sich das mannigfaltige Handwerk an. Wie jener Herzog Julius „ein rechter Vater aller Handwerksleute“ das Eisenwerk zu Gittelde, die Messinghütten zu Buntheim ihnen zum Nutzen in gutem Stande zu halten wußte. Die Waffenschmieden von Suhl versorgten bereits Deutschland und Welschland, Ungarn und Polen. Wie reich an neuen Erfindungen oder Erweiterungen der alten ist diese Periode; von der feinen Handarbeit des Spitzenklöppelns auf der einen Seite bis zu den gewaltigen Maschinen des Bergbaues auf der andern, oder den künstlichen Uhrwerken, den sinnreich erdachten Himmelskugeln, jenen Compassen, die unser Georg Hartmann mit so viel Beobachtung verfertigte, daß er dabei die Declination der Magnetnadel entdeckte. Unmittelbar befinden wir uns wieder bei den großen geistigen Interessen.

---

1) Rehtmeyer, Chronik von Braunschweig S. 1006.

Es war eine allgemeine nach dem Neuen suchende, das Element bezwingende kunstfertige Regsamkeit, welche mit dem geistigen Uebergewicht, das man überhaupt in der Welt noch hatte, zusammenhing. Da hatte sich denn, wie man auch in Münsters Beschreibung wahrnimmt, über den ganzen Boden hin Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet. Wir sehen bei ihm, wie sich der Landertrag nach den Städten sammelte, etwa der Kornhandel nach Schweinfurt oder Ueberlingen, wie 200 Städte, Flecken und Dörfer zu Markte nach Worms gingen; wie man dann das Getreide des Elsaß in alle Länder umher und auch durch Churwalen hinauf in die italienischen Grenzen führte, wie die Kastanien durch die Thüringer Fuhrleute nach dem Norden, oder flußabwärts nach England gebracht wurden, auch der Wein von Weißenburg in Brabant und Niederland seinen Markt fand. Mit Vergnügen folgen wir dieser Beschreibung. Von dem Gebirg herab, dessen heilende Kräuter sie namhaft macht, führt sie uns die Flüsse entlang durch die Landschaften, von unzähligen Dörfern und wohlgelegenen Schlössern erfüllt, mit Buchen und Eichen umzäunt, nach den Bergen, wo der Wein kocht, nach der Ebene, wo die Kornähren so hoch wachsen, daß sie dem Reiter auf den Kopf reichen, zu den gesunden Brunnen, den heißen Quellen; sie eröffnet uns Deutschland wie eine Sommerlandschaft mit den bunten Streifen ihrer Feldfrüchte; über und über von geschäftigen Händen angebaut; aber, was mehr ist, von einem treuherzigen, in seinen Sitten und dem Ruhme alter Tugend verharrenden tapfern Volke bewohnt.

Was zur Erhaltung der Ruhe von Deutschland erforderlich war.

Kehren wir zu unserm vornehmsten Gegenstande zurück.

Wir können es leicht, indem wir bemerken, daß auch diese ausführliche Beschreibung von Deutschland von dem Unterschiede

der Religion so gut wie keine Meldung thut. Hie und da wird wohl ein Fürst oder ein Stadtrath mit Lob erwähnt, weil er das Wort Gottes in seiner Reinheit predigen lassen, aber nicht anders, als habe er sich sonst durch eine gemeinnützige Einrichtung ausgezeichnet. Diejenigen, die es nicht auch gethan, erwähnt man nicht weiter.

So viel ist wohl einleuchtend, daß um die Möglichkeit einer Erhaltung der Einheit Deutschlands in diesem Zeitraum denken zu können, nicht gerade nothwendig ist, eine andere Entwickelung der Reformation vorauszusetzen.

Nach alle den Stürmen, welche dieselbe begleitet haben, sehen wir doch die Nation gewerbthätig, und mächtig; blühend und groß; von ihren Fürsten in Eintracht zusammengehalten; gegen auswärtigen Einfluß eifersüchtig und abgeschlossen.

Sie in diesem Zustand zu erhalten, zu befestigen, darauf kam alles an. Auch kann man in der That nicht sagen, daß es völlig versäumt worden sey.

Einmal suchte man die aus der Spaltung hervorgegangenen Uebelstände so gut wie möglich zu heben. Das churfürstliche Collegium war in zwei Hälften getrennt, die eine geistlich und katholisch, die andere protestantisch und weltlich; und es war zwischen ihnen zu ernsthaften Entzweiungen gekommen. In dem Jahre 1588 schlossen sie einen neuen Verein. Sie beschlossen, sich beiräthig und behülflich, brüderlich und vertraulich gegen einander zu halten, keiner den andern, etwa um der Religion willen, bei künftigen Wahlen auszuschließen, und das Reich bei der deutschen Nation zu behaupten. Man kennt die Churvereine, wie sie seit 1338 öfter Statt gehabt. Diesmal ward der Eid dahin verändert, daß ihn die Evangelischen so gut schwören konnten, wie die Katholiken. Genauer als früher nahm man auf die Aufnahme der Nachfolger, mithin auf ein längeres und ungestörteres Bestehen Rücksicht [1]).

[1]) Eine Vergleichung dieses Churvereins mit den früheren bei Häberlin neueste Reichsgeschichte III, 449—458.

Sodann benutzte man die Richtung der Reformation sogar das Kaiserthum von seiner alten Abhängigkeit von dem Papste so gut wie völlig abzulösen. Trotz aller Protestationen Pauls IV übernahm es Ferdinand bei der Abdankung Karls V; und Pius IV ließ sich gefallen, was er nicht zu ändern wußte. Bei der Wahl Maximilians bestanden selbst katholische Fürsten ausdrücklich darauf, daß der Name des Papstes dabei nicht genannt würde: sie äußerten die Hoffnung, der Papst werde künftig eher vom Kaiser, als der Kaiser vom Papst bestätigt werden [1]). Wie der Reichsvicekanzler in einem ausführlichen Bedenken auseinandersetzte, daß der Papst nicht im mindesten mehr Einfluß auf die Wahl eines Kaisers in Anspruch zu nehmen habe, als auf die Erhebung eines andern gekrönten Hauptes, so verlor diese Würde in der That alles, was ihr von allgemein christlicher europäischer Bedeutung beigelegt worden war: sie ward vollkommen eine deutsche.

Allein man konnte nicht glauben, daß hiermit alles gethan sey. In jeder Gesundheit liegt eine Möglichkeit der Krankheit; die Möglichkeit des Verfalls in jeder Größe und allem Bestehen; in jeder Vereinigung die Möglichkeit der Trennung.

Dadurch unterscheidet sich der vorausdenkende Staatsmann von dem schwatzenden Pöbel oder der Leidenschaft der Partei, daß er die Elemente der Gefahr von Ferne erkennt und ihnen vorzubauen versucht.

Läugnen wir nicht, daß diese Elemente in dem damaligen Zustand der deutschen Nation besonders stark waren. Durch das glückliche Zusammentreffen von Umständen, die ihnen eine andere Richtung gaben, nur eben noch gehindert uns ganz zu verderben, waren sie nicht einmal völlig beschwichtigt worden, geschweige denn eigentlich beruhigt.

---

[1]) Der Herzog von Jülich, nach der Relation der kaiserlichen Gesandten von 1562.

Man mußte in den Jahren des innern Friedens sorgfältig Bedacht nehmen, ihrem Ausbruch vorzubeugen.

Die größte Gefahr war aber unfehlbar da, wo die geistlichen und weltlichen Interessen einander berührten, in den Verhältnissen der deutschen Kirche. Gerade die deutsche Kirche war von dem Protestantismus wenigstens in einem Theile ihrer Grundlagen angegriffen und während der Unruhen, als die Gewalt nicht selten statt des Rechtes galt, beleidigt und beeinträchtigt worden. Und doch beruhte die Verfassung des Reichs, in dessen beiden vornehmsten Räthen dem churfürstlichen und dem fürstlichen so viele geistliche Mitglieder saßen, wesentlich auf der Kirche.

Ich halte nicht für gewagt zu behaupten, daß die deutsche Kirche wenigstens eben so gut und vielleicht noch mehr ein politisches Institut war, als ein religiöses.

Vor allem ist es nun einmal nicht anders: Die geistlichen Amtshandlungen der deutschen Bischöfe und Erzbischöfe wollten wenig sagen. Mit der Seelsorge hatten dieselben so viel wie nichts zu thun; auch an der Regierung der allgemeinen Kirche nahmen sie geringen Antheil; sie waren deutsche Fürsten; mit derselben Autonomie wie die andern; und wenigstens während des 14ten und 15ten Jahrhunderts haben sie sich vielleicht von allen am meisten um die allgemeinen Reichsangelegenheiten bekümmert. In diesen werden sie genannt: damit waren sie beschäftigt. Freilich gab es da oft seltsame Widersprüche zwischen dem geistlichen Titel und der weltlichen Amtsführung. Aber was half es, darüber nun immer wieder einen leicht zu findenden Spott zu ergießen? Es war nun einmal so.

Dazu kam aber noch ein anderer bedeutender Umstand. Wie oft haben protestantische Grafen und Herren wiederholt, daß Stifte und Erzstifte vornehmlich zwar zur Ehre Gottes, dann aber auch zur Erhaltung fürstlicher, gräflicher und adliger Häuser gegründet, und von Kaisern, Königen, Fürsten und Herren milder Ge-

dächtniß reichlich begabt seyen [1]): wie oft haben sie ausgeführt, das Fortbestehen ihrer Geschlechter knüpfe sich hieran. Es läßt sich schwerlich läugnen, daß diese Rücksicht bei der Stiftung mitgewirkt habe; — zuletzt war sie überwiegend geworden. Die Stifter waren das Erbtheil der jüngern Söhne aus fürstlichen und adligen Häusern. Sie kamen ihnen zu Gute, insofern sie darauf verzichten wollten selber eine Familie zu gründen. Den erblichen Fürstenthümern der Aeltesten setzten sich diese Wahlfürstenthümer der jüngern Söhne zur Seite. Weltliche Austheilung und weltliche Bestimmung hielten einander die Wäge.

Wie konnte man nun hoffen, daß man da, wo der Protestantismus nicht mehr insgeheim — denn das war, wie wir sahen, ziemlich allenthalben der Fall — sondern öffentlich die Oberhand behauptet hatte, um jenes Vorbehaltes willen seinen Antheil an den geistlichen Beneficien und die Wirksamkeit in den Geschäften des Reiches, die damit verbunden war, ruhig aufgeben würde?

Trotz den Bestimmungen des Religionsfriedens finden wir gar bald in dem ganzen nördlichen Deutschland protestantische geistliche Fürsten, welche ihre Reichsstandschaft keinesweges aufgaben.

Als Joachim Friedrich von Brandenburg Erzbischof von Magdeburg wurde, versprach er Session und Stand im Reiche in Uebung zu halten, und das Land nicht anders zu besitzen als es bei den Erzbischöfen herkömmlich sey. Auf das geistliche Primat im Reichsfürstenrathe machte er auch dann noch Anspruch, als er sich förmlich verheirathet, und eine Landesfürstin, obwohl ohne Anspruch auf das Erbe, in das Erzbisthum eingeführt hatte [2]). Hatte doch schon sein Vorgänger Sigismund sich vor Kaiser und Reich zu der gereinigten Lehre bekannt, und war ruhig bei Stift und Würden gelassen worden [3]).

[1]) Z. B. Copia supplicationis etlicher der augsburgischen Confession verwandten Stände (bei Meizner Beschreibung des augsburger Reichstags a. 1566. Senkenberg III, 306.)

[2]) Rathmann, Geschichte von Magdeburg IV, 89.

[3]) Hamelius, in der sogleich anzuführenden Schrift.

Herzog Heinrich von Sachsen Lauenburg, Erzbischof von Bremen, behauptete, obschon verheirathet, seine Stelle auf der Bank der geistlichen Fürsten [1]).

Bischof Eberhard von Lübeck und Verden war eingestandenermaaßen ein Protestant, doch war er von Kaiser und Papst bestätigt; ohne Widerspruch zu erfahren, hat er den Reichstagen durch seine Gesandten beigewohnt, und ihre Schlüsse unterschrieben.

Bischof Hermann von Minden, ohne Zweifel evangelisch, hatte dennoch Sitz und Stimme am Reich.

In Osnabrück hatte man abwechselnd einen katholischen und einen protestantischen Bischof. Sie waren so duldsam, daß ein jeder einmal in Verdacht gekommen ist, der entgegengesetzten Partei zugethan zu seyn. Auch in Paderborn betrug sich lange Zeit Johann von Hoya sehr gemäßigt [2]).

Den Herzog Julius von Braunschweig erkannte der Kaiser in Halberstadt an. Nur forderte er noch die Bestätigung des Papstes und der Herzog verzweifelte keinesweges dieselbe zu erhalten.

Kostete es doch der Aebtissin Elisabeth von Quedlinburg, die eben auch evangelisch war, weniger Mühe, von dem Legaten des Papstes bestätigt zu werden, als von ihrem Nachbar, Chursachsen [3]).

Aber wie? wird man fragen, wie stimmte dies mit jener Clausel des Religionsfriedens, die man sich doch hatte gefallen lassen, mit der deutschen Gesetzlichkeit und Gewissenhaftigkeit?

Den Religionsfrieden glaubte man nicht zu verletzen. Man behauptete, er verbiete nur, daß ein schon eingesetzter Prälat von der katholischen Kirche zu der protestantischen übergehe: die Absicht sey nur gewesen, den Zwiespalt, der etwa zwischen einem

---

[1]) Hamelmann: Oldenburgisches Chronikon S. 435. hat ein gleichzeitiges Gedicht von ihm, worin es heißt:

Quin lolium papale sacra runcavit ab aede.

[2]) Schlegel Kirchengeschichte von Norddeutschland II. S. 422.

[3]) Häberlin, neueste Reichsgeschichte VI, 438—456. Eichhorn's Staats- und Rechtsgeschichte Th. IV, §. 503.

altgläubigen Capitel und einem zur neuen Lehre übergetretenen Bischof entstehen müsse, zu verhüten; allein mit nichten verbiete er einem bereits evangelischen Capitel, sich auch einen evangelischen Bischof zu wählen [1]).

Es scheint, als seyen die Kaiser dieser Meinung gewesen. Sie erkannten die Landeshoheit evangelischer Bischöfe oder Administratoren und duldeten ihre Reichsstandschaft. Hätte die Bestätigung der Bischöfe allein bei dem Kaiser gestanden, so wäre alles gethan gewesen; aber nach dem Gesetz stand sie auch dem Papste zu. In diesem Verhältnisse lag die Schwierigkeit.

Man trug Bedenken, sich demselben gradehin zu entziehen. Vielleicht giebt es kein stärkeres Beispiel der den Deutschen natürlichen Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes, als die auffallende Thatsache, daß man lange nach der Reformation auch in den reformirten Stiften das dem Papste in den reservirten Monaten zustehende Besetzungsrecht erledigter Pfründen anerkannte. Nur fand sich oft, daß es zu spät ausgeübt ward, oder Personen zu Gute kommen sollte, die aus andern Gründen unfähig waren [2]). Wie hätte man dann bei der Besetzung der Bisthümer selbst die alten Formen ganz aus den Augen setzen sollen?

---

[1]) Bedenken über den Paß des geistlichen Vorbehaltes, oder Freistellung, gestellet von Hrn D. Henningio Hamelio, anno 1596. Er behauptet geradezu, der Religionsfriede sey zu halten; aber wie z. B. Churfürst Truchseß in Cölln in fundamento nicht gute Sach gehabt, weil sein Stift unreformirt gewesen, so habe unter andern Joachim Friedrich eine vollkommen gute Sache, weil sein Capitel mit ihm übereinstimme. Bei Lünig, Staatsconsilia S. 482.

[2]) Minuccio Minucci; Discorso sopra il modo di restituire la religione cattolica in Allemagna. MS. Di qua è venuto che in Magdeburg, in Brema, in Halberstad, Verd, Lubecca, Minda et altri Vescovati, che o in tutto sono distaccati da questa loro madre, overo si tengono legati con debol^mo filo, hanno sin qui sempre avuto luoco le provisioni apostoliche, quando di sua natura non sono state manchevoli; mà è accaduto piu volte che le collationi sono state fatte in persone inhabili per difetto di nobiltà o sono

Man hatte das Glück, einen alten Gebrauch in Uebung zu finden, dessen man sich unter den neuen Umständen mit Vortheil bedienen konnte: ich meine die kaiserlichen Indulte. Unter dem Vorwand, man habe das Geld, das für die römischen Gebühren erfordert werde, nicht sogleich zur Hand, bat man um die vorläufige Verleihung der Regalien auf ein paar Jahr. Indessen leisteten die Unterthanen den Eid, man setzte sich fest: man suchte die Bestätigung in Rom. Erlangte man sie auch nicht, so blieb man im Amte, und wußte sich eine Prorogation des Indultes zu verschaffen.

Auf diese Weise verletzte man das Gesetz nicht, aber man umging es.

So weit kamen die Sachen durch ihren natürlichen, unaufhaltbaren Gang in dem nördlichen Deutschland.

Man wird eingestehen, daß diese Lage der Dinge die ernsthafteste Rücksicht forderte.

Eben darum sind die Gesetze ein menschliches, nicht ein göttliches Institut, damit sie, sobald es nothwendig geworden, sobald das Leben einen andern Gang genommen hat, dem gemäß verändert werden können.

Wenn man die Sache so gehen ließ, so war auf der einen Seite das Umsichgreifen ungesetzlicher Zustände nicht zu vermeiden; auf der andern mußte die katholische Gegenpartei sich immerfort für beleidigt und gefährdet halten. Der Friede konnte niemals völlig sicher seyn.

Vielleicht scheint es verwegen, wenn man, nachdem Jahrhunderte vorüber gegangen sind, nachdem sich die lebendigen Kräfte in gewaltigem Widerstreit auseinandergesetzt haben, noch immer Möglichkeiten berechnen will.

---

state tarde e ben spesso ancora, che per fraude delli speditioneri di Roma con false relationi si sono impetrati beneficj agli heretici e talora a qualche persona finta et imaginaria.

Allein, wie wir verschiedene Wege vor uns haben, so hatten deren jene Zeitgenossen. Wenn man das Verderben kommen sieht, welches gekommen ist, so kann man sich, nicht als hätte man die Anmaaßung etwas besser zu wissen, sondern aus jener Vaterlandsliebe, welche Gegenwart und Vergangenheit umfaßt, schwerlich enthalten, zu fragen, wie dem Uebel vielleicht zuvor zu kommen war.

Sollte es bei der Opposition, in welcher das Reich mit dem Papst stand, so schwer gewesen seyn, die deutsche Kirche von dem Einflusse der Curie völliger abzulösen?

War man verbunden, die Beschlüsse des tridentinischen Conciliums, durch welche Eide und Verpflichtungen der Prälaten gegen den Papst so sehr geschärft wurden, in Deutschland anzunehmen?

Oder gab es eine Möglichkeit, eine deutsche Kirche zu erhalten, in der das weltliche Element, wie es wesentlich überwog, auch der Form nach das bedeutendere geworden wäre?

Konnte man nicht den Besitz dieser Wahlfürstenthümer, die so wenig geistliche Pflichten hatten, von dem Bekenntniß gewisser Formeln unabhängig machen?

Es ist dies die große Frage der Freistellung, welche Deutschland vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Kriege fortwährend in Bewegung gehalten hat.

Nicht als hätte man hiemit den Protestantismus schlechthin zur herrschenden Religion machen wollen. Man wollte nur den Besitz der Wahlfürstenthümer von dem Bekenntniß, die Reichsstandschaft die mit ihnen verknüpft war von dem Verhältniß zur Curie absondern. Die Frage betraf nicht so ausschließend wie es scheint, die Religion an. Sie war, ob ein Theil der deutschen Fürsten in Pflichten des Papstes, die doch nur damals einen Sinn hatten, als die ganze Christenheit eine Art politischer Einheit bildete, zu bleiben habe, oder ob das deutsche Reich, sich gegen ihn abschließend, sich allein für sich selber verwalten solle.

Es wäre darum nicht nothwendig gewesen, die Güter der Kirche geradehin für Pfründen zu erklären oder ihrer geistlichen Bestimmung völlig zu entfremden.

Jene Grafen und Herren, welche so oft geltend machten, daß diese Güter auch zur Erhaltung ihrer Familien gestiftet seyen, gingen nicht bis zu einem solchen Anspruch fort. Einmal drangen sie, vornehmlich seit dem tridentinischen Concilium, nur auf eine Milderung der Statuten, auf den Nachlaß der neugeschärften Eide und Pflichten. Dieser erledigt, versprachen sie sogar, eine strengere Disciplin einzuführen. Aber die Hauptsache war, daß man der geistlichen Bestimmung der Kirchengüter nur eine andere Richtung zu geben dachte. Man erbot sich, sie ritterlich wider die Türken zu verdienen. Wie die Güter der alten Ritterorden ihnen zum Kampfe gegen die Ungläubigen gewährt worden: wie diesen Rittern in Spanien sogar die Ehe gestattet worden sey.

Auf mehr als Einer Versammlung, auf mehr als Einem Reichstage sind hierauf die bestimmtesten Anträge gemacht, es sind einige dahin zielende Einleitungen getroffen worden.

In diesem Puncte trafen die beiden großen Aufgaben der Nation zusammen.

Noch lebte der Eroberer von Ungarn, der schon einmal in Deutschland eingebrochen und, wider alle Wahrscheinlichkeit, durch die schwachen Bollwerke von Wien abgehalten worden war. Noch öfter sollte er seine Hunderttausende heranwälzen, immer wieder in der Absicht, die deutschen Landschaften und den ganzen Westen dem Hufschlag osmanischer Rosse zu unterwerfen.

Geziemte es einer großen Nation, diese ununterbrochene, auf ihre Vernichtung berechnete Feindseligkeit so hinzunehmen? Immer zu warten, bis man sie anfiele, niemals auch ihrerseits freiwillig zum Schwerte zu greifen? [1])

---

[1]) **Augerii Busbequii de re militari contra Turcas instituenda consilium: „ad bellum omni spe pacis sublata cogimur: nullae**

Wenn die Deutschen sich verstanden, so begnügten sie sich, das Christenthum von Menschensatzung gereinigt, das unvermittelte Verhältniß, in welchem der Mensch zu der Gottheit und ihren ewigen Gedanken steht, aus der Verdunkelung so vieler Jahrhunderte wieder zur Anschauung gebracht zu haben. Es war nicht vonnöthen, daß sie sich wieder in dialektische Formeln verloren, um das kaum entdeckte Gold wieder zu verbauen.

Allein unerläßlich war es, die Entzweiungen vollends beizulegen, in die man hiebei verfallen war; der Verfassung eine Gestalt zu geben, bei der man für den Augenblick bestehen konnte, und das Leben Freiheit hatte sich zu entwickeln; dann zu dem großen Unternehmen zu greifen und den Feind, der an der Pforte des Landes lag, mit gesammter Hand abzuwehren.

Welch eine Aussicht! Man bemerke wohl, daß das türkische Reich, welches eben so gut eine religiöse als politische Institution ist, damals allerdings mächtiger, größer, drohender nach außen war als jemals, aber seine Unterthanen noch lange nicht in dem Maaße zu dem Muhamedanismus bekehrt hatte, wie das später geschehen ist. Es bedurfte eines glücklichen großen Schlages, und Bosnien so gut wie Ungarn, Albanien so gut wie Griechenland, war dem Christenthum zurück gegeben. Dann hätte Deutschland, dessen Kaiser Ungarn beherrschte und auf alle alten Pertinenzien desselben Anspruch oder Recht hatte — wie man denn damals den Vorschlag machte, Ungarn unmittelbar mit dem Reiche zu verknüpfen — das vorwaltende Ansehn im östlichen Europa auf immer erworben, und diese Länder mit dem Ueberfluß seiner Bewohner erfüllen können.

hic consilii, nullae arbitrii nostri partes: vis necessitatis omnia occupavit; ad bellum violenter rapimur: bellum nobis vel invitissimis subeundum, gerendum, exantlandum. Quid frustra obnitimur? Quid circumspectamus? Quid vanis pacificationibus somniandis nos decipimus? In media nimirum flamma otium nobis falsa cogitatione fingimus, malumque, cujus si advigilaremus remedia aliqua esse poterant, differendo nutrimus et parum providendo reddimus insanabile.

Betrachtet man, wie schwach die folgenden Großherrn, wie reißend schnell eine Zeit lang der Verfall der innern Institutionen ihres Staates, wie gewaltig dagegen die Kriegsmacht von Deutschland war, so sollte es scheinen, als wäre dies nicht unausführbar gewesen.

Allein man mußte es wollen. Man mußte die Interessen der wichtigsten Reichsfürsten dahin richten: den Adel dazu vereinigen, die ganze Nation dazu anstrengen. Es mußte als ein allgemeines nationales Werk alle Kräfte aufrufen.

Dann würde die Spaltung, es ist kein Zweifel, schon an sich unmerklicher und unschädlicher geworden seyn.

Man glaube nicht, eine Nation sey damit in Frieden zu setzen, daß man ihr Ruhe predigt, daß man die Elemente der Bewegung abläugnet oder gewaltsam niederhält. Man muß sie vielmehr in die rechte Bahn zu leiten suchen. Nicht zur Ruhe allein, nicht zu trägem Verdumpfen ist eine Nation bestimmt; erst in der Thätigkeit wachsen die menschlichen Kräfte: freier Regsamkeit bedürfen sie. Will man nicht, daß die Bewegung eine verderbliche Richtung einschlage, daß die Nation in sich selber zerfalle und sich zerfleische, so muß man ihre wahren Bedürfnisse ins Auge fassen und zu befriedigen suchen; man muß ihr das Selbstgefühl gesetzlicher Ordnung geben und eine große Zukunft eröffnen.

So mußte denn Deutschland dazu thun, und im Gefühl seiner Einheit eine Kirchenverfassung ausbilden, bei welcher beide Theile bestehen konnten; es mußte alsdann, wenn wir nicht irren, den großen Kampf ausfechten, der ihm durch den oft erneuten und immer zu fürchtenden Angriff desjenigen, den es den Erbfeind nannte, angewiesen war.

Auch waren dies die Gedanken, welche die Nation beherrschten. Nicht allein in den Schriften, wie unter andern fast in allen Büchern von Schwendi, wird es eingeschärft, auch auf den Reichstagen ist davon fortwährend die Rede.

Und nicht ohne die größte Hoffnung war man. Ein Fürst von außerordentlichen Fähigkeiten, in der Religion mild und gemäßigt, entschlossen, den Türkenkrieg aus allen Kräften zu führen, bestieg den Thron, Maximilian II.

Erwartungen von Maximilian II.

Die Zeitgenossen wissen nicht genug zu sagen, in wie hohem Grade sich Maximilian II eine allgemeine Bildung angeeignet hatte. Die Sprachen, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen, die er gesehen und besucht, ihre Tugenden und Fehler, ihre Sprüchwörter und Scherze, ihre Literatur waren ihm gegenwärtig. Mit einer jeden ging er auf ihre Art um; herablassend mit den Italienern, munter und freimüthig mit den Deutschen, mit den Böhmen nachgiebig, lebhaft mit den Ungarn, abgemessen mit den Spaniern. Es ist zuweilen, als brächte eine Zeit alles was sie Neues, Edles und Eigenthümliches hat, wieder in einem Einzelnen hervor. Wir werden darauf zurückkommen, wie sehr Maximilian an der neuen Entwickelung der religiösen Ideen Theil nahm. Eben traten die Studien der Natur auf den Weg der Erfahrung ein; er trieb sie in seinen Gärten: eifrig stellte er Versuche mit den Metallen an. Die moderne Musik breitete sich in ihrer ersten Ausbildung über Europa aus; er richtete eine Capelle ein, welche damals für die beste die es gebe erklärt worden ist; — allein obwohl er bekannte, wenn er seinem Geschmack folgen dürfte, so würde er nie etwas anders treiben, so ließ er sich doch von diesen Neigungen nicht beherrschen. Gleichmäßig — daß ich so sage, in sich selber Harmonie, — bewegten sich die Kräfte seiner Seele. Man konnte keine angenehmere Gesellschaft haben. So geistreich und vertraulich, ohne Affectation, voll Grazie gab er sich hin. Nicht allein fremde Gesandten oder Fürsten behandelte er auf eine Weise, daß sie ihn für den voll-

kommensten Hofmann der Welt erklärten [1]); es war in ihm der Zug einer absichtslos wohlwollenden Natur; und wenn er etwa den Dorfpfarrer, bei dem er einst gern seine Beichte abgelegt hatte, in dem Audienzsaal erblickte, bescheiden, weit dahinten, den letzten, ging er mitten durch die Gesandten und Herren, welche sich eingefunden, auf ihn los, redete ihn mit dem wohlbekannten Gruß an, und nahm ihn mit sich in sein Cabinet. Einem Jedweden bewies er seine Ehre: er hätte Niemand geduzt.

Es ist ein Glück des Lebens, dann und wann einmal wieder in einen Kreis zu treten, wie ihn eine talentvolle fein organisirte edle Natur um sich her zu ziehen pflegt. Jene Bildung die sich von der Welt nur das Würdige und Schöne angeeignete, umfängt uns gar bald wie mit reiner Atmosphäre; ein durchdringender unterscheidender Verstand giebt uns eine leichte, heitere Spannung; feine Sitte und ungesuchter Ausdruck des Wohlwollens und der Güte, der auch eine Art von Talent ist, halten uns innerlich fest. Solche Naturen pflegen die allgemeine Stimme für sich zu haben. Wie sollten sie auch nicht? Das Behagen, das sie verbreiten, strömt auf sie zurück.

Ich möchte sagen, daß wir das Gefühl haben, als träten wir in einen solchen Kreis, so oft uns in der Historie Maximilian II begegnet.

Zwar sind es nicht diese Eigenschaften mit denen man

---

[1]) Micheli 1564. Di statura non grande non piccolo, ma di bella taglia et dispositione e sopra tutto di bel aspetto, con una carne viva rossa e bianca insieme, color naturale e proprio de Tedeschi, fatto quanto alla sanita per quelli tremori di core et altro che pativa molto piu gagliardo, che non si credeva e di giorno in giorno fortificandosi meglio. Questo ha tanta gratia in tutte le attioni e cosi bel procedere e belle maniere da affettionarsi ogn'uno che è cosa maravigliosa con una gravità e dolcezza contemperata insieme mediante una allegrezza che dimostra nell' esteriore, accompagnata da una tal vivezza d'occhi che non si può desiderare cosa nè piu viva nè piu amabile. Benchè alcuni prendono questa prontezza a ridere con ciascheduno per duplicità.

Staaten regiert: wiewohl jene Leutseligkeit, die zugleich Majestät ist, niemals ihre Wirkung verfehlt. Den Geschäften selbst aber widmete sich Maximilian mit eben so viel Fleiß als Talent. Wie er sogleich, wenn sich etwas zu thun fand, von seinen Erholungen abbrach, so hörte er stundenlang, unermüdlich: seine Antworten, seine Einreden trafen in der Regel den rechten Punct. An keinem Hofe gab es so rasche und leichte Expeditionen, wie damals zu Wien. Die Lage der großen Geschäfte hatte vielleicht kein anderer Fürst noch Staatsmann besser begriffen und durchdrungen. Gewiß äußerte sich Niemand mit einer größern Freymüthigkeit, mit unbefangenerem Lob und Tadel. Die fremden Gesandten mußten sich in Acht nehmen, von ihm nicht in eine Richtung fortgerissen zu werden, die ihrer eignen Absicht zuwiderlief. Ueber die Angelegenheiten nur, die ihn selber berührten, hielt Maximilian an sich. Ueber diese drückte er sich mit sorgfältiger Ueberlegung aus. [1])

Vor allen Sprachen besaß er die deutsche vollkommen. Wäre er Canzler geworden, sagte D. Weber, sein Vicecanzler, so würde er uns Schreiber alle beschämen. In der That haben seine eigenhändigen Briefe einen lebhaften und angemessenen Ausdruck. Vornehmlich hatte er die seltene Gabe der Beredsamkeit in deutscher Sprache. Auf so vielen Landtagen und Reichsversammlungen, die er besuchen müssen, und auf denen denn alle Mal schwierige Gemüther zu bearbeiten gewesen sind, hat er sie zu üben gehabt. Seine Rede war mild; wie ein paar brennende Lichter, glänzten ihm die hellen Augen.

Ich denke, es versteht sich schon, daß eine solche Seele voll von Ehrgeiz seyn müsse. Sie war es, nicht von jenem, der sich

---

[1]) Vornehmlich Gerlachs türkisches Tagebuch und Raupachs evangelisches Oesterreich, enthalten nebst unsern Relationen die von Maximilian II hier zusammengestellten Züge. Die Rede, welche Leuthinger Joachim II in den Mund legt, ist zwar fingirt doch enthält sie einiges Bemerkenswerthe.

mit Lob befriedigen läßt, sondern von dem, den nach großen Unternehmungen und trefflichen Thaten dürstet.

So gehorsam und ergeben Maximilian seinem Vater sonst auch war, so verhehlte er doch nicht, daß ihm die Politik desselben allzufriedfertig, und noch immer, sey es von den Umständen, oder von den zufälligen Meinungen einiger Räthe, oder von fremdem Einfluß allzu abhängig scheine [1]).

Jene Richtung gegen Spanien war zum Theil von ihm selber ausgegangen, und noch viel strenger wollte er sie einschlagen. Wie bitter hat er sich beklagt, daß Kaiser Karl die jüngere Linie schon bei der Erbtheilung verkürzt, und darnach öfter beeinträchtigt habe. Er selber, dessen Schwiegersohn, hatte durch seine Verheirathung gewisse Ansprüche auf Mailand oder die Niederlande zu erhalten geglaubt, doch mußte er sich mit einer kleinen Pension begnügen, die ihm nicht einmal regelmäßig bezahlt wurde. Unmittelbar aber, und am härtesten griff ihn jener Plan des Kaisers an, die Nachfolge im Reiche, Philipp II zuzuwenden. [2]) Wie? Das höchste Diadem der Welt, das ihm von selber zufallen mußte, sollte dieser hochgesinnte Mensch aufgeben, um eine untergeordnete Rolle neben Philipp II zu spielen, neben diesem Philipp, dessen Fähigkeiten ihm so unzureichend, dessen Eitelkeit ihm so abgeschmackt vorkam: von dem er nur mit Widerwillen und Geringschätzung redete. Man darf vielleicht annehmen, daß er gerade aus Abneigung gegen seinen Vetter die

[1]) Soriano. Relne 1554. Nelle cose del governo biasma l'imperitia de' consiglieri la facilita di S. M. et il troppo rispetto all' imperatore.

[2]) Soriano 1554. La materia della cession dell' imperio ha acceso l'animo di quel re di sorte che piu non si potria, e benchè paia al presente, che questa trattation sii sopita, pero m'a detto quel re in gran secreto che l'imperator è per tentarla certo un' altra volta. Nach 1562 glaubte man, Philipp habe diese Gedanken nicht fahren lassen.

Talente und Richtungen ausbildete, die diesem so auffallend abgingen.

Geflissentlich entfernte er denn alle Spanier aus seiner Umgebung, und von seinem Hofe. Er betrug sich so, daß es schien, wie man sagte, als wolle er von allen andern Nationen geehrt, von den Spaniern aber gefürchtet seyn. Er wendete dafür seine Neigung dem deutschen Wesen zu. „Gute, runde deutsche Worte und Werke, nicht spanische," versprach er den Nachkommen des Landgrafen Philipp von Hessen [1]). Dem Herzog Christoph von Würtemberg bezeugt er, wie er nur würdig zu seyn wünsche, nicht allein in Einer Sache, sondern wie er sich ausdrückt, in allen des geliebten Vaterlandes ob und angelegenen Beschwerungen, Mittel und Wege zur endlichen Abhülfe derselben entdecken, befördern und ins Werk richten zu können, das würde seine größte Freude seyn [2]).

Dieser Fürst bestieg in dem Jahre 1564 den kaiserlichen Thron.

Etwas anderes ist es, Talente haben, denken, überlegen, entwerfen: etwas anders, ausführen und ins Werk setzen. Die Hoffnungen, die er erweckt, er hatte nunmehr die Aufgabe, sie wahr zu machen.

Es konnte nicht lange dauern, so müßten jene beiden großen Fragen, die innere und die äußere, an ihn gelangen.

Betrachten wir, wie spöttisch er zu wiederholten Malen von dem Papst, und dem säuberlichen Conciliabulum zu Trient, aus dessen Decreten man wenig Trost schöpfen könne, an Herzog Christoph schreibt, wie sorgsam er die Bücher Luthers verzeichnet die er hat, und jenen seinen Freund bittet, ihm die übrigen, so wie die Schriften von Melanchthon und Brenz zuzuschicken,

---

[1]) Aus einem Schreiben Maximilians 1563, 9. Nov. bey Rommel Landgraf Philipp, Bd. II, 579.

[2]) Schreiben Maximilians 1556. 9. December. bey Lebret, Magazin IX, 71.

wie er nicht allein zum Druck der slawischen Bibelübersetzung beiträgt, sondern auch die Proben derselben von kundigen Männern prüfen läßt, wie er Furcht bezeigt, daß die Papisten den jungen König von Frankreich verführen möchten, wie er endlich geradezu die protestantische Partei die seine nennt, und die päpstliche die feindliche; so überzeugen wir uns, daß er dem Protestantismus von Herzen zugethan war.

Es fragte sich, inwiefern er dies auch als Kaiser bewähren würde. In einem seiner Briefe vom Jahre 1557 beschwert er sich, daß sein Vater damals in der Sache der Freistellung nicht etwas mehr gethan habe, und sagt denen einen üblen Lohn voraus, die ihn daran verhindert hatten. [1]) Auf jeden Fall ließ er von sich eine größere Willfährigkeit, ein förderliches Eingehen auf diese große Aufgabe für das innere erwarten.

Auch für die zweite aber durfte man alles hoffen. Wie ganz anders dachte er einen Türkenkrieg zu führen, wie viel kriegerischer gesinnt zeigte er sich überhaupt als sein Vater. Er redete am liebsten von Befestigung, Angriff und Schlachtordnung. [2]) Die beschränkte Herrschaft, die er zu erwarten hatte, meint der kluge Venezianer welcher Gesandte an seines Vaters Hofe war, werde ihn nicht befriedigen; man müsse ihm Raum geben und ihm eine Laufbahn eröffnen, wo er seine Begierde vergnügen könne, ohne eine allgemeine Verwirrung in der Christenheit her-

---

[1]) Prag 13 April: „So viel aber die Freistellung betrifft, hätte ich mich gleichwohl versehen gehabt, die Kön. Maj. solle sich etwas weiter als beschehen eingelassen haben und kann wohl denken wer die gewesen sind die solches Werk verhindert haben. **Sed recipient mercedem suam.**" Bei Lebret, S. 85.

[2]) **Paolo Tiepolo 1558: Continuamente pensa, poco contentandosi dello stato suo. Disegna a cose grandi:** Seine religiöse Stellung bezeichnet Tiepolo auf folgende Weise: **Non si alienando in tutto da cattolici si ha guadagnato una gran gratia con luterani.**

vorzubringen. [1]) In einer großen Unternehmung gegen die Türken hatte er diesen Raum, diese Bahn vor sich.

Theologische Entzweiung.

Wir kommen wohl alle überein, daß ein einzelner Mensch, den Dingen gegenüber nur wenig vermag.

Auch von diesem Kaiser, der zwar, wie wir sehen, geistreich und wohlgesinnt, aber an Kräften und Macht beschränkt war, von dem sich erst zeigen sollte, inwiefern seinem Talente Entschluß und That beiwohne, war nur dann etwas zu erwarten, wenn ihn die Umstände begünstigten, wenn die allgemeinen Gedanken und Gefühle seinen Entwürfen entgegen kamen.

Statt dessen fand er Widerstand; es entwickelte sich ihm gegenüber eine allen gemeinsamen Bestrebungen zuwiderlaufende Richtung.

Das Reich in eine dem neuen Glauben angemessene Verfassung zu setzen, vermochte der Kaiser doch auf keinen Fall anders, als dann, wenn dieser siegreich in sich, immer fester ward und die Ueberzeugungen immer mehr unterwarf.

Leider entwickelte sich in demselben gerade zur entscheidenden Stunde eine heftige innere Entzweiung.

Da die Fürsten einen so großen Einfluß auf Kirchen und Lehranstalten erlangt hatten, so konnte es nicht fehlen, sie knüpfte sich an die politischen Verhältnisse.

Die Partei, welche, als sie wider Karl V stand, in dem schmalkadischen Kriege, und als sie demselben günstiger wurde,

[1]) Micheli. Saria per beneficio universale non solo da desiderare, ma per dir cosi da procurare da tutti gli altri principi qualche occasione senza maleficio di alcun principe cristiano, nella quale avesse modo di sfogarsi: altrimente è grandissimo pericolo, che questa povertà con questa ambitione e desiderio di gloria non siano causa, che si precipiti tanto piu.

wie er nicht allein zum Druck der slawischen Bibelübersetzung beiträgt, sondern auch die Proben derselben von kundigen Männern prüfen läßt, wie er Furcht bezeigt, daß die Papisten den jungen König von Frankreich verführen möchten, wie er endlich geradezu die protestantische Partei die seine nennt, und die päpstliche die feindliche; so überzeugen wir uns, daß er dem Protestantismus von Herzen zugethan war.

Es fragte sich, inwiefern er dies auch als Kaiser bewähren würde. In einem seiner Briefe vom Jahre 1557 beschwert er sich, daß sein Vater damals in der Sache der Freistellung nicht etwas mehr gethan habe, und sagt denen einen üblen Lohn voraus, die ihn daran verhindert hatten. [1]) Auf jeden Fall ließ er von sich eine größere Willfährigkeit, ein förderliches Eingehen auf diese große Aufgabe für das innere erwarten.

Auch für die zweite aber durfte man alles hoffen. Wie ganz anders dachte er einen Türkenkrieg zu führen, wie viel kriegerischer gesinnt zeigte er sich überhaupt als sein Vater. Er redete am liebsten von Befestigung, Angriff und Schlachtordnung. [2]) Die beschränkte Herrschaft, die er zu erwarten hatte, meint der kluge Venezianer welcher Gesandte an seines Vaters Hofe war, werde ihn nicht befriedigen; man müsse ihm Raum geben und ihm eine Laufbahn eröffnen, wo er seine Begierde vergnügen könne, ohne eine allgemeine Verwirrung in der Christenheit her-

---

[1]) Prag 13 April: „So viel aber die Freistellung betrifft, hätte ich mich gleichwohl versehen gehabt, die Kön. Maj. solle sich etwas weiter als beschehen eingelassen haben und kann wohl denken wer die gewesen sind die solches Werk verhindert haben. Sed recipient mercedem suam.“ Bei Lebret, S. 85.

[2]) Paolo Tiepolo 1558: Continuamente pensa, poco contentandosi dello stato suo. Disegna a cose grandi: Seine religiöse Stellung bezeichnet Tiepolo auf folgende Weise: Non si alienando in tutto da cattolici si ha guadagnato una gran gratia con luterani.

vorzubringen. [1]) In einer großen Unternehmung gegen die Türken hatte er diesen Raum, diese Bahn vor sich.

Theologische Entzweiung.

Wir kommen wohl alle überein, daß ein einzelner Mensch, den Dingen gegenüber nur wenig vermag.

Auch von diesem Kaiser, der zwar, wie wir sehen, geistreich und wohlgesinnt, aber an Kräften und Macht beschränkt war, von dem sich erst zeigen sollte, inwiefern seinem Talente Entschluß und That beiwohne, war nur dann etwas zu erwarten, wenn ihn die Umstände begünstigten, wenn die allgemeinen Gedanken und Gefühle seinen Entwürfen entgegen kamen.

Statt dessen fand er Widerstand; es entwickelte sich ihm gegenüber eine allen gemeinsamen Bestrebungen zuwiderlaufende Richtung.

Das Reich in eine dem neuen Glauben angemessene Verfassung zu setzen, vermochte der Kaiser doch auf keinen Fall anders, als dann, wenn dieser siegreich in sich, immer fester ward und die Ueberzeugungen immer mehr unterwarf.

Leider entwickelte sich in demselben gerade zur entscheidenden Stunde eine heftige innere Entzweiung.

Da die Fürsten einen so großen Einfluß auf Kirchen und Lehranstalten erlangt hatten, so konnte es nicht fehlen, sie knüpfte sich an die politischen Verhältnisse.

Die Partei, welche, als sie wider Karl V stand, in dem schmalkadischen Kriege, und als sie demselben günstiger wurde,

[1]) Micheli. Saria per beneficio universale non solo da desiderare, ma per dir cosi da procurare da tutti gli altri principi qualche occasione senza maleficio di alcun principe cristiano, nella quale avesse modo di sfogarsi: altrimente è grandissimo pericolo, che questa povertà con questa ambitione e desiderio di gloria non siano causa, che si precipiti tanto piu.

durch die Umstände, die seine Abdankung begleiteten, überwunden worden, diese Partei, geschlagen durch die Waffen, bei Seite getrieben durch die politische Verwickelung, griff zur theologischen Polemik. Den Universitäten gegenüber, welche dem zur Chur gelangten Sachsen zugefallen, errichteten die Söhne des geborenen Churfürsten eine andere, zu der sie die entschiedenen Feinde dortiger Professoren beriefen. Es ist dies auch eine Art von Fehde.

Denn in den Theologen nicht minder hatte sich in Folge der Ereignisse eine lebhafte Entzweiung ausgebildet.

Die Wittenberger hatten sich, obwohl ohne dem Lehrbegriff etwas zu vergeben, dem Interim angenähert. Andere waren um eben dieses Interims willen verjagt worden oder ausgewandert [1]). In Magdeburg, das dieser Glaubensformel einen so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, hielt sich die entschiedenste Schule streng lutherischer Eiferer. Eben die glückliche Unternehmung, welche der gemäßigten Partei politisch das Uebergewicht verschaffte, vermochte das nicht theologisch. Der Fall des Interims, den sie bewirkte, erschien vielmehr als der Sieg der strengen Partei. Die verjagten Prediger kehrten zurück; ihre Heftigkeit darf uns nicht Wunder nehmen, da sie durch die Verfolgung, die sie erlitten, gleichsam das Recht dazu erlangt zu haben schienen; sie breiteten sich über alle niedersächsische Städte aus; die Herzoge von Sachsen beriefen sie zu sich.

Sollten sie nun den Wittenbergern nachgeben? Sollten sie noch Melanchthon, das Oberhaupt derselben, als den Regenten des Wagens Israel, den Präceptor Germaniä, wofür man ihn ausgab, anerkennen? Es war ihnen längst anstößig, daß Melanchthon in seiner Theologie das Studium der alten Philosophen durchblicken ließ, daß er etwa den Terenz empfahl, daß er neben

[1]) Musculus, Osiander, Sarcerius, Schnepf, Flacius, Amsdorf, Gallus u. a. mußten fliehen. S. Arnold Kirchen- und Ketzerhistorie. Th. II, B. 16, c. 26, S. 934.

S. Paulus auch den Homer erklärte; es war ihnen unerträglich, daß Johann Major diesen Homer ein göttliches Buch genannt hatte, und mit dem Studium des Pindar schien ihnen in Strigel, einem Schüler Melanchthons, die Verunreinigung göttlicher Sachen, welche sie ihm Schuld gaben, zusammenzuhangen.

Unglücklicherweise warf sich der Streit auf das Dogma; er warf sich auf eben die beiden Hauptpuncte, über die man schon mit dem Katholicismus gekämpft hatte, die Lehre vom Abendmahl und von der Rechtfertigung, von denen er sich über alle wichtige Fragen der Theologie und das gesammte Verhältniß Gottes zu Menschen und Welt ausbreitete.

Um das Jahr 1548 war man noch ziemlich gemäßigt. In dem Artikel von der Rechtfertigung ging man nicht bis zu allen Folgerungen des augustinischen Lehrbegriffes fort; es ist bemerkt worden, daß, wenn Luthers Lehre zu demselben hinneigte, die Meinungen Melanchthons unvermerkt dawider waren [1]). In Bremen, wo man sich später so heftig gezeigt hat, war man damals zufrieden, als Hardenberg, obwohl bereits verdächtig, nur die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl anzunehmen erklärte; auf eine besondere bestimmter ausgesprochene Vorstellung über die Verbindungsart drang man noch nicht [2]).

Es war eine Zeit, wo die neue Lehre eben nur als die gereinigte alte erschien; wo man Calvin noch für einen Lutheraner erklärte; wo man noch nicht fragte, zu welchem von den drei Glaubensbekenntnissen Jedermann gehöre; wo bei weitem die meisten einem von den Mißbräuchen befreiten, mit der Bibel wieder in Uebereinstimmung gesetzten Christenthum anhingen, welches noch immer Modificationen individueller Anschauung zuließ.

Nur allzubald aber kam man hiervon ab, sey es nun, daß

---

1) Plank Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, IV, S. 562.

2) Plank V, 2, 146.

der menschliche Geist den Zwang bestimmter Formen sogar fordere — wovon ich, den Geist in der Fülle seiner Thätigkeit gefaßt, mich nicht überzeugen kann — oder daß die Beschränktheit der Minderfähigen sich erst innerhalb der strengsten Umzäunungen beruhigt fühle; oder endlich, daß sich die Leidenschaften dieser Dinge bemächtigten.

Wenigstens findet sich, daß die stärksten Behauptungen of in der Hitze des Streites geäußert und darnach mit Hartnäckigkeit festgehalten wurden.

In Osiander, der auch um des Interims willen von Nürnberg nach Königsberg gewandert, war es vielleicht am meisten das Selbstgefühl eines Autodidakten — wie er denn niemals einen Grad auf einer Universität hatte annehmen mögen — und der Ehrgeiz durch eine glückliche Entdeckung sich einen Namen zu machen, was ihn bewog eine zuerst zufällig in einer Vorlesung geäußerte Meinung über die Lehre der Rechtfertigung weiter ausgebildet aufzustellen. Seine Ansicht ist fein, tief und glücklich combinirt. [1]) Sie ist ein merkwürdiger Versuch, eine innerliche Anschauung schriftgemäß in das System einzuführen. Ob sie aber darum auf Katheder und Kanzel verfochten werden mußte? Ob es wohl gethan war, die bisherigen Vorstellungen von der Heilsordnung, welche dem menschlichen Bedürfniß so wohl dienten, zu erschüttern? Ob es nicht sogar — denn wenn die Lehre Osianders sich dadurch unterscheidet, daß die Rechtfertigung nicht, wie man annahm, ein Fürgerechterklären, sondern ein Gerechtmachen sey, so möchte sich erwiedern lassen, daß dies in Gott untrennbar und eins seyn müsse — ob es nicht in einem höhern Begriff doch nur ein Streit um Worte war? Auf jeden Fall setzte diese Lehre die ganze Gemeinschaft der Lutherischen in unverträgliche Bewegung.

---

[1]) Adam, vita Osiandri p. 226. Vornehmlich Plank, IV, c. 2. Uebrigens scheint mir die Auffassung von Osianders Lehre eine der geistreichsten Stellen in Woltmanns Reformationsgeschichte, Th. 3.

Um so mehr, da man bald darauf, unter den Auspicien der sächsischen Herzoge, den nemlichen Streitpunct ergriff. Daß ein alter Genosse Melanchthons, Georg Major, um einem gefährlichen Vorurtheil des gemeinen Volkes, welches wenig nachdenkt, zu begegnen, nicht etwa von der angenommenen Rechtfertigungslehre abwich, sondern nur behauptete, gute Werke seyen zur Seligkeit nützlich, fanden seine Gegner in Thüringen eine freche, frevele und vermessene Lehre. [1]) Sie eilten das Gegentheil festzusetzen. Amsdorf, ein alter Freund Luthers, ließ sich zu dem Satze fortreißen, gute Werke seyen zur Seligkeit sogar schädlich; ja was mehr, er fand damit Beifall; Melanchthon meint mit Recht, es werde künftigen Jahrhunderten unglaublich vorkommen. Das Haupt dieser Partei war ein in Deutschland ausgebildeter Istrianer von Albona, Flacius (Wlacich), der sich mit dem strengsten Lehrbegriff von der Rechtfertigung unter vielen geistlichen Anfechtungen durchdrungen und schon längst eifersüchtig Melanchthons Widerpart gehalten hatte [2]). Zuerst in der Hitze des Streites behauptete er, die Erbsünde sey die Substanz der menschlichen Seele [3]); statt hierüber inne zu halten, setzte er nur um so ausführlicher auseinander, wie unsre Seele, vorher das Bild Gottes, der Quell der Gerechtigkeit, Tugend und Frömmigkeit, durch den Sündenfall in ein Bild des bösen Geistes umgewan-

---

[1]) Adam, vita Majoris p. 40. Plank. Menzel.

[2]) Stellen aus dem endlichen Bericht der Leipziger und Wittenberger, der dem Flacius seine heftigen Anklagen zurückgiebt, in dem Anhang zu Arnold II, S. 1599.

[3]) Stellen aus seiner Schrift de peccato originali bey Plank V, 1, S. 292. In M. Mathiä Flacii Illyrici, ehemals berühmt- und gelehrten Theologi in Teutschland, Leben und Tod von J. B. Ritter, Frankf 1725, stoße ich auf die gute Bemerkung, daß ein Tübinger Lehrer und Freund des Flacius, Leonhard Fuchs, ein Arzt, die Meinung hatte: morbum esse substantiam; worin allerdings der Keim vielleicht anfangs der Anfechtungen und alsdann der Lehren des Flacius gelegen haben mag.

deckt und den Flammen der Hölle gleich geworden sey; wie wenn jemand eine reine Masse durch und durch vergifte und sie dergestalt in das Wesen des Giftes verwandle. Für so ausschweifende Meinungen fand er eine Schule zu Jena und in dem ganzen Gebiete der protestantischen Theologie Anhänger und Verfechter.

Mit freiwilliger Nachfolge aber war man noch nicht zufrieden. Flacius und die Seinen führten zu Jena eine Art von Inquisition ein, und es ist sehr merkwürdig, daß sie ihre Aufsicht mit allem Selbstbewußtseyn vornehmlich auf die Unbescholtenen richteten, gegen die „welche sonst gelehrt, ehrbar und züchtig, aber der heilsamen Lehre der Wahrheit unzugänglich seyen." Weder Amt noch Gelehrsamkeit, weder Herkunft noch das lutherische Glaubensbekenntniß selbst, wofern es nicht mit ihren übertriebenen Meinungen völlig übereinstimmte, schützte vor ihren Verfolgungen. Wie wenig genoß jener Matthäus Wesenbeck die Freiheit des Evangeliums zu Jena, um derentwillen er seine Vaterstadt Antwerpen und den Dienst seines Fürsten verlassen hatte [1]).

Nicht länger konnte denn die alte Streitfrage über das Sacrament ruhen. Von Niedersachsen aus begann man den Kampf mit Calvin. Ist es wirklich böser Wille zu nennen, wenn die Eiferer auf das Wesen calvinischer Beweise oder Einwürfe wenig Rücksicht nahmen, und nur immer das widerlegten, wovon er selbst sagte, er bekenne es nicht? [2]) Oder war es natürliche Beschränktheit eines Verstandes, der sich der feinen Unterscheidungen nicht zu bemächtigen weiß, keinerlei Abweichung von seiner Meinung duldet, und sich in dumpfer Passion für Dinge, die ihm einmal eingeleuchtet, in die Fehde wirft? Mit wie groben Händen fassen diese Leute das Geheimniß an, wie gewaltsam betastet

[1]) Von der strittigen Excommunication Matthaei Wesenbecii ICti in J. J. Müllers entdecktem Staatskabinet. Erste Eröffnung S. 38.
[2]) Plank V, 2, 98.

Johann Timann zu Bremen das Mysterium des Abendmahls! Wer seine Schlußfolge, aus welcher sich ergab, daß weil Gott allenthalben, auch das Fleisch Christi allenthalben sey, nicht sehr bündig fand, hatte seinen Haß zu erfahren, wie sein Amtsbruder Hardenberg. Der Schutz, den die Domherren diesem ihren Domprediger angedeihen ließen, entrüstete den Grimm seiner Gegner. Heßhusen erklärte, „es sey eben als wollten sie eine Mördergrube auf dem Dom anrichten, um die Bürger daselbst zu erwürgen, oder eine Batterie daselbst aufpflanzen, um die Stadt zu beschießen."

Wie dann, wenn diese Verfechter extremer Meinungen die öffentliche Gewalt zu leiten bekamen! Welch ein trostloser Anblick, jene armen niederländischen Flüchtlinge, welche die katholische Maria eben aus England verjagt hatte, wie sie mitten im Winter aus allen den niedersächsischen Städten, dahin sie den Fuß setzten, ohne Erbarmen ausgewiesen wurden. Natürlich! sie neigten sich in der Abendmahlslehre zu den Vorstellungen Calvins.

Das ganze lutherische Deutschland war von diesen Bewegungen erfüllt. In Königsberg hat man nicht allein ausgesprengt, Osiander werde von zwei Teufeln in Gestalt schwarzer Hunde begleitet, man hat gepredigt, „der Antichrist sey in ihm erschienen". Seine Anhänger gingen mit gewaffneter Hand einher; seine Gegner spien vor denen aus, die in seiner Kirche gewesen — es waren ihre Nachbarn und nächsten Freunde. Die Universität verfiel [1]); das ganze Land spaltete sich in Factionen. In Jena rückten einmal zehn Fähnlein Soldaten ein, um ein Paar Gegner des Flacius aufzuheben und nach dem Grimmenstein in Gewahrsam abzuführen. Eben diese wurden wieder frei und dagegen 30 Prediger aus der Zahl ihrer Widersacher zusammen abgesetzt. Der Churfürst von Sachsen verjagte einmal sämmtliche Flacianer aus Thüringen. Herzog Johann Wilhelm nahm

[1]) Simon Schardius de rebus gestis sub Maximiliano II. Rerum germanicarum IV, p. 14. „cum academia falso Osiandri dogmate de hominis essentiali iustitia collapsa fuisset."

sie sämmtlich wieder auf. Zusammen kommen die Parteien empor, überwältigen ihre Gegner, werden von andern überwältigt, die dann den Besiegten wieder einmal Platz machen müssen. Diese geistlichen Ministerien mit ihren Oberhäuptern, leitenden Gedanken, Discussionen, sind den weltlichen Ministerien heutiger großer Staaten nicht ganz unähnlich; von der Gunst und Ueberzeugung des Fürsten, von der Dringlichkeit der Umstände, der Haltbarkeit der politischen Richtung die sich leicht damit verknüpfte, eben so abhängig.

Leider gaben diese Bewegungen keinen Stoff zu den großen Leidenschaften, welche in ihrer Aeußerung ihre eigene Befreiung haben; mit den Waffen der literarischen Verläumdung, des collegialischen Hasses, der übeln Nachrede bei Hofe und in dem Volke, Waffen, welche zwar den Leib unverletzt lassen, aber die Seele mit kleinen zahlreichen Wunden um so sicherer treffen, bekämpfte man sich.

Wie mußte Melanchthon zu Muthe seyn, der, weil er in lebendiger Anschauung lebte, von Niemand begriffen ward, dem man jeden Fehltritt, zu dem man ihn gedrängt und fortgerissen, über den er sich bescheiden entschuldigt, als ein moralisches Verbrechen anrechnete! [1]) —— Endlich sah er sich dem erwünschten Tode nahe. Wie wohl noch die Väter unsrer Väter die Sitte hatten, schrieb er sich die Betrachtungen seiner Seele in kleinen Sätzen auf. „Du wirst in das Licht kommen," sagte er zu sich; „du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes anschauen." Nicht allein aber die Hoffnung auf ein zukünftiges Glück, eben so tröstete ihn die bevorstehende Erlösung von der gegenwärtigen Unseligkeit. „Du wirst," schrieb er weiter, „von allen Mühseligkeiten, von dem unversöhnlichen Haß der Theologen wirst du

[1]) Camerarius de vita Melanchthonis c. 86. „multas amaras tunc quasi potiones hausit Philippus Melanchthon et concoxit tacendo et tolerando."

befreit werden." [1]) Wie? waren sie nicht seine Schüler? Er, der Lehrer Deutschlands, der Gründer der protestantischen Theologie, er hatte sie, so zu sagen, erzeugt und erzogen. Sie wären nicht gewesen ohne ihn. Aber den Adel seines Gemüthes, seine menschenfreundliche, große Seele, den Grund, aus dem alle Einsicht und alles Wissen quillt, den hatte er ihnen nicht mittheilen können. Welch ein Leben! So reichbegabt seyn mit herrlichen Kräften; so edel beginnen und die rechte Bahn einschlagen; so wacker aushalten und siegreich kämpfen; die gute Sache in seiner Nation bis nahe an den entschiedenen Sieg führen; immer großgesinnt, duldsam und ohne andere Fehler als die nun einmal eine mit feineren Sinnen ausgestattete zartere Natur bedingen; und eben um dieser willen — denn niemals verzeiht das Geschlecht der Menschen — angefallen, nicht mehr verstanden, gelästert werden, und dies alles bis in das Geheimniß der tiefsten Seele fühlen; unter den Streichen seiner eigenen Schüler erliegen; so sein zerschlagenes und gequältes Haupt nach dem befreienden Grabe neigen! — Trösten wir uns seines Trostes, daß er befreit ward, daß er schaute, wonach sein gottseliges Herz immer gedurstet hatte.

Ich kann nicht anders finden, als daß diese gewaltsame Behauptung theologischer Theoreme, die doch zu Gottesfurcht, Frömmigkeit und Religion bei weitem nicht einen so unmittelbaren und nothwendigen Bezug hatten, als sie vorgaben, der großen Sache, die man verfechten wollte, nachtheilig und zu der unglücklichen Wendung, welche die deutschen Dinge nahmen, eine Hauptursache wurden.

---

[1]) Adam kommt in Vita Strigelii nochmals darauf zurück: Ut Melanchthon ante mortem dixit: „Cupio ex hac vita migrare propter duas causas, primum ut fruar desiderato conspectu filii dei et coelestis ecclesiae, deinde ut liberer ab immanibus et implacabilibus odiis theologorum": ita Strigelius saepe easdem causas inter precandum usurpare solitus fuit. Vitae theologorum p. 427.

Das letzte Religionsgespräch, zu dem man 1557 nach Worms zusammenkam, war nicht so ganz ohne Hoffnung. Man war frei von Fehde und innerem Kriege; die vorwaltenden Fürsten beider Religionen waren durch ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt; der Papst hatte durch seinen Widerspruch gegen die Uebertragung der Kaiserwürde Kaiser und Reich beleidigt, und die Opposition, die immer vorhanden war, neuerdings verstärkt. Eben auf diese kam es an. Hätte man sich über ein paar wichtige Artikel verstanden, so hätte man sich eine große Zukunft eröffnet. Wie sehr wünschte dies unter andern Maximilian! Nicht ohne Schmerz muß man bemerken, daß dies Gespräch nicht an dem Streite der beiden Hauptparteien scheiterte: so weit kam man nicht einmal; es scheiterte an der Entzweiung der Protestanten unter einander. Die weimarischen Theologen brachten eine Instruction zur Ausführung, die aus einem von Flacius dem Herzog eingereichten Bedenken fast wörtlich entnommen war [1]). Wie hätte es anders seyn können, als daß er darin auf eine Verdammung aller der Meinungen drang, die er jemals bekämpft hatte. Man sah sehr wohl, daß man hiedurch eine Spaltung unter den Lutherischen hervorbringen und den Fortgang des Colloquiums verhindern mußte. Man sah es, aber man war entschlossen, von der einmal angenommenen Meinung, wie ausschweifend sie auch war, um kein Jota zu weichen; da half kein Zureden, kein Nachgeben, kein Vermitteln, es kam so weit, daß sich die fünf dissentirenden Theologen mit Klagen über ihre eigenen protestantischen Glaubensgenossen an den katholischen Präsidenten dieses Collegiums wandten, und hierauf sich entfernten. [2]) Was konnte dann noch geschehen? Ich sah zu Rom eine Relation über dies Gespräch an Philipp II, in der ein gewis-

[1]) Plank VI, S. 131.

[2]) Aus dem Bericht des Sarcerius, bei Plank VI, 162.

ses Vergnügen über diesen Verlauf athmet, in der es ausdrücklich heißt: „Ihr Krieg ist unser Friede". [1])

Den Fürsten kann man nicht vorwerfen, daß sie daran Schuld gewesen seyen.

Der Abschied, dessen die oberländischen Fürsten unter der Leitung von Pfalz und Würtemberg 1557 zu Frankfurt übereinkamen, blieb bei der Confession und ihrer Apologie stehen, ohne späterer strengerer Formeln zu gedenken, er erinnerte die Theologen, nicht die allgemeine christliche Einigkeit ihren eigenen Leidenschaften nachzusetzen.

Der frankfurter Receß von 1558, zu welchem sich die meisten Stände augsburgischer Confession unter den Auspicien der drei weltlichen Churfürsten vereinigten, ließ die calvinistische Vorstellung vom Abendmahl unverdammt; er war verständig und gemäßigt.

In dieser Zeit neigte sich, so viel ich sehe, die Mehrzahl der Gewalthaber einem weitern Lehrbegriff zu, der sehr wohl zu der politischen Stellung stimmte, die sie angenommen. Auf dem Fürstentag zu Naumburg 1561 war jedermann mit den Erklärungen des Churfürsten von der Pfalz zufrieden, obwohl derselbe eine gewisse Hinneigung zu Calvins Vorstellungen so wenig damals läugnen konnte, als späterhin [2]).

[1]) Relatio colloquii Wormatiensis ad Philippum II. MS. der Bibl. Altieri zu Rom XXVII, S. 3. enthält nicht gerade besondere Umstände. Der Autor versichert, von den Streitigkeiten der Protestanten seyen die Katholiken „satis superque" unterrichtet gewesen, „aliis adhaerentibus Sneppio et Sarcerio, aliis Philippo et Brentio", als sie ihre bekannten Forderungen machten. „Gavisi sumus non parum, existimantes bellum adversariorum pacem fore nostram." Es folgt in dem MS. eine italienische Relation, die indeß um nichts bedeutender, sondern nur eine Wiederholung der lateinischen ist.

[2]) Bericht Sebastian Glasers an Ernst von Henneberg, 4 Februar 1561, bei Gelbke, der naumburgische Fürstentag S. 96. „Es hat der Ch. Pfalzgraf sein Bekenntniß dermaaßen stattlich und klar gethan, daß Churfürsten und die andern damit gesättigt."

Allein jene Söhne des gefangenen Churfürsten waren nicht zu beruhigen. Hatte ihnen nicht die Behauptung der reinen Lehre Land und Leute gekostet? Und sie sollten dieselbe jetzt, bei so viel geringerer Gefahr aufgeben? Johann Friedrich der Mittlere, den sein Vater den Katechismus unter den übrigen Kindern in öffentlicher Kirche hatte beten lassen, hielt aufs strengste darüber. Dem Receß von Frankfurt setzte er eine förmliche Recusation dieses, wie er es nannte, samaritanischen Interims entgegen. Wie er einmal mit seinem Schwager, dem Pfalzgrafen, und Herzog Christoph von Würtemberg zu Halspach allein war, versprach er allerdings, sich mit der Unterschrift der Confession zu begnügen, seinen Theologen die Streitschriften zu untersagen, und sich alsdann gegen seinen vornehmsten Gegner, Churfürst August, als einen Freund und Vetter zu halten. Eben dies war der Anlaß zu dem naumburger Fürstentage. Allein hier waren seine Theologen wieder um ihn: statt freundlicher Unterredung zu pflegen, erließ er eine heftige Protestation und reiste ohne Abschied weg [1]). Trotzig, hartnäckig, unbeugsam, und doch leidenschaftlicher Einflüsterung nur allzuleicht zugänglich, ging er einem unvermeidlichen Schicksal blindlings entgegen.

Und so wogten die theologischen Streitigkeiten ungehindert weiter. Es war vielleicht der erste große Mißbrauch der Presse, die schon damals eine unwiderstehliche Macht entwickelte. Die Nürnberger waren, wie wir sahen, eine unabhängige, reiche und mächtige Bürgerschaft. Als auch sie einmal, und zwar so viel wir bemerken ohne rechten Grund, von Flacius angegriffen wurden, bedachten sie sich lange; tief fühlten sie die Beleidigung, aber sie

[1]) H. Christoph an Maximilian Stuttgard, 21 März 1562. „Herzog Hans Friedrich in Sachsen (hat) nicht allein ihm den Tag gefallen lassen, sondern auch in die Subscription der augsburger Confession allbereit bewilligt; daß auch die Condamnationes eingestellt sollten werden ihm gefallen lassen, und also des Concepts des Ausschreibens sich mit dem Churfürsten von Sachsen verglichen, und — beschehener Bewilligung zuwider diese Sonderung vorgenommen."

wagten kein Wort zu sagen [1]). So stark war ihr Gegner. Die Fürsten, welche es verstanden hatten Ruhe in dem Reiche zu stiften — denn ihre Uebermacht hielt die entgegenstrebenden Leidenschaften ein — vermochten es nicht diesen erhitzten Fehden Einhalt zu thun. Leider sind dieselben nicht ohne Bedeutung gewesen: sie haben die unglücklichsten Folgen und zwar zunächst für die Protestanten nach sich gezogen.

Tag für Tag schärften, bestimmten, schieden sich die Lehrmeinungen mehr; es kam endlich zu einem Gegensatze der gleichartigen Systeme.

Wenn man betrachtet, wie die protestantischen Parteien noch nach Luthers Tode trotz der schweizerischen Abweichungen ziemlich als eine einzige angesehen werden konnten und wie sie dann in jenen wichtigsten Puncten, der Lehre von der Rechtfertigung und dem Abendmahl, und von ihnen aus weiter zerfielen; wenn man dann die Entwickelung mit einem kurzen Worte bezeichnen wollte, so könnte man, dünkt mich, sagen, daß der eine Theil in dem einen, der andere in dem andern die extreme Ansicht ergriff.

Als die Lutheraner in der Lehre von der Rechtfertigung, von der Annahme des absoluten Rathschlusses Gottes die Menschen selig zu machen, zu dem particularen fortgehen sollten, hielten sie inne: die Art und Weise, beide ohne Anstoß zu vereinigen, fühlten sie, deuteten sie mehr an, als daß sie dieselbe ausgeführt hätten; sie ertrugen es, nicht völlig consequent zu seyn. Ohne sich irren zu lassen, ging dagegen der entschlossene Calvin zu der harten und herben Lehre von der Prädestination fort. „Prädestination,“ sagt er ohne einige Milderung, „nennen wir den ewigen Beschluß Gottes, kraft dessen er bei sich festgesetzt hat, was mit jedem Menschen geschehen solle. Denn nicht alle werden mit

[1]) Nürnbergischer Rathschlag, den unruhigen Flacium betreffend, 1564, bei Strobel, Beiträge II, 403.

denselben Anlagen geboren. Einigen ist das ewige Leben, andern die ewige Verdammniß vorher bestimmt." [1]) Es ist schwer, daß das persönliche Gefühl der Freiheit sich hiemit einverstehe. Dennoch ward dies die Unterscheidungslehre seiner Partei; dem Stifter der lutherischen Concordie gegenüber verfocht sie noch einmal der alte Beza [2]).

In der Lehre von dem Abendmahl faßte die entgegengesetzte Entwickelung Platz. Calvin, der weder das Geheimniß fallen lassen, noch die etwas sinnlichen Vorstellungen Luthers annehmen wollte, kam auf den Begriff der geistigen Substanz und der geistigen Mittheilung. Die Lutherischen dagegen beharrten ohne Wanken bei den Buchstaben der Einsetzungsworte. Jene schneidenden Behauptungen, wie sie ein Timann gegen Hardenberg geäußert hatte, bildeten sie zu der Lehre von der *Idiomencommunication*, nach welcher die Eigenschaften der göttlichen Natur in Christo in die menschliche ausgegossen sind, und mithin von der Allenthalbenheit auch der menschlichen aus; einer Lehre, welche dem Gemeingefühl des Menschen nicht minder widerspricht, als jene dem persönlichen.

So setzten sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Confessionen einander völlig gegenüber. Es kam hinzu, daß die beiden Kirchen sich auch in der Verfassung wesentlich unterschieden.

In unserm Vaterlande fingen sie an, sich beide geltend zu machen. Man weiß, welchen Antheil die doch vielleicht hauptsächlich nur aus persönlichen Reibungen hervorgegangenen Zänkereien des Heßhusen zu Heidelberg daran hatten, daß die Pfalz sich immer deutlicher und entschiedener von den Lutherischen ab-

---

[1]) Calvini institutiones III, 21, 5.

[2]) Beza: Summa totius Christianismi sive descriptio et dissertatio causarum salutis electorum et exitii improborum. Diese Schrift versinnbildet die Doctrin durch einen Holzschnitt. Ueber den Streit mit Andreä: Schlosser, Leben Beza's S. 268.

sonderte. Unberechenbar ist die Wirkung die dies auf Deutschland gehabt hat. Sogleich auf dem ersten Reichstage Maximilians II, 1566 zu Augsburg, begann sie hervorzutreten.

Die Protestanten drangen auf die Freistellung der Religion. Glücklich wenn sie einmüthig gewesen wären! Allein wenn unter andern Pfalzgraf Wolfgang eben jenen Heßhusen, den der Churfürst von der Pfalz verjagt hatte, als seinen Rath mitbrachte, wenn dann diesem Churfürsten die rechtliche Theilnahme an den Zugeständnissen des Religionsfriedens von seinen Glaubensgenossen streitig gemacht wurde, konnte dies anders als der Einwirkung der ganzen Partei auf Kaiser und Reich nachtheilig seyn? Gerade die Forderungen dieses Churfürsten waren die entschiedensten.

Und während es zwischen den Protestanten zu einer völligen Spaltung gekommen seyn würde, wenn nicht August von Sachsen, der in derselben nur den Vortheil seiner Vettern von Gotha sah, die er so sehr haßte, sie aus allen Kräften verhindert hätte [1], waren die Katholiken einmüthiger als jemals.

Nicht allein die Anwesenheit einiger geschickten päpstlichen Nuntien hielt sie zusammen. Sie hatten auch ein bestimmtes Gefühl einer neuen Consistenz.

Das tridentische Concilium war geendigt; es hatte über die streitigen Lehren im Sinne des alten Systems entschieden; es führte eine strengere Kirchenzucht ein; allmählig wurden seine Schlüsse auch in Deutschland angenommen. In Rom gründete man ein Seminar des modernen Katholicismus für Deutschland,

---

[1]) Bemerkung von Thuanus lib. 39, S. 783. ed. Francof. — Uebrigens ist nach dem Schreiben Christopher Mundts an Cecill, Strasburg, 3 Juni 1567 „differentiae et disjunctionis Germaniae fomes et incendium pertinax illa logomachia de coena domini". Er giebt wie natürlich dem Pfalzgrafen in der Sache selbst Recht; wie wollte man auch in Oberdeutschland den Papisten widerstehn, „Palatino per speciem et culpam violatae confessionis Augustanae everso." So daß auch dies zu befürchten war. Burleigh Statepapers S. 450.

aus welchem junge Deutsche mit wohlbedachter Unterscheidung zum Theil für die höheren Würden, zum Theil für das Lehramt gebildet, hervorgingen.

Während nun die Protestanten in zwei Parteien zerfielen, und wohl Fortschritte machten, aber mehr eine Partei wider die andere als gegen ihre gemeinschaftlichen Widersacher, setzte sich der Katholicismus wieder fest, und in den Besitz eines abgesonderten Gebietes.

Deutschland wurde der Kampfplatz der drei Meinungen und Systeme.

Unternehmungen Maximilians.

Auch mit dem besten Willen hätte Maximilian die Freistellung nicht gewähren können, da die Majorität entschieden dawider, die fordernde Minorität in sich selber entzweit war.

Es frägte sich nun, ob er stark genug seyn würde, die entzweite Nation von dem Ausland abzuschließen, ob er ihr vielleicht sogar durch eine große Unternehmung einen den Entzweiungen überlegenen Schwung mitzutheilen vermöchte.

Dies zu versuchen zögerte Maximilian nicht lange. Immer hatte es ihn gedrückt, daß man den Muth wider die Türken verloren, daß man sie nicht allein in Besitz eines so großen Theils von Ungarn ließ, daß man ihnen sogar einen Tribut von 30,000 Ducaten zahlte, nur damit die kaiserlichen Slavonier und Croaten ihre unter türkische Bothmäßigkeit gerathenen Besitzthümer benutzen dürften [1]). Er schrieb diesen schlechten Erfolg mehr

---

[1]) Micheli 1564 giebt diesen Grund an: — il Turco, al quale si pagano 30,000 duc. acciochè quelli di Croatia di Schiavonia e degli altri confini possino sicura^te godere le loro entrate e le loro decime, che hanno dentro nel paese hora occupato del Turco. Er fügt hinzu: per li molti danni che l'imp^re ha ricevuto del Turco, S. M. si era totalmente avvilita, come è ancora avvilita tutta la na-

der Schwäche des Widerstandes als der Stärke des Angriffes zu. Er glaubte dem Grafen Nicolaus Zriny, der ihm vorstellte, die wahre Macht der Türken entspreche mit nichten ihrem Rufe: habe man nur 70,000 Mann bei einander, so könne man sie mit Gottes Hülfe besiegen [1]). Dies auszuführen war der Ehrgeiz seines für Großthat und Ruhm empfänglichen Gemüthes.

Man kann nicht sagen, daß Maximilian den Wiederausbruch des Krieges absichtlich veranlaßt habe; so viel aber ergiebt sich, daß er ihn nicht verhinderte.

Noch lebte Soliman. Er fühlte sich nicht allein politisch gereizt: seine Tochter Mirmah und Scheik Nurreddin fügten religiöse Beweggründe hinzu; er erhob sich, um die Pflichten des heiligen Krieges zum dreizehnten Mal zu erfüllen; noch einmal begleiteten ihn seine Poeten mit ihren Wünschen, die ihnen so oft gewährt worden, „daß er sich schaukeln möge, gleich dem Cypressenzweig, im Winde des Sieges [2]).“ So in der Mitte seiner Pforte, seiner Lehnsleute und ihrer Gefolge — alle seine Sklaven — brach er auf wider Deutschland.

Ohne Murren, einmüthig, wogte diese Menge der reisigen Sklaven heran; die Deutschen verstanden leider nicht sich freiwillig wider dieselbe zu vereinen.

Gerade der Adel, dem es zugekommen wäre sein Ritterthum wider dieselben zu beweisen, war in einer allgemeinen und lebhaften Gährung gegen die allerdings in starkem Anwachs begriffene Fürstenmacht. Vornemlich der mächtigste von allen, August von Sachsen, war ihm verhaßt. In dieser Gesinnung fand Wilhelm von Grumbach, nach manchen Gewaltsamkeiten die er begangen, auch nachdem die Reichsacht über ihn ausge-

---

tion Tedesca: ma tutti i pensieri del re erano volti a far questa guerra piu felicemente.

[1]) Wenigstens legt Isthuanffy Historiarum libr. 22, p. 221 dem Zriny eine ähnliche Rede in den Mund.

[2]) Ghasele des Baki bei Hammer osman. Gesch. III, 751.

sprochen worden, Anhalt und Hoffnung. Hierauf gestützt, wendete er sich an jenen Johann Friedrich, der sich wider Kaiser und Reich, wider die ganze bestehende Ordnung, wider die Protestanten so gut, wie gegen die Katholiken, vorzüglich aber wider Churfürst August in Opposition befand. Es mochten Hirngespinste seyn, die man ihm vorspiegelte, die Rückgabe des Churhutes, ja seine Erwählung zum Kaiser auf freiem Felde durch die Ritterschaft; so viel ist gewiß, daß die Aufregung des Adels alle deutsche Landschaften in Bewegung erhielt [1]). In dem Augenblicke, daß man wider die Türken zu ziehen unternahm, bereitete man sich zugleich zu einem innern Kriege vor.

Nichts desto minder war Maximilian besser unterstützt, als so leicht kein anderer Kaiser vor ihm. Der Reichstag hatte ihm eine stattliche Hülfe gewährt [2]); schon standen ihm zwei bedeutende Heere, unter Salm und Schwendi, bei Comorn und Caschau. Wohlgerüstet, von vielen deutschen Fürsten und Herren

[1]) Diese große Aufregung wird unter andern auch durch das Gedicht: die Nachtigall, das Lessing aus der Wolfenbüttler Bibliothek hervorzog, bestätigt (Beyträge zur Geschichte u. Literatur Bd. I). Lessing fand mit allem seinem Suchen keine andere Spur desselben, als die Stelle in Heydenreichs Chronik von Leipzig, von welcher er ausgeht. Wenn Er keine fand, so gab es wohl damals keine. Später hat man noch andere Gedichte der nemlichen Art und desselben Verfassers — wie es scheint, eines gewissen Klewitz — auch einen auf die Vernichtung des unsrigen bezüglichen Befehl des Kaiser Maximilian gefunden (deutsches Museum 1779, I; Walch in Meusels Hist. lit. Magazin IV, 167). Diesem allen kann man noch hinzufügen, daß Maximilian auch in einem seiner Briefe an Christoph (Prag, 12 Apr. 1567) davon redet. Er wünscht vor allem den Autor zu erfahren. Herz. Christoph ist der Meinung, es werde von denen geschmiedet seyn, die nunmehr ihren verdienten Lohn zu Gotha empfangen haben.

[2]) Man hat gesagt, sie sey schlecht geleistet worden. Die pfälzische Instruktion von 1576 behauptet, daß man, als man nachgerechnet, gefunden, man habe 7,800,000 G. bewilligt und gegeben. (Häberlin X, 22). Eine allerdings sehr bedeutende Summe, wenn sie wirklich gezahlt worden ist. Am Hofe, wie sich bei Micheli zeigt, läugnete man dies. Wenigstens langsam mag es geschehen seyn.

begleitet, brach er selber von Wien auf. Auf dem Felde von Raika erwarteten ihn die Ungarn. Er hatte ein Heer, zahlreicher als es Zriny früher gefordert.

Ueberdies war dies nicht allein ein ungarisch-deutscher Krieg. Die gesammte Christenheit sah ihn noch einmal als einen gemeinschaftlichen an. Die Herzöge von Toscana und von Savoyen, sonst feindselig gegen einander gesinnt, sendeten beide ihre Mannschaften; die Herzöge von Mantua und Ferrara erschienen selbst mit stattlichem Reitergefolge; dem jungen Guise folgte kriegslustiger Adel von Frankreich; Johann Smith, Neffe des Johann Seymour, Philipp Butshide und Andere kamen aus England; es fehlte nicht an kühnen Polen; alle die, welche eben in Malta Widerstand geleistet und von einem einzigen Kampfe mit den Osmanen nicht gesättigt waren, erschienen, um ihr Glück nochmals wider sie zu versuchen.

Daß es Maximilian gelungen seyn möchte, diese allgemeine Bewegung durch einen glücklichen Fortgang in eine beständige Richtung zu verwandeln!

Allein er rückte langsam heran und schlug sein Lager bei Raab auf. Zum Angriff wollte er nicht schreiten; er ließ es seine ganze Sorge seyn, den Feind wohlgerüstet zu erwarten [1]).

Dieser übte seine alte Kriegskunst und warf sich auf die nächst gelegenen Festungen, entschlossen, sie um jeden Preis zu erobern. Wie damals auf Szigeth.

War man nicht verpflichtet, dem tapfern Zriny, der es ver-

---

[1]) Wahrscheinlich hatten auch Schwendi's Lehren hierauf Einfluß. Schwendi, Kriegsdiscurs S. 289. Vom Türkenkrieg. „Also ist dem Kriegs- oder Feldherrn erstlich dahin zu trachten, daß er sich mit seinem Lager nicht so weit bloß oder hinausgebe, daß ihn der Feind hinterziehen und die Proviant oder Fütterung abstricken oder mit täglichen Lärmen und Scharmützeln sein Volk ermatten, müde machen und in Schreck oder in ein Unordnung bringen möge, darauf denn die Türken all ihr Thun und Fürnehmen pflegen anzustellen."

sprochen worden, Anhalt und Hoffnung. Hierauf gestützt, wendete er sich an jenen Johann Friedrich, der sich wider Kaiser und Reich, wider die ganze bestehende Ordnung, wider die Protestanten so gut, wie gegen die Katholiken, vorzüglich aber wider Churfürst August in Opposition befand. Es mochten Hirngespinste seyn, die man ihm vorspiegelte, die Rückgabe des Churhutes, ja seine Erwählung zum Kaiser auf freiem Felde durch die Ritterschaft; so viel ist gewiß, daß die Aufregung des Adels alle deutsche Landschaften in Bewegung erhielt [1]). In dem Augenblicke, daß man wider die Türken zu ziehen unternahm, bereitete man sich zugleich zu einem innern Kriege vor.

Nichts desto minder war Maximilian besser unterstützt, als so leicht kein anderer Kaiser vor ihm. Der Reichstag hatte ihm eine stattliche Hülfe gewährt [2]); schon standen ihm zwei bedeutende Heere, unter Salm und Schwendi, bei Comorn und Caschau. Wohlgerüstet, von vielen deutschen Fürsten und Herren

---

[1]) Diese große Aufregung wird unter andern auch durch das Gedicht: die Nachtigall, das Lessing aus der Wolfenbüttler Bibliothek hervorzog, bestätigt (Beyträge zur Geschichte u. Literatur Bd. I). Lessing fand mit allem seinem Suchen keine andere Spur desselben, als die Stelle in Heydenreichs Chronik von Leipzig, von welcher er ausgeht. Wenn Er keine fand, so gab es wohl damals keine. Später hat man noch andere Gedichte der nemlichen Art und desselben Verfassers — wie es scheint, eines gewissen Klewitz — auch einen auf die Vernichtung des unsrigen bezüglichen Befehl des Kaiser Maximilian gefunden (deutsches Museum 1779, I; Walch in Meusels Hist. lit. Magazin IV, 167). Diesem allen kann man noch hinzufügen, daß Maximilian auch in einem seiner Briefe an Christoph (Prag, 12 Apr. 1567) davon redet. Er wünscht vor allem den Autor zu erfahren. Herz. Christoph ist der Meinung, es werde von denen geschmiedet seyn, die nunmehr ihren verdienten Lohn zu Gotha empfangen haben.

[2]) Man hat gesagt, sie sey schlecht geleistet worden. Die pfälzische Instruktion von 1576 behauptet, daß man, als man nachgerechnet, gefunden, man habe 7,800,000 G. bewilligt und gegeben. (Häberlin X, 22). Eine allerdings sehr bedeutende Summe, wenn sie wirklich gezahlt worden ist. Am Hofe, wie sich bei Micheli zeigt, läugnete man dies. Wenigstens langsam mag es geschehen seyn.

begleitet, brach er selber von Wien auf. Auf dem Felde von Raika erwarteten ihn die Ungarn. Er hatte ein Heer, zahlreicher als es Zriny früher gefordert.

Ueberdies war dies nicht allein ein ungarisch-deutscher Krieg. Die gesammte Christenheit sah ihn noch einmal als einen gemeinschaftlichen an. Die Herzöge von Toscana und von Savoyen, sonst feindselig gegen einander gesinnt, sendeten beide ihre Mannschaften; die Herzöge von Mantua und Ferrara erschienen selbst mit stattlichem Reitergefolge; dem jungen Guise folgte kriegslustiger Adel von Frankreich; Johann Smith, Neffe des Johann Seymour, Philipp Butshide und Andere kamen aus England; es fehlte nicht an kühnen Polen; alle die, welche eben in Malta Widerstand geleistet und von einem einzigen Kampfe mit den Osmanen nicht gesättigt waren, erschienen, um ihr Glück nochmals wider sie zu versuchen.

Daß es Maximilian gelungen seyn möchte, diese allgemeine Bewegung durch einen glücklichen Fortgang in eine beständige Richtung zu verwandeln!

Allein er rückte langsam heran und schlug sein Lager bei Raab auf. Zum Angriff wollte er nicht schreiten; er ließ es seine ganze Sorge seyn, den Feind wohlgerüstet zu erwarten [1].

Dieser übte seine alte Kriegskunst und warf sich auf die nächst gelegenen Festungen, entschlossen, sie um jeden Preis zu erobern. Wie damals auf Szigeth.

War man nicht verpflichtet, dem tapfern Zriny, der es ver-

---

[1]) Wahrscheinlich hatten auch Schwendi's Lehren hierauf Einfluß. Schwendi, Kriegsdiscurs S. 289. Vom Türkenkrieg. „Also ist dem Kriegs- oder Feldherrn erstlich dahin zu trachten, daß er sich mit seinem Lager nicht so weit bloß oder hinausgebe, daß ihn der Feind hinterziehen und die Proviant oder Fütterung abstricken oder mit täglichen Lärmen und Scharmützeln sein Volk ermatten, müde machen und in Schreck oder in ein Unordnung bringen möge, darauf denn die Türken all ihr Thun und Fürnehmen pflegen anzustellen.“

beugen, und uns nicht zu Verfechtern und Theilnehmern an einer Fehde zu machen, die uns wenig anging.

Allein wenn Wolfgang von Zweibrücken ein stattliches Heer den Protestanten zu Hülfe nach Frankreich führte, so hatten auch die Gegner deutsche Truppen. Bei Montcontour stritt ein Nassau wider einen Mansfeld.

Wie sehr mußte die Unordnung dieser Kriegszüge, mußte das deutsche Blut, das die Deutschen im Ausland vergossen, zu Hause nachwirken: da doch die Religion, welche dort der Anlaß war, auch hier streitig blieb.

Maximilian machte einen Versuch, einem so großen Uebelstande abzuhelfen; auf dem Reichstage von Speyer im Jahr 1570 trug er darauf an, den Kriegswerbungen der ausländischen Fürsten Einhalt zu thun; und gegen einen Landfriedensbruch, der durch die Frechheit des gardenden Kriegsvolkes so leicht veranlaßt werde, Rüstkammern in jedem Kreise einzurichten und eilende Hülfe vorzubereiten [1]). So weit unterschied sich sein Vorschlag nur wenig von frühern Anordnungen, so weit ließ sich, wenn nicht auf strenge Ausführung, doch im Allgemeinen auf die Beistimmung der deutschen Fürsten zählen. Allein Maximilian ging einen Schritt weiter. Er fügte hinzu, nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kaisers solle man künftig fremden Fürsten zuziehen dürfen; über die eilende Hülfe solle ein allgemeiner Kriegsoberst gesetzt werden. Dies widersprach dem Begriff den die Fürsten von der deutschen Freiheit hatten; am lautesten widersetzte sich Johann Wilhelm von Sachsen. Die Absicht, einen bleibenden Kriegsobersten anzustellen, erregte sogar einen gewissen Unwillen. Auch Schwendi, der zu der Stelle des Kriegsobersten ausersehen

---

[1]) Häberlin N. D. R. Bd. IX. Ich finde merkwürdig, daß in der Antwort, die Maximilian 1568 auf einen ziemlich eben dahin zielenden Antrag der Franzosen gab, die Gegengründe angeführt sind, die man dann wider ihn geltend machte. Z. B. „ne arguatur facere contra libertatem Germanicam." Schardius Rerum Germ. IV, 107.

ohne irgend eine nennenswerthe That ausgeführt, ja ohne den Feind nur recht gesehen zu haben.

Der Kaiser sah sich zu einem ganz andern Frieden genöthigt, als welchen er erwartet hatte; er mußte ihn trotz einiger Vortheile, die Schwendi im nächsten Jahre erfocht, wieder erkaufen; er mußte den Tribut der 30,000 Ducaten ferner zahlen, er mußte Szigeth und Gyula sammt ihrem ganzen Gebiete fahren lassen. Und doch fand man diesen Frieden nicht unehrenhaft. So sehr war der Muth der Kriegsvölker, den Türken gegenüber, das Vertrauen auf das Glück des christlichen Namens neuerdings gefallen [1]). Den Türken-Krieg wieder aufzunehmen konnte Maximilian selbst durch eine so große Gelegenheit nicht wieder bewogen werden, wie die Liga zwischen Spanien, Venedig und dem Papst, oder durch einen so großen Erfolg wie der Sieg von Lepanto war.

Auch nahm jener kriegerische Geist, der unsere Nationen immer belebt hat, schon in dem nächsten Jahre entschieden eine andere Richtung.

Die Ankunft Alba's in den Niederlanden brachte zwar die dortige Bewegung zu einer augenblicklichen Betäubung; allein sie regte den Westen von Europa nur um so mehr auf. Man schlug sich in Schottland. In Frankreich kam es zu den gefährlichsten innern Kriegen, die dieses Land jemals erlebt hat.

Für uns wäre es darauf angekommen, den Rückwirkungen, welche diese Kämpfe durch die Verzweigung der Parteien auch in Deutschland hervorbringen mußten, so viel als möglich vorzu-

---

[1]) Micheli 1571. I Tedeschi erano avviliti contra il nome di Turchi, conciosiacosachè da quaranta anni in quà hanno sempre perduto; con Giula e Zighet era perduto un paese che abraccia piu di 60 miglia ungh.; — e piu per la riputation. L'impr^a^ anco con la vittoria (del 1571) è dubio, se non si viene seco ad offerte et a partiti che le parino ben assicurati.

beugen, und uns nicht zu Verfechtern und Theilnehmern an einer Fehde zu machen, die uns wenig anging.

Allein wenn Wolfgang von Zweibrücken ein stattliches Heer den Protestanten zu Hülfe nach Frankreich führte, so hatten auch die Gegner deutsche Truppen. Bei Montcontour stritt ein Nassau wider einen Mansfeld.

Wie sehr mußte die Unordnung dieser Kriegszüge, mußte das deutsche Blut, das die Deutschen im Ausland vergossen, zu Hause nachwirken: da doch die Religion, welche dort der Anlaß war, auch hier streitig blieb.

Maximilian machte einen Versuch, einem so großen Uebelstande abzuhelfen; auf dem Reichstage von Speyer im Jahr 1570 trug er darauf an, den Kriegswerbungen der ausländischen Fürsten Einhalt zu thun; und gegen einen Landfriedensbruch, der durch die Frechheit des gardenden Kriegsvolkes so leicht veranlaßt werde, Rüstkammern in jedem Kreise einzurichten und eilende Hülfe vorzubereiten [1]). So weit unterschied sich sein Vorschlag nur wenig von frühern Anordnungen, so weit ließ sich, wenn nicht auf strenge Ausführung, doch im Allgemeinen auf die Beistimmung der deutschen Fürsten zählen. Allein Maximilian ging einen Schritt weiter. Er fügte hinzu, nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kaisers solle man künftig fremden Fürsten zuziehen dürfen; über die eilende Hülfe solle ein allgemeiner Kriegsoberst gesetzt werden. Dies widersprach dem Begriff den die Fürsten von der deutschen Freiheit hatten; am lautesten widersetzte sich Johann Wilhelm von Sachsen. Die Absicht, einen bleibenden Kriegsobersten anzustellen, erregte sogar einen gewissen Unwillen. Auch Schwendi, der zu der Stelle des Kriegsobersten ausersehen

[1]) Häberlin N. D. R. Bd. IX. Ich finde merkwürdig, daß in der Antwort, die Maximilian 1568 auf einen ziemlich eben dahin zielenden Antrag der Franzosen gab, die Gegengründe angeführt sind, die man dann wider ihn geltend machte. Z. B. „ne argnatur facere contra libertatem Germanicam.“ Schardius Rerum Germ. IV, 107.

zu seyn, und Zasius, der mit ihm Antheil an dem Plane zu haben schien, bekamen diese Mißgunst zu fühlen. Wir vernehmen, der Kaiser hätte viel darum gegeben, einen solchen Vorschlag niemals gemacht zu haben [1]).

Wie aber? Wäre es auch damals noch zum allgemeinen Besten gewesen ihm eine solche Macht anzuvertrauen? Hatte er sich denn selbst von einer einseitigen Verbindung mit dem Ausland so ganz frei gehalten?

Veränderte Stellung Maximilians.

Allmählig nehmen wir eine Veränderung in der politischen Haltung des Kaisers wahr, eine Veränderung welche mit der Entwickelung seiner religiösen Meinung enge verwebt ist.

Zwar wenn man behauptet, Cardinal Hosius habe ihn zum Katholicismus zurückgebracht, so weiß ich mich davon nicht zu überzeugen. Hosius deutet es mehr an, als daß er es sagen sollte; in den Berichten von seinen Gesprächen sagt er nur, er habe geglaubt Eindruck zu machen, es habe geschienen als sey Maximilian ergriffen gewesen. [2]) Und auch dies sogar könnte

---

[1]) Die besonderen Umstände giebt allein Micheli an. Tutte le provisioni et ordini proposti da S. M. e di un publico armamento e d'un publico erario e di un capitano generale con altri capi inferiori non solo furono rigettate sotto colore che venisse impedita l'antiqua libertà di Germania, ma S. M. per questo incorse in una grave et universale indignatione degli stati contra di lei onde S. M. haveria pagato assai a non ne aver parlato e ne furono grandemente imputati come autori di questo il Swendi et il Dr. Zasio, questo Vicecanc[re] e cons[re] di stato di S. M. Cesarea e quello di suprema autorità appresso la M. S. nelle cose di guerra, tenuto che occultamente per suo interesse e per propria ambitione aspirasse a questo generalato.

[2]) Von den Conferenzen des Hosius mit Maximilian existiren zwei Berichte, der eine in den Briefen desselben an die Kardinäle Borromäo und Morone bei Raynaldus, Annales ecclesiastici tom. 21, p. 218,

man bezweifeln. In einem seiner Briefe erzählt Maximilian, er habe nicht Lust gehabt, mit Hosius tiefer einzugehen, er habe es vorgezogen, ihn bei seinen Behauptungen zu lassen. War es etwa nichts als dies Stillschweigen, was sich der Controversist so günstig auslegte? Wenigstens sind jene schneidenden Aeußerungen des Fürsten über das Concilium von späterer Zeit. Im Jahr 1560 soll ihn Hosius bekehrt haben; noch 1561 fragte Maximilian bei verschiedenen protestantischen Fürsten an, welche Hülfe er erwarten könne, falls er um der Religion willen verfolgt, ja verjagt werde.[1]) Damals hielt er sich noch als der starke Löwe, der heldenmüthige Daniel, wofür ihn sein Hofprediger erklärt hatte.

Doch will ich nicht läugnen, daß Hosius einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht habe. Wenigstens war es gerade die verwundbarste Stelle des Fürsten, bei der er ihn am unablässigsten angriff.

Die unglückseligen Streitigkeiten der Protestanten unter einander waren demselben lange verhaßt. In allen seinen Briefen an Herzog Christoph dringt er auf eine Vereinigung in der Lehre, die dem Papstthum ans Leben greifen werde. Er sagt, ihm werde bei so vielerlei Meinungen die Weile lang, man gebe damit dem Feinde das Schwert in die Hände, es sey nichts worüber derselbe so sehr triumphire. In seinem einsamen Nach-

---

der andere unter dem Titel Relatio Stanislai Hosii de actis in legatione Germanica, wie man schon aus diesem Titel sieht, eigens von ihm verfaßt, bei Bzovius, Annales ecclesiastici tom. 20, p. 411. Sie stimmen oft Wort für Wort überein. Hosius Ausdruck ist: visus est huic sermoni meo rex assentiri (Schreiben vom 29 Jan. 1560); oder cum hoc audisset a me, serenitas illius visa est non mediocriter commoveri, oder audivit me patienter neque visus est illi sermo meus ingratus accidere (Schreiben vom 31 Oct. 1560). Maximilian dagegen sagt 23 Jul. 1560, allerdings bei einer besondern Gelegenheit: „Wir aber haben uns in kein Gespräch mit ihm (Hosius) einlassen wollen, sondern gleich dabei gelassen.“

[1]) Bei Pfalz, Würtemberg und selbst Hessen. Werbung des Warnsdorf bei Rommel Philipp d. G. II, 577.

denken ging er damit in sich selber um. Man erinnert sich, daß er einmal Melanchthon elf Fragen vorlegen ließ; es ist bedeutend daß die drei ersten derselben sich auf die Möglichkeit einer Schlichtung von Glaubensstreitigkeiten beziehen. Von dem Gedanken einer Einheit der Kirche konnten sich edle Gemüther am schwersten losreißen. Von dieser Seite, wie gesagt, griff ihn Hosius an. Dinge wie die Abweichung der geänderten Augsburger Confession von der ungeänderten, der Widerspruch in den die bedeutendsten Protestanten mit sich selbst gerathen seyen [1]), die Aergerlichkeiten der Anfälle eines Wigand und Gallus auf Melanchthon, stellte er ihm hauptsächlich vor, er brachte die erbitterten Streitschriften mit, die von der neuesten Messe angekommen waren. Eben diesen Weg schlugen alle Anhänger des Katholicismus bei dem Kaiser ein. Chyträus wiederholt den Protestanten, nichts schade ihnen bei demselben mehr als dies ihr kadmeisches Kämpfen unter einander, diese täglich wachsende Heftigkeit, diese Anarchie ihrer Kirchen [2]).

So weit zwar brachten es diese Vorstellungen nicht, daß Maximilian völlig auf die andere Seite getreten wäre. Allein so weit doch, daß er in dem Mißbehagen, das die inneren Entzweiungen der Protestanten in ihm hervorbrachten, dem eben hierauf gegründeten Andringen der Gegner weniger Widerstand entgegensetzte. Er bequemte sich, einen Hofprediger anzunehmen, Zitthard von Aachen, der, obwohl er nur zu den sehr Gemäßigten gehörte, doch für katholisch gehalten ward; und wohnte alle Sonntage der Messe bei.

---

1) Hosius: an Morone 25 Sept. „— mihi sum animadvertere, visus, pluris a rege Philippum fieri: quem ego prae ceteris insector quoties cum rege mihi sermo est, et multis argumentis, quod sacramentarius fuerit, demonstrare conor.

2) Chytraeus ad Marbachium, 8 Juli 1568. Er schrieb es nach einem Gespräch mit Schwendi. Raupach Ev. Oestreich II, S. 189.

Allmählig entwickelte sich in diesem Fürsten — er war einer der ersten — das Bedürfniß, das Gefühl der Toleranz, zwar allerdings nicht einer allgemeinen, aber der beiden Hauptparteien neben einander. Den Forderungen des Papstes, die Evangelischen zu unterdrücken, gab er nicht nach. Aber auch seinen evangelischen Ständen, welche die Verjagung der Jesuiten forderten, wußte er zu antworten: seines Amtes sey nicht, Jesuiten zu vertreiben, sondern die Türken. Es war eine leise Erweiterung dieses Gedankens, daß er zwischen katholischer und römischer Kirche unterschied. Er befahl ausdrücklich die Doctoren bei der Wiener Universität, nicht mehr auf die Gemeinschaft der römisch-katholischen, sondern nur der katholischen Kirche zu verpflichten [1]).

Allein in welches Jahrhundert war er mit dieser seiner Gesinnung gekommen! Wie tief bewegten ihn die blutigen Auftritte in Frankreich und den Niederlanden. Wie sehr beklagt er sie in jenem schönen Briefe den er an Lazarus Schwendi erließ. „Religionssachen, sagt er, könne man nicht mit dem Schwerte richten. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender werde das sagen. Das Schwert der Apostel sey die Zunge, die Lehre und der christliche Wandel gewesen. Leider gehe es auf der Welt so zu, daß man wenig Lust und Ruhe dabei habe.“ [2])

So erhob er sich zu immer gemäßigtern, reinern, mildern Gesinnungen. Allerdings, wenn irgend einem Andern, so war es ihm natürlich. Er stand nun einmal zwischen Protestanten und Katholischen, keinem entschieden angehörig, in der Welt.

Sich in einer solchen Stellung zu behaupten ist kein Werk einer schwachen Natur: mir scheint, es gehöre der entschiedenste, kraftvollste Wille dazu.

---

[1]) S. dies merkwürdige Decret bei Raupach II, 161. Die Promotion eines gewissen Sigmund Eyßler gab nach Pantaleon und Schelhorn den nächsten Anlaß.

[2]) In Goldast Reichssatzung Ander Theil S. 324.

Die Welt liebt und bewundert am meisten einseitige Richtungen, weil sie zu nahmhaften Erfolgen zu führen pflegen. Ohne Zweifel aber wird noch größere Kraft erfordert, eine gemäßigte Meinung in der Mitte heftiger Parteien unter widerstreitenden Ansprüchen geltend zu machen und durchzusetzen.

Ob aber auch Maximilian diese moralische Stärke besaß? Anfangs war er offenbar der protestantischen Partei auch politisch zugethan. Jeder Verfolgte fand bei ihm Aufnahme und Unterstützung. Mit allen Unterthanen Philipps II, welche die Opposition wider die katholische Richtung hielten, die dieser Fürst einschlug, hatte er geheimes Einverständniß; er war auf der Seite Oraniens und Egmonts [1]). Dies war ihm sogar in deutschen Verhältnissen nützlich, da der erste mit Sachsen, der andere mit der Pfalz in naher Verbindung stand.

Daß sich dies änderte und zwar rascher und vollkommener, als man hätte vermuthen sollen, dazu trug ein Ereigniß am meisten bei, das sonst nicht in diese Reihe von Begebenheiten zu gehören scheinen sollte: die Katastrophe des Prinzen Don Carlos.

Der Tod des Erben von Spanien gab der deutschen Linie des Hauses Oestreich eine neue Beziehung zu jener Monarchie. Da König Philipp den Plan faßte, sich mit einer Tochter Maximilians zu verheirathen und seine Infantin an einen Sohn desselben, so mußte die Monarchie auf die eine oder andere Art an die Erben des Kaisers kommen.

---

[1]) Micheli 1564. Riceve et assicura tutti quelli, che ricercano la S. M. per causa della religione, di che natione si siano. — So che occultamente fuori di Germania da ancora provisioni grosse a persone ritirate per questo rispetto della religione. S'intertiene studiosa[m] con molta unione e domestichezza con tutti li sudditi del re di Spagna di altra natione che Spagnoli, specialmente con li Fiamenghi e con li piu grandi, come il principe d'Oranges, che è il primo e nepote per la moglie del Duca di Sassonia e con il conte d'Aghemont, cognato dell' elettor Palatino e tutti li altri.

Auf diesen machte das einen um so größern Eindruck, da er schwächlich von Natur, keinesweges eines langen Lebens gewiß und mit einer großen Familie beladen war.

Indem ihm aber Philipp dies vorstellte, verschwieg er ihm nicht, wozu es ihn verpflichte. Er machte ihn darauf aufmerksam [1]), daß die spanischen Reiche, schon an sich nicht sehr geneigt fremde Fürsten anzunehmen, die Vermählung einer Infantin mit dem Sohne eines ketzerischen Kaisers schwerlich gestatten würden. Er selbst würde sich ein Gewissen daraus machen, da das Seelenheil einer ganzen Nation sich hieran knüpfe. Auch würde er nicht die Tochter des Kaisers, sondern wieder eine französische Prinzessin zur Gemahlin suchen.

Ich weiß nicht, wie Maximilian dies aufnahm, immer haben seine protestantischen Freunde gefürchtet, er möge sich von Hoffnung und Gefahr allzu sehr irren lassen [2]); so viel ist nicht zu läugnen, daß seine ganze Politik allmählig eine andere Richtung nahm.

„Ich kann mit Grund der Wahrheit versichern," sagt Micheli 1571, „daß ich in S. Maj. eine große Veränderung wahrgenommen habe. Wenn er sich früherhin und bis zum Tode des Prinzen Karl als einen Nebenbuhler des Königs von Spanien zeigte, und von demselben bei jeder Gelegenheit nicht eben

---

[1]) Dispaccio dell' ambasciatore Veneziano alla corte di Spagna 1568 9 Nvbre (Archivio di Vienna). Il re scrisse all' imperatore passi d'estrema importantia: tragli altri questo della sua successione quando di lui non restasse altra posterità, che queste infante; perciochè questi regni, che mal volontieri admettono principi forastieri, haveriano grande occasione di tumultuare per non lasciar seguir il matrimonio di esse in li figlioli d'un imperatore heretico. Er werde, fügte er hinzu, dazu nicht helfen, per non dar ansa alla perditione e dannatione di tante anime.

[2]) Es sind die persuabilia hujus mundi, vor denen ihn bereits zehn Jahr zuvor Herzog Christoph warnt, 29 October 1558. Lebret IX, 140.

sehr ehrenvoll sprach, so hat er jetzt eine andere Manier angenommen, und redet von ihm nicht anders, als mit dem größten Respect."

Und so knüpften sich allmählig die Bande wieder, deren Lösung für Deutschland so vortheilhaft gewesen.

„Gegenwärtig," fährt Micheli fort, „thut man von Seiten des Kaisers nichts, ja man denkt nichts, man faßt keinen Plan, sey er groß oder klein, der nicht den Spaniern mitgetheilt, mit ihnen berathen würde; wie sie bestimmen, ja oder nein, so wird es ausgeführt." [1])

Schon dies näherte den Kaiser, wie sich von selbst versteht, allen Katholiken und dem Papste. Es geschah dies aber auch unmittelbar. Der Kaiser hatte Aussicht, die Krone von Polen entweder für sich oder für einen seiner Söhne zu erlangen; nur durch Beistimmung und Unterstützung des Papstes und seiner Legaten vermochte er es.

Nach diesen Verhältnissen gestaltete sich nunmehr die deutsche Politik. Der Kaiser neigte sich immer mehr zu den katholischen Ständen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß es für einen Kaiser nützlich sey, katholisch zu bleiben. Würde er offen zum Protestantismus übergehen, so würden auch die Prälaten es schon um deswillen thun müssen, um nicht völlig unterdrückt zu werden. Alles wäre dann eine einzige Partei, einer würde so

[1]) Die Worte Micheli's 1571: Non ché si faccia, non si pensa pur dal canto dell' imperator cosa nè piccola nè grande, che non sia partecipata, consigliata e poi eseguita o al si o al no secondo che viene di là. Colla potentia di Spagna si fortifica e si autoriza in tutte le azioni e con li suoi medesimi Todeschi e con altri. Die Spanier suchten ihn dabei zu halten. E per mettere S.M. in maggior sospetto e gelosia della successione, se pure avvenisse il caso che il re non avesse maschi — consigliano e procurano, di promovere ad ogni sorte di grado e di grandezza questo D. Giovanni d'Austria. Welche Verflechtung von wider einander laufenden Interessen, die alle wirksam waren!

viel bedeuten wie der andere, und der Kaiser schlechthin nicht mehr, als er nach den beschränkten Kräften seines Erblandes vermöge. Für ihn war es nützlich, das Haupt einer Partei zu seyn. Sie in Pflicht zu halten, dazu bediente sich Maximilian jetzt des Ansehens König Philipps, nicht mehr wie einst der Gegner desselben.

Sehr wohl bemerkte man dies in Deutschland; man hielt einen Fürsten, der so gar nicht die Erwartungen befriedigte, die er erregt hatte, für unzuverlässig; das Vertrauen kehrte sich in Argwohn um; man hegte Besorgnisse von geheimen Anschlägen und verderblichen Verbindungen aller Katholiken, zu denen der Kaiser sich verstehe.

Es ist ein ausführliches Bedenken Schwendi's über die Regierung des Reichs unter den damaligen Umständen übrig, in welchem er vor allen diesen Punct entwickelt: „Darum habe die ganze deutsche Nation den Kaiser mit Frohlocken empfangen, weil man von Jugend auf ein gut deutsch aufrichtiges Herz bei ihm gespürt. Jetzt aber, seit er dem Unwesen in den Niederlanden nicht Einhalt gethan, seit man glaube, er handle mehr aus Rücksicht auf fremde Potentaten, als auf das Beste des Reiches, werde das Mißtrauen in der einen Partei immer stärker, ohne daß es doch in der andern Partei unterdrückt werden könne. Es könne leicht etwas geschehen, „was das glossend Feuer wie ein jäher Wind entzünde und anblase." [1])

---

[1]) Schwendi. Unserm Venezianer Micheli war dies nicht entgangen. S. M. se bene in tutti li tempi per la impotentia sua fosse poco temuta, come avveniva anche a Ferdinando suo padre, però pareva pure, che fusse amata e consequente[m] rispettata: hora è mancato assai e ogni dì va piu raffreddandosi quel amore e rispetto, che prima li era portato; perchè pare che restino ingannati dal procedere di S. M. in tutto quello che aspettavano e si promettevano da lei et in conto di guerra e per conto della religione; la tengono per persona che procede con duplicità, avendola intrinsecamente per papista con opinione che hanno, che la S. M. a destruttione della loro religione e con fine di sottometterli abbia oc-

Von den Landeskirchen und dem Anfange der Herstellung des Katholicismus.

Nein, sobald als man dies erwarten mochte, geschah es nicht; vorher hatten die Dinge noch Raum sich auf ihre eigene Art und Weise zu entwickeln.

Es war keine Vergleichung der Religion gestiftet: es war keine allgemeine Anordnung getroffen, um die unvermeidlichen Reibungen zu verhüten; man hatte der Thatkraft der Nation weder eine neue und überwiegende Richtung gegeben, noch sie gegen das Ausland abgeschlossen; die Wogen der allgemeinen Bewegung schlugen in Deutschland hin und wieder.

Zunächst setzten sich dann die streitenden Kräfte in den einzelnen Fürstenthümern, in denen sich das Bedürfniß von Einheit am unmittelbarsten geltend machte, auseinander.

Allenthalben, auch da, wo man die Sachen ruhiger schlichtete, war es eine ganz neue Vereinigung von Kirche und Staat, von theologischen und politischen Interessen, wodurch die Verfassungen bestimmt wurden. Nähern wir uns einen Augenblick diesen Einzelheiten.

Man weiß wie eng Reformation und Landeseinrichtungen in Würtemberg zusammenhingen. Eben darauf beruhte die Verfassung, daß sich die nunmehr lutherischen Prälaten mit der Landschaft vereinigten die Schulden zu übernehmen; daß der Ueberschuß aus dem Kirchengute, dessen man sich hiezu so gut zu bedienen wußte, zu gemeinschaftlicher Verwaltung der beiden Stände gestellt ward. Auf dem Landtag von 1565, wo man

---

culta intelligentia e con il Pontefice e con li re di Francia e di Spagna hora sui generi e che per scoprir si aspetti tempo et occasione; e tanto piu lo credono quanto che anno veduto per rispetto del re di Spagna non solo ha favoriti ma abandonati quelli di Fiandra e delli paesi bassi.

nach langen Bemühungen sich endlich hierüber verglich, bestätigte zugleich der Herzog Confession und Kirchenordnung zu ewigen Zeiten: „falls er selber eine Aenderung vornehmen wolle, so solle man nicht verpflichtet seyn, in solche zu willigen;" und hierauf richtete sich dann der Ausschuß der Landschaft in einem eigenen Hause mit einem Gewölbe zu der geheimen Truhe für die Casse ein [1]). Die Landesverfassung kam in Uebung, die bei drittehalb Jahrhunderte hindurch Würtemberg ausgezeichnet hat. Man bemerke, daß sie durch eine Vereinigung des Fürsten und seiner Stände in dem nemlichen Interesse zu Stande kam. Meister Caspar Wild, der hiezu so viel beigetragen, war zugleich der Rath des Fürsten und der Landschaft [2]).

In anderen Gebieten, z. B. in Braunschweig, wo das Land nach langem Harren endlich einen protestantischen Fürsten erhielt, war es nicht schwer dies nachzuahmen.

Merkwürdiger ist, daß etwas ähnliches zuweilen auch da geschah, wo sich Fürst und Land in dem wichtigsten Puncte, dem Glauben selbst, doch eigentlich nicht vereinigten: wie in Oestreich. Freilich gehörte dazu ein so gemäßigter Fürst, der seine Stellung zwischen den Parteien nahm, wie Maximilian II.

Es war eine Uebereinkunft, den Vergleichungen in protestantischen Ländern nicht ganz unähnlich, wenn auf der einen Seite Maximilian seinen Ständen von Herren und Ritterschaft verstattete, den Gottesdienst der Augsburger Confession gemäß einzurichten, diese dagegen sich durch einen förmlichen Reversbrief verpflichteten, keine andere Lehre zu dulden als welche die Augsburger Confession enthalte, keine andere Ceremonien anzunehmen als die neue Agende ausweise [3]). Der Kaiser hatte den ent-

[1]) Pfister, Geschichte des Herzog Christophs, S. 545, 598.

[2]) S. unter andern die Stelle aus Lieblerus de vita M. Casparis Wildii bey Schnurrer: Erläuterungen der Würtemberg. Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geschichte, S. 273.

[3]) Reversbrief der Stände bei Raupach Ev. O. I, 128; auch bei Waldau: Geschichte der Protestanten in Oestreich ist er abgedruckt.

schiedensten Widerwillen gegen alles, was er Secte nannte. Die Agende hat er nicht allein angeordnet — er gab ihrem Verfasser, Chyträus, die Weisung, von dem Papstthum so viele Ceremonien beizubehalten als möglich — er hat sie selbst durchgesehen und verbessert. Nicht im Widerspruch mit dem Landesherrn, sondern unter seiner wohlbedachten Leitung wurde die neue Lehre in Oestreich eingeführt. Freilich schloß sie sich dem Interesse desselben auch noch sonst sehr wohl an. Derjenige Theil seines Landesadels, der die Prinzipien der neuen Lehre auf fremden Universitäten eingesogen, hatte sich daselbst auch übrigens zu größerer Geschicklichkeit ausgebildet, als sich die Zurückgebliebenen zu erwerben wußten, und, zurückhaltend in der einen, brauchbar in der andern Hinsicht, alle Landescollegien eingenommen und mit seinen Anhängern erfüllt. Hier nun machte er die Rechte des Staates gegen die Kirche geltend; es war ihm leicht, Kaiser Maximilian, der ohnehin dazu neigte, zu überzeugen, daß er berechtigt sey, geistliche Güter auch ohne Vorwissen des Papstes und der Bischöfe zu veräußern. Beinahe, wie in protestantischen Ländern, verschenkte und versetzte man die Klöster; nicht viel anders als in Würtemberg nöthigte man diejenigen, die man verschonte, den Ueberschuß ihres Einkommens an die Kammer zu zahlen. Auch hier ward Verwaltung und Stände, wie das in deutschen Gebieten immer der Fall gewesen ist, enge vereinigt. [1]) Jedoch scheint dies nur da Statt gehabt zu haben, wo der Protestantismus an die Stelle der bereits in sich verfallenen alten Einrichtungen trat.

Sobald man innerhalb des Protestantismus selbst in Entzweiungen gerieth, kam man nicht ohne Kampf auseinander, einen Kampf, in welchem dann der Stärkere, wie zu geschehen pflegt, den Platz behielt.

---

[1]) Eine außerordentlich merkwürdige Auseinandersetzung dieser Dinge vom Cardinal Clesel findet sich bey Khevenhiller: Annales Ferdinandei. VI, 3152.

Nicht mit dem Tode Osianders war es, daß die Anhänger desselben im Herzogthum Preußen verfielen: es erwartete sie ein andres Geschick. Geraume Zeit nachher gelang es ihnen noch einmal, zugleich in der Kirche und in dem Lande mächtig zu werden. Johann Funk, Schüler Osianders, war zugleich Hofprediger und Beichtvater, Rath und Schatzmeister des Herzogs. Er benutzte seine Stellung, um den Exorcismus aus der Taufe zu verbannen, und überhaupt eine neue Kirchenordnung einzuführen. Allein er begnügte sich damit nicht. Herzog Albrecht ertrug die Beschränkung die er sich durch seine beiden Gnadenprivilegien selber aufgelegt, doch nur mit Unwillen. Er sah sich von seinem Adel nicht viel anders eingeschränkt als es einst der Hochmeister von dem Kapitel gewesen war. In dieser Bedrängniß kamen ihm die Osiandristen zu Hülfe. Funk wußte die mächtigen Regimentsräthe zu verdrängen, und die Landesverwaltung in die Hände seiner Freunde zu bringen. Er ließ Abgaben fordern und Truppen werben. Der Herzog schloß sich an die Bürger; seine Gemahlin fing an bürgerliche Kleidung zu tragen.

Wie konnte man erwarten, daß sich der Adel nicht hiewider setzen würde. Er war entschlossen und kannte die Mittel.

Er bewirkte, daß eine polnische Commission ins Land gesendet wurde; diese Commission überließ dem kneiphofischen Gerichte, d. i. dem Adel selbst, den Austrag der Mißhelligkeiten.

Hierauf mußte Funk, sammt seinen Freunden, mit dem Leben büßen. Wie er zugleich kirchliche und politische Neuerungen gemacht, so hob sie der Adel mit einander auf.[1]) Es hängt

---

[1]) Klagen über Funk bei Leutinger de Marchia eiusque statu p. 524. Quis ferret aulae deliberationes et consilia ad unius arbitrium revocari: — — hominem externum pedem unum in suggesto, alterum in aula habere — —, ignotae stirpis exteros incolis nobilissimarum familiarum praeferri, suae farinae hominibus officia atque munera conspectiora demandari. Funk entgegnete unter andern: non principes, viri Borussi, sed nomina principum vultis.

sehr gut zusammen, daß nunmehr auf der einen Seite die Gesammtheit der Privilegien des Adels bestätigt, das Recht unbewilligte Auflagen zu fordern dem Herzog völlig abgesprochen, und eine Art von Aufsicht über ihn angeordnet wurde [1]) — und daß man auf der andern die vertriebenen Prediger wieder berief, eine streng lutherische Formel festsetzte, und im Jahre 1567 die Verordnung veranlaßte, daß ferner Niemand, der sich dieser Formel nicht füge, ein geistliches, ja nicht einmal ein weltliches Amt erhalten dürfe; — alle Einwohner hohen und niedern Standes sollen bei derselben zu ewigen Zeiten verbleiben. [2])

Auch in Sachsen, im Schooße des Protestantismus, traten innere Entzweiungen ein. Die anticalvinistischen Bestrebungen des Churfürsten August hängen ohne Zweifel mit seiner auswärtigen Politik zusammen. Wir werden darauf zurückkommen. Jedoch möchte ich nicht sagen, daß sie nicht auch zu der Landesverwaltung einen besondern Bezug gehabt hätten. Wenn man bemerkt, daß der bedeutendste Mann der in diese Unruhen verwickelt ward, D. Georg Cracau, zugleich eine Aenderung des Rechtszustandes überhaupt hervorzubringen, und namentlich durch die Constitutionen, die er von seinem Fürsten verkündigen ließ, deren Fabricator er sich selbst nannte, dem römischen Recht ein entschiedenes Uebergewicht über das einheimische Herkommen zu verschaffen beabsichtigte; wenn man ferner wahrnimmt, wie große Gährung dies bei dem Adel und in den Stadträthen veranlaßte, und wie hartnäckig er nichts desto minder darüber hielt: so sollte man wohl vermuthen, daß seine großen Unfälle damit zusammengehangen. In Leipzig waren hierüber alle Doctoren des Rechts aus der Rathstube verdrängt worden. Eben der Bürgermeister Rauscher, der seine Gewalt hiedurch gründete, hat darauf an dem Prozesse der Verhafteten einen großen Antheil gehabt. Nach

[1]) Chytraeus Chronicon Saxoniae, p. 631.

[2]) Bei Planck Gesch. d. p. L. IV, 441.

dem Falle desselben hat man die alten herkömmlichen Ordnungen den Städten wiederum nachgesehen [1]).

Unter solchen Umständen, in so eigentlichem Kampfe, mußte sich natürlich die Sache auch zuweilen zu einem entgegengesetzten Ergebniß entscheiden. Nicht die Aristokratie und die orthodoxe Lehre, wie im Herzogthum Preußen oder in Sachsen, sondern die populare Partei und die Hinneigung zum Calvinismus behielten in Bremen die Oberhand. Von dem Rathe war Hardenberg verfolgt worden; die Majorität der Bürger, die demselben anhing, unter der Leitung ihres Bürgermeisters Büren, verjagte am Ende den alten Rath und beschränkte den neuen dahin, daß er in Religionssachen niemals etwas vornehmen solle, es wäre denn mit Rath und Vollbort der Gemeine [2]). Freilich eine Anomalie unter diesen streng lutherischen und streng aristokratischen Städten von Niedersachsen.

Wie aber? Sollte nicht diese Wechselwirkung der Politik und der Religion, dies Ringen aufgeregter Kräfte in einem beschränkten Kreise auch einmal wieder dem Katholicismus förderlich werden?

In Baiern, wie in andern Ländern, sah sich der Fürst bereits 1556 veranlaßt, seinen Ständen die wichtigsten Concessionen zu machen. Er gestattete ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt: er gab ihnen die Erlaubniß, an Festtagen in ihren Häusern Fleisch zu essen; er ließ sie Seelsorger hoffen, „von denen das Wort Gottes im Sinne der apostolischen Lehre verkündigt werde.“ — Es waren dies Versprechungen, unter deren Schutze an andern Orten die Reformation begonnen oder erhal-

[1]) Versuch einer Lebensgeschichte Dr. Georgen Cracau in der Sammlung zur sächsischen Geschichte VIII, 1—138 enthält hierüber ziemlich alles was man jemals erfahren hat, und auch unsre Notizen. Ueber die Rechtsverhältnisse Weiße: Geschichte der chursächsischen Staaten, IV, 155.

[2]) Erzählung des Notars in Löscher's Historia motuum II, 261.

gen worden war. Als Herzog Erich II, obwohl katholisch, seiner calenbergischen Landschaft die Beibehaltung der evangelischen Lehre versichern wollte, hatte er sich der Worte bedient: „er werde sie bei der rechten, reinen und wahren Religion lassen"; keine andere Versicherung hatte er gegeben: diese hatte genügt [1]). In Baiern stand es um diese Zeit beinahe völlig, wie in Oestreich unter Ferdinand I.

Ganz eine andere Wendung aber nahm die Sache in Baiern, und ich möchte nicht behaupten, daß dies allein an der Gesinnung des Herzogs gelegen habe.

Einmal waren die Stände von Anfang an nicht einig; die Prälaten sonderten sich von den Forderungen der beiden andern ab. Auch von diesen aber wurde der eine, die Bank der Städte, nach und nach immer lauer. Wie es nun auch gekommen seyn mag, wir finden, daß die Häupter des Adels, Graf Joachim von Ortenburg und Herr Pancraz von Freiberg, sich auf dem Landtag von 1563 lebhaft beklagten, was von den Städten früher gefordert worden, werde jetzt von ihnen hintangesetzt; sie stellten diesen Deputirten nicht allein das Interesse vor, daß sie bei der Einführung der neuen Lehre hätten, sondern sie sagten ihnen geradezu, sie seyen werth gesteinigt zu werden, wenn sie ohne Erlaubniß der Confession nach Hause kämen. Jedoch vergebens. Die Prälaten sonderten sich ab; die Städte trieben die Sache nicht ernstlich; dem Adel allein blieb sie überlassen [2]).

Nun war dies die Zeit einer großen Gährung des Adels durch ganz Deutschland. Hatte er allenthalben von der emporkommenden Territorialmacht zu fürchten, so mußte er in Baiern zugleich der Zurücknahme der eben erworbenen Concessionen entgegensehen. Seine Gährung ward doppelt groß; und es ist wohl

---

[1]) Bemerkung von Spittler: Geschichte von Hannover I, 260.

[2]) Auszüge der Landtagsverhandlungen, authentisch und genügend bei Freyberg: Geschichte der baierischen Landstände II, 313—359.

nicht zu läugnen, daß es darüber wenigstens zu sehr bedenklichen Anschlägen gekommen ist. Bei Adlzreitter findet sich eine in absichtliche Dunkelheit verhüllte Geschichte, von einer zu offenem Aufruhr entschiedenen Verschwörung des baierischen Adels. Diesem Autor zufolge ward der Adel bereits Truppen, als der Herzog, von Sachsen aus gewarnt, auf einer Reise, die er auf der Stelle dahin unternahm, alles bis auf die Namen entdeckte. Er kommt zurück und läßt die Verschwornen vor sich laden. Er erinnert sie an die Pflicht mit der sie ihm verwandt seyen, fordert ihnen ihre Siegelringe ab und läßt die mit ihren Wappen bezeichneten Steine aus denselben herausnehmen; diese zerschlägt er mit dem Hammer: das ist ihre Strafe, so entläßt er sie. [1]

So viel ist gewiß, daß damals eine allgemeine Bewegung des Adels gegen den Fürsten Statt gefunden hat. Als jener Graf von Ortenburg auf eigene Hand die Reformation vollkommen in seinem Gebiete einführte, und der Herzog hierauf Neu- und Alt-Ortenburg und die sämmtlichen Güter des Grafen in Beschlag nahm, fand er eine Correspondenz zwischen seinen Landsassen, die ihm eine sehr bedenkliche Verbindung unter denselben enthüllte.

Unbestreitbar war ihre Absicht, die Reformation auch gegen seinen Willen durchzusetzen; seiner Person wurde dabei wenig geschont. Ich weiß nicht, wie viel an jener sonderbar ausgedachten symbolischen Strafe wahr seyn mag.

Diese Sache aber kam vor die Gerichte. Da dieselben dem Herzog Milde anriethen, so begnügte er sich, seinen entschiedensten Gegnern das Recht zu nehmen, das sie hatten, auf den Landtagen zu erscheinen. [2]

Eine Strafe, welche die Sache vollkommen schlichtete.

---

[1]) I. Adlzreitter, Annales Boicae gentis II, XI, 273.

[2]) Freyberg S. 358 aus einer Schrift von Huschberg über Ortenburg, die ich noch nicht sah.

Von dem nächsten Landtage von 1565 kann Albrecht nicht genug rühmen, wie einhellig die Landschaft „in Abwesenheit etlicher unruhiger Leute" gewesen sey. Wie merkwürdig! Von der Religion war früher jedesmal die Rede; späterhin ist ihrer niemals, auf keinem Landtag wieder ist ihrer gedacht worden.

Wenn zuerst die Prälaten, dann auch die Städte sich abgesondert hatten, so war nunmehr der Adel seiner Häupter beraubt und zum Schweigen gebracht. Nichts hinderte den Herzog, eine Lehre und Glaubensform zu unterdrücken, der er ohnehin abgeneigt war, und die sich mit einer entschiedenen Bewegung wider ihn selber verbunden hatte.

Auch für ihn hatte das einen Vortheil. Er trat mit dem Papst in eine Verbindung, welche ihm in allgemeinen europäischen Angelegenheiten förderlich, und selbst in dem Innern seines Landes von Nutzen war.

Das deutsche Fürstenthum hatte durch die Reformation eine sonderbar geistlich-weltliche Gestalt, mit eben so viel geistlichen, als weltlichen Gerechtsamen angenommen. Dieser Zug der Dinge, dies engere Schließen der Landschaften, dies Ausstoßen fremder kirchlicher Gewalt vermochte Niemand zu hindern. Es ist wohl anzumerken, daß dies auf die Letzt in katholischen Gebieten so gut geschah, wie in protestantischen, in Baiern so gut wie in Sachsen. Es zuzulassen, ist eine der geschicktesten und wirksamsten Maaßregeln der Curie. In seiner Correspondenz mit Gregor XIII findet man Albrecht V völlig als den Vertreter und Regenten seiner Geistlichkeit. [1])

Wie viel mehr mußten dies diejenigen Fürsten zu werden suchen, deren Name und Würde selber geistlich war!

Im Anfang der siebziger Jahre fing in den geistlichen Gebieten allmählig die Gegenreformation an.

---

[1]) Es finden sich Copien dieses sehr merkwürdigen Verkehrs handschriftlich auf der Münchner Bibliothek.

Der erste, der eine solche unternahm, war so viel ich finde vielleicht der kleinste von allen, der Abt von Fulda. Unter sechs Aebten hatte die evangelische Lehre im Fuldischen unbedrängt geblühet. Abt Balthasar zuerst, das Kind evangelischer Eltern, in Hessen im evangelischen Glauben getauft und erzogen, noch ein junger Mann, aber voll Enthusiasmus für die katholischen Grundsätze, wie sie das tridentinische Concilium ausgesprochen, überredete sich, daß er das Recht habe, jedweden Unterthan des Stiftes zu der römischen Kirche Gebräuchen und Religion anzuhalten, und wer sich ihnen nicht füge, aus demselben zu entfernen. Er verjagte die evangelischen Prediger, auf keinen Widerspruch hörte er, auf kein Patronatrecht von Ritterschaft oder Städten nahm er Rücksicht: er hatte eine Jesuitenschule eingerichtet, die Zöglinge dieser seiner Schule setzte er an ihre Stelle. Hierauf entließ er die Protestanten auch aus allen andern Diensten. Im Jahr 1576 bereits waren alle Räthe, Beamte, Canzleipersonen, Procuratoren, Kirchendiener, hohe und geringe, katholisch; alle, die sich den tridentinischen Beschlüssen nicht fügen wollten, waren abgesetzt und entfernt. [1])

Ihm, einem Abt von Fulda, wider die ausdrücklichen Worte der kaiserlichen Declaration ging dies durch. Wer hätte nun nicht auf ähnliche Art sein Glück versuchen sollen.

Auf dem Eichsfeld war man so gut evangelisch geworden, wie in der Nachbarschaft umher, und Mainzer Commissarien selbst hatten in Duderstadt evangelische Pfarrer eingesetzt. Das Beispiel von Fulda gab dem neuen Amtmann Leopold von Stralendorf Muth und Antrieb, Stadt und Ritterschaft, wie diese sich beklagen, „mit lauterer Gewalt" ihrer evangelischen Pfarrer zu berauben und Jesuiten einzuführen [2]).

[1]) Auszug der Instruction für die churfälzischen Reichstagsgesandten von 1576, bei Häberlin, neueste deutsche Reichsgeschichte, Bd. X, S. 238.

[2]) Beschwerden der eichsfeldischen und fuldischen Ritterschaft, bei Lehmann de pace religionis II, 117. 119.

Man bemerke die Affiliation. Es war von Heiligenstadt, daß hierauf der erste Jesuit, Halverius, mit einem Laienbruder nach Paderborn kam. [1]) 1576 waren die Jesuiten bereits in Hildesheim.

Aller Orten zeigte sich die Reaction. Der Erzbischof von Trier suchte die Evangelischen in Wetzlar aus ihrer einzigen Pfarrkirche zu treiben. Der Bischof von Worms wollte der evangelischen Gemeine die schlechte Kirche S. Magnus nicht länger gestatten.

Aber die Bischöfe waren nicht die Einzigen. Die kleinen Städte in denen die Katholischen die Oberhand hatten, fingen an das nemliche zu versuchen. In Schwäbisch=Gmünd veränderte man den Bürgereid, wie die Bedrängten klagen, „auf römischen Stylum", und löschte die Neugläubigen aus der Matrikel der Bürgerstube. [2])

Zwar ist es nie von der Pfalz zugegeben worden, allein nach den Worten des Religionsfriedens schien es, als habe man in weltlichen Territorien ein gegründeteres Recht zu ähnlichen Unternehmungen. [3]) Das erste weltliche Land, welches nunmehr eine eigentliche Gegenreformation erfuhr, ist, so viel ich sehe, Baden gewesen. Eben zu diesem Zwecke war der junge Markgraf seinen natürlichen Vormündern entfremdet, und in Baiern in jesuitischer Schule erzogen worden. [4])

Um das Jahr 1574 gedenkt Schwendi, wie wir sahen, nicht ohne Genugthuung des unaufhaltsamen, gleichsam von höhern Geschicken herbeigeführten Fortganges protestantischer Meinungen. So schien es; alles deutete dahin; es war die allgemeine

---

[1]) Bessen, Geschichte von Paderborn, II, 85.

[2]) Beschwerden von Gmünd und andern und die Intercessionen bei Lehmann de pace rel. II, 120.

[3]) Noch 1576 protestirte Pfalz gegen jede Erklärung des 14 Artikels zum Nachtheil der Unterthanen, Häberlin X, 247.

[4]) Häberlin VIII, S. 42.

Meinung. Allein gerade in diesem Momente — es ist wie ein antwortender Hohn — setzte sich der moderne, nunmehr jesuitische Katholicismus in der Mitte von Deutschland fest, und trieb nach allen Seiten geheime Wurzeln.

Verhandlungen von 1575 und 1576.

Wie aber? Standen die Sachen so, daß sich von Seiten der Protestanten gar nichts dagegen thun ließ? Hatten sie nicht die Declaration Kaiser Ferdinands? Konnten sie dieselbe nicht bei einem Fürsten wie Maximilian geltend machen?

Es war zu beklagen, daß man die friedlichen Jahre so gar nicht benutzt hatte, die Mißverständnisse beizulegen. Auf den Zusammenkünften von 1567 und 1570 hatte man sich gescheuet sie zu berühren. Nunmehr, als Maximilian bereits so schwach war, daß er auf die Ernennung seines Nachfolgers Bedacht nehmen mußte, als schon wieder Kriegsbotschaften aus Ungarn erschollen, waren die Uebelstände so vielfach angewachsen, so dringend geworden, daß sie sich nicht mehr beseitigen ließen.

Auf dem Churfürstentage von 1575, der zur Wahl eines neuen römischen Königs einberufen worden, kamen sie zur Sprache. Die weltlichen Churfürsten hatten den Plan, den künftigen Kaiser zu verpflichten, nicht allein den Religionsfrieden, sondern auch dessen Declaration zu handhaben. Es war eine kleine Veränderung, die sie vorschlugen; sie wollten nur die Worte „und dessen Declaration" in die Wahlcapitulation aufnehmen; nie gab es drei wichtigere Worte: sie hätten genügt, die Gegenreformation in den geistlichen Gebieten zu hintertreiben.

Waren es aber nicht geistliche Churfürsten selber, welche eine solche vorgenommen? Nicht so leicht wollten sich diese in

die Forderungen ihrer Collegen fügen. Sie machten zweierlei Einwendungen. [1])

Sie meinten, zu einer Veränderung der Wahlcapitulation bedürfe man der Zustimmung aller Reichsstände. Mit Recht entgegnete Brandenburg, die Wahlcapitulation zu machen stehe den Churfürsten allein zu; deren Pflicht sey, „des Reiches Wohlfahrt ohne Zuthun, Rath und Bewilligung anderer Stände" in engerem Ausschuß zu bedenken.

Unerwarteter war ihr zweiter Einwurf. Sie läugneten, sich dieser Declaration zu entsinnen, sie so wie ihre Räthe. Hat doch ein Schriftsteller dieser Partei geradezu behauptet, ein damaliger Rechtsgelehrter, den er ziemlich genau bezeichnet, Niemand anders habe sie auf die Bahn gebracht. [2]) In der That war die Sache im Jahr 1555, wie gedacht, rasch entschieden worden und man hatte kein Protocoll darüber geführt.

Allein abzuläugnen war sie darum auf keine Weise. Ich bemerke doch, daß selbst päpstliche Autoren ihrer gedenken, ohne sie im mindesten in Abrede zu stellen. [3]) Eine Copie fand sich in den Registern der kaiserlichen Canzlei; das Original mit seinen Siegeln hatte der Churfürst von Sachsen mitgebracht; es ließ keinem Zweifel Raum.

Und da nun die weltlichen Churfürsten bei weitem die mächtigern waren, die Wahl in ihrer Hand, das Recht auf ihrer Seite, da sie die Einwendungen abgewiesen hatten, sollte man nicht erwarten, die Sache werde nach ihrem Sinne entschieden worden seyn?

Wären sie nur einmüthig gewesen! —

---

[1]) Der geistlichen u. weltlichen Churfürsten Disputat bei Lehmann II, c. 15. Summarische Erzählung, was in Religionssachen auf dem Wahltag a. 1575 fürgangen, c. 18.

[2]) Burgkardus.

[3]) Pallavicini.

Niemals zeigte sich die unglückliche Spaltung des Glaubens verderblicher. Zwischen den Churfürsten von Sachsen und der Pfalz hatte sich nach und nach in Folge derselben ein heftiger Widerwille eingestellt. Es dauerte nicht lange, so trat dieser in politischen Verbindungen hervor. Der beherzte Friedrich III von der Pfalz war mit allen Protestanten in Frankreich und den Niederlanden im engsten Verhältniß [1]); Sachsen stand wenigstens mittelbar gut mit Spanien. Unglücklicherweise wirkten diese Verbindungen auf die Familien zurück und riefen hier die bittersten aller Entzweiungen hervor. Der Prinz von Oranien gab dazu den Anlaß.

August hatte einige Jahre zuvor, nicht ohne Widerspruch der andern Verwandten, seine Nichte Anna, Tochter des Churfürsten Moritz, an Wilhelm von Oranien vermählt. Der Großvater, der alte Philipp von Hessen, hatte ihr wenig Glück prophezeit. Sie ließ sich jedoch durch keine Vorstellung abwendig machen. „Er ist ein schwarzer Verräther," sagte sie von ihrem Bräutigam, „aber es ist keine Ader in meinem Leibe, die ihn nicht lieb hat." [2]) So ging sie nach den Niederlanden; nur allzu bald aber traf die Vorhersagung ein; sie zerfiel mit dem Prinzen, er ließ sie von sich.

Damals hielt sich in Heidelberg Charlotte de Montpensier, aus dem Hause Bourbon, auf. Vor der Zeit, mit abgewendetem Herzen, denn mit einer Freundin hielt sie sich zur protestantischen Lehre, war sie in Frankreich zur Aebtissin gemacht worden. Während der Unruhen, welche die Gräuel der St. Barthelemy veranlaßten, fand sie Gelegenheit nach der Pfalz zu entfliehen, von

---

[1]) Struvens ausführlicher Bericht von der pfälzischen Kirchenhistorie, S. 267. §. 70, erzählt unter andern, wie sich der Churfürst über den Tod seines Sohnes Christoph, der in einem niederländischen Feldzuge umkam, sehr wohl tröstete. Es sey besser, daß er um der gerechten Sache willen streitend außer Landes gefallen sey, als daß er zu Hause durch Müßiggang verderbe.

[2]) Botschaft an Landgraf Philipp, bei Rommel, Philipp, II, 657.

wo sie ihr streng katholischer Vater vergebens zurück forderte. Sie war jung und schön. Der Churfürst von der Pfalz vermittelte, daß sie an Oranien verheirathet wurde [1]).

Hierüber außer sich vor Entrüstung, um so mehr, da er dem pfälzischen Einfluß auch die Entlassung seiner Nichte zuschreiben zu müssen glaubte, kam Churfürst August auf den Wahltag. Er klagte laut, seinem Hause sey ein Schandfleck angehängt worden: der Pfalzgraf unterfange sich großer Dinge, die er nicht werde heben können. Glücklicherweise war dieser nicht selbst zugegen; aber auch mit dem Kanzler desselben, Ehem, wollte August nicht zu Rath sitzen; nur unter heftigen Ausdrücken hat er es sich endlich gefallen lassen; niemals hat er ein Wort mit ihm gewechselt [2]).

Nun war es aber die Pfalz, welche, wie sie viele andere Neuerungen, die Errichtung eines Reichsregiments zur Seite des Kaisers, die Verwendung der Annaten zum Türkenkriege in Vorschlag gebracht, so auch in Hinsicht der Declaration den Vortritt ergriffen hatte und am entschiedensten auf ihre Bestätigung in der Wahlcapitulation drang.

Jedoch hatte sie, wie man sieht, keine Stellung um ihren Forderungen Nachdruck zu geben. Die Verbindungen des Churfürsten mit dem Ausland hatten ihm eine große Menge Gegner gemacht. „Wir waren,“ sagen seine Gesandten, „beinahe verlassen und wurden verachtet. Es fehlte nicht viel, so hätte man uns als Samariter von der Synagoge der Pharisäer ausgeschlossen.“ Ja selbst in ihrer Mitte gab es Entzweiungen. Der Churprinz Ludwig von der Pfalz, ihr Oberhaupt, der an seines Vaters Statt zur Wahl gekommen, war der Politik desselben abgeneigt. Als der Kaiser diese Räthe eines Tages ihrer auswär-

---

[1]) Thuanus Historiarum lib. LIX. p. 109. — Meteren, niederländische Historien, Bd. XI, fr. Uebers. S. 215.

[2]) Wahl- und Churfürstentags-Protocoll bei Senkenberg: Sammlung von ungedruckten und raren Schriften, III, S. 8.

tigen Verbindungen und mancherlei Umtriebe halber ziemlich hart anließ, glaubten diese, der Prinz, der eben von ihm weggegangen, habe ihn dazu veranlaßt [1].

Unter solchen Umständen fiel eine der pfälzischen Forderungen nach der andern. Bei solcher Entzweiung der weltlichen Churfürsten hatten die geistlichen, welche auf das engste zusammenhielten, dieselben nicht mehr zu fürchten.

Und nun wandte überdies noch der Kaiser seinen persönlichen Einfluß bei dem Churfürsten von Sachsen an. Er stellte ihm vor, diese völlige Religionsfreiheit werde der Ruin von Deutschland seyn. Er bat ihn, da die geistlichen Churfürsten so unerschütterlich seyen, seinerseits ihm den Schimpf zu ersparen, unverrichteter Dinge von dem Wahltag abziehen zu müssen [2].

August versprach hierauf, die Declaration für dies Mal fallen zu lassen: im Collegium stellte er vor, dies sey eine Irrung, an welcher doch der Kaiser keine Schuld habe, und die Niemand anders, als er, würde entgelten müssen.

So kam es denn, daß man auf nichts bestand und nichts erlangte. Die Wahl wurde vollzogen. Die Declaration blieb unbestätigt; die Gegenreformationen dauerten fort.

---

[1]) Epilogus des Protocolls, S. 71.

[2]) Lettera del nunzio, Vescovo di Torcello (Delfino) al C^le^ di Como Ratisbona 18 Ottobre 1575. MS. der Bibliothek Corsini zu Rom nr. 677. Sabbato mattina s'accommodarno le differenze tra gli elettori circa questa elettione, havendomi l'Imperatore l'istesso giorno particolarmente narrato, con quanta difficultà haveva persuasi gli elettori secolari, a desistere dalla dimanda della libertà della religione, con haver mostrato loro che ciò saria la ruina della Germania e che non lo permetterà mai e così, parte con mostrarsene alienissima parte con pregarli e particolar^m^ il Duca di Sassonia, del quale si loda assai, non le fara questa vergogna, di doversi partire da qui senza alcuna conclusione, essendo risoluta lasciar più tosto l'elettione imperfetta che acconsentirvi, ha ottenuto che non si parli d'altro che dell' elettione.

Anscheinend zwar hatte man die Erledigung der Beschwerden nur auf den nächsten Reichstag verschoben: allein konnte man hoffen etwas auszurichten, so lange jener Zwiespalt bestand?

Es war doch wieder der Churfürst von der Pfalz, von welchem auch alsdann — 1576 zu Regensburg — die Anträge gemacht wurden. Er rieth, auf keine Verhandlung über andere Dinge einzugehen, wofern nicht zuvor die Beschwerden, deren er eine lange Reihe anführte, erledigt worden seyen; scharf regte er die Freistellung an, und begehrte eine runde, schriftliche Erklärung vom Kaiser, was er zu thun denke, wenn etwa ein geistlicher Churfürst zum Protestantismus übergehe. Auch hatte er diesmal einen größern Theil der evangelischen Fürsten auf seiner Seite [1].

Sollte aber das eifersüchtige Sachsen gern sehen, daß die Gesuche der protestirenden Stände, wie es geschah, mit den Worten der pfälzischen Instruction abgefaßt würden?

Die theologischen Entzweiungen waren stärker als jemals. In eben diese Periode fallen die anticalvinistischen Bestrebungen des Churfürsten August. Es kam wieder zur Sprache, ob der Churfürst von der Pfalz noch zu den Augsburger Confessionsverwandten zu zählen sey, und des Religionsfriedens zu genießen habe. Jene Theologen, denen man die Concordienformel verdankt, entschieden dagegen. In dem Augenblicke, als nach dem Antrage der Pfalz auf eine Erhaltung und Erweiterung der Rechte der Protestanten gedrungen wurde, setzte man in Frage, ob jener Stand überhaupt an denselben Theil zu nehmen habe.

Dazu kam, daß Sachsen der Freistellung niemals sehr geneigt war. Schien es doch sogar schon geraume Zeit, als fürchte August eine Erhebung verborgener Ueberbleibsel des Katholicismus in seinem eigenen Lande [2].

---

[1]) Pfälzische Instruction bei Häberlin X, 20, 383. Häberlin ist über diesen Reichstag aus wolfenbüttelschen Manuscripten gut unterrichtet.

[2]) Schon 1556 wird dieser Ursprung des sächsischen Widerspruches erwähnt. Sattler: würtembergische Gesch. IV, 105.

Genug, er erklärte, in dem Puncte der Bewilligungen ohne Weiteres fortfahren zu wollen. Schon vor dem Reichstage hatte er dem Landgrafen Wilhelm von Hessen angerathen, das nemliche zu thun. Während desselben schrieb er den Herzögen von Weimar und Coburg auf das ernstlichste, sie möchten sich der Türkenhülfe nicht länger widersetzen: man müsse sie leisten, falls auch der Kaiser den ganzen Religionsfrieden aufheben wolle [1]).

Alles, was die Protestanten jemals erlangt hatten, war durchgegangen, indem sie die Erledigung ihrer Beschwerden von ihren Bewilligungen abhängig gemacht hatten. Man wollte diesen Weg wieder einschlagen: es war der letzte Moment: der Kaiser schwankte, und war nicht völlig abgeneigt; aber Sachsen, mit der Pfalz in jener unglücklichen theologisch-politischen Entzweiung begriffen, weigerte sich beizutreten, und den alten Weg zu gehen. Man war überzeugt, hätte es sich nicht abgesondert, so wäre die Freistellung diesmal bewilligt worden [2]).

Eben aber trat eine andere Entzweiung in einem andern Kreise hinzu, welche alle Hoffnung auch auf die Zukunft zu vernichten schien.

Wir haben gesehen, wie genau das Gesuch der Freistellung mit der Absicht den Türkenkrieg volksthümlicher zu machen zusammenhing. Die Grafen und Herren versäumten nicht, auch jetzt wieder dahin zielende Vorschläge einzureichen. „Eine förmliche Reichssatzung möge alle zu geistlichen Pfründen gelangende Evangelische verpflichten, dem Kaiser, sey es zur Behauptung des innern Friedens oder wider die Türken, ritterlich zu dienen. Sey es denn nicht rühmlicher, das Einkommen solcher Pfründen, mit

---

[1]) Erklärung des Dr. Lukas Thangel; bei Häberlin, X, 331.

[2]) Bedenken eines Prinzen von Nassau an Churf. Fridericum IV, Pfalzgr. bey Rhein 1594, bei Lünig Staatsconsilia S. 454. „Man weiß daß a. 76 die Freistellung der Religion auf den Stiften wäre erhalten worden, wenn Sachsen von andern evangelischen Chur- und Fürsten sich nicht hätte abgesondert."

denen keine Seelsorge verbunden, in gemeinnützigen Sachen redlich zu verdienen, als ohne Arbeit zu genießen?"

Von allen Seiten kam dies in Anregung. Kaiser und Stände gingen in ausführlichen Gutachten auf die Errichtung eines Ritterordens ein, dem ein eignes Gebiet, etwa bei Canischa, anzuweisen, und alles was er erobere, mit Vorbehalt der Regalien, als sein Eigenthum zu überlassen sey. [1])

Nur war nothwendig, daß der gesammte Adel oder wenigstens die Mehrzahl desselben sich hierüber vereinigte. Unglücklicherweise leistete er einen Widerstand, den man nicht so leicht hätte erwarten sollen.

Der reißende Fortgang, welchen die Reformation im Anfang nahm, war guten Theils dem deutschen Adel zuzuschreiben. Allmählig empfand er jedoch, daß der Erfolg derselben ihm nicht so förderlich sey, als er erwartet haben mochte. Die Territorialmacht der Fürsten sah er täglich mehr anwachsen; er ward inne, daß seine Freiheit und Bedeutung im Reich verloren sey, wenn er die Stifte nicht behaupte; allmählig — wie denn einige protestantische Fürsten mit den geistlichen Gütern nicht ohne Gewaltsamkeit verfahren waren — glaubte er sie nur noch dann behaupten zu können, wenn sie katholisch erhalten würden. Grundes genug um sich der Freistellung entgegenzusetzen [2]). Protestanten

---

[1]) Gesuch der Grafen und Herren, Bedenken des Kaisers und der Stände bei Häberlin X, S. 270. 398. 403.

[2]) Der päpstliche Nunzius, Minuccio Minucci, findet, und wie es scheint mit Recht, ein Hauptmoment für die Erhaltung des Katholicismus darin, daß die Domstifte dem Adel zustehen. Discorso 1588. MS. der bibliot. Barberina zu Rom. Chi pensasse, di darle tutte (le chiese) in potere di genti ignobili e levare quel instituto di provanze (Adelsproben), saria cosa perniciosissima, la qual porteria in consequenza la ruina manifesta delle chiese, poichè ove in presente sono difese da nobili, come proprio patrimonio loro, sariano allora oppugnate e lacerate senza rimedio nè gli huomini che co-

und Katholiken waren hierüber Einer Meinung. Ich weiß nicht, wie sie im Jahr 1576 so entschieden das Uebergewicht bekam; doch ist nicht zu läugnen, daß es geschah. Als der Churfürst von der Pfalz im März dieses Jahres die Reichsritterschaft einlud, sein Gesuch um die Freistellung zu unterstützen, entgegnete ihm zuerst die rheinische, sie trage Bedenken, sich einer Neuerung wider die hergebrachte Ordnung theilhaftig zu machen. Hierauf hielt auch der fränkische, schwäbische und wetterauische Adel seine Rittertage. Er war noch entschiedener. Einmüthig ersuchte er den Kaiser, nichts wider das alte Herkommen zu thun; schon seyen so viele Stifte freigestellt und weltlich gemacht: zu unwiederbringlichem Schaden des Adels: er möge ihn nicht noch mehr zu Grunde richten [2].

Welch eine sonderbare Entwickelung!

Es war eine einzige Glaubenspartei. Sie hatte nur Ein Interesse, auf welchem ihr eigner Fortgang und der Friede des Vaterlandes beruhete.

Sie spaltete sich über den Glauben. Jeder Theil ergriff eine extreme Meinung. Der eine verwickelte sich in ausländische Händel; auf die einheimischen Entzweiungen wirkte das, wie unvermeidlich, zurück. Was das Oberhaupt des einen vorschlug, hintertrieb das Oberhaupt des andern.

Sie spaltete sich auch über ihr Interesse. An den geistlichen Gütern hatten bisher Fürsten und Adel Theil gehabt: die Majorität war ohne Zweifel protestantisch, und ihr Vortheil war, dieselben auch in dem neuen Glauben zu behaupten. Allein einig

---

noscono bene lo stato delle cose d'Alemagna, potranno mai dir altro, se non che quel antico instituto, d'haver i canonici nobili e di far i vescovi per elettione, sia stato il solo sostegno delle chiese, che restano ancora in piedi, e forse unica causa, umanam parlando, di non lasciar perire affatto il catolicismo in Alemagna.

[2]) Häberlin X, 360.

starke Schritte der Fürsten setzten den oberländischen Adel in Besorgniß. Er wollte diese Güter lieber ohne die Fürsten katholisch, als mit ihnen protestantisch sehen. So spalteten auch sie sich.

Die ganze Partei zerfiel.

Um so enger hielten sich die Katholischen zusammen. Von jener Lauheit, die man früher an ihnen bemerkt, sehen wir sie zu kräftigen Entschlüssen zurückkehren; der Churfürst von Cöln hat 1575 erklärt, er werde den Katholicismus der Stifte nöthigenfalls auch mit dem Schwert behaupten. Zu dem Reichstag von 1575 hatte Gregor seinen geschicktesten Cardinal, Morone, gesandt und ihn reichlich mit Geld versehen [1]). Die Protestanten klagen über den Einfluß, den derselbe sich zu verschaffen gewußt habe. Ebendies rühmen die päpstlichen Geschichtschreiber [2]). Die Katholiken gelangten nach und nach zum Uebergewicht.

Die Gelder wurden bewilligt, die Beschwerden nicht abgestellt. Unvertragen blieb die Streitigkeit: entrüstet standen die Parteien einander gegenüber. So hinterließ Maximilian seinem Sohne das Reich.

Andere Hoffnungen hatte er gehabt; wie gern hätte er die Entzweiung gehoben, dem Blutvergießen vorgebeugt! Er durchschaute die Lage der Dinge; er sah alles kommen; allein er war nicht stark genug um die Dinge zu überwältigen; zu heftig war ihm die Parteiung: zu mächtig waren ihm die Umstände. Kaum ver-

---

[1]) Dispaccio P. Tiepolo Roma 26 Aprile 1576. Archivio di Vienna.

[2]) Maffei. Annali di Gregorio XIII. Roma 1742 § I. 228. Seppe con si fatti legami annodare tra se gli animi di cattolici, o laici o di chiesa, o principali o sostituti che fossero etc. etc. Minuccio Minucci: Tanto era il valore del Cl Morone ch'era legato. Siccome tenne saldo l'impre Massimiliano nella negativa, con tutto che si vedeva piu volte vicino alla necessità e forse alla determinatione di consentirvi, dalla quale si crede, che fosse ritirato principalmente dall' autorità del Duca Alberto di Baviera.

mochte er zwischen den Entzweieten seine Privatmeinung aufrecht zu erhalten: kaum dies und gewiß nichts weiter. [1])

Er starb in der Stunde, als dieser sein letzter Reichsabschied verlesen ward.

Die erste Bemerkung, zu der sein Nachfolger Gelegenheit gab, war, daß er die protestantischen Räthe mehr und mehr bei Seite setze [2]).

Andere Geschicke bereiteten sich vor.

Schluß.

Blicken wir auf die durchlaufene Bahn zurück, so sehen wir zuerst unser Vaterland durch günstige Umstände in Friede gesetzt; von dem Auslande abgeschlossen; sich selber zurückgegeben.

Man ist reich und gewerbthätig: stärker in den Waffen als irgend ein anderes Volk; der Protestantismus überwiegt in allen Theilen des Landes; auf eignen Bahnen in Literatur und Kunst bewegt sich der deutsche Geist; eine versöhnliche, gemäßigte Gesinnung vereinigt die Häupter der Nation, sowohl die Gewalthaber, als die begabten und fähigen Geister; man kann erwarten, daß die noch übrigen Entzweiungen ausgetragen, die Mängel der Verfassung verbessert werden, daß man den gefährlichsten Feind besiege, und den Nachbarn Maaß gebe, statt es von ihnen zu empfangen.

Ja, es war in jenem Reiche lebendiger Geister, welche eine Nation ausmachen, in ihren Bestrebungen und Gesinnungen eine großartige Richtung zu gleichartiger allgemeiner Entwickelung, zur Ausführung großer Unternehmungen, zur Bildung zusammenhaltender starker Institutionen; — auf seinem Wege hatte man sie vor sich; mit Besonnenheit und überwiegender Rücksicht auf die

---

[1]) Bericht über seinen Tod, mitgetheilt von Schelhorn. Raupach, evangel. Oestr. II, S. L.

[2]) Huberti Langueti Epistolae arcanae. I, 2, S. 241.

allgemeine Wohlfahrt wäre man dahin gelangt; — allein es gab auch widerstrebende Elemente, deren Emporkommen das Ganze zersetzen mußte.

Eben diese kamen empor.

Ist es die Beschränkung des überwältigenden Theorems oder Leidenschaft oder beides, in dem Protestantismus entwickelt sich über das Dogma selber ein heftiger Streit. Die Partrien ergreifen die extremen Ansichten und setzen sich einander feindselig gegenüber. Mit untergeordneten Interessen im Bunde, fassen sie, so wie die eine oder die andere die mächtigere wird, in den verschiedenen Landschaften Fuß.

Eine Zeit lang widersetzen sich die vorwaltenden gemäßigten Fürsten dieser Richtung; allmählig, nicht ohne Einwirkung politischer Verhältnisse, werden sie selber davon ergriffen.

Es zerfallen zuerst die sächsischen Häuser nochmals. Es kommt zwischen ihnen zu einer Fehde, die von der einen Seite Opposition gegen das Reich, von der andern Execution von Reichswegen, aber im Grunde doch der alte Zwist ist.

Pfalz und Würtemberg, so nahe Nachbarn, die Linien der Pfalz unter einander selbst zerfallen.

Chursachsen und Churpfalz, beide Protestanten, aber durch die weiter entwickelten theologischen Systeme getrennt, gerathen in die entschiedenste Feindseligkeit.

Hierüber versäumt man die großen Interessen; man bringt es in der Reichsverfassung niemals zu dem erwünschten Ziele; die geistige Bewegung der Nation nimmt eine Richtung, welche keiner Gesammtunternehmung günstig ist; das Oberhaupt, mehr geistreich als stark, wird durch den Widerstreit der Meinungen geirrt, und weiß nicht seine Entwürfe durchzusetzen.

Der Einfluß der Nachbarn, in deren Streitigkeiten man sich einmischt, nimmt aufs neue überhand. Man hält die französischen Händel für seine eigenen. Spanien hat wieder seine Parteigänger. Man schlägt in ihren Schlachten.

Hauptsächlich aber werden durch die heftigen Entzweiungen der protestantischen Meinung gar viele irre; der Katholicismus, welcher geistig bereits besiegt war, der sich indeß zu einem ähnlichen Systeme gestaltet hat, wie die entgegengesetzte Lehre, faßt neuerdings Fuß.

Während die beiden protestantischen Parteien sich ihr Gebiet unter einander streitig machen, bemächtigt sich der Katholicismus derjenigen Länder wieder, die er zwar zum größten Theil, aber nicht völlig verloren hatte.

Er bekommt einen bedeutenden Verbündeten. Der süddeutsche Adel war von Anfang gut evangelisch; nur sah er mit Widerwillen, wie durch die Erfolge der Reformation die Fürstenmacht wuchs. Eine Zeit lang versuchte er eine Gegenwirkung, indem er sich an die heftigste protestantische Partei anschloß. Es ist merkwürdig, wie dies die Veranlassung wurde, daß Baiern sich völliger als bisher dem katholischen System ergab. Aber auch von den protestantischen Fürsten ward die Unabhängigkeit des Adels bedroht. Er sah seine Rettung allein in der Behauptung der geistlichen Fürstenthümer. In den Jahren 1563, 1567 war seine Bewegung noch protestantisch, doch der fürstlichen Macht entgegengesetzt; das letzte blieb sie ferner, aber eben deshalb warf sie sich in das Interesse des Katholicismus.

Seitdem nahmen die Gegenreformationen, vornehmlich in den geistlichen Fürstenthümern, ihren Fortgang. Die Geschichte derselben ist höchst wichtig, aber ziemlich unbekannt. Wir sahen, wie sie in Fulda anfingen und auf dem Eichsfelde fortgesetzt wurden. Von großem Einfluß waren die Neuerungen des Bischofs Julius Echter zu Würzburg. In dem benachbarten Bamberg ahmte man ihm mit der Zeit nach. Nach dem Falle des Churfürsten Truchseß in Cöln, ward dieses Erzstift, in dem nemlichen Sinne ward Mainz von dem Churfürsten Schweickard reformirt; erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts fing man auch

in Trier an, den Protestanten Bedienungen zu versagen und alles wieder katholisch zu machen.

Indessen hatte der Papst ein Mittel gefunden, sich mit einigen Fürsten eng und enger zu verbinden. Baiern ging voran; bald folgte Baden-Baden; der Erzherzog Karl von Steyermark; der Pfalzgraf von Neuburg. So kleine Fürsten wie der Herzog von Teschen wußten sich doch im Anfang des 17ten Jahrhunderts durch Gegenreformationen bemerklich zu machen.

Nicht als sey dies alles mit Gewalt durchgesetzt worden; es war auch das Werk der Lehre; es war die Wirkung der Jesuiten, die ihres Ortes denn auch die öffentliche Meinung zu gewinnen wußten [1]).

Da sich nun zu gleicher Zeit der Calvinismus von der Pfalz aus nach allen Seiten ausbreitete, in dem heftigsten Gegensatz mit dem wieder emporkommenden Katholicismus, nur siegreich in bereits protestantischen Ländern, so war an keine Vereinigung weiter zu denken. Wie hätte man in diesem Zwiespalt die allgemeinen Interessen sorgsam wahrnehmen sollen. Den Handel auf dem Belt zerstörte Schweden durch unaufhörliche Feindseligkeiten; Dänemark erschwerte die Fahrt durch den Sund mit willkürlichen und starken Zollerhöhungen; der erste Gebrauch den die Holländer von einer Freiheit machten, die sie zum Theil mit Hülfe der Oberdeutschen erworben, war, daß sie uns den Rhein verschlossen, den sie nie wieder geöffnet haben; England vernichtete nicht allein die Privilegien der Gildehalle, es nahm die Schiffe, die den Canal auf der Fahrt nach Spanien passirten; zugleich sendete es seine Monopolisten nach Emden um den englisch-deutschen Verkehr allein zum Nutzen der Engländer einzu-

---

[1]) Relne dello stato infelice della Germania, mandata dal nunzio Ferrero, Vescovo di Vercelli: MS. der Bibl. Barberina. Bald nach 1600. „Da alcuni anni in quà si è convertito alla nostra santa religione una grandma quantità d'anime, restorate le chiese, rivocate molte religioni di regolari alli loro antichi monasteri, etc."

richten. Schritt für Schritt sah man ihre Uebermacht kommen, aber man sah ihr zu. Da war keine Abwehr, keine kräftige Maaßregel: es war keine Einheit. Fing man doch in dem Innern erst jetzt recht an, ein Gebiet vom andern durch Zölle zu scheiden. Man hat einmal den Gedanken gehabt, einen Reichsadmiral im mittelländischen und westlichen Meer aufzustellen, um die Vorrechte des Reiches wahrzunehmen. Es blieb ein flüchtiger Gedanke.

Immer weiter griff die Entzweiung.

Der Reichsabschied mußte 1608 allein in Gegenwart der Katholischen verkündigt werden: alle Andern hatten sich in Entrüstung entfernt. Im Jahre 1613 erklärten die Correspondirenden, die Stimmenmehrheit sey ein unerträgliches Joch; vor Erledigung ihrer Beschwerden wollten sie zu keiner Berathschlagung schreiten. „Das schnitt dem Kaiser durchs Herz," sagt das Protocoll dieses Reichstags; tief schmerzt es uns noch heute, die wir diese Dinge betrachten.

Schon standen Liga und Union zum Kampfe gerüstet einander gegenüber: es bedurfte nur jenes Anlasses in Böhmen, so brach er aus.

Es war der dreißigjährige Krieg. Verwüstet, arm, seines Handels vollends beraubt, ein Spiel der fremden Mächte, ging Deutschland aus demselben hervor. Seine Cultur wie sein Daseyn war von dem Ausland abhängig.

Wie viel hat es gekostet, wie gewaltige, tiefe, langaushaltende Anstrengungen, bis wir wieder erst äußerlich unser eigen wurden: bis alsdann der deutsche Geist selbständige Kräfte entfaltete und uns innerlich befreiete.

Wie, und man wollte wieder unter ähnlichen Umständen sich ähnlichen Gefahren aussetzen?

Ueber die Trennung und die Einheit von Deutschland.

Von der Wahrheit und innern Nothwendigkeit eines Gefühls ist wohl das sicherste Zeichen, daß es in verschiedenen Lagen, unter abweichenden, auch den ungünstigsten Umständen lebendig hervortrete.

Wie sich das Gefühl einer wesentlichen Einheit von Deutschland alle Jahrhunderte unsrer Vergangenheit hindurch mehr oder minder wirksam und in unsern Tagen trotz so mannigfaltiger Spaltungen unüberwindlich gezeigt hat.

Sey es daß es zuweilen in seltsamen Formen spiele und sich mit fremdartigen Elementen verknüpfe; an sich ist es darum kein Irrthum; wir haben erlebt, wie es zur Zeit der Unterdrückung in den edelsten und tiefsten Geistern Wurzel schlug, wie es zur Zeit der Befreiung die Gemüther in allgemeiner Ueberzeugung hinriß.

In diesem Gefühle werden wir des schöpferischen Genius inne, der die Reihe der Jahrhunderte herab von einem Zeitraum zum andern, von den westlichen bis zu den östlichen Grenzen alles belebt hat was sich deutsch nennt.

Nur wird man leicht eingestehn, daß es mit dem Gefühle noch nicht gethan sey.

Es verhält sich damit wie mit andern Fermenten. Sie sind da um den Stoff zu begeistigen, seine Grundbestandtheile zu entwickeln und in Gährung, in Lebensregung zu setzen; allein und abgesondert haben sie keine Bedeutung; sie würden eher eine betäubende und schädliche, als eine fördernde Wirkung äußern.

Auch in der Aufregung, die wir heut zu Tage erleben, macht sich jenes Gefühl geltend; und immer und immer wieder ist von der Einheit Deutschlands die Rede.

Obwohl jene schwärmerischen Erwartungen — von einem erblichen Kaiser und einem deutschen König an seiner Seite, von einer Pairskammer aus deutschen Fürsten und einem Unterhaus aus den Gemeinen; oder von einem auf gewisse Jahre zu setzenden Bundesoberhaupt, mit einem Senat aus den Fürsten und einer Kammer aus den Abgeordneten einzelner Landschaften — Erwartungen, die, wenn man sie erfüllte, diejenigen am wenigsten befriedigen würden welche sie äußern — schon oft vorgetragen worden sind, und niemals etwas gewirkt haben, so wird man doch nicht müde, sie zu wiederholen.

Wenn unsre Vorfahren auf so weitaussehende Dinge zu reden kamen, verhüllten sie dieselben in das Gewand des phantastischen Scherzes. Vielleicht der erste der von einem deutschen Parlament geredet hat, der geistreiche Verfasser des abenteuerlichen Simplicissimus [1]), legt diese Hoffnungen einem vermeinten Gott in den Mund, der sich denn freilich stark genug wähnen darf, um alle Widerwärtigen auszurotten, jede Stadt mit einem Gebiete zu begaben, das sie in Frieden regiere, und sie sämmtlich zu vereinigen; hierauf aus je zwei ihrer klügsten und gelehrtesten Einwohner ein Parlament zusammenzusetzen, welches, wie sich versteht, zunächst Accise und Zinsen, Gülte und Umgelt, alles

[1]) Der aus dem Grab der Vergessenheit wiedererstandene deutsche Simplicissimus, Th. 1, B. 3. Cap. 3.

Geldgeben und Kriegführen abstellen soll; worauf der Chorus der Götter in dies elysische Gefild niedersteigen werde, um sich unter den deutschen Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen. Scherzend führte er das aus: bei uns werden ähnliche, ja noch weiter abschweifende Gedanken in mancherlei Form mit Ernst und Pathos und anscheinender Hoffnung ausgesprochen.

Seltsam steht die Wirklichkeit mit diesen Wünschen in Widerspruch. Niemals war unser Vaterland in so unabhängige Theile gespalten; niemals hatten die Fürstenthümer eine ähnliche Selbstständigkeit; niemals hielten sie, Herren und Unterthanen, eifersüchtiger darüber; die Bande der Unterordnung, oder des Gerichtes, oder des Stammes waren zu keiner Zeit geringfügiger und schwächer. Und während das so ist, träumt man von einer Einheit, wie sie eben auch niemals statt gehabt.

Man kann wohl sagen, daß diese Erscheinungen, gerade in ihrem Gegensatz, einander bedingen. Jene phantastischen Wünsche sind nichts als eine Reaction des ungenügenden Zustandes. Den natürlichen, gesunden Zustand erkennt man daran, daß Idee und Realität sich in einander auflösen, das Ideal in den Dingen selber fortbildend und belebend wirksam sey. So wie sie sich trennen, wird nur allzuleicht das Ideal zu einem chimärischen Wunsche, zu einem Traume der Nacht; das Bestehende nur allzuleicht zu einer starren Masse. Sie stellen sich ohne wechselseitigen Einfluß einander gegenüber.

Indessen ist keinesweges etwa mit den Uebertreibungen auch das ihnen zu Grunde liegende Nationalbewußtseyn zurückzuweisen. Es wäre das größte Unglück, wenn es unterdrückt würde. Allzuwohl wissen wir, wie viel der Mangel an Einverständniß uns geschadet hat; allzusehr bedürfen wir einander.

Zwischen Einheit und Zerfallenheit aber liegen tausend Arten des Zusammenhaltens, des Einverständnisses.

Man möchte sagen, daß wir zwischen dem, was bei dem einen, und dem, was bei dem andern unserer Nachbarn im Sü-

den und Westen Statt gefunden hat, von jeher die Mitte gehalten haben.

Italien hat es niemals zur Einheit bringen können: Frankreich hat diese Einheit seit mehrern Jahrhunderten in stärkerm Maaße als irgend ein anderes Volk gehabt, und sie zu unserer Zeit in dem stärksten, das vielleicht jemals in der Weltgeschichte erschienen ist, ausgebildet. Beiden benachbart, haben wir niemals eine vollkommene Einheit erreicht, doch haben wir dieselbe seit beinahe einem Jahrtausend auch niemals völlig entbehrt.

Es liegt dies tief in dem Charakter der verschiedenen Nationen. Die provinziellen Sonderungen, welche in Italien das Gebiet jeder Stadt in Sprachform und Sitte, ja in Literatur und Kunst von einander scheiden, sind bei uns nicht in diesem Maaße vorhanden. Dagegen fehlt uns auch jene Hingebung an einen Mittelpunct, sey es eine herrschende Persönlichkeit oder eine vorwaltende Idee, jener Geist der gesellschaftlichen Uniformität, welcher die Franzosen so wesentlich bezeichnet. Bei uns ist vielmehr bei aller Sonderung immer eine gewisse Einmüthigkeit, die denn von Zeit zu Zeit wirksam hervorgetreten, bei aller Vereinigung eine gewisse Absonderung zu bemerken gewesen.

Als das Reich in seiner größten Herrlichkeit und Kraft war, hätte sich doch kein Stamm von dem andern beherrschen lassen: an einem Versuche dieser Art scheiterte die Macht der fränkischen Kaiser. In seiner Ausbildung war es jenen Domen zu vergleichen, an denen mehr als Ein Jahrhundert gearbeitet hat, die in ihrem Umfange gar viele Abtheilungen von besonderer Bestimmung und Art einschließen, deren Säulen alle ähnlich, aber alle verschieden, deren Zierrathen bis in das kleinste mit unendlicher Mannigfaltigkeit ausgearbeitet sind, und die bei alle dem einen harmonischen, ja erhabenen Gesammteindruck machen.

Auch gegenwärtig giebt es trotz jener scharfen Sonderung doch einige Elemente der Vereinigung.

Wollen wir von diesen unsern heutigen Bedürfnissen reden,

sachkundiger Patrioten. Es ist dies allmählig unsre wichtigste Frage geworden. Entsprachen sie den wirklichen, vorliegenden Bedürfnissen? Wurden sie in Anschauung dessen, was rechtlich und nothwendig, oder vielleicht nicht ohne Einwirkung fremder und halbwahrer allgemeiner Gedanken ins Werk gesetzt? Wie? oder gab man etwa — bedroht wie man es von der noch nicht fügsam gewordenen Aristokratie war — geflissentlich einem demokratischen Elemente das Uebergewicht, einem Elemente, dessen unwiderstehlich furchtbare Gewalt man noch nicht kannte, und das man sogar, indem man hierauf sich hinwieder an jene zu lehnen Miene machte, in seinem Selbstgefühl aufreizte, welches durch die großen Bewegungen der Welt so lebhaft geworden?

Wenigstens wenn man die gegenwärtig in allen diesen Ländern eingetretene Aufregung betrachtet, sollte man nicht glauben, daß die Aufgabe sehr genügend gelöst worden sey. Man übertreibt das Theorem von der Souveränetät des Volkes nach dem Muster der französischen Kammern, ganz auf die nemliche Weise, wie man früher nach dem Muster Napoleons das Theorem von der Souveränetät der Fürsten übertrieben hat. Das eine ist so falsch, so ausheimisch, so verderblich wie das andere. Auch hören wir in jenen Ländern den nemlichen Widerspruch, welcher sich gegen die Fürsten erhob, wider die Kammern laut werden; und in mehr als einer Kammer hat man gegen „die Handvoll Junker" zu polemisiren, während wohl eben dieser Adel sich auch hie und da bewogen fühlt in die allgemeine Opposition wider die Regierungen einzustimmen. Wenn es in Baiern vornehmlich auf eine gleichmäßige Berücksichtigung der Bedürfnisse der verschiedenen Landestheile ankam, so behauptet man doch im Lande selbst, daß durch die Ständeversammlung hiezu herzlich wenig geschehen sey, und daß sie dazu nicht einmal recht geeignet scheine. Vielmehr behalten die Abgeordneten der verschiedenen Provinzen nur allzuleicht ihre besonderen Interessen im Auge und finden sich lediglich in den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts zusammen,

Schutz aber diente ihnen dieser Bund. Bei dem allgemeinen Zerfall, in dem Gähren und Wogen, Trennen und Zusammenziehen der aufgeregten Kräfte, in diesem Sturme unaufhaltsamer Bewegungen sind Baiern und Würtemberg, Baden und Darmstadt zu der Größe und Bedeutung gelangt, welche sie seitdem behauptet haben.

Geradezu gegenüber stehen ihnen die restaurirten Staaten. Aus den Trümmern von Braunschweig, Hannover und Hessen hatte sich das Königreich Westphalen zusammengebaut. Als die Fürsten dieser Länder durch den Umschwung der großen Weltbegebenheiten wieder hergestellt wurden, mußte ihre Stellung der Natur der Dinge nach eine andere seyn, als welche jene einnahmen. Die einen waren durch die nämliche Bewegung groß geworden, welche die anderen zu Grunde gerichtet hatte.

Die dritte Classe machen die beiden großen Mächte aus, welche nicht allein deutsche, sondern europäische Pflichten zu erfüllen dachten, als sie mit dem Feinde stritten. Sie begannen den Krieg mit einander; unermüdlich schien die eine, und immer wieder erschien sie auf dem Kampfplatz; die andere zog sich eher auf sich selber zurück; aber die Würfel waren geworfen: diese unterlag zuletzt nicht minder als jene. Ein Glück noch, daß keine völlig unterworfen ward. Vielmehr erhoben sich in dem Innern von beiden die großen freiwilligen Volksbewegungen; so wahr, national, nothwendig, daß endlich die Zeit herbeikam, wo sie alle andern Stämme und Staaten deutschen Ursprungs, wie dieselben auch heißen mochten, ergriffen und mit sich fortrissen, daß man in diesem Schwunge den Sieg davon trug.

In allen Dingen, alle Zeit, kommt es auf den Ursprung an. Der erste Keim wirkt immer fort durch den ganzen Wachsthum, sey es bewußt oder unbewußt.

Obwohl diese Staaten sämmtlich von monarchischem Prinzip sind, so ist doch leicht wahrzunehmen, welch ein Unterschied zwi-

schen ihnen in ihrem Ursprung gegeben war, und sich in ihrem Fortgang entwickelt hat.

Süddeutsche Staaten.

Betrachten wir zuerst die süddeutschen, wie man sonst gesagt hätte, oberländischen Staaten.

Es sind die Gegenden, die man zuletzt vorzugsweise das Reich nannte: man weiß, wie voll von kleinen Unabhängigkeiten, wie mannigfaltig zerschnitten in Bisthümer und Städte, Ritterschaft und kleine Fürstenthümer sie waren.

Mit Einem Mal hörten alle diese Unabhängigkeiten auf; nur eine einzige, die der größern Fürsten, blieb übrig.

Hierauf traten vor allem zwei Uebelstände hervor.

Gerade denen wurde man hie und da unterworfen, denen man ziemlich gleich zu stehen geglaubt, mit denen man zuweilen sogar in einer nachbarlichen Eifersucht gelebt hatte.

Sodann waren die Hauptgebiete nicht bedeutend genug, um die ihnen zugesellten Landestheile durch überwiegende innere Kraft anzuziehen und sich zu verähnlichen. Baden wuchs von 92 Quadratmeilen auf 274; unter Würtemberg wohnten ums Jahr 1790 nicht mehr als 600000, 1815 dagegen bei anderthalb Millionen Menschen; man zählt 78 Landesherrschaften, die dazu geschlagen worden. Nicht viel anders war es in andern Ländern.

Wollte man nun diese fremdartigen Bestandtheile wahrhaft in einen Staatskörper vereinigen, so konnte es nicht anders als vermittelst starker, durchgreifender Maaßregeln geschehen; wie das Kriegsoberhaupt, an das man geknüpft war, dazu Schutz und Muster gab; nur mit gewaltsamer Hand konnte man sie zügeln.

Der verstorbene König von Würtemberg verfuhr unnachsichtig mit seinen neuen, wie mit seinen alten Unterthanen. Man hat bemerkt, daß er, der dem Adel das Recht absprach, sich

durch Fideicommisse zu erhalten, dennoch gefragt seyn wollte, wenn sich ein Edelmann mit einer Bürgerlichen zu verheirathen dachte; daß er den ehemaligen Reichsstädten den größten Theil ihres Einkommens nahm und den größeren Theil ihrer Schulden ließ. Zugleich schaffte er die abgesonderte Verwaltung des Kirchengutes und mit ihr die ganze Verfassung des Herzogs Christoph ab; er entzog seinen wanderungslustigen Schwaben das letzte der hergebrachten Rechte, sein Gebiet zu verlassen. Dies aus so verschiedenartigen Bestandtheilen, mit Ansprüchen, die einander so vollkommen zuwider liefen, erwachsene kleine Reich suchte er im Bunde mit den neuen Ideen von der Gleichheit vor dem Gesetz und von der Unabhängigkeit der Staatsgewalt zusammenzuhalten.

Gewiß, auch für den Breisgau, der seine Verfassung unter Oestreich unverletzt behauptet hatte, war es hart, dieselbe bei seiner Vereinigung mit Baden durch den Beschluß sogar eines so milden Fürsten, wie Karl Friedrich ohne Zweifel war, auf der Stelle zu verlieren. Kann man sich wundern, wenn sich dort in unsern Tagen die Elemente einer siegreichen Bewegung besonders gewaltig erhoben haben? Eine Zeitlang wurde der Adel geschont; aber noch in dem Jahre der Befreiung, noch nach der Lützener Schlacht verlor er den Rest seiner Rechte.

In Baiern hatte man schon früher, vor aller weitern Ermächtigung, den unabhängigsten der drei Stände, von welchem, wie wir gesehen, die Erhaltung des Katholicismus in diesem Lande und in ganz Deutschland überhaupt so sehr abgehangen, den geistlichen, ohne Schonung angegriffen. Ich finde bei Rudhart, daß sich die Prälaten beschweren, man habe Abteien aufgehoben, sechs Tage, nachdem die feierlichste Versicherung gegeben worden, es solle keine aufgehoben werden [1]). Als hierauf das Land durch

---

[1]) Rudhart Geschichte der Landstände in Baiern II. S. 347.

sachkundiger Patrioten. Es ist dies allmählig unsre wichtigste Frage geworden. Entsprachen sie den wirklichen, vorliegenden Bedürfnissen? Wurden sie in Anschauung dessen, was rechtlich und nothwendig, oder vielleicht nicht ohne Einwirkung fremder und halbwahrer allgemeiner Gedanken ins Werk gesetzt? Wie? oder gab man etwa — bedroht wie man es von der noch nicht fügsam gewordenen Aristokratie war — geflissentlich einem demokratischen Elemente das Uebergewicht, einem Elemente, dessen unwiderstehlich furchtbare Gewalt man noch nicht kannte, und das man sogar, indem man hierauf sich hinwieder an jene zu lehnen Miene machte, in seinem Selbstgefühl aufreizte, welches durch die großen Bewegungen der Welt so lebhaft geworden?

Wenigstens wenn man die gegenwärtig in allen diesen Ländern eingetretene Aufregung betrachtet, sollte man nicht glauben, daß die Aufgabe sehr genügend gelöst worden sey. Man übertreibt das Theorem von der Souveränetät des Volkes nach dem Muster der französischen Kammern, ganz auf die nemliche Weise, wie man früher nach dem Muster Napoleons das Theorem von der Souveränetät der Fürsten übertrieben hat. Das eine ist so falsch, so ausheimisch, so verderblich wie das andere. Auch hören wir in jenen Ländern den nemlichen Widerspruch, welcher sich gegen die Fürsten erhob, wider die Kammern laut werden; und in mehr als einer Kammer hat man gegen „die Handvoll Junker" zu polemisiren, während wohl eben dieser Adel sich auch hie und da bewogen fühlt in die allgemeine Opposition wider die Regierungen einzustimmen. Wenn es in Baiern vornehmlich auf eine gleichmäßige Berücksichtigung der Bedürfnisse der verschiedenen Landestheile ankam, so behauptet man doch im Lande selbst, daß durch die Ständeversammlung hiezu herzlich wenig geschehen sey, und daß sie dazu nicht einmal recht geeignet scheine. Vielmehr behalten die Abgeordneten der verschiedenen Provinzen nur allzuleicht ihre besonderen Interessen im Auge und finden sich lediglich in den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts zusammen,

die denn wenig praktische Anwendbarkeit zeigen und in ihrer einseitigen Richtung es eben vornehmlich sind, was die Aufregung hervorbringt.

Wir sagen dies nicht etwa, als wollten wir hiemit jenen Verfassungen den Krieg machen: nein, einen gesetzlichen, rechtlichen Austrag der widerstreitenden Ansprüche, die während der Jahre des Sturmes durch den Druck und Gegendruck der Begebenheiten so stark aufgeregt worden, kann man nicht anders als nothwendig, ja unerläßlich finden. Es wäre ein glücklicher Ausweg, die kämpfenden Elemente durch eine Verfassung zu vereinigen, welche einem jeden den entsprechenden Antheil an der Gesetzgebung, einen wohlabgemessenen Einfluß auf die allgemeinen Dinge verliehe. Allein der Erfolg und was wir täglich sehen und hören, macht uns zweifeln, ob es dahin gebracht worden. Wir sehen die centrale Gewalt mit den Kräften der neuen Dinge, mit jenen Veränderungen, die sie selber aufrief, in Zerwürfniß und unaufhörlichem Hader: wir sehen die alten Unabhängigkeiten, den durch die Revolution vernichteten Zustand, mit beiden im Kampfe; und alle diese Ansprüche metamorphosirt in die Theorie, in allgemeine Axiome, deren lautes Getümmel die Luft erfüllt. Man fühlt den Boden von entgegengesetzten Stößen erbeben.

Restaurirte Staaten.

Anders als in den oberländischen Gegenden griff man die Sache in den restaurirten nördlichen Staaten an; dort wo die Regierungen durch die Revolution verjagt worden waren, wo denn die Neuerungen im Widerspruch mit ihnen unternommen, von ihren Feinden bewerkstelligt, sich unmöglich ihres Beifalls erfreuen konnten.

Zwar, wie wir ein ander Mal auszuführen gesucht haben, waren weder jene mit Napoleon, noch diese mit den Bourbonen

wesen, in denen demnach nicht so entschiedene Gegensätze zu überwältigen waren, Provinzen, deren Daseyn und innerer Bestand schon lange mit dem Namen, dem Ruhme, dem Glück und Unglück der Monarchie eins geworden, hatte man sie durchgeführt; zwar, wie natürlich, nicht mit allgemeiner Beistimmung, allein auch nicht mit jenem starren Eigensinn, der an dem untauglich Befundenen schlechterdings festhalten will; in dem Gefühl eines unläugbaren Bedürfnisses; mit Wohlwollen und Rücksicht; nicht ohne Zwischenräume, welche Erfahrungen zu machen und zu benutzen erlaubten; in der Aussicht fortwährender Verbesserung. Man hatte daselbst wohl nach beiden Seiten hin ausweichende Ansichten; aber keine eigentliche Opposition. Niemand wird dies sagen können. Wäre eine solche aber auch vorhanden gewesen, so wäre sie durch den großen Gang der Ereignisse überwältigt und mit fortgerissen worden.

So stand man, als man durch eine Anstrengung aller öffentlichen und privaten Kräfte das Verlorene wieder eroberte und den zur Wiederherstellung der Monarchie in ihre alte Größe und europäische Bedeutung bedungenen Zuwachs neuer Provinzen erwarb.

Selten hatte ein Staat eine schwierigere Aufgabe.

In einigen dieser neuen Provinzen hatte die Revolution den größten Theil ihrer Verwandelungen durchgemacht und das oberste zu unterst gekehrt, wie am Rhein. Es waren andere, an die sie nicht gleich von Anfang gekommen, in denen sie nur einen Theil ihrer Absichten durchgeführt, allein einen sehr starken Widerstand gegen eben dieselben zurückgelassen hatte, wie in Westphalen. Es wurden alte Landschaften wieder erobert, in denen seitdem die Neuerungen eines revolutionären Königreichs mit den früheren Instituten der Monarchie in Kampf gesetzt worden waren. Noch andere Verschiedenheiten ließen sich bemerken.

Man hatte hier beide Schwierigkeiten zusammen. Man hatte Restauration; man hatte auch Erwerbung und Einverleibung.

gewesen und schädlich geschienen, wie die Steuerfreiheit oder das Patronatrecht der Edelleute, stellte er entweder nur zum geringen Theile her, oder ließ es völlig abgeschafft. Er wollte eine Regierung in den althergebrachten Formen; strenge; soldatisch, wie er sie in seiner Jugend an Friedrich dem Großen bewundert hatte. Er hielt sich in abgemessener eigensinniger Fürstlichkeit. Da er nun Einiges abschaffte und Anderes nicht herstellte, nicht ohne Einseitigkeit und wenigstens den Anschein von Willkür; da er zwar in seinem Bewußtseyn niemals unrechtlich, aber doch in der That nach dem allgemeinen Urtheil mehr geizig als sparsam, das Kammergut in seiner ganzen alten Berechtigung sowohl den Einzelnen, als auch dem Lande gegenüber geltend zu machen suchte, so erhob sich wider ihn ein Sturm von Opposition, dem die Interessen der Domänenkäufer vornehmlich die Farbe gaben und das allgemeine Wort liehen.

Auch in dem benachbarten Braunschweig konnte die heftige, hastige Art, mit welcher der zurückkehrende Herzog Altes und Neues vermischte, der unverhältnißmäßige Militärstand, den er, kriegerisch gesinnt wie er war, einrichtete, seine Abneigung auf der einen Seite wider Preußen, auf der andern wider alle westphälischen Einrichtungen, denen er ihren Lauf ließ, nicht anders als mannigfaltige Mißverhältnisse hervorbringen. Doch war ihm nur eine kurze Laufbahn, nur eine flüchtige Wirksamkeit beschieden. Die vormundschaftliche Regierung wußte die Klippen glücklich zu vermeiden. Bis zuletzt wieder ein Sprößling aus diesem an außerordentlichen Geburten so reichen welfischen Geschlechte hervortrat, der seinen Vater an seltsamer Willkür weit überbot und in einer Leidenschaft, deren Schlüssel leicht zu finden ist, die bereits ruhenden Triebe der Bewegung wieder in Gährung setzte.

Man bemerkt leicht, daß es wohl Bestandtheile sind, ähnlich den ersten, aus denen auch diese Staaten sich zusammensetzen; allein ihre Mischung ist verschieden; die Richtung, welche die

tigen, Schutz verleihenden, in ihrem Ursprung und ihrer Ausbildung, ihrer Religion und Sinnesart so nahe verwandten Monarchie.

Die vornehmste Schwierigkeit lag in den beiden westlichen Provinzen, die überdies einander geradezu entgegengesetzt waren.

Ich will nicht behaupten, daß Alles nun gerade so eingerichtet worden sey, daß besser unmöglich gewesen wäre. Allein sollte und konnte man alle Forderungen der einen, die so oft ihren Ursprung in der Revolution hatten, bewilligen? Oder hatte man in der andern das Lehnsystem der altbischöflichen Lande wieder aufzunehmen, und den Adel in die Rechte einzusetzen, die er durch den Impuls der Revolutionszeiten verloren hatte? Sollte man sich in ein gewaltsames Zerstören des Entstandenen, in ein willkürliches Aufrichten des zu Grunde Gegangenen einlassen?

Glücklicherweise hat die Monarchie einen solchen Umfang, daß es nicht nothwendig war, alle Provinzen eine mit der andern in eine jede Abweichung ausschließende Gleichförmigkeit zu setzen.

Wenn nur die allgemeinen Institutionen, deren Doppelseitigkeit auch hier einen großen Vortheil gewährte, sie wesentlich zusammen hielten. Der Verwaltung, die nothwendig Einheit sucht, gegenüber, wurden die Provinzialstände eingerichtet, um die Eigenthümlichkeit der Landschaften in Schutz zu nehmen.

Wie aber, wird man sagen, war es nicht leicht und thunlich, eine vollkommene Gleichförmigkeit und Einheit hervorzubringen, so wie man nur den Muth hatte, nach dem Beispiel aller Nachbarn eine allgemeine Ständeversammlung zusammenzurufen?

Ich will mich nicht scheuen, so wenig auch die Welt geneigt scheint, in diesem Hauptgegenstand ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht eine Milderung und Abweichung zuzulassen — nie gab es ein in seinen Begriffen befangneres Geschlecht als das ultraliberale — hierüber eine unvorgreifliche Meinung zu äußern.

Denn das wird Niemandem einfallen, der die Dinge kennt wie sie sind, daß man die Einberufung allgemeiner Stände darum

verschiebe, weil man seine Gewalt nicht wolle geschmälert haben. Unwürdiger Gedanke! der niemals einem wahren Fürsten oder einem wahren Staatsmanne, die nur immer die Gesammtheit im Auge haben, in Herz und Seele gekommen ist.

Allein einmal waren diese Stände hier nicht so dringend nöthig als vielleicht wo anders. Die großen Reformen, bis auf eine und die andere, die noch erwartet werden, waren gemacht; eben diejenigen Dinge um derentwillen man anderswo Stände verlangt, waren bereits geschehen; und mehr als Eine deutsche Ständeversammlung hat in wichtigen Zweigen nichts anders zu thun gewußt als die preußischen Einrichtungen mit leichten Veränderungen zum Landesgesetz zu machen.

Sodann ist unter allen Einsichtsvollen nur Eine Stimme, daß das Bedenkliche allgemeiner Reichsstände in jener so oft mit schonungsloser Gewalt von ihnen vollzogenen Gleichmachung des Verschiedenartigen liegt. Wenn die Beamten Stände wünschen, so geschieht es darum, weil sie mit noch durchgreifenderen Gesetzen ausgerüstet auf ihrem Wege der Verwaltung weniger Hindernisse zu finden hoffen. Allein sie werden auch weniger Freiheit haben, ein die Schwierigkeiten durch eigene Anstrengung besiegendes Talent zu entwickeln. Gewiß: es ist hiebei Gefahr; man erinnere sich nur der Niederlande. War nicht der Hauptanlaß zu den Zerwürfnissen zwischen Belgien und Holland und zu der Auflösung ihres Verbandes ihre gemeinschaftliche Ständeversammlung, in der eine vom Zufall abhängige, den Leidenschaften des Tages zugängliche Majorität Gesetze gab, welche beide Theile verbanden, obwohl sie kaum auf einen von beiden paßten. Es ist leicht zu entgegnen, sie sey nicht zweckmäßig zusammengesetzt gewesen; — wer will sich aber vermessen, eine vollkommene Zusammensetzung an die Hand zu geben? Schwankt nicht Frankreich nach so langen Versuchen noch über das Prinzip? Wie leicht können allenthalben die verschiedenartigen Bestandtheile, die sich vielleicht schmeicheln, sich durch eine Vertretung besonders geltend

wesen, in denen demnach nicht so entschiedene Gegensätze zu überwältigen waren, Provinzen, deren Daseyn und innerer Bestand schon lange mit dem Namen, dem Ruhme, dem Glück und Unglück der Monarchie eins geworden, hatte man sie durchgeführt; zwar, wie natürlich, nicht mit allgemeiner Beistimmung, allein auch nicht mit jenem starren Eigensinn, der an dem untauglich Befundenen schlechterdings festhalten will; in dem Gefühl eines unläugbaren Bedürfnisses; mit Wohlwollen und Rücksicht; nicht ohne Zwischenräume, welche Erfahrungen zu machen und zu benutzen erlaubten; in der Aussicht fortwährender Verbesserung. Man hatte daselbst wohl nach beiden Seiten hin ausweichende Ansichten; aber keine eigentliche Opposition. Niemand wird dies sagen können. Wäre eine solche aber auch vorhanden gewesen, so wäre sie durch den großen Gang der Ereignisse überwältigt und mit fortgerissen worden.

So stand man, als man durch eine Anstrengung aller öffentlichen und privaten Kräfte das Verlorene wieder eroberte und den zur Wiederherstellung der Monarchie in ihre alte Größe und europäische Bedeutung bedungenen Zuwachs neuer Provinzen erwarb.

Selten hatte ein Staat eine schwierigere Aufgabe.

In einigen dieser neuen Provinzen hatte die Revolution den größten Theil ihrer Verwandelungen durchgemacht und das oberste zu unterst gekehrt, wie am Rhein. Es waren andere, an die sie nicht gleich von Anfang gekommen, in denen sie nur einen Theil ihrer Absichten durchgeführt, allein einen sehr starken Widerstand gegen eben dieselben zurückgelassen hatte, wie in Westphalen. Es wurden alte Landschaften wieder erobert, in denen seitdem die Neuerungen eines revolutionären Königreichs mit den früheren Instituten der Monarchie in Kampf gesetzt worden waren. Noch andere Verschiedenheiten ließen sich bemerken.

Man hatte hier beide Schwierigkeiten zusammen. Man hatte Restauration; man hatte auch Erwerbung und Einverleibung.

Sollte man auf der einen Seite daran gehn, das Alte wieder herzustellen und das Neueingetretene zu vernichten, weil es ungesetzlich gewesen? Sollte man allgemeine Normen annehmen und etwa die Rheinlande der Mark gleich zu machen suchen, oder diese jenen? Oder sollte man sonst eine wesenlose Idee von Monarchie aufgreifen und ins Werk zu setzen suchen?

Solche Versuche von rein doctrinärer Art würden alle Möglichkeiten der Opposition noch vor der eigentlichen Vollziehung der Vereinigung in Bewegung gebracht haben.

Für die Lage in die man kam, ist es gewiß als ein Glück anzusehen, daß in den alten Provinzen so wesentliche Verbesserungen vorgenommen worden. Man hatte Institute, welche das Alte und das Neue vermittelten.

Hiedurch geschah, daß die Landschaften welche man zurückerwarb, sich leicht und gern von den Veränderungen welche die fremde Gewalt eingeführt, lossagten, auch dann wenn dieselben einem gewissen Bedürfniß entsprachen. Noch hatten diese Einrichtungen doch während der kurzen Zeit der fremden Herrschaft nicht eigentlich Wurzel gefaßt; sie waren oft mit schonungsloser Härte durchgesetzt worden; beide Theile, nicht minder der welchen man begünstigte, als der dessen Nachtheil offenbar war, fühlten sich verletzt, verstimmt und unmuthig; sie standen einander überdies in heftigem Hader gegenüber. An deren Statt empfingen sie nunmehr die Verbesserungen, die man unter der gesetzlichen Monarchie mit milderer Hand eingeführt hatte, die dem nemlichen Bedürfniß entgegen kamen, und eine enge Verwandtschaft mit ihrem alten Daseyn bewährten.

Irren wir nicht, so geschah eben hiedurch, daß die Besitznahme der sächsischen Provinzen, die in sich selber — es ist nicht zu läugnen — so viel Schneidendes und Hartes hatte, doch so gut von Statten ging. Man fühlte sich dort in den alten Formen schon lange gedrückt und unbehaglich; die Veränderungen erschienen den Meisten als eben so viele Verbesserungen. Leicht verähnlichte man sich dem organisirten Körper einer mäch-

tigen, Schutz verleihenden, in ihrem Ursprung und ihrer Ausbildung, ihrer Religion und Sinnesart so nahe verwandten Monarchie.

Die vornehmste Schwierigkeit lag in den beiden westlichen Provinzen, die überdies einander geradezu entgegengesetzt waren.

Ich will nicht behaupten, daß Alles nun gerade so eingerichtet worden sey, daß besser unmöglich gewesen wäre. Allein sollte und konnte man alle Forderungen der einen, die so oft ihren Ursprung in der Revolution hatten, bewilligen? Oder hatte man in der andern das Lehnsystem der altbischöflichen Lande wieder aufzunehmen, und den Adel in die Rechte einzusetzen, die er durch den Impuls der Revolutionszeiten verloren hatte? Sollte man sich in ein gewaltsames Zerstören des Entstandenen, in ein willkürliches Aufrichten des zu Grunde Gegangenen einlassen?

Glücklicherweise hat die Monarchie einen solchen Umfang, daß es nicht nothwendig war, alle Provinzen eine mit der andern in eine jede Abweichung ausschließende Gleichförmigkeit zu setzen.

Wenn nur die allgemeinen Institutionen, deren Doppelseitigkeit auch hier einen großen Vortheil gewährte, sie wesentlich zusammen hielten. Der Verwaltung, die nothwendig Einheit sucht, gegenüber, wurden die Provinzialstände eingerichtet, um die Eigenthümlichkeit der Landschaften in Schutz zu nehmen.

Wie aber, wird man sagen, war es nicht leicht und thunlich, eine vollkommene Gleichförmigkeit und Einheit hervorzubringen, so wie man nur den Muth hatte, nach dem Beispiel aller Nachbarn eine allgemeine Ständeversammlung zusammenzurufen?

Ich will mich nicht scheuen, so wenig auch die Welt geneigt scheint, in diesem Hauptgegenstand ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht eine Milderung und Abweichung zuzulassen — nie gab es ein in seinen Begriffen befangneres Geschlecht als das ultraliberale — hierüber eine unvorgreifliche Meinung zu äußern.

Denn das wird Niemandem einfallen, der die Dinge kennt wie sie sind, daß man die Einberufung allgemeiner Stände darum

verschiebe, weil man seine Gewalt nicht wolle geschmälert haben. Unwürdiger Gedanke! der niemals einem wahren Fürsten oder einem wahren Staatsmanne, die nur immer die Gesammtheit im Auge haben, in Herz und Seele gekommen ist.

Allein einmal waren diese Stände hier nicht so dringend nöthig als vielleicht wo anders. Die großen Reformen, bis auf eine und die andere, die noch erwartet werden, waren gemacht; eben diejenigen Dinge um derentwillen man anderswo Stände verlangt, waren bereits geschehen; und mehr als Eine deutsche Ständeversammlung hat in wichtigen Zweigen nichts anders zu thun gewußt als die preußischen Einrichtungen mit leichten Veränderungen zum Landesgesetz zu machen.

Sodann ist unter allen Einsichtsvollen nur Eine Stimme, daß das Bedenkliche allgemeiner Reichsstände in jener so oft mit schonungsloser Gewalt von ihnen vollzogenen Gleichmachung des Verschiedenartigen liegt. Wenn die Beamten Stände wünschen, so geschieht es darum, weil sie mit noch durchgreifenderen Gesetzen ausgerüstet auf ihrem Wege der Verwaltung weniger Hindernisse zu finden hoffen. Allein sie werden auch weniger Freiheit haben, ein die Schwierigkeiten durch eigene Anstrengung besiegendes Talent zu entwickeln. Gewiß: es ist hiebei Gefahr; man erinnere sich nur der Niederlande. War nicht der Hauptanlaß zu den Zerwürfnissen zwischen Belgien und Holland und zu der Auflösung ihres Verbandes ihre gemeinschaftliche Ständeversammlung, in der eine vom Zufall abhängige, den Leidenschaften des Tages zugängliche Majorität Gesetze gab, welche beide Theile verbanden, obwohl sie kaum auf einen von beiden paßten. Es ist leicht zu entgegnen, sie sey nicht zweckmäßig zusammengesetzt gewesen; — wer will sich aber vermessen, eine vollkommene Zusammensetzung an die Hand zu geben? Schwankt nicht Frankreich nach so langen Versuchen noch über das Prinzip? Wie leicht können allenthalben die verschiedenartigen Bestandtheile, die sich vielleicht schmeicheln, sich durch eine Vertretung besonders geltend

mer fortwirket und durch die Uebertriebenen von beiden Seiten täglich neue Nahrung empfängt.

Wie durchgreifend und mächtig ist in unsern Tagen hie und da der Einfluß französischer Einrichtungen geworden! Er hat an einigen Stellen so tiefe Wurzeln getrieben, daß man ihn nicht so leicht beseitigen wird, während er an anderen nicht zu bemerken ist.

In den Stürmen der Revolution haben sich endlich, wie wir sahen, die verschiedenen Staaten nicht nach eigener Wahl, sondern vermöge einer unabänderlichen Nothwendigkeit, nach verschiedenen Prinzipien entwickelt.

Dennoch giebt es Viele, welche für alle deutsche Länder eine einzige Form der Verfassung, die sie sofort in ihren Grundzügen angeben, wünschenswerth erachten.

Es sind eben die, welche ihre Form allen Staaten der Welt aufdringen möchten. Sie sind wie jene Aerzte ohne Beobachtung, die für alle Krankheiten nur Eine Heilart kennen. Auf allen Märkten bieten sie ihre Weltpanacee, unter Anpreisung der erstaunlichen Wirkungen derselben, den Leichtgläubigen dar.

Ihnen ist die Vergangenheit, so wie die Besonderheit des gegenwärtigen Zustandes eine gleichgültige Sache; die Wirklichkeit löst sich ihrem matten Blicke in die allgemeinen Nebel auf; ihre Theorien der einen oder der andern Farbe möchten sie über die Welt ausgießen: gleich als wäre sie von vorne anzufangen.

Wie sollten sie auf eigenthümliche Beschaffenheit und besonderes Bedürfniß deutscher Provinzen lange Rücksicht nehmen! Es ist als wollten sie das Genus darstellen und die Species vernichten. Nur in den Species aber erscheint das Genus; es hat keine andere Möglichkeit der Erscheinung. Wollt Ihr die Unterschiede vernichten, hütet euch daß ihr nicht das Leben tödtet.

Vielmehr wie ein Gegensatz immer den andern hervorruft, so hat dieses Treiben nur eine stärkere Entzweiung zur Folge. Hören wir sie nicht von der Unverträglichkeit, Incompatibilität

constitutionneller und nichtconstitutionneller Staaten reden, gleich als läge in diesen Formen das Wesen, gleich als läge in den Neuerungen von gestern, heute beschworen, eine stärkere Sicherheit, als in der Jahrhunderte alten, ungeirrten Fortbildung einer starken Monarchie, die immer dem Großen und Edlen zugewandt war. Wie bald wird sich zwischen den Formen von 1815 und von 1830 ein neuer Zwiespalt ergeben! Ist es nicht als hielten sich die bereits für besser, die mit einer ungebundeneren Presse versehen sind?

Und nun das tausendnamige innere Zerwürfniß zwischen den verschiedenen Ständen, der Regierung und den Abgeordneten, den Parteien und ihren Nüancen, den Lehranstalten selber, aller unter einander!

Von der Einheit.

Trauriges Resultat! Unsere Staaten selbst in ihren Prinzipien verschieden, und die Mittel, welche man für fähig hält, sie zu vereinigen, eher geeignet, sie noch mehr zu zersetzen. Welche positive Elemente kann es geben, um den auflösenden Kräften das Gegengewicht zu halten? Soll man nicht, ohne sich lange zu täuschen, alle Hoffnung auf Einheit und gleichförmige Entwickelung lieber gleich völlig fahren lassen?

Diese Dinge haben doch auch eine andere Seite. Mitten in dem Zerwürfniß, ja gerade in den Ursachen desselben stellt sich uns wieder das Gemeinsame dar.

Allgemeine Bemerkung.

Es findet sich wohl, daß eine Bewegung, welche über die ganze Oberfläche verbreitet ist, irgendwo einen localen Ursprung hat, wo ihre Ursachen besonders wirken; wie ein Strudel in der Mitte des Wasserspiegels weithin seine Wellen schlägt.

Ich sage hiemit nicht, daß es nicht in unserer Zeit eine allgemeine über diesen Bewegungen schwebende, mit ihnen in Verbindung stehende großartige Entwickelung menschlicher Zustände geben könne. Doch darf man wohl bezweifeln, ob die Offenbarung des göttlichen Geistes in so wildem Streit, in so unaufhörlichem Hader geschehe. Es wäre wenigstens der Gott, der in Sturm und Wetter erschien.

So viel ist offenbar, daß die allgemeine Aufregung nicht aus einer durch unvorgesehene plötzliche Einflüsse hervorgebrachten Umbildung der Meinung stammet, sondern daß diese selber aus dem was geschehen ist, was alle betroffen hat, herkommt, oder wenigstens damit auf das genaueste zusammenhängt.

Hier eben ist das Gemeinsame: gemeinschaftlicher Erwerb war es; es ist gemeinschaftliche Gefahr, es ist auch eine gemeinschaftliche Aufgabe die Uebelstände zu heben, die Mißverhältnisse auszugleichen.

Nicht als könnte man über die Behandlung aller dieser Landschaften, selbst mit ihrer Zuziehung, allgemein gültige Maaßregeln festsetzen. Sie waren doch sehr verschieden unter einander; zu verschieden hat die Revolution auf sie gewirkt, die eine stärker, die andere schwächer ergriffen; zu mannigfaltigen, selbst in ihrem Prinzip wie wir sahen abweichenden, Staaten sind sie beigesellt worden. Auch sind sie seitdem zu jedem in besondere Beziehung getreten, haben sich ihm mit eigenthümlichen Fäden verknüpft, und wieder neues Leben angesetzt. Nein! jeder Staat hat diese Aufgabe besonders vor sich, und sie möchte leicht den schwierigsten Theil derjenigen ausmachen, die er überhaupt zu lösen hat.

Ich möchte nur sagen, daß man nicht die Wirkung allein, sondern unmittelbar die Ursache ins Auge zu fassen habe.

Allerdings wird da nicht mit allgemeinen Maximen auszureichen seyn wie sie im Geleise ruhiger Tage, befestigter Rechte, eingelebter Verhältnisse vorhalten.

Nicht dadurch wird man die Aufgabe erledigen, daß man sich blindlings mit einer wiederauflebenden Aristokratie verbinde; es würde in den meisten Fällen wider das Prinzip der Staaten selber laufen und nicht lange würden sie diesen Weg einhalten. Auch nicht damit wird man es ausrichten, daß man die Kräfte der Masse für sich aufrufe: augenblicklich durch einen leichten Umschlag des Windes würden diese Wogen wider euch selber herangetrieben werden.

Unter den Umständen, in denen wir uns einmal befinden, in der unerbittlichen und unabänderlichen Nothwendigkeit der Dinge, der wir anheimgefallen, wird keine Maaßregel ausreichen, die nicht ausschließlich das allgemeine Wohl bezweckt. Es ist eine allmählige Ausgleichung vonnöthen, welche die verschiedenen Bestandtheile gewähren lasse, keines anfeinde, noch gewaltsam unterdrücke, keines willkürlich emporzubringen suche, aber alle zu dem Ganzen benutze. Es bezwingt die Gewalt; mehr noch bezwingt Talent, und Wohlwollen. Gebe uns Gott Männer, welche Augen haben zu sehen und Muth um zu handeln; frei von befangenden Vorurtheilen; deren Augenmerk das allgemeine Beste ist; und die eben darum fähig sind, das öffentliche Vertrauen zu fesseln. Ist je etwas durch Menschen Vorkehrung gefördert worden, so ist es durch Solche zu Stande gekommen.

Es könnte scheinen, als ob auf diesem Wege auch im besten Falle doch nur einzelne Staaten in das innere Gleichgewicht gesetzt werden könnten, dessen sie zu ihrer weitern Entwickelung bedürfen. Allein der Vortheil des Einzelnen wäre der Vortheil des Ganzen. Es ist augenscheinlich, daß bei der endlichen Lösung einer allgemeinen Aufgabe, wenn sich gleich nach Maaßgabe der Verhältnisse im Einzelnen gewisse Verschiedenheiten ergeben müßten, doch auch unfehlbar so viel Gemeinschaftlichkeit im Ganzen hervortreten würde, als uns überhaupt auf natürlichem Wege erreichbar ist.

Und ob wir wohl der Meinung sind, daß es unmöglich sey, allen deutschen Staaten eine und dieselbe Verfassung zu geben, ohne ihr Leben anzutasten, so haben sie doch auch wieder vieles gemein. Wie das deutsche Wesen ursprünglich eine innere Uebereinstimmung hat; wie diese Staaten so lange in einen gemeinschaftlichen Reichsverband gehört; wie sie, sämmtlich mehr oder weniger von der Revolution erschüttert, sämmtlich an der Befreiung Theil genommen haben. Alles dies würde sich in ruhigen Tagen weiter entwickeln.

Doch wird Niemand behaupten, daß damit genug geschehen wäre. Ohne Zweifel sind allgemeine Institutionen erforderlich, welche dem Bedürfniß und der Lage der Dinge wirklich entsprächen. Bleiben wir bei denen stehn, deren Grundlage im Bunde selber gegeben ist.

Positive Momente.

Es ist bekannt, welche Plane einer strengern sich näher an die Form des Reichs anschließenden Einheit auf dem Congresse zu Wien verhandelt worden; man erinnert sich, woran sie gescheitert sind.

Wenn von der Errichtung von Kreisen unter Kreisobersten die Rede war, so setzte sich das Selbstgefühl der unlängst erworbenen vollen Souveränetät; wenn von Bundesgerichten, die Erinnerung an das Reichskammergericht und die Furcht vor etwanigen Reclamationen der so eben unterworfenen Unmittelbaren; wenn endlich von einer festzusetzenden Norm der Verfassung, die Schwierigkeit diese auf eine den verschiedenen Staaten irgend genügende Weise zu bestimmen entgegen. Auf der Stelle zeigte sich, daß die Prinzipien derselben wider einander liefen. Indem Hannover für die Stände überhaupt das Recht in Anspruch nahm, an der Gesetzgebung Theil zu haben, nicht allein die Steuern zu bewilligen, sondern auch ihre Verwendung mit zu beaufsichti-

gen, so hatte es die altherkömmliche Form seiner eignen Ständeverfassung im Sinn. Wie hätte dies aber Baiern oder Würtemberg zugeben sollen, Staaten, deren Bestehn sich an eine Auflösung der alten Verfassung knüpfte und die von Ständen dieser Art eine sehr bedenkliche Opposition hätten erwarten müssen?

Dennoch konnte man nicht lange zaudern und sich bedenken. Als Napoleon von Elba zurückkam, — ein Augenblick, der für alle europäische Verhältnisse auf lange hinaus entscheidend wurde, — bedurfte man einer unverzögerten Verbindung, einer Vereinigung ohne Rückhalt. So kam es zur Bundesacte.

Allerdings entsprach dieselbe weder den allgemeinen Wünschen, noch auch wohl dem unläugbaren Bedürfniß. Dessenungeachtet liegen in dem Bunde sehr wichtige Elemente, die allerdings zu einer wesentlichen Vereinigung unsers Vaterlandes dienen können. Es ist sehr sonderbar, wenn man sich über die Trennung desselben immerfort beklagt und dabei einer weitern Ausbildung der uns gegebenen Möglichkeiten keine Aufmerksamkeit widmen will, ja sich der Erfüllung der gemeinschaftlichen Pflichten lieber völlig entzöge.

Freilich ist es unsre Krankheit, das Wünschenswerthe allein jenseit der Grenzen des Erreichbaren zu suchen!

Der Bund, wie er endlich zu Stande gekommen, nahm für die Zukunft vorzüglich auf die Entwickelung drei gemeinschaftlicher Angelegenheiten Rücksicht, der Militärverfassung, der Presse, der Handelseinrichtungen.

Offenbar berühren diese drei Puncte die wichtigsten Interessen der Nation: ihre Sicherheit vor auswärtigen Feinden, welche mit der Erhaltung des innern Friedens und Gedeihens so vielfach zusammenfällt, ihre Bildung und geistige Entwickelung, ihr materielles Wohlseyn. Es sind die großen Richtungen, die man von jeher in Wehr-, Lehr- und Nährstand unterschieden hat, sie geben zur Ausbildung unserer Gemeinschaftlichkeit und

Vereinigung weiten Raum, und verdienen allemal die besonnenste Erwägung.

Militärverfassung.

Es ist die große Tendenz der Nationen in neuerer Zeit, alle ihre Kräfte zu gemeinschaftlichen Thaten anzustrengen, Alles, was sie vermögen, wenn nicht zum Angriff, doch zum Widerstand aufzubieten; vornehmlich auf diese Einheit und Stärke ihre Verfassung zu berechnen, und zu einem künftigen Kriege während des Friedens alle Vorkehrungen zu treffen.

Sollten wir allein das Gegentheil thun? Während 32 Millionen Franzosen, so entzweit sie über die obersten Prinzipien ihres Staates auch seyn mögen, dennoch so zu sagen auf Einen Wink kommen und gehen, und sich allesammt von einer Hauptstadt abhängig erkennen, welche hinwiederum denen gehorcht, die daselbst auf irgend eine Weise die höchste Gewalt an sich gebracht haben, während das unermeßliche Rußland die Völkerstämme des asiatischen Ostens aufbietet, um seine europäischen Kriege mitzufechten, während England alle Kräfte eines kolossalen Welthandels zu seinem Gebote hat, und mit seinen tausend Armen, welche Verkehr und Leben verbreitend von Ozean zu Ozean reichen, alle Tage gerüstet ist, den ganzen Continent auf einmal zu umspannen, zu erdrücken; sollen wir gar nichts für unsere Einheit thun? wir, die wir, sobald Oestreich und Preußen mit den übrigen Gliedern des Bundes zusammenstehen, so stark und stärker sind, als alle andere?

Allerdings haben wir es am schwersten, da unser Verein aus mehreren unabhängigen Staaten zusammengesetzt ist; aber eben dies ist es, weshalb es bei uns der Vorkehrungen so besonders bedarf.

Man kann wohl nicht anders sagen, als daß dieselben bisher mit Sorgfalt, Einsicht und dem besten Willen getroffen wor-

den seyen. Glücklicherweise giebt es einige Häupter der Nation, die von dem Gefühle des deutschen Namens durchdrungen und für die Unabhängigkeit des gemeinschaftlichen Vaterlandes Alles daranzusetzen entschlossen sind.

Im Gegensatz gegen den bunten Wirrwarr der alten Reichsarmee und gegen die Willkür, mit welcher die Contingente des Rheinbundes zusammengeworfen wurden, sind jetzt verschiedene Armeecorps eingerichtet worden, in denen man Sorge getragen hat, die Benachbarten zu vereinigen, wie sie auch vorkommenden Falles gemeinsame Grenzen zu vertheidigen haben werden.

Diese Corps, aus verschiedenen Landesgenossen zusammengesetzt, bedürfen nicht nur einer übereinstimmenden, sondern auch einer zusammengreifenden Organisation, durch welche aus den verschiedenen Theilen ein Ganzes, durch welche eben der lebendige Körper eines Heerhaufens gebildet werde; man hat nicht versäumt, darauf Bedacht zu nehmen.

Es bliebe noch übrig, im voraus zu besprechen, was jeder Theil im Fall eines Angriffes — denn allein zur Vertheidigung ist der Bund geschlossen — zu thun, wie er sich aufzustellen, welche nächste Maaßregeln er zu ergreifen habe. Es wäre wohl sehr erwünscht, daß man auch diesen Punct erledigen möchte, um in dem dringenden Augenblick langwieriger und aufhaltender Berathung entübrigt zu seyn.

Dürften wir etwas angeben, was vielleicht noch außerdem in Ueberlegung zu ziehen wäre, so würde dies das Institut der Nationalgarden betreffen, das man unter verschiedenen Formen auf deutschen Boden zu verpflanzen versucht hat: ein Institut, das doch vornehmlich für die unglücklichen Umstände einer Empörung des Pöbels oder anderer offner Vergewaltigung berechnet ist, obwohl es sich, wie die letzten Ereignisse in Grenoble, Lyon und andern Orten darthun, auch hiefür unbrauchbar erwiesen hat; ein Institut, lästig, zeitraubend und kostspielig, zu eigentlich militärischen Zwecken wohl niemals geeignet. Sollte es wohl nützlich und

wünschenswerth seyn, ein solches Institut an die Stelle bewährter, für den Krieg dienlicher und weniger lästiger deutscher Einrichtungen zu setzen? Gegen Tumulte des Pöbels giebt es ein sicheres Mittel; es ist, sie weder sonst veranlassen, noch etwa mit Willen aufreizen.

Denn was helfen uns am Ende alle Anstalten zu gemeinsamer Vertheidigung, wenn wir indeß immer tiefer in innere Zerwürfnisse gerathen, wenn wir es auch dahin bringen, wohin unsere Nachbarn gekommen sind, auf jedem Punct, in jeder Stadt des Landes immerfort die Empörung fürchten zu müssen, wenn wir unser Vaterland einem ersonnenen, wesenlosen Weltbürgerthume nachsetzen, und immer wieder der Lockung des Fremden horchen, der uns überreden möchte, nicht wir mit einander hätten ein gemeinschaftliches Interesse, sondern ein Theil von uns mit ihm zusammen ein solches wider den andern Theil von uns.

Hiegegen wäre vor allem ein sicheres Gleichgewicht der öffentlichen Meinung, eine gründliche, vaterländische Ueberzeugung derselben nothwendig.

Es ist gewiß, daß dafür thatsächliche Verbesserungen, genügende Ausgleichung der Mißverhältnisse, wie wir oben gedacht, das Beste thun müssen.

Allein auch die Presse hat auf dieselbe Einfluß: sie übt ihn in diesem Augenblick durchgreifender aus, als jemals; nicht damit zufrieden, nimmt sie ihn noch in stärkerm Maaße in Anspruch.

Fassen wir diesen schwierigen von allen Seiten mit Streit umgebenen Punct auch von der unsern aus ins Auge.

Gesetzgebung der Presse.

Dann wiederholen wir zuerst, daß diese Sache unsere wichtigsten und theuersten Interessen berührt.

Der große Besitz, welchen die deutsche Nation in dem letzten Jahrhundert erwarb, es ist unsere Literatur. Nach so langen Zeiten der Abspannung und Nachahmung fand endlich in ihr der

Deutsche Geist seinen Ausdruck; selbstständig prägte er sich in ihr aus. Sie ist eins der wesentlichsten Momente unserer Einheit geworden; wir wurden uns derselben in ihr zuerst wieder eigentlich bewußt. Sie bildet nunmehr die Atmosphäre, in der unsere Kindheit erwächst, unsere Jugend aufathmet, die alle Adern unsers Daseyns mit eigenthümlichem Lebenshauche beseelt. Von allen Deutschen Keiner, man gestehe es, wäre was er ist, ohne sie.

Wie wichtig ist die Preßgesetzgebung, da sie die Fortbildung und Weiterentwickelung dieses unsers größten Eigenthums unmittelbar berührt.

Gälte es indeß hier allein die Literatur, — die Wissenschaft, die Poesie, deren Beziehung auf den Staat zwar unausbleiblich, aber mittelbar, deren Rückwirkung sicher, aber langsam — so würde Niemand viel daran denken, sie zu beaufsichtigen. Wie gemäßigt waren, so lange es auf nichts anders ankam, in den Zeiten vor der Revolution alle Gesetze, wie wenig ward von der Ausführung derselben verspürt.

Auch ist wohl wahrscheinlich, daß Rücksicht auf die Literatur allein nicht so viel entschiedene und heftige Verfechter der Preßfreiheit hervorrufen würde.

Allein es giebt noch ganz andere Dinge, die hier in Betracht kommen. Seit der Revolution, obwohl vielleicht nicht so sehr durch die Meinungen wie durch die Begebenheiten selbst, sind unsere Staaten erschüttert und umgewandelt worden. Noch sind sie nicht alle zu jener Ruhe und Stätigkeit gelangt, welche erst, wenn sie lange ausgehalten und einmal den Stürmen getrotzt hat, das Gefühl der Sicherheit und volles Vertrauen erweckt. Nun sind überdies alle Elemente der Gesellschaft rings um uns her in Aufruhr: die Verwandtschaft, in der sie zu unsern eignen Angelegenheiten stehen, wirkt unaufhörlich auf uns zurück. Mitten in diesen Prozeß der Bildung, hie und da der offenbaren Gährung, greift die politische Presse ein. Je schwankender die Zustände sind, um so wirksamer ist sie. Sie entwickelt sich zu

einer wahrhaften Macht. Die Staatsgewalt, von welchem Namen sie auch sey, kann ihrer Natur nach diese stets opponirende Besprechung des noch nicht Vollendeten, dies sich mißverstehende Hervorheben unvermeidlicher Gebrechen, diese unaufhörliche Empörung aller Gedanken in deren Sinne sie nicht verfährt, unmöglich billigen oder gern sehen. Die einzelnen Elemente dagegen, die noch nicht verschmolzen sind, haben die natürliche Tendenz, sich durch die Presse zu repräsentiren und geltend zu machen; gewiß, daß sie sich hiedurch einen immer größeren Einfluß, eine immer entschiedenere Wirkung auf das Gemeinwesen verschaffen werden.

Jedermann wird geständig seyn, daß hierin die Schwierigkeit liegt: nicht in der mittelbaren Wirkung, die nie zu vermeiden ist, sondern in der unmittelbaren; nicht in der freien Regsamkeit des denkenden und bildenden Geistes überhaupt, sondern in seiner nächsten Richtung auf den Staat.

Es scheint doch, als wenn man diesen in den Sachen liegenden Unterschied, der unläugbar ist, — obwohl die Grenzlinie, wie überhaupt in der Natur, wo sich alles durchdringt, schwer zu ziehen seyn mag, — nicht immer weder von der einen, noch von der andern Seite her ins Auge faßte. Die Einen fordern so gut wie eine vollkommene Freiheit, in jedweder Hinsicht; die Andern wünschen so viel Beschränkung wie möglich, nicht minder in jeder Hinsicht.

Hiedurch, scheint mir, wird der Streit auf ein Feld gespielt, auf welches er nicht vollkommen gehört.

Die Vertheidiger einer gänzlich oder fast ganz unbeschränkten Freiheit reden nur von der Freiheit, welche den Aeußerungen von Gedanken überhaupt zu gestatten sey, — sie wollen, wie sie sagen, die Freiheit der Wahrheit. Der eine nennt die Preßfreiheit geradezu Wahrheitsfreiheit, Wahrheitsliebe aber sey das höchste Gesetz und Ziel des Menschen. Eine wechselseitige Mittheilung der Erfahrungen und Gedanken, sagt ein Anderer, sey eben das, wodurch der Funke des Göttlichen in den Menschen

zum Bewußtseyn komme, das, wodurch sie Menschen werden, fähig für göttliche Wahrheit und Gesetzgebung; die Freiheit dieser Mittheilung sey die Freiheit des Göttlichen im Menschen.

Gewiß, sie haben Recht: die Wahrheit zu erforschen und mitzutheilen, muß man allen Raum und alle Möglichkeit haben.

Allein man wird bekennen, daß dies doch bei weitem zu abstracte Behauptungen sind, daß die Frage mit nichten hierin liegt.

Sobald wir die Sachen ansehen wie sie sind, so ist unläugbar, daß sich durch die politische Presse, wo sie irgend unbeschränkt geworden, nicht allein Lehren, Gedanken, Meinungen, sondern hauptsächlich Leidenschaften und Interessen äußern; daß sich sofort eine starke Opposition gegen die höchste Gewalt bildet, und nicht anders kann als sich bilden; daß sich endlich die Parteien unvermeidlich in scharfen Widerspruch entgegentreten. Hierauf kommt es an: dies ist die Frage, an der dem allgemeinen Wohle liegt. Jene Vertheidiger müßten beweisen, daß ein solcher Zustand für das Leben der Nationen überhaupt wünschenswerth, daß er auch für einen jungen in seinem Bildungsprozesse begriffenen Staat nützlich und förderlich sey.

Indessen geht man nicht auch auf der andern Seite zu weit, wenn man alles, was gedruckt wird, einer strengen Censur unterwirft? Um Ein Element in Schranken zu halten, ist es dazu unumgänglich nothwendig, Alle zu beaufsichtigen? Giebt es Niemand, dem der Staat völlig und immer vertrauen kann? Bietet nicht auch die Censur ungemeine Schwierigkeiten dar? Wie fast unmöglich sind doch ausreichende Instructionen! Und wäre es für das allgemeine Beste so unbedenklich, einem beschränkten Beamten anheim zu stellen, ob eine Sache zur Sprache gebracht werden soll, oder nicht?

Nur allzuoft hegen wir in gegenwärtiger Zeit die Einbildung, daß unsere Zustände neu und niemals dagewesen seyen. Gern greifen wir zu dem was unsere Nachbarn am heutigen Tage für gut halten; selten erinnern wir uns, welche Lehren die

vergangenen Jahrhunderte geben, Lehren die um so wichtiger sind, da die Folgen der Maaßregeln die man ergriff, vollständig vor uns liegen.

Von den Wirkungen einer ungezügelten Freiheit der Presse und einer drückenden Ausübung der Censur haben wir zwei große Beispiele. Das eine an dem Deutschland des sechzehnten Jahrhunderts. Wenn man die Klagen, die über die Frechheit der Flugschriften damaliger Zeit erhoben worden, vernimmt, so sollte man oft glauben, sie bezögen sich auf die Mißbräuche des heutigen Tages. Nicht von der Partei des Stillstandes, für welche man die katholische zu halten beliebt, sondern von den unbescholtensten Protestanten; nicht von denen, welche die Unterdrückung suchen mochten, sondern von denen, welche die Freiheit begehrten, stammen dieselben. Die Ehrenmänner jener Zeit können sich über den leichtfertigen Ehrgeiz, den wilden Durst nach einem wohlfeilen Ruf, den man sich durch heftige Schriften zu verschaffen suche, nicht genug beschweren. „Sage mir wer es kann," ruft unter andern Camerarius aus [1]), „was haben diese Menschen jemals erläutert, das dunkel; was haben sie aufgeklärt, das zweifelhaft war? welches neue Licht haben sie angezündet? Vielmehr ist es durch sie dahin gekommen, daß es unmöglich wird, seine Meinungen ruhig vorzutragen, seine Bedenken über das Zweifelhafte zu äußern, die Wahrheit zu behaupten, die Lüge zu widerlegen; eine wilde Heftigkeit, ein unruhiger Ehrgeiz nimmt mit seltsamen Vorspiegelungen nicht allein die Geister der Menge, sondern auch besserer Leute ein. Freilich sagen sie wohl, all ihr Thun und Treiben komme aus dem Drange höherer Gesinnungen, allein so lange es noch etwas geben wird, was einen Ehrgeiz beleidigt, eine Begier einhält, einer Neuerung Widerstand leistet, so lange werden sie jede Gelegenheit ergreifen, gefaßte Beschlüsse zu zerstören, die alten Wunden aufzureißen, den Brand

1) Camerarius, vita Philippi Melanchthonis p. 294. 384. 420 u. a. St.

wiederum zu schüren. So haben sie denn nichts als Unruhe angestiftet, Entzweiung und Haß erregt, die Guten niedergeschlagen, die Bösen erfreut. — Wann werden wir jemals einig werden! wann wird man irgend eine Streitfrage über irgend eine Materie zu Ende bringen! Nein, mit wildem Geschrei kann man so wichtige, schwere und hohe Geschäfte nicht ausführen."

Camerarius selbst hält für das einzige Mittel, dieses Uebel zu heben, „daß es Niemand vergönnt werde, seine Meinung nach Gutdünken bekannt zu machen, in wilden Predigten das Volk zu bearbeiten, mit unreinen Schriften den Namen seiner Gegner zu verlästern. Denn wer kennt sie nicht," ruft er nochmals aus, „diese Frechheit alles zu sagen oder zu schreiben, diese Keckheit ohne Erfahrung, diese ungelehrte Gelehrsamkeit, diese unglaubliche Hartnäckigkeit und Anmaaßung!" Doch genug! Aus der Mitte der Protestanten selbst trug man darauf an, diesem großen Mißbrauche der edelsten Mittel zu den gemeinsten Zwecken, ein Ende zu machen. Oft haben es die besten Fürsten zu thun beschlossen. Allgemein ist Maximilian II gerühmt worden, daß er gewisse heftig katholische Bücher, welche schon damals alle Leidenschaften hätten aufwecken können, unterdrückt hat. Allein in Ermangelung durchgehender und allgemein befolgter Maaßregeln fand man sich zu schwach, dem Strom der Verwilderung zu widerstehn. Niemand, der diese Dinge mit unbefangenem Auge betrachtet, wird läugnen können, daß die unglückliche Entwickelung, welche das Geschick unseres Vaterlandes damals genommen hat, großentheils aus dem wilden Toben der theologischen Presse und der Entzweiung, die sie zur Folge hatte, entstanden ist.

Diesem Beispiel gegenüber giebt es jedoch auch ein anderes.

Während Deutschland sich in eine so zügellose Bewegung verlor, führte man in Italien die Censur ein. Mit der Inquisition verbündet, wurde sie überaus streng und mit größerm Erfolg als man glauben wird, ausgeübt. Bücher, die in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet waren, sind so vollkommen ver-

tilgt worden, daß keine Spur derselben auch nicht in den ansehnlichsten Bibliotheken übrig geblieben ist. Diese Censur, im Dienste der Kirche und der eben emporkommenden modern katholischen Doctrin, hielt alles und jedes nieder was nicht in dem Sinne derselben war. Bis zu der Zeit, daß sie eingeführt wurde, bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, hat sich der Geist der Italiener aus vollen Kräften und nach allen Seiten hin entdeckend, erfindend, zu freier Form ausbildend bewegt. Bemerkt man nun, wie er seitdem von Stund an inne hält und still steht, wie er bald darauf weder in der Poesie (nach Tasso), noch in der Historie, noch in der Politik, noch viel weniger in den die Religion näher berührenden Wissenschaften etwas hervorbringt das der Rede werth wäre; gewiß, so muß man eingestehn, daß obgleich auch noch andere Momente mitgewirkt haben mögen, doch gewiß jener drückende Zwang der Geister, welcher Giordano Bruno verfolgte, Galilei vor das Gericht forderte, Campanella ins Gefängniß warf, an einem so beklagenswerthen Erfolg, den größten Theil der Schuld trägt — ein Schauspiel, über das die Menschheit trauert.

Und wie doch völlige Ungebundenheit und gewaltsame Beschränkung die nemliche Wirkung haben! Beide Nationen waren auf großen Pfaden der Entwickelung und Ausbildung; die Deutschen geriethen, weil sie denn gar nicht Maaß hielten, und die herrschende Polemik alle Geister fesselte, in eine Art von Verwilderung; die Italiener, denen man die Gebiete verschloß, auf welchen sie sich frei zu bewegen die Neigung zeigten, fielen in eine einseitige Verbildung, in welcher vielleicht ein noch größeres Hinderniß für die Zukunft lag.

Nein! sagt nicht, daß die Extreme jemals heilbringend geworden; immer waren sie verderblich.

Ihr möchtet entgegnen, jene Zeiten seyen noch nicht so reif gewesen, wie die unsern. In Hinsicht der Religion, der diese ihre Bewegungen galten, waren sie es gewiß, sie haben Euch die Glaubensformen gegeben, über welche ihr noch heute streitet.

Mißbrauch aber hebt den Gebrauch nicht auf, Mißbrauch der Presse nicht die Möglichkeit einer freien Bewegung derselben, die übertriebene Beschränkung nicht die Nothwendigkeit einer gemäßigten Beaufsichtigung.

Auch ist man einverstanden, daß es Gesetze für die Presse geben müsse; selbst unsre Radicalen wagen es nicht zu läugnen. Noch fragt sich nur, von wem sie bei uns ausgehen sollen.

Auf der einen Seite, da die Mannigfaltigkeit deutscher Verfassungen mit den bestehenden Zuständen gegeben ist, und da die Presse so wesentlich mit allen Zweigen des innern Staatslebens zusammenhängt, könnte es scheinen, als sey die Gesetzgebung über diesen Punct den einzelnen Staaten völlig zu überlassen. Gewiß, so wäre es, wenn wir verschiedene Sprachen redeten, wenn wir nicht so enge mit einander verbunden wären, daß jeder Schlag, wo er auch immer geschehen mag, unfehlbar durch den ganzen Körper gefühlt wird, wenn nicht endlich der deutsche Buchhandel eine ganz eigene allgemein deutsche Bedeutung hätte.

Unter den gemeinschaftlichen Instituten der Nation hat der Buchhandel eine sehr bedeutende, er behauptet vielleicht unmittelbar nach den Universitäten seine Stelle.

Der Buchhandel hat in Deutschland mehr Selbständigkeit und einen größern innern Zusammenhang als in irgend einem andern Lande. Er erkennt keine Grenze, noch Mauth; er läßt sich nicht hemmen noch bannen; das Geschäft geht durch die Ausbildung des Commissionswesens, durch die augenblickliche Versendung jeder Schrift sobald sie erschienen ist, und den Vertrieb im Einzelnen, nach allen Richtungen hin, nach jeder Stadt und jedem Dorf, nach jedem Hause, seinen durch kein Verbot zu hindernden Gang. Der Natur der Dinge nach können die Verbote, welche in der Regel zu spät, und erst alsdann eintreten, wenn der hauptsächliche Vertrieb schon geschehen ist, selten völlig ausgeführt werden, sie haben oftmals einen ihrer Absicht geradezu entgegengesetzten Erfolg. Der Buchhandel vertheilt seine Pro-

ductivität an einzelne Stellen; seine Wirkung aber ist schlechterdings allgemein und vaterländisch. Da es nun so steht, da es bei dem innigen Zusammenhange des Geschäftes für dieses selber unmöglich förderlich seyn kann, daß man in jedem Lande besondere Gesetze befolge, so ist schwerlich zu läugnen, daß so wie das Institut ein allgemeines ist, so es auch allgemeine Gesetze für dasselbe geben müsse.

Allein wird man sagen, giebt es nicht bereits Gesetze? Gesetze die als allgemeine Norm verkündigt worden sind, die im Grunde noch heute bestehn, und denen zum Trotze sich dennoch so große Uebelstände entwickelt haben.

Mit diesen Gesetzen und ihrer Ausführung hat es folgende Bewandniß.

Nachdem der Druck aufgelöst war, mit welchem die napoleonischen Jahre jede geistige Regung in Bande geschlagen hatten, erhob sich im Gegensatz desselben eine ziemlich schrankenlose Ungebundenheit.

Sie nahm zuerst, wenigstens dem großen Strome nach, jene nationale Richtung, die den Angelegenheiten nur förderlich seyn konnte. Erst nach und nach, besonders als die allgemeinen und dann auch die deutschen Bewegungen seit dem Jahre 1818 in einen unerwarteten andern Gang fortgerissen zu werden schienen, fing man an, sie für gefährlich zu halten.

Es erfolgten die Karlsbader Beschlüsse.

Ich will nicht erörtern, in wiefern dieselben damals unumgänglich nothwendig seyn mochten, noch auch in wiefern sie dem allgemeinen Bedürfniß entsprachen; ich mache nur zwei Bemerkungen.

Einmal waren sie bloß provisorisch und mithin nothwendiger Weise strenger und schärfer als man ein Gesetz für immer abgefaßt haben würde; sie erschienen als eine entschiedene Reaction.

Sodann wurden sie, und wohl eben darum, keinesweges auf einhellige Weise gehandhabt. Nur in einigen Ländern be-

gleitete man ihre Bekanntmachung mit den entsprechenden Einrichtungen und Instructionen; andere, wie Baiern, nahmen eine Stellung an, in welcher sich eine gewisse Opposition nicht verkennen ließ. Fast keiner von den constitutionnellen Staaten legte diese Sache seinen Kammern vor, um den Beschluß durch organische Gesetze in Ausführung zu bringen. Auch war hiefür leicht eine Entschuldigung gefunden. Gaben sich doch jene Beschlüsse selbst nur für provisorisch aus! Die Handhabung überließ man gewöhnlichen Censoren, die überdies ohne ausreichende Instruction gelassen, ihr Amt nicht ohne Willkür verwalten konnten.

Hieraus entstanden nun, wie unvermeidlich, von allem Anfang Unebenheiten, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten. In Baiern hielt man es für gerathen, eine Preßfreiheit zu gestatten, die mit den Bundesschlüssen nicht eben in gutem Einklang stand; allmählig aber, und besonders seit der Bewegung, welche in Folge der Julirevolution die Geister ergriff, wurden alle Schranken durchbrochen. Die Censoren, wie sie bestanden, waren nicht mehr zu behaupten; organische Gesetze, um die Uebertretungen vor Gericht zu belangen, gab es nicht, sie waren weder vorgeschlagen noch genehmigt, es trat eine allgemeine Anarchie ein.

Nicht ohne Schein hat Baden auf den Tadel einiger Bestimmungen seines neuen Preßgesetzes erwiedert, der neue Zustand sey noch immer besser als der alte, so vollkommen gesetzlose.

Wie sehr ist aber unter diesen Umständen die Presse gemißbraucht worden! zu wilden Angriffen auf Privatleute, zu heftigen Feindseligkeiten gegen die Staatsgewalten, zu einer offenen Fehde wider die ganze in Deutschland bestehende Ordnung.

Und so sind wir, wenn ich sagen darf, wie mir scheint, auf diesem Puncte, wenn es auch auf keinem andern ist, in den Zustand der Revolution gerathen. Auf der einen Seite eine Staatsgewalt, die mit provisorischen Gesetzen, welche nur auf die Zeiten der Gefahr berechnet waren, ausgerüstet, keinen Unter-

schied macht, und mit schwerem Zepter über gut und bös lastet; auf der andern Seite ein unablässiger Gegensatz, eine geheime oder offene Rebellion wider diese Gesetze. Bald ist die eine, bald die andere Macht die stärkere, wir schwanken wie die Revolution selbst zwischen Despotismus und Anarchie.

Gewiß, ein Zustand, welchem ein Ende zu machen, mit aller Sorgfalt Bedacht genommen werden muß.

Niemand wird verkennen, wie außerordentlich schwierig diese Aufgabe ist; und ich bin fern davon, in das Labyrinth der dahin einschlagenden Fragen eingehn zu wollen.

Sollte es in der That unmöglich seyn, wenigstens einen Versuch zu machen, die wissenschaftliche Literatur die sich nicht unmittelbar auf den Staat und die Angelegenheiten des Tages bezieht, von der rein politischen, namentlich von allem was Zeitung und Flugschrift ist, zu sondern, und diese beaufsichtigend, jener ihre freie Bewegung zu lassen?

Den Ausdruck der Gedanken hätte man frei zu geben, den Ausbruch der Leidenschaften zu verhüten.

Einen Mißbrauch wie er im sechzehnten Jahrhundert Statt gehabt, wie er gegenwärtig sich wieder ergeben will, darf man und soll man im Interesse des Vaterlandes selbst nicht dulden; eine Censur wie sie in Italien durchgesetzt wurde, einführen zu wollen wäre ein Verbrechen, oder vielmehr nur der Versuch zu einem solchen; denn es eigentlich zu begehn würde unmöglich fallen.

Es müßte ein Gesetz gegeben werden, mild und freisinnig, das der Nation nicht den Argwohn beibrächte als wolle man geistigen Druck über sie verhängen, aber stark genug um dem Fortgang des innern Zerwürfnisses zu steuern, ein allgemeines Gesetz — welches auch ausgeführt würde. Nur wenn es mild und gemäßigt wäre, nur alsdann, wenn es wirklich den Mißbrauch angriffe, könnte man hoffen es nicht allein abgekündigt, sondern auch gehandhabt zu sehen.

Einem jeden von unsern Staaten wird gestattet bleiben müssen, in Bezug auf die Besprechung seiner inneren Angelegenheiten nach Maaßgabe seiner eigenen Verfassung besondere Bestimmungen zu treffen; den Bundespflichten aber müßte sich ein jeder fügen.

Würde auf diese Weise das Umsichgreifen der Entzweiung gehemmt, so könnten auch noch andere Maaßregeln, welche für das allgemeine Beste berechnet sind, einen erfreulichen Fortgang nehmen. Ich meine vor allen solche, an denen für die Herstellung des öffentlichen Wohlstandes von Deutschland so viel liegt. —

Wir kommen hier auf den dritten Punct unserer Erörterung.

Handelseinrichtungen.

Auch von diesen, wie man weiß, ist in der Bundesacte die Rede.

Dessen unerachtet wird man es sehr begreiflich finden, daß sich der Bund als solcher denselben nicht geradezu gewidmet hat.

Denn da das Vorhaben, die bis jetzt dem freien Verkehr der Deutschen unter einander entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, wie man leicht bemerkt, auf das tiefste in den innern Haushalt jedes einzelnen Staates eingreift, so versteht es sich, daß gemeinschaftliche Maaßregeln nur durch allmählige und wohlerwogene Vereinbarung des einen mit dem andern zu Stande kommen können. Welche Schwierigkeit hat es doch, die Interessen gerade da zu versöhnen, wo sie einander bisher feindselig berührten, und überdies so umfassende und kostspielige gemeinschaftliche Einrichtungen zu treffen.

Den beiden mächtigeren süddeutschen Fürsten gereicht es zu immerwährendem Lobe, daß sie hierauf so bald und so ernstlich Bedacht genommen haben.

Glücklicherweise fand sich alsdann ein großer Staat, der alle Fragen welche bei dem innern Verkehr deutscher Gebiete unter einander vorkommen können, für sich allein zu lösen hatte: so

zerschnitten war sein Gebiet, so weit ausgedehnt seine Lage; er allein grenzte so zu sagen mit allen Reichen der Welt zugleich zusammen.

Wie er nun diese Aufgabe für sich selber erledigt hatte, in einem Sinne der allerdings von vorn herein ein Anschließen anderer an das neue System im Auge behielt, so dauerte es nicht lange, daß nicht ein oder der andere Nachbar es gerathen gefunden hätte, seinen Beitritt anzubieten. Unaufgefordert, aus eignem Antrieb, haben sich die beiden Hessen hiezu bewogen gefunden.

Auch war es nicht ihr Nachtheil. Ein kleinerer Staat kann an und für sich die Kosten zu jenen schwierigen Einrichtungen, die seine Grenzen schließen sollen, nicht wohl bestreiten; durch die Vereinigung mit einer großen Monarchie, die ihn dabei als ihresgleichen behandelt, werden ihm dieselben außerordentlich erleichtert; es wird ihm überdies ein unermeßlicher, mit seinen frühern beschränkteren Verhältnissen nicht zu vergleichender Markt eröffnet.

Indem man nun diese Verbindungen geschlossen, hat man sich wohl gehütet, das Interesse eines Bundesstaates, mochte er nun zu dem Beitritt Hoffnung machen oder nicht, auf irgend eine Weise zu verletzen.

Es braucht nicht auseinandergesetzt zu werden, wie überaus vortheilhaft für den Augenblick, wie bedeutend für unsere ganze Zukunft es wäre, dies großartige Unternehmen zu vollenden. Jedermann weiß, wie unangenehm ihm jene individuellen Belästigungen sind, die hiemit wegfallen würden; wie in der Beseitigung derselben ein so großer Theil wesentlicher Freiheit liegt, als in irgend einem jener unausführbaren Ansprüche, die der heutige Tag mit doctrinärer Selbstgefälligkeit erhebt. Nicht minder wichtig wäre es für das Verhältniß unserer Staaten unter einander. Glücklich! wenn allmählig doch einige von jenen Schranken auf immer fallen, welche bisher das Zeichen unserer Entzweiung waren und dieselbe so wesentlich verstärkt haben! Endlich wäre es er-

wünscht für unsere Nationalexistenz überhaupt; es würde sich wieder eine natürliche Gesammtopposition gegen das Ausland bilden; dem überwiegenden Einfluß desselben, der in so langen Zeiten nach und nach das Silber unserer Bergwerke weggeführt hat, könnten wir alsdann erst mit gemeinschaftlichen Maaßregeln die Spitze bieten und mit ihm in Wettstreit treten.

Und so sind es sehr positive Momente, an welche sich alle unsere Aussicht auf engere Vereinigung knüpft.

Es ist die freie Bewegung der materiellen Kräfte: die gemeinschaftliche Vertheidigung: die von Leidenschaften ungestörte, allseitig fortschreitende Entwickelung unserer Staaten.

Diese letzte vorzüglich. Der Austrag der innern Entzweiungen in den einzelnen Ländern ist die Grundlage von allem was gegenwärtig geschehen kann, was sich in Zukunft hoffen läßt. Leider bringt uns jede Zeitung neue Nachrichten von dem beunruhigenden Fortgang derselben.

Hätte man eine Stimme, die gehört zu werden verdiente, die sich Gehör verschaffen könnte, so müßte man sie jetzt erheben.

Wie lange ist es nun schon, daß man sich den Uebertreibungen hingiebt! Wie lange, daß wir es nicht zu ruhiger Ueberlegung der Lage der Dinge, der Möglichkeiten und des Nothwendigen bringen können. Auf die Uebertreibung folgt die Beschränkung, auf die Beschränkung die Empörung! Action und Reaction, Druck und Gegendruck, — Schlag auf Schlag, rufen einander hervor. So daß die Elemente der Gesellschaft sich eins wider das andere empören und in scharfen und schärferen Widerstreit zerfallen.

Wäre dies aber in der That der Natur des heutigen Deutschlands so entsprechend?

Nein! so weit wir hören, wohnt noch über den ganzen vaterländischen Boden hin, im Süden so gut wie im Norden, ein

besonnenes, wohlgesinntes, in seinen Bedürfnissen und Wünschen gemäßigtes Geschlecht, zugethan seiner gesetzlichen ruhigen Entwickelung; seiner Verfassung getreu, friedlichen Beschäftigungen ergeben, von Grund seines Herzens gottesfürchtig.

Aber so wie sich zur Zeit der napoleonischen Neuerungen eine zahlreiche Secte erhob, die das Heil des Vaterlandes allein von ähnlichen Maaßregeln, von diesem gewaltsamen Machen und Zurichten von oben her erwartete, so hat sich nunmehr auf dem nemlichen Boden eine andere Schule gebildet, welche in den Neuerungen der Julirevolution, obwohl sie in Frankreich einen so eigenthümlichen Ursprung und überdies so unglückliche Folgen haben, den Triumph der Menschheit überhaupt sieht, und nach ihrer Analogie, von unten her die Welt einrichten und reformiren möchte.

Es ist sehr deutlich, wohin dies führen muß.

Plato schildert einen Staat wo man von nichts als von Freiheit rede, hierin unersättlich alles übrige vernachlässige, wo das Volk von schlechten Mundschenken in diesem starken Weine berauscht werde, so daß es die Obrigkeiten, die es in Zaum halten wollen, für oligarchisch erkläre, diejenigen aber die denselben gehorchen, als knechtisch in Verruf bringe; bis denn zuletzt die Obrigkeiten sich als Untergebene, die Untergebenen sich als Obrigkeiten gebährden; die Lehrer vor ihren Zuhörern zittern und ihnen schmeicheln, diese aber sich aus jenen nichts machen; die Jüngern sich den Alten gleichstellen, und mit ihnen in Worten und Thaten in die Schranken treten, die Alten dagegen sich unter die Jüngeren setzen und es ihnen an Aberwitz gleich zu thun suchen. [1]) Ich will nicht ausführen, in wiefern wir uns einem solchen Zustand nähern; es ist Jedermann offenbar; ich will nur noch gedenken, in wie schlagender Wahrheit der Philosoph den Erfolg hievon herausstellt. Die Obrigkeit, sagt er, werde, wenn

---

[1]) De republica lib. VIII, p. 562.

sie auch nicht die mindeste Neigung habe, eine Neuerung zu machen, unaufhörlich beschuldigt, oligarchisch zu seyn und auf die Unterdrückung zu sinnen. Wenn sie nun sehe, daß ihr das Volk, in einer Art von Unwissenheit, und von Verleumdern betrogen, ohne alle ihre Schuld, unrecht thun wolle, so geschehe wohl, daß sie wirklich oligarchisch werde, obwohl gleichsam wider ihren Willen. Dann erfolge gegenseitige Anklage, Rechtsstreitigkeit, Kampf; und zumal wenn das Volk die Oberhand behalte, durch die Führer desselben auf natürlichem Wege die Tyrannei.

So ist nun einmal die Entwickelung der menschlichen Dinge: so ist sie zu allen Zeiten gewesen, so wird sie wieder seyn, wofern man ihr nicht mit Vernunft und moralischer Kraft begegnet. — Uns aber bedroht hiebei das gefährlichste Zerwürfniß.

Göthe sagte vor seinem Ende, es scheine sich ein Krieg vorzubereiten, wie der dreißigjährige gewesen; in vielen Zeitgenossen setzt sich eine ähnliche Meinung fest: Niebuhr starb, indem er einen Wiedereintritt der Jahrhunderte der Barbarei vorherzusehen glaubte.

In der That befinden wir uns bereits in einer Art von Kriegszustand. Die Regierungen finden an vielen Stellen nicht mehr den alten Gehorsam; die Stände erheben sich wider einander; in wie vielen Tagesschriften, in wie vielen Versammlungen, trägt man auf neue Dinge an; jede Veränderung eines auswärtigen Ministeriums bedroht uns mit allgemeinem Krieg. Ohne widerstreben zu können, werden wir alle von unseren friedlichen Vorsätzen in die Mitte dieser Dinge fortgerissen.

Was geschehen würde, wenn es noch einmal zur Gewalt käme, wer kann es sagen?

Für den Frieden aber giebt es nur Eine Regel: die unläugbar vorhandenen Schwierigkeiten wie sie sind ins Auge zu fassen, und mit Vernunft und Redlichkeit beizulegen.

Was kann es helfen, auf das Ausland zu sehen, das in ganz andern Zuständen ist, und auf seinem Wege ganz andere

zerschnitten war sein Gebiet, so weit ausgedehnt seine Lage; er allein grenzte so zu sagen mit allen Reichen der Welt zugleich zusammen.

Wie er nun diese Aufgabe für sich selber erledigt hatte, in einem Sinne der allerdings von vorn herein ein Anschließen anderer an das neue System im Auge behielt, so dauerte es nicht lange, daß nicht ein oder der andere Nachbar es gerathen gefunden hätte, seinen Beitritt anzubieten. Unaufgefordert, aus eignem Antrieb, haben sich die beiden Hessen hiezu bewogen gefunden.

Auch war es nicht ihr Nachtheil. Ein kleinerer Staat kann an und für sich die Kosten zu jenen schwierigen Einrichtungen, die seine Grenzen schließen sollen, nicht wohl bestreiten; durch die Vereinigung mit einer großen Monarchie, die ihn dabei als ihresgleichen behandelt, werden ihm dieselben außerordentlich erleichtert; es wird ihm überdies ein unermeßlicher, mit seinen frühern beschränkteren Verhältnissen nicht zu vergleichender Markt eröffnet.

Indem man nun diese Verbindungen geschlossen, hat man sich wohl gehütet, das Interesse eines Bundesstaates, mochte er nun zu dem Beitritt Hoffnung machen oder nicht, auf irgend eine Weise zu verletzen.

Es braucht nicht auseinandergesetzt zu werden, wie überaus vortheilhaft für den Augenblick, wie bedeutend für unsere ganze Zukunft es wäre, dies großartige Unternehmen zu vollenden. Jedermann weiß, wie unangenehm ihm jene individuellen Belästigungen sind, die hiemit wegfallen würden; wie in der Beseitigung derselben ein so großer Theil wesentlicher Freiheit liegt, als in irgend einem jener unausführbaren Ansprüche, die der heutige Tag mit doctrinärer Selbstgefälligkeit erhebt. Nicht minder wichtig wäre es für das Verhältniß unserer Staaten unter einander. Glücklich! wenn allmählig doch einige von jenen Schranken auf immer fallen, welche bisher das Zeichen unserer Entzweiung waren und dieselbe so wesentlich verstärkt haben! Endlich wäre es er-

wünscht für unsere Nationalexistenz überhaupt; es würde sich wieder eine natürliche Gesammtopposition gegen das Ausland bilden; dem überwiegenden Einfluß desselben, der in so langen Zeiten nach und nach das Silber unserer Bergwerke weggeführt hat, könnten wir alsdann erst mit gemeinschaftlichen Maaßregeln die Spitze bieten und mit ihm in Wettstreit treten.

Und so sind es sehr positive Momente, an welche sich alle unsere Aussicht auf engere Vereinigung knüpft.

Es ist die freie Bewegung der materiellen Kräfte: die gemeinschaftliche Vertheidigung: die von Leidenschaften ungestörte, allseitig fortschreitende Entwickelung unserer Staaten.

Diese letzte vorzüglich. Der Austrag der innern Entzweiungen in den einzelnen Ländern ist die Grundlage von allem was gegenwärtig geschehen kann, was sich in Zukunft hoffen läßt. Leider bringt uns jede Zeitung neue Nachrichten von dem beunruhigenden Fortgang derselben.

Hätte man eine Stimme, die gehört zu werden verdiente, die sich Gehör verschaffen könnte, so müßte man sie jetzt erheben.

Wie lange ist es nun schon, daß man sich den Uebertreibungen hingiebt! Wie lange, daß wir es nicht zu ruhiger Ueberlegung der Lage der Dinge, der Möglichkeiten und des Nothwendigen bringen können. Auf die Uebertreibung folgt die Beschränkung, auf die Beschränkung die Empörung! Action und Reaction, Druck und Gegendruck, — Schlag auf Schlag, rufen einander hervor. So daß die Elemente der Gesellschaft sich eins wider das andere empören und in scharfen und schärferen Widerstreit zerfallen.

Wäre dies aber in der That der Natur des heutigen Deutschlands so entsprechend?

Nein! so weit wir hören, wohnt noch über den ganzen vaterländischen Boden hin, im Süden so gut wie im Norden, ein

besonnenes, wohlgesinntes, in seinen Bedürfnissen und Wünschen gemäßigtes Geschlecht, zugethan seiner gesetzlichen ruhigen Entwickelung; seiner Verfassung getreu, friedlichen Beschäftigungen ergeben, von Grund seines Herzens gottesfürchtig.

Aber so wie sich zur Zeit der napoleonischen Neuerungen eine zahlreiche Secte erhob, die das Heil des Vaterlandes allein von ähnlichen Maaßregeln, von diesem gewaltsamen Machen und Zurichten von oben her erwartete, so hat sich nunmehr auf dem nemlichen Boden eine andere Schule gebildet, welche in den Neuerungen der Julirevolution, obwohl sie in Frankreich einen so eigenthümlichen Ursprung und überdies so unglückliche Folgen haben, den Triumph der Menschheit überhaupt sieht, und nach ihrer Analogie, von unten her die Welt einrichten und reformiren möchte.

Es ist sehr deutlich, wohin dies führen muß.

Plato schildert einen Staat wo man von nichts als von Freiheit rede, hierin unersättlich alles übrige vernachlässige, wo das Volk von schlechten Mundschenken in diesem starken Weine berauscht werde, so daß es die Obrigkeiten, die es in Zaum halten wollen, für oligarchisch erkläre, diejenigen aber die denselben gehorchen, als knechtisch in Verruf bringe; bis denn zuletzt die Obrigkeiten sich als Untergebene, die Untergebenen sich als Obrigkeiten gebährden; die Lehrer vor ihren Zuhörern zittern und ihnen schmeicheln, diese aber sich aus jenen nichts machen; die Jüngern sich den Alten gleichstellen, und mit ihnen in Worten und Thaten in die Schranken treten, die Alten dagegen sich unter die Jüngeren setzen und es ihnen an Aberwitz gleich zu thun suchen. [1]) Ich will nicht ausführen, in wiefern wir uns einem solchen Zustand nähern; es ist Jedermann offenbar; ich will nur noch gedenken, in wie schlagender Wahrheit der Philosoph den Erfolg hievon herausstellt. Die Obrigkeit, sagt er, werde, wenn

[1]) De republica lib. VIII, p. 562.

sie auch nicht die mindeste Neigung habe, eine Neuerung zu machen, unaufhörlich beschuldigt, oligarchisch zu seyn und auf die Unterdrückung zu sinnen. Wenn sie nun sehe, daß ihr das Volk, in einer Art von Unwissenheit, und von Verleumdern betrogen, ohne alle ihre Schuld, unrecht thun wolle, so geschehe wohl, daß sie wirklich oligarchisch werde, obwohl gleichsam wider ihren Willen. Dann erfolge gegenseitige Anklage, Rechtsstreitigkeit, Kampf; und zumal wenn das Volk die Oberhand behalte, durch die Führer desselben auf natürlichem Wege die Tyrannei.

So ist nun einmal die Entwickelung der menschlichen Dinge: so ist sie zu allen Zeiten gewesen, so wird sie wieder seyn, wofern man ihr nicht mit Vernunft und moralischer Kraft begegnet. — Uns aber bedroht hiebei das gefährlichste Zerwürfniß.

Göthe sagte vor seinem Ende, es scheine sich ein Krieg vorzubereiten, wie der dreißigjährige gewesen; in vielen Zeitgenossen setzt sich eine ähnliche Meinung fest: Niebuhr starb, indem er einen Wiedereintritt der Jahrhunderte der Barbarei vorherzusehen glaubte.

In der That befinden wir uns bereits in einer Art von Kriegszustand. Die Regierungen finden an vielen Stellen nicht mehr den alten Gehorsam; die Stände erheben sich wider einander; in wie vielen Tagesschriften, in wie vielen Versammlungen, trägt man auf neue Dinge an; jede Veränderung eines auswärtigen Ministeriums bedroht uns mit allgemeinem Krieg. Ohne widerstreben zu können, werden wir alle von unseren friedlichen Vorsätzen in die Mitte dieser Dinge fortgerissen.

Was geschehen würde, wenn es noch einmal zur Gewalt käme, wer kann es sagen?

Für den Frieden aber giebt es nur Eine Regel: die unläugbar vorhandenen Schwierigkeiten wie sie sind ins Auge zu fassen, und mit Vernunft und Redlichkeit beizulegen.

Was kann es helfen, auf das Ausland zu sehen, das in ganz andern Zuständen ist, und auf seinem Wege ganz andere

Aufgaben — was es denn eben auch nicht sehr befriedigend thut, — zu lösen vor sich hat.

Auch könnte es nichts nützen, die Fahne einer eingebildeten Deutschheit aufzustecken. Wer will jemals in den Begriff oder in Worte fassen was deutsch sey? Wer will ihn bei Namen nennen, den Genius unserer Jahrhunderte, der vergangenen und der künftigen? Es würde nur ein anderes Phantom werden, das uns nach andern falschen Wegen verführte.

Nein! alsdann werden wir im Sinn unsers Vaterlandes und unserer Altvordern handeln, wenn wir, die wir Deutsche sind, unsere Sachen nach bestem Vermögen einzurichten, die uns vorliegenden Schwierigkeiten, ohne auf Andere zu sehen, nach bestem Wissen zu überwinden suchen. Dazu haben wir alle Antriebe, die denkbar; dazu, wie gesagt, möchte man rathen und ermahnen, wenn man gehört zu werden hoffen dürfte.

Gott hat sich uns nicht unbezeugt gelassen. Noch immer hat er den Uebermuth gestraft, noch immer hat er die muthwillig zerfallenden Völker durch ihre eigene Untüchtigkeit gezüchtigt; vor unsern Augen hat er sich uns offenbart. Das Buch der Geschichte liegt aufgeschlagen; wir können wissen, wodurch die Nationen groß werden, wodurch sie zu Grunde gehen; wir haben die zusammentreffenden Beispiele der ältern Vergangenheit und der frischesten Erinnerung.

Welch ein Schauspiel wäre in dieser in sich selber zerfallenden, nach einem eingebildeten Glück, auf Wegen, die von dem wahren abführen, jagenden Zeit, eine Nation, die in Eintracht zusammenhielte, und ruhig, die Zukunft erwartend, ihre gemeinsame Entwickelung, ihr wahres Wohl indeß unablässig zu fördern verstünde!

Die Preußische Städteordnung.

Von Savigny.

In unsrem gesammten öffentlichen Zustande findet sich kaum ein Stück, welches in neuerer Zeit so allgemeine Theilnahme auf sich gezogen hätte, als die Verfassung der Gemeinen, und insbesondere der Städte. Nicht bloß bei Schriftstellern findet sich diese Theilnahme, sondern auch die Gesetzgebung in und außer Deutschland beschäftigt sich damit fortwährend. Worin liegt nun der Grund dieser allgemeinen Theilnahme, und warum spricht sie sich gerade in unseren Tagen besonders lebhaft aus? Man kann dieser Frage noch eine enger bestimmte Bedeutung geben. Alle neuerlich vorgenommenen Veränderungen gehen in der Hauptsache darauf aus, die Gemeinen selbständiger zu machen, als sie vorher waren, und die aufgeworfene Frage bekommt nun den Sinn: warum ist jetzt eine größere Selbstständigkeit der Gemeinen zu wünschen?

Nicht Wenige denken sich diese Sache also. Früherhin übte die Regierung eine größere Gewalt über die Gemeinen aus, und es sey jetzt an der Zeit, daß sie einen Theil dieser Gewalt an die Gemeinen abtrete; die ganze Veränderung würde also auf der Seite der Regierung in einem Verlust an Recht und Macht, auf der Seite der Gemeinen in einem gleichmäßigen Gewinn bestehen. Der Grund dieser Veränderung aber wird auf etwas verschiedene Weise gedacht. Einige sehen den ganzen früheren Zustand als eine unrechtmäßige Usurpation der Regierung an, die Verände-

rung folglich als eine Herstellung der Gemeinen in ihr natürliches Recht. Andere, von milderer Gesinnung, wollen den früheren Zustand als eine wohlthätige Vormundschaft der Regierung gelten lassen, fordern aber die Veränderung auf den Grund der nun eingetretenen Mündigkeit. Von dieser Mündigkeit ist häufig auch in anderen und größeren Beziehungen die Rede, sie kommt aber hier nur bei den Gemeinen zur Sprache. Wenn wir nun behaupten, daß Wir höher stehen und darum größere Ansprüche haben, als unsere Vorfahren, so hat diese Behauptung einen doppelten Sinn: sie geht auf die Einsicht und auf den Willen. Man muß also annehmen, es sey gegenwärtig mehr wirkliche Kenntniß verbreitet von den Angelegenheiten der Gemeinen, und es sey mehr Hingebung für das gemeinsame Wohl vorhanden, ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil nicht nur, sondern auch auf persönliche Ehre und Auszeichnung. Auch ich bin der Meinung, daß man in beiden Beziehungen das Gute mit Vertrauen voraussetzen, fordern und erwarten soll, weil es nur dann erscheint und zu freier Entwickelung kommt: aber das soll man zu allen Zeiten. Ob aber gerade Wir berechtigt sind, mit stolzem Selbstlob unserer Zeit auf frühere Zeiten herab zu sehen, das ist eine andere Frage, und ich fürchte, daß die Meisten bei ihrer Beantwortung von starken Verwechselungen getäuscht werden. Gewiß hören, lesen und reden jetzt Unzählige von öffentlichen Dingen, die sonst nicht daran dachten, und Viele spüren die Neigung, sich damit zu befassen, die vormals über ihren engen Beruf nicht hinweg sahen. Aber jene Verbreitung ist darum nicht erhöhte Einsicht, und diese Neigung ist von wahrem Bürgersinn, das heißt von hingebender, selbstverläugnender Liebe zum gemeinen Wohl noch sehr verschieden.

Jedoch wir wollen jetzt diese Frage von der Mündigkeit unserer Zeit auf sich beruhen lassen. Die Grundansicht, worauf unter andern auch diese Modification beruht, ist durchaus ungesund und verwerflich. Es ist nicht wahr, daß von einem Streit und Gegensatz zwischen Regierung und Gemeinen die Rede sey,

von einer Beschränkung der einen und einer Bereicherung der anderen. Durch diese Ansicht wird das edelste unter allen menschlichen Verhältnissen entstellt und herabgewürdigt. Das wahre Verhältniß ist vielmehr dieses. Wenn wir das Ganze eines Staates in seine Bestandtheile zerlegen, so finden wir überall eine große Zahl von Gemeinen aller Art als dessen natürliche Elemente, durch menschliche Willkür weder hervorgebracht noch wegzudenken. Wie diese Gemeinen einzurichten, damit sie in kräftigem Leben gedeihen, das ist die Frage, und hierin eben ist eine mannichfaltige Behandlung in vielen Abstufungen möglich, je nachdem ihre Angelegenheiten mehr von oben herab, durch die Regierung des ganzen Staats, oder mehr durch ihre eigenen Mitglieder besorgt werden, welches oben als Selbständigkeit der Gemeinen bezeichnet worden ist. Wird nun etwa dieser letzte Weg mit Glück eingeschlagen, so daß in der That das Gedeihen der Gemeinen befördert wird, so könnte man nur nach der beschränktesten Ansicht glauben, daß durch ihr erhöhtes Daseyn der Regierung des ganzen Staates Abbruch geschähe. Jede Veränderung dieser Art also, wenn sie ihren Zweck erreicht, wird nicht der Regierung Etwas entziehen, um es den Gemeinen zu geben, sondern sie wird vielmehr die Kraft des Ganzen in demselben Maße erhöhen, als sie den einzelnen Gliedern frischeres Leben verleiht. — Allerdings sind diese Ansichten für alle Zeiten gleich wahr, und es erklärt sich daraus nicht, warum es eben unserer Zeit mehr als anderen angemessen seyn möchte, für eine zweckmäßige Einrichtung der Gemeinen zu sorgen. Allein es kann nicht verkannt werden, daß in unseren Tagen das Wohlseyn, ja die Erhaltung der Staaten durch ungewöhnliche Kraftanstrengung bedingt ist, und daß, wenn in dem bequemen, ruhigen Zustand früherer Zeiten manche Kraft ohne Gefahr für das Ganze schlummern mochte, es jetzt gilt, alle Kräfte zu wecken und in Anspruch zu nehmen, um die Aufgabe zu lösen, die in gleichem Maße schwieriger und ruhmvoller geworden ist.

Von solchen Ueberzeugungen ging die Preußische Regierung aus, als sie in der unglücklichsten Zeit, im J. 1808, die Städteordnung einführte, welche seitdem in allen Landestheilen, woraus damals der Staat bestand, gültig geworden und geblieben ist. Die Erfahrung der folgenden Jahre hat manche Abänderung im Einzelnen, und nach eingeholtem Gutachten der Provinzialstände eine Revision des ganzen Gesetzes veranlaßt. So ist die revidirte Städteordnung vom 17 März 1831 entstanden, welche jedoch bis jetzt nur erst in der Provinz Sachsen und in einigen zur Mark, zur Lausitz und zu Posen gehörenden Städten Gesetzeskraft erhalten hat [1]).

Bis zum Jahre 1808 kamen die Verfassungen der Preußischen Städte, bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen, darin überein, daß die Magistrate in großer Abhängigkeit von den Regierungsbehörden standen, dagegen von der Bürgerschaft sehr unabhängig waren, so daß dieser fast gar kein Einfluß auf die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten zukam. Daneben hatten Zünfte und andere Corporationen, außer ihren gewerblichen Vorrechten, nicht selten auch in der Verfassung bedeutendes Gewicht.

Der Grundgedanke der Städteordnung von 1808 ist dieser. Die Bürgerschaft besorgt die Angelegenheiten der Stadt, indem sie Stadtverordnete erwählt, deren Versammlung die Stadt repräsentirt. Die Stadtverordneten erwählen den Magistrat, welcher als Obrigkeit der Stadt vorsteht und die laufende Verwaltung besorgt, aber in allen wichtigen, in das Vermögen eingreifenden Gegenständen an die Entscheidung der Stadtverordneten gebunden ist. Der frühere Einfluß von Corporationen auf die Verfassung der Stadt hört gänzlich auf. In diesem Grundgedanken stimmt auch die revidirte Städteordnung von 1831 mit der älteren völlig überein, so daß die Unterschiede meist nur einzelne Fragen der Ausführung betreffen. Der allgemeinste Unterschied möchte wohl darin bestehen, daß das ältere Gesetz die

[1]) Gesetzsammlung 1831. S. 9. 53, 1832. S. 7. 176. 191.

Städte mehr nach gleicher Regel behandelt, und selbst die zugelassene Verschiedenheit zum Theil an eine durchgreifende Classification in große, mittlere und kleine Städte knüpft, anstatt daß das neuere Gesetz einen großen Spielraum individueller Verschiedenheiten frei läßt, und denselben eine bestimmte Form giebt durch die vorgeschriebenen Statuten, auf deren Abfassung die Stadtbehörden selbst großen Einfluß haben, und wodurch zugleich der Weg zu einer lebendigen Fortbildung dieser Verfassung in jeder Stadt gebahnt ist [1]). Die Art, wie jener Grundgedanke im Einzelnen durchgeführt ist, soll nun dargestellt, und dabei die Verschiedenheit beider Gesetze bemerklich gemacht werden. Bei einigen der wichtigsten Fragen wird eine Vergleichung mit der neueren Bairischen, Würtembergischen und Sächsischen Gesetzgebung Gelegenheit zu Erörterungen von einem allgemeineren Standpunct aus geben [2]).

Diese Darstellung soll auf vier Hauptpuncte gerichtet werden: die Bestandtheile der Stadtgemeine, die Stadtverordneten, den Magistrat, und die Rechtsverhältnisse dieser Stadtbehörden.

I. Bestandtheile der Stadtgemeine.

Nach der Städteordnung von 1808 besteht die Gemeine nur aus der Bürgerschaft (§. 46). Man muß Bürger seyn, um Grundstücke besitzen und städtische Gewerbe betreiben zu können, so daß jeder Verlust des Bürgerrechts auch diese Fähigkeit entzieht (§. 15. 23). Alle Bürger aber sind auch stimmfähig,

---

[1]) Städteordnung 1831. §. 2—4. Auch die ältere St. O. §. 49—51. läßt Statute zu, aber mit einer ganz anderen, viel beschränkteren Bestimmung.

[2]) Bairische Verordnung die Gemeinden betreffend, 20 Mai 1818. (Gesetzblatt 1818. S. 49). — Würtembergisches Verwaltungsedict für die Gemeinden ꝛc. 14 März 1822. (Regierungsblatt 1822. S. 131). — Allg. Städteordnung für das Königreich Sachsen vom 2 Febr. 1832.

nur mit Ausnahme derjenigen, welche in großen Städten weniger als 200 Thaler, in mittleren und kleinen weniger als 150 Thaler jährlich erwerben (§. 74). Die Schutzverwandten haben nur eine beschränkte Befugniß zu Gewerben (§. 40. 42) und tragen zu den Lasten der Gemeinen in einem angemessenen Verhältniß bei (§. 44).

Nach der neuen Städteordnung besteht die Stadtgemeine aus allen Einwohnern (§. 28), und alle sind zu Grundbesitz und Gewerben gleich fähig (§. 26). Bürger aber heißen diejenigen Einwohner, welche bei den Wahlen Stimmrecht haben, die übrigen sind Schutzverwandte (§. 11. 24. 25). Zur Erwerbung des Bürgerrechtes gibt Anspruch: 1) Grundeigenthum, dessen geringster Werth in kleinen Städten nicht unter 300 Thaler, in großen nicht über 2000 Thaler bestimmt werden soll; desgleichen Gewerbe von 200—600 Thaler jährlichem Ertrag. 2) Anderes Einkommen von 400—1200 Thlrn jährlich. 3) Bei geringerem Vermögen, die von dem Magistrat und den Stadtverordneten übereinstimmend anerkannte persönliche Würdigkeit. Die genaue Bestimmung der Summe als Minimum für jede Stadt soll das Statut enthalten. Die erste Classe der zum Bürgerrecht Fähigen (durch Grundbesitz oder Gewerbe) ist zu dessen Erwerb auch verpflichtet (§. 15—17). Die Lasten der Gemeine werden von Bürgern und Schutzverwandten ohne Unterschied getragen (§. 35. 36).

Zwei Abweichungen des neueren Gesetzes von dem älteren sind hier besonders bemerkenswerth. Erstlich daß das Bürgerrecht, als Ehrenrecht und thätige Theilnahme an der Verwaltung, von der Fähigkeit zum Grundbesitz und zu Gewerben völlig getrennt worden ist; diese Aenderung ist schon durch Zwischengesetze begründet [1]). Zweitens, daß von der Ausübung dieses Ehrenrechts nicht mehr, wie früher, nur die ganz Armen

[1]) Gesetzsammlung 1822. S. 206, 1823. S 42.

und Geringen ausgeschlossen sind, sondern daß es nur durch einen höheren Vermögensbesitz bedingt ist, jedoch theils mit großen Abstufungen nach der Größe und dem Reichthum der Städte, theils mit Zulassung persönlicher, durch besondere Würdigkeit begründeter Ausnahmen.

II. Die Stadtverordneten.

Nach beiden Gesetzen wird die ganze Stadtgemeine, mit Einschluß der Schutzverwandten, von dem Collegium der Stadtverordneten vertreten, welche von der gesammten Bürgerschaft gewählt werden [1]).

Nach der alten Städteordnung beträgt die Zahl der Stadtverordneten in großen Städten 60—102, in mittleren 36—60, in kleinen 24—36. Zwei Drittheile müssen Grundbesitzer seyn (§. 70. 85. 99). Nach der neuen sind es überhaupt 9—60, und nur die Hälfte braucht aus Grundbesitzern zu bestehen (§. 46. 60). Nach beiden werden sie stets auf drei Jahre gewählt so daß jährlich ein Drittheil ausscheidet.

Zwei wichtigere Unterschiede, als in der bloßen Anzahl, sind folgende. In größeren Städten würde die Vereinigung aller Bürger zur Vollziehung einer Wahl sehr unzweckmäßig, oft ganz unmöglich seyn. Deshalb verordnet die ältere Städteordnung eine Absonderung der Bürger nach Stadtbezirken, und verbietet ausdrücklich, sie nach Ordnungen, Zünften und Corporationen zu ordnen (§. 72. 73.). Die neuere Städteordnung dagegen überläßt es dem Statut, die Wahlen entweder nach Stadtbezirken, oder nach Klassen, je nach der Beschäftigung oder Lebensweise der Bürger, oder auch nach beiden Theilungsgründen neben einander anzuordnen (§. 50—55). Zur Erläuterung dieser Abweichung mögen folgende Bemerkungen dienen. Es würde ganz

---

[1]) St. O. 1808. §. 48. 67—69. 126. 184. — St. O. 1831. §. 75.

bedeutenden Vermögensstand; und diese Beschränkung gewährt wohl hinreichende Sicherheit dafür, daß die Vertretung der Städte in der wohlhabenden und gebildeteren Classe vorzugsweise erhalten werde. Da aber auch unter den Unbemittelten Einzelne seyn können, deren Ausschließung ein wahrer Verlust für die Stadt seyn würde, so ist durch die Ausnahme für deren mögliche Zulassung gesorgt; und da ein Solcher nur Stadtverordneter werden kann, wenn seine Aufnahme durch Uebereinstimmung des Magistrats, der Stadtverordneten und der Wähler gebilligt wird, so liegt darin wieder eine hinlängliche Bürgschaft gegen jeden Mißbrauch dieser Ausnahme.

Es ist lehrreich zu vergleichen, durch welche Mittel andere Gesetzgebungen dieselbe Schwierigkeit zu beseitigen gesucht haben. Das Bairische Gesetz läßt durch die Bürgerschaft zuerst Wahlmänner, durch diese aber die Gemeindebevollmächtigten (was in Preußen Stadtverordnete heißt) wählen; die Wahl der Bevollmächtigten kann aber nicht auf alle Bürger, sondern nur auf die Höchstbesteuerten fallen (§. 74—76). Diese letzte Bestimmung, da sie die Unbemittelten, auch bei der größten Würdigkeit, absolut ausschließt, ist bedenklich. Die Zwischenstufe der Wahlmänner hat offenbar zugleich den Zweck, eine größere Besonnenheit in die letzte, entscheidende Wahl zu bringen. Solche abgestufte Wahlen sind häufig versucht worden, so z. B. bei den Venetianischen Dogen bis zu fast endloser Wiederholung. Bei den Wahlen der Stadtvertreter scheinen sie doch kaum nöthig, und sie haben den Nachtheil, daß die Bürger, deren Stimme dann nur einen sehr entfernten Einfluß auf die Hauptermennung hat, schwerlich einen lebhaften Antheil an dem ganzen Wahlgeschäft nehmen werden. — Das Sächsische Gesetz läßt gleichfalls zuerst Wahlmänner wählen (§. 125), von welcher Einrichtung bereits gesprochen worden ist. Einen Vermögenscensus, als Bedingung der Wählbarkeit, fordert es nicht (§. 127. 128). Dagegen schreibt es folgende eigenthümliche Einrichtung vor. Außer den Stadt-

richtung nicht vorschreibt, sondern dem Statut überläßt, so daß die Meinung der Einwohner auf deren Annahme Einfluß haben kann; wobei es sich auch ereignen könnte, daß dieselbe Anfangs aus Vorurtheil verworfen, späterhin aber bei unbefangener Prüfung dennoch mit Vortheil angenommen würde.

Eine zweite noch wichtigere Abweichung betrifft die Bedingungen der Wählbarkeit. Die ältere Städteordnung erklärt alle stimmfähige Bürger auch für wählbar, wobei sie nur die geringe Beschränkung hinzufügt, daß zwei Drittheile aus Hausbesitzern bestehen sollen (§. 84. 85). Die neuere Städteordnung hat diese Beschränkung auf die Hälfte der Stadtverordneten vermindert, dagegen von der andern Seite eine weit wichtigere Beschränkung hinzugefügt. Wählbar wird ein Bürger in der Regel nur durch einen Grundbesitz von wenigstens 1000—12000 Rthlr. an Werth (je nach der Größe der Stadt), oder durch ein Einkommen von wenigstens 200—1200 Rthlr. Ausnahmen wegen persönlicher Würdigkeit können durch gemeinschaftlichen Beschluß des Magistrats und der Stadtverordneten bestimmt werden (§. 56—59). Diese Abweichung beruht auf der größten Schwierigkeit, die sich bei allen solchen Gesetzen findet.

Die Aufgabe geht nämlich dahin, von der einen Seite durch Ausschließung der Ungeeigneten zu bewirken, daß die Einrichtung im Ganzen auf einer gewissen Höhe erhalten werde: von der andern Seite aber einen hinlänglich freien Spielraum zu lassen, damit nicht etwa besonders fähige und würdige Einzelne durch den zufälligen Mangel gewisser materiellen Eigenschaften ausgeschlossen werden. Die ältere Städteordnung hält fast bloß den zweiten Gesichtspunct fest, indem sie fast Alle als Wähler und als Wählbare zuläßt, da die Beschränkung durch den nothwendigen Hausbesitz bei einem Theil der Wählbaren, doch nur sehr geringe Sicherheit gewährt. Die neuere Städteordnung beschränkt erstlich die Wähler, d. h. die Bürger, noch weit mehr aber die Wählbaren, durch einen, besonders in größeren Städten,

bedeutenden Vermögensstand; und diese Beschränkung gewähret wohl hinreichende Sicherheit dafür, daß die Vertretung der Städte in der wohlhabenden und gebildeteren Classe vorzugsweise erhalten werde. Da aber auch unter den Unbemittelten Einzelne seyn können, deren Ausschließung ein wahrer Verlust für die Stadt seyn würde, so ist durch die Ausnahme für deren mögliche Zulassung gesorgt; und da ein Solcher nur Stadtverordneter werden kann, wenn seine Aufnahme durch Uebereinstimmung des Magistrats, der Stadtverordneten und der Wähler gebilligt wird, so liegt darin wieder eine hinlängliche Bürgschaft gegen jeden Mißbrauch dieser Ausnahme.

Es ist lehrreich zu vergleichen, durch welche Mittel andere Gesetzgebungen dieselbe Schwierigkeit zu beseitigen gesucht haben. Das Bairische Gesetz läßt durch die Bürgerschaft zuerst Wahlmänner, durch diese aber die Gemeindebevollmächtigten (was in Preußen Stadtverordnete heißt) wählen; die Wahl der Bevollmächtigten kann aber nicht auf alle Bürger, sondern nur auf die Höchstbesteuerten fallen (§. 74—76). Diese letzte Bestimmung, da sie die Unbemittelten, auch bei der größten Würdigkeit, absolut ausschließt, ist bedenklich. Die Zwischenstufe der Wahlmänner hat offenbar zugleich den Zweck, eine größere Besonnenheit in die letzte, entscheidende Wahl zu bringen. Solche abgestufte Wahlen sind häufig versucht worden, so z. B. bei den Venetianischen Dogen bis zu fast endloser Wiederholung. Bei den Wahlen der Stadtvertreter scheinen sie doch kaum nöthig, und sie haben den Nachtheil, daß die Bürger, deren Stimme dann nur einen sehr entfernten Einfluß auf die Haupternennung hat, schwerlich einen lebhaften Antheil an dem ganzen Wahlgeschäft nehmen werden. — Das Sächsische Gesetz läßt gleichfalls zuerst Wahlmänner wählen (§. 125), von welcher Einrichtung bereits gesprochen worden ist. Einen Vermögenscensus, als Bedingung der Wählbarkeit, fordert es nicht (§. 127. 128). Dagegen schreibt es folgende eigenthümliche Einrichtung vor. Außer den Stadt-

verordneten giebt es in der Regel noch einen größeren Bürgerausschuß, zwei bis dreimal so zahlreich als die Stadtverordneten, mit Einrechnung der Stadtverordneten selbst, welche stets Mitglieder des Ausschusses sind (§. 109. 110). Alle sehr wichtige Geschäfte sind dem Bürgerausschuß zugewiesen (§. 111), und die Stadtverordneten haben hauptsächlich die Controle der laufenden Verwaltung (§. 115. 116. 185). In dieser eigenthümlichen Einrichtung nun liegt keine neue Bürgschaft gegen das Herabsinken der Stadtvertretung zu der gemeineren Klasse. Vielmehr ist der Bürgerausschuß das, was in Preußen Stadtverordnetenversammlung heißt, nur mit dem Unterschied, daß derselbe die wichtigeren Geschäfte als Plenum besorgt, die kleineren, laufenden Geschäfte aber durch einen engeren Ausschuß, dessen Mitglieder gleich bei der ersten Wahl zugleich ernannt werden. Ob diese künstlichere Geschäftseinrichtung wesentlichen Vortheil zu gewähren vermag, kann wohl nur die Erfahrung entscheiden. Findet man sie gut, so wäre es vielleicht zweckmäßiger, daß der größere Ausschuß selbst den engeren Ausschuß aus seiner Mitte erwählte, da sich hier die Tüchtigsten zum Geschäft bald bewähren werden. — Endlich ist von Manchen vorgeschlagen worden, nur wohlhabende Wähler zuzulassen, dagegen die Wählbarkeit gar nicht zu beschränken [1]); in der ersten Bestimmung läge eine Bürgschaft gegen unwürdige Wahlen, und durch die zweite würde es möglich gemacht, jede Fähigkeit für die Stadtvertretung zu gewinnen. So wahr dieses nun ist, so müßte bei dieser Einrichtung doch auf den wesentlichen Vortheil verzichtet werden, die gesammte Bürgerschaft bei den Wahlen zu beschäftigen, durch welche eigene Mitwirkung allein der allgemeine Bürgersinn geweckt und belebt werden kann.

---

[1]) So z. B. von Beisler über Gemeindeverfassung, Augsburg 1831. S. 48 fg.

III. Der Magistrat.

An der Spitze der Verwaltung steht als Ortsobrigkeit ein Magistrat, welcher von einem Bürgermeister dirigirt wird, theils aus besoldeten, theils aus unbesoldeten Mitgliedern besteht, und von den Stadtverordneten gewählt wird. Die Regierung hat jede Wahl zu bestätigen, und nur für den Oberbürgermeister schlagen die Stadtverordneten drei Kandidaten vor, woraus der König einen wählt. Hierin stimmen beide Gesetze überein. Die wichtigsten Abweichungen sind folgende:

Die ältere Städteordnung bestimmt für die Magistratsmitglieder feste Zahlen (nur mit einigem Spielraum) für die drei Klassen der Städte (große, mittlere und kleine) (§. 142—144). Die Meisten werden auf 6 Jahre gewählt, Wenige auf 12 Jahre (§. 145). In jeder großen Stadt, d. h. die wenigstens 10000 Einwohner hat, soll ein Oberbürgermeister seyn (§. 144. 153).

Die neuere Städteordnung überläßt weit mehr der Bestimmung jedes Statuts nach individuellem Bedürfniß, indem sie nur allgemein verordnet, daß nicht weniger als Vier Mitglieder in jedem Magistrat seyn sollen (§. 85). Die Bürgermeister und alle besoldete Mitglieder werden auf 12 Jahre, die übrigen auf 6 Jahre gewählt; ausnahmsweise ist auch eine lebenslängliche Wahl zulässig, wozu jedoch die Einstimmung beider Stadtbehörden und der Regierung erfordert wird (§. 91). Oberbürgermeister sollen nur noch in größeren, vom König besonders zu bestimmenden Städten vorkommen (§. 85. 94).

Bei den kürzeren Anstellungen liegt die Absicht zum Grunde, den Städten stets rüstige, thätige Magistratsmitglieder zu sichern. Die neuere Städteordnung ist ohne Zweifel von der Ansicht ausgegangen, daß die eigentliche Arbeit den besoldeten Mitgliedern zugemuthet werde, daß diese hierin den Staatsbeamten ähnlich seyen, und daß es schwer seyn dürfte, tüchtige und zuver-

lässige Männer für solche Stellen zu gewinnen, ohne ihnen einige Sicherheit für ihre Lage zu gewähren.

IV. Rechtsverhältnisse beider Stadtbehörden.

Nach der älteren Städteordnung liegt die letzte Entscheidung über alle wichtige Gegenstände fast ganz bei den Stadtverordneten; selbst bei Veräußerungen, Schulden, Besteuerung der Bürger u. s. w. ist in der Regel eine Genehmigung der Regierung nicht erforderlich (§. 183. 184. 189). Der Magistrat aber ist eigentlich nur ausführende Behörde (§. 174 und fg.). Freilich wird angenommen, daß bei jenen wichtigen Beschlüssen der Anstoß vom Magistrat ausgehe, also schon dadurch die Uebereinstimmung beider Behörden zum Theil vorausgesetzt: bei neuen Einrichtungen wird diese Uebereinstimmung noch ausdrücklicher gefordert (§. 170—173). Wie es aber bei einer unüberwindlichen Verschiedenheit der Meinungen gehalten werden solle, ist nicht bestimmt.

Hierin nun finden sich zwei sehr wichtige Abweichungen der neueren Städteordnung. Zuerst gibt sie genau die Fälle an, in welchen einseitiges Handeln zulässig, oder Uebereinstimmung erforderlich ist, zugleich aber auch das Verfahren, wodurch diese Uebereinstimmung bewirkt, oder im äußersten Fall ersetzt werden soll (§. 110—116). Jede Behörde nämlich kann es versuchen, die andere durch Abgeordnete von ihrer Ansicht zu überzeugen. Mißlingt dies fortwährend, so ernennt die Regierung einen Commissarius, welcher eine Vereinigung zu bewirken suchen muß, und zu diesem Zweck beide Behörden zu einer Versammlung berufen, auch dabei noch andere Bürger zuziehen kann. Erfolgt auch nun keine Einigung, so werden die widerstreitenden Meinungen in besondere Gutachten gebracht, und der Regierung zur Entscheidung vorgelegt. — Für denselben Fall waren früher manche andere Vorschläge gemacht worden. Eine Meinung ging

dahin, daß im Fall einer unüberwindlichen Verschiedenheit der Meinungen gar Nichts geschehen sollte. Diese Auskunft ist allerdings für viele Fälle möglich, obgleich auch da nicht immer ohne Bedenken; es gibt aber auch Fälle, worin sie gar nicht hilft, indem irgend Etwas nothwendig geschehen muß, und nur unter zwei Wegen einer auszuwählen ist. Ein andrer Vorschlag geht dahin, ein besonderes Collegium von Obmännern zu bilden, welches in solchen Fällen zwischen Magistrat und Stadtverordneten entscheiden solle. Allein, mit Ausnahme weniger großen Städte, werden meist schon die einsichtsvollen Bürger zum Magistrat oder den Stadtverordneten gehören, und es wird also oft schwer, ja unmöglich seyn, taugliche Obmänner zu finden, in welchen ja sogar noch tiefere Einsicht als bei den streitenden Stadtbehörden selbst vorausgesetzt werden müßte.

Eine zweite sehr wichtige Abweichung der neueren Städteordnung liegt endlich darin, daß für mehrere besonders wichtige Beschlüsse und Handlungen, außer der Einstimmung der beiden Stadtbehörden, auch noch die früher nicht nöthige Genehmigung der Regierung erfordert wird. Die wichtigsten Fälle dieser Art sind: Ankauf und Veräußerung von Grundstücken, Gemeinheitstheilungen, Geldanleihen, Besteuerung der Einwohner, Verwandlung des Bürgervermögens in Kämmereivermögen (§. 117—123). Hierin nun liegt allerdings eine Beschränkung der Stadtbehörden, die sich in dem älteren Gesetz nicht findet. Die Beweggründe aber zu dieser Abänderung sind ohne Zweifel folgende: Die Selbständigkeit der gewählten Stadtbehörden beruht auf dem Vertrauen, daß sie das wahre und bleibende Wohl der Gemeine mit Treue und Einsicht fördern werden. Es wäre aber möglich, daß (wenn auch nur in seltenen Fällen) diese Behörden keine treue Vertreter der unvergänglichen Gemeine wären, ja es wäre möglich, daß die ganze gegenwärtige Bürgerschaft, uneingedenk der Nachkommen, nur darauf dächte, sich selbst ein bequemes Daseyn zu bereiten. Für solche unglückliche Fälle mochte

es gefährlich erscheinen, auch diejenigen Handlungen von aller Aufsicht zu befreien, welche unwiederbringlichen Verlust zur Folge haben können; wohin namentlich die Veräußerung von Grundstücken, und die Belastung der Stadt mit Schulden gehört. In anderen Fällen könnte ein unbilliger Druck gegen einzelne Klassen von Einwohnern ausgeübt werden, besonders gegen die Schutzverwandten, die zu den Wahlen nicht mitwirken; dieses gilt ganz vorzüglich von der Besteurung. In den Fällen beider Arten nun soll die Regierung das Interesse bald der künftigen Geschlechter, bald der beeinträchtigten Einwohnerklassen in Schutz nehmen können gegen die mögliche Einseitigkeit der gegenwärtigen Stadtbehörden. Und da diese Beschränkung nur wenige Handlungen trifft, zugleich auch nur solche, welche seltener vorkommen, und wobei es nicht leicht auf schleunige Ausführung ankommen kann, so wird darin Niemand eine Rückkehr zu der alten Bevormundung der Städte finden, welche dem Gedeihen derselben so nachtheilig war.

Zur Vergleichung möge noch die Behandlung dieser wichtigen Fragen in den neueren Gesetzen anderer Deutscher Staaten hinzugefügt werden. Im Bairischen Gesetz ist das Grundverhältniß des Magistrats zum Gemeindeausschuß etwas anders bestimmt. Anstatt daß in Preußen (besonders nach der ältern Städteordnung) für die wichtigsten Fälle die Einleitung und der Vorschlag dem Magistrat, der eigentliche Beschluß aber den Stadtverordneten zugewiesen ist, hat in Baiern der Magistrat selbst den Beschluß zu fassen, und soll nur noch an die Genehmigung des Ausschusses gebunden seyn. Können sich beide Behörden nicht einigen, so entscheidet die Regierung. Aber auch bei Einstimmung der Stadtbehörden ist zu Veräußerungen, Neubauten, Schulden u. s. w. die Genehmigung der Regierung erforderlich; in größeren Städten jedoch nur wenn die Veräußerung mehr als 1000 Gulden, die Kapitalaufnahme mehr als 2000 beträgt u. s. w. (§. 82. 83. 123. 127. 128). — Das Würtembergische Gesetz

stimmt in diesen Vorschriften mit dem Bairischen fast ganz überein, nur daß die Genehmigung der Regierung für gewisse wichtige Handlungen noch allgemeiner, nämlich ohne Beschränkung auf höhere Summen, gefordert wird (§. 52—56. 79. 80). — Nach dem Sächsischen Gesetz nimmt, wie schon oben erwähnt ist, der größere Bürgerausschuß die Stelle der Preußischen Stadtverordneten ein: sein Beschluß ist es, wodurch die wichtigsten Handlungen Gültigkeit erlangen: Manches kann auch schon durch die Stadtverordneten, wo diese noch neben dem Ausschuß bestehen, genehmigt werden (§. 111. 115. 116. 185. 186). Wenn in solchen Fällen eine Einigung zwischen dem Magistrat und den Bürgervertretern nicht bewirkt werden kann, so entscheidet die Regierung (§. 227—229). Jede Verminderung der Vermögenssubstanz der Stadt erfordert noch überdies die Genehmigung der Regierung (§. 28. 32); eben so eine neue Kapitalaufnahme (§. 38); imgleichen jeder Erwerb und jede Veräußerung einzelner Grundstücke, in welchem letzten Fall jedoch jene Genehmigung durch einstimmigen Beschluß der Bürgervertreter ersetzt werden kann (§. 33).

Bisher ist der Geschäftskreis der städtischen Behörden lediglich in Beziehung auf eigentliche Gemeineverwaltung betrachtet worden. Diese steht aber mit der Ausübung der Polizeigewalt in so enger und vielfacher Berührung, daß erstlich eine feste und gleichförmige Begrenzung nicht überall ausführbar ist, und zweitens sogar sehr häufig die ganze Polizei von der städtischen Verwaltungsbehörde wird zweckmäßig ausgeübt werden können. In den großen Städten des Preußischen Staats finden sich besondere Polizeibehörden, in den übrigen aber besorgt der Magistrat, und insbesondere der Bürgermeister, die Polizeigewalt; es ist jedoch dem Gutfinden der Regierung vorbehalten, bestimmte Mitglieder des Magistrats für dieses Geschäft zu ernennen (Städteordnung 1808 §. 165. 166, Städteordnung 1831 §. 84. 105. 112). Der

Magistrat steht also in den meisten Preußischen Städten in zwei von einander ganz verschiedenen Amtsverhältnissen.

Gegen die hier dargestellten Grundsätze der Städteverfassung ist von manchen Seiten großer Widerspruch erhoben worden. So hat neuerlich ein Schriftsteller die Verderblichkeit aller auf Bürgerwahlen gegründeten Verfassungen in monarchischen Staaten behauptet [1]). Denn Demokratie und Monarchie könnten nur im Kampfe mit einander gedacht werden; wenn daher die Monarchie demokratische Bestandtheile in sich aufnehme, so seyen es feindselige Elemente, die sie sich beigeselle. Die Stellung solcher Gemeinden zu den Regierungen sey dem Princip nach eine falsche, und unsre Länder würden dadurch mit einer Menge Republiken bedeckt. — Aehnliche Einwürfe sind auch von Anderen häufig vorgebracht worden, und selbst in mannichfaltiger Schattirung: bald um die fürstliche Gewalt selbst gegen vermeintliche Gefahren zu schützen, bald um die Freiheit und Leichtigkeit der Verwaltung gegen Hemmungen zu sichern. Beides, wie mir scheint, beruht auf Mißverständniß, am meisten aber die erste Befürchtung. Denn der absolute Gegensatz zwischen Monarchie und demokratischen Elementen der Verfassung ist durchaus irrig. Solche Elemente sind in allen Nationen, ganz besonders in den germanischen Völkerstämmen, wirklich vorhanden und bilden einen wesentlichen Theil des Nationalzustandes. Nur eine kurzsichtige Politik kann ihr Daseyn ignoriren wollen, und sich einbilden, sie wären nicht da, wenn man die Augen davor verschließt. Die wahre Aufgabe besteht vielmehr darin, diesen Kräften ihren angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen; dann wird es sich zeigen, daß die Monarchie, weit entfernt, durch sie gefährdet zu werden, vielmehr Kraft und Leben aus ihnen ziehen kann. Gerade in dem Communalwesen aber ist es, wo jene demokratischen Elemente mehr als anderswo naturgemäß und heilsam ihre Wirk-

[1]) Geisler, Betrachtungen über Gemeindeverfassung S. 46.

samkeit äußern werden. Der eigentliche Grund jenes Irrthums nun liegt in der Verwechslung von zwei ganz verschiedenen politischen Gegensätzen: ich meine den Gegensatz monarchischer oder republikanischer Verfassung, und den einer mehr centralen oder mehr örtlichen Verwaltung. Jene irren indem sie glauben, der erste Gegensatz komme bei der Einrichtung der Gemeineverfassung vorzugsweise in Betracht, so daß namentlich freie Städteverfassungen mit dem Wesen der Monarchie im Widerspruch ständen. Allerdings aber ist der zweite Gegensatz hierbei sehr beachtenswerth, denn das System streng durchgeführter Centralisation kann sich mit freien Gemeinen keinesweges vertragen. Allein eine unbefangene Betrachtung der Erfahrungen, die uns die neueste Geschichte in großer Fülle darbietet, wird uns auch überzeugen, daß gerade eine bedeutende Beschränkung der Centralisation im wahren Interesse der Monarchie eben so wünschenswerth ist, als im wahren Interesse der Freiheit, daß diese beiden Interessen hierin sehr eng verbunden sind, und daß insbesondere die freien Verfassungen der Gemeinen zu beiden Interessen in einem gleich befreundeten Verhältniß stehen.

Die Wahrheit dieser Behauptung findet eine auffallende Bestätigung in der neuesten Geschichte von Frankreich. Vor 1789, als die königliche Gewalt noch ungeschwächt war, fand sich in Frankreich eine nicht geringe Zahl von Städten, die ihre Obrigkeiten selbst wählten: Manche mit so unabhängiger Verwaltung, daß sie von deutschen Reichsstädten nicht sehr verschieden waren. Niemand dachte daran, in diesem Verhältniß etwas zu finden, das der Würde oder Sicherheit des Königthums zu nahe träte: auch ist ihm von dieser Seite keine Gefahr erwachsen. Durch das Gesetz vom 18 December 1789 wurden jene privilegirten Communen aufgehoben, und dafür Municipalitäten mit gleichem Recht durch ganz Frankreich eingeführt: allerdings auf freie Wahlen gegründet, aber als neue, willkürliche Einrichtungen ohne Zweifel factisch mit geringerer Selbständigkeit als

die alten Communen. Die Constitution von 1795 zerstörte fast alle Selbständigkeit, indem sie die Municipalitäten der strengen Aufsicht der administrations départementales, so wie diese einer gleich strengen Aufsicht der Minister unterwarf. Ueberall konnten diese vorgesetzten Behörden Beschlüsse vernichten, und die gewählten Beamten suspendiren; das Directorium konnte dieselben absetzen, und die abgesetzten nach eigenem Gutdünken durch andere Personen ersetzen. Endlich die Constitution von 1800 hob alle Wahlen auf, und gab der Regierung das Recht, die Maires und Municipalräthe zu ernennen. Diese Ernennung geschah in den meisten Fällen durch die Präfecten, nur der Maire in Gemeinen von wenigstens 5000 Einwohnern sollte von Paris aus ernannt werden. Wie kam es nun, daß freie Communen mit dem alten Königthum verträglich schienen, mit diesen für frei ausgegebenen Verfassungen aber nicht? Ohne Zweifel weil man jetzt von Paris aus Alles bestimmen wollte, was in jeder Stadt, in jedem Dorf von Frankreich geschehen dürfe. Allerdings war der Gedanke dieser unglücklichen Centralisation nicht neu, denn seit Ludwig XIV hatte dasselbe System in seinem steten Fortschritt die königliche Gewalt scheinbar erhöht, in der That aber geschwächt, und für den späteren Untergang vorbereitet. Allein damals wurde doch noch vieles geschont und geachtet, seit der Revolution aber gab es keine Rücksicht mehr, wodurch die strenge Durchführung solcher auf die Stärkung der Centralregierung berechneten Maaßregeln gemildert werden mochte. Merkwürdig ist die Art, wie Martignac in der trefflichen Rede, worin er ein neues Municipalgesetz erläuterte und zu rechtfertigen suchte, über diesen Gegenstand spricht [1]). Der Vorschlag ging dahin, daß zwar die Municipalräthe künftig von den Einwohnern gewählt, die Maires aber auch ferner von dem König oder von königlichen Beamten ernannt werden sollten. Dabei

[1]) Moniteur 1829, 10 Février N. 41, p. 174.

macht sich selbst der Redner den Einwurf, daß doch vor der Revolution in vielen Städten alle städtische Beamte von den Bürgern gewählt worden seyen, und er widerlegt diesen Einwurf durch die Bemerkung, der Maire sey jetzt nicht mehr bloßer Communalbeamte, sondern zugleich Staatsbeamter, indem er polizeiliche und richterliche Geschäfte besorge, die ministerielle Verantwortlichkeit aber sey nicht möglich, wenn nicht die Ernennung aller untergeordneten Beamten von der freien Willkür der Regierung abhange. Diese Aeußerung stimmt darin mit meiner Behauptung überein, daß sie die Besetzung städtischer Aemter durch Volkswahlen als völlig verträglich mit der königlichen Macht voraussetzt, und daß sie nur da ein Bedenken findet, wo der Communalbeamte zugleich Staatsbeamter ist: auch selbst da aber lediglich mit Rücksicht auf die besondere Stellung der Minister in der Französischen Verfassung.

Aber nicht bloß vom Standpunct der Theorie aus hat man die freien Städteverfassungen bedenklich gefunden: auch in der Erfahrung sollen sie sich, da wo man sie eingeführt hat, schlecht bewährt haben [1]). Eine unbefangene Beobachtung aber wird gewiß zu dem entgegengesetzten Urtheil führen. Zu einer solchen gehört jedoch vor Allem ein billiger Anspruch. Denn es wäre thöricht zu erwarten, daß die Städte durch eine bloße Veränderung ihrer Verfassung in einen blühenden Zustand kommen müßten. Das vermag hier eine bloße Form eben so wenig, als in anderen und größeren Verhältnissen. Nur die Gesinnung der Menschen und die Gunst der Umstände vermag dieses Heil herbeizuführen. Aber daß die menschliche Gesinnung und die günstige Stellung nicht nutzlos vorübergehe, das kann eine gute Form der Verfassung bewirken, und darum ist durch sie etwas Wichtiges gethan. Dann aber ist zu bedenken, daß der heilsame Einfluß einer solchen neuen Form nicht plötzlich offenbar werden

[1]) Beisler, a. a. O. S. 43. 44.

kann, indem dazu die Menschen erst erzogen und herangebildet werden müssen.

Damit soll jedoch keinesweges behauptet werden, daß die Ausführung der neuen Einrichtung überall und in allen Stücken gelungen sey, und daß nicht daran manches Einzelne bedeutender Verbesserungen empfänglich seyn möchte. Der Preußischen Städteordnung namentlich wird eine unverhältnißmäßige Kostbarkeit der Verwaltung zum Vorwurf gemacht; allein dieser Vorwurf scheint doch mehr die Ausführung als das Gesetz selbst zu treffen. Insbesondere die neue Städteordnung überläßt hierin dem Statut einen weiten Spielraum, und es würde dem Gesetz schon genügt seyn, wenn nur dem Bürgermeister und etwa noch einem oder höchstens zwei Magistratsmitgliedern eine Besoldung ausgeworfen würde. Ferner sind diese Besoldungen nicht allgemein so wie bei Staatsdienern zu denken, bei welchen der ganze Lebensunterhalt darauf muß gegründet werden können, indem der Staat die ganze Zeit und Kraft des Beamten in Anspruch nimmt. In den Städten hängt hierin Alles von den Umständen ab. In Berlin z. B., in Breslau, Königsberg, Magdeburg, werden hierin die Magistratsmitglieder ganz auf gleicher Linie mit Staatsbeamten stehen, sowohl was den Umfang, als was die Wichtigkeit der Geschäfte betrifft. In einer unbedeutenden Landstadt dagegen wird vielleicht die Stadtverwaltung recht gut als Nebengeschäft betrieben werden können, und es wird hinreichen, wenn die Besoldung einem Magistratsmitglied einen mäßigen Zuschuß zu seiner übrigen Einnahme verschafft. Es liegt aber ganz in der Hand der Stadtbehörden und der Regierung, bei Abfassung der Statuten für jeden einzelnen Fall das richtige Maaß zu treffen.

Ich will es versuchen, die Bedingungen zusammen zu stellen, unter welchen freie Städteverfassungen ihren heilsamen Einfluß ausüben können.

Das Erste und Unentbehrlichste freilich ist der Bürgersinn

selbst. Soll eine Stadt gedeihen, so muß sich also immer eine hinreichende Zahl von Bürgern finden, denen das Wohl derselben wahrhaft am Herzen liegt, die ihre Ehre und Freude darin setzen, den geistigen und materiellen Zustand der Stadt zu bessern, und denen es dabei nicht an Einsicht noch Muth fehlt, um der Selbstsucht oder Engherzigkeit Anderer entgegen zu treten. Daß sich solche Bürger finden werden, läßt sich vorzugsweise in unserer Zeit, bei der aufgeregten Theilnahme an öffentlichen Dingen, erwarten: und während diese Theilnahme, auf das Allgemeine und Schrankenlose gewendet, meist fruchtlos bleibt, oft auch unheilbringend wird, ist ihr in freien Gemeineverfassungen ein reelles, würdiges, erreichbares Ziel dargeboten. Hier kann es sich zeigen, in Welchen jene Theilnahme auf wahren Gemeingeist, oder auf bloße Ehrsucht und Anmaßung gegründet ist. Ja selbst für Diejenigen ist gesorgt, welche durch ihr Selbstvertrauen zu einem größeren Wirkungskreis berufen zu seyn glauben: denn haben sie wirklich Fähigkeiten und Kenntnisse, die über ihren städtischen Wirkungskreis hinaus reichen, so werden so seltene Kräfte unfehlbar auch in diesem Kreise offenbar werden [1]).

---

[1]) Rede von Martignac, Moniteur 1829, N. 41, p. 178. „N'êtes-vous donc pas occupés de cette foule d'hommes instruits, laborieux, actifs, que la publicité avertit et réveille, que leur position sociale, que le sentiment de leur capacité et l'exemple de tant d'élévations tout aussi imprévues que le serait la leur, poussent vers les affaires publiques par tant de chemins différents? Quel moyen avez-vous de satisfaire à leur naturelle et légitime impatience? Quel part pouvez-vous leur donner dans la direction des grands intérêts de l'état?

Ouvrez leur près d'eux une carrière nouvelle. Leur commune, leur département ont aussi des intérêts à surveiller et à défendre, des plans d'amélioration à faire, des travaux importants à régler, des communications à étendre. Ils sont jaloux d'obtenir d'honorables suffrages. Ils veulent être chargés du soin de veiller au bonheur de leurs citoyens. Donnez leur le moyen de satisfaire chez eux cette noble ambition, et tracez autour d'eux un cercle

Die zweite Bedingung einer heilsamen Wirkung freier Städteverfassungen liegt in dem richtigen Verhalten der Regierung. Es würde sehr irrig seyn, die geforderte Selbständigkeit so zu verstehen, als sollte die Regierung sie sich selbst überlassen, ohne sich um den Gang ihrer Verwaltung zu kümmern. Natürlich wird sich in den Regierungsbehörden ein höherer Grad vielseitiger Geschäftskenntniß vereinigt finden, als in den Stadtbehörden, und dieses Uebergewicht wird in Zeiten neu eingeführter Stadtverfassungen, so wie in kleineren Städten, besonders fühlbar seyn können. Außerdem wird vielleicht manche Stadtverwaltung durch kleinliche Ansichten und durch Entfremdung von dem allgemeinen Staatsinteresse, der Stadt und dem Staate zugleich nachtheilig werden. In solchen Fällen hat die Regierung unstreitig den Beruf zu wohlthätiger Einwirkung, und es kann ihr dazu nicht an Mitteln fehlen, auch ohne die zugestandene Freiheit der Verwaltung anzutasten. Rath und Belehrung, Beifall und Tadel, Unterstützung der Bessern und Einsichtsvollern sind solche Mittel, welche richtig angewendet ihren Zweck nicht verfehlen werden, wo nur ein allgemeines Vertrauen zu offener und redlicher Absicht gegründet ist. Aber dieses Vertrauen freilich ist nöthig, und jedes Verfahren, wodurch dasselbe verletzt wird, ist zu tadeln, mag es auch in guter Meinung eingeschlagen werden. Dahin ist zu rechnen, wenn der offen zugestandenen Verwaltungsfreiheit insgeheim entgegen gearbeitet würde: oder wenn die Re-

---

honorable au milieu duquel il y ait quelque profit et quelque gloire à rester.

Le mouvement des esprits est difficile à contenir. Dirigez-le avec prudence, divisez-le pour rendre son action moins vive et moins pressante, et pour le les faire tourner au plus grand avantage du pays. Concentrée au coeur de la monarchie, tendante vers un but unique, cette activité croissante peut offrir des dangers. Appellez-la sur tous les points; donnez-lui des aliments divers; occupez-la de soins nombreux; ce n'est qu'ainsi que vous pourrez l'affaiblir et la rendre salutaire.

gierung zwischen den verschiedenen Stadtbehörden Zwiespalt begünstigte, um den eigenen Einfluß zu erhöhen: oder wenn bei einem Widerstreit der Ansprüche des Staats mit denen der Stadt, den Stadtbehörden die Vertheidigung des Stadtinteresse zum Vorwurf gemacht würde, und sie dafür bei anderer Gelegenheit büßen sollten.

Niemand wird läugnen, daß in unserer Zeit die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mit größeren Schwierigkeiten als früherhin zu kämpfen hat, aber anders als durch edlen Muth und offenes Vertrauen ist diesen Schwierigkeiten nicht zu begegnen. Auch die Einführung freier Städteverfassungen kann in dieser besonderen Lage des Augenblicks keinen Gegengrund finden: vielmehr möchte eine immer vollständigere Entwicklung ihres Princips räthlich gefunden werden. Diese Entwicklung aber soll nicht so verstanden werden, als wäre es wünschenswerth, den niederen Klassen der Gesellschaft einen größeren Einfluß zu verschaffen. Ein solcher Einfluß wird in den Städten, wie in größeren und allgemeineren Beziehungen, gewiß nicht zum Vortheil des Ganzen gereichen. Aber auch wer das Ganze dem Wohl der Einzelnen unterordnen, und nur den Vortheil jener Klassen selbst beachten wollte, der würde sehr irren, indem er diesen Vortheil durch Erweiterung ihres politischen Einflusses irgend einer Art zu fördern hoffte. Denn ihr Vortheil wird zuverlässig durch Andere besser als durch sie selbst besorgt, und jeder Zuwachs an Einfluß, den sie erhalten, wird gewiß nicht von ihnen benutzt, sondern von Solchen, denen sie bewußtlos als Werkzeuge dienen. Jedoch in einem anderen Sinn kann das Princip der freien Städteverfassung eine vollständigere Entwicklung erhalten, die sich sehr wohlthätig erweisen dürfte. Darüber zwar sind Alle einverstanden, daß eine städtische Bürgerschaft ihre Angelegenheiten nicht wohl selbst wahrnehmen kann, sondern nur durch gewählte Vertreter: ja auch selbst eine große Zahl dieser Vertreter wird dem Zweck nicht förderlich seyn. Allein eben diese nützliche, ja noth-

wendige Geschlossenheit ist wieder nicht ohne Gefahr. In dem Kreise der Stadtverordneten kann nämlich eine kleinliche, engherzige Ansicht die Mehrheit erlangen und behaupten, und der bessere Sinn der Minderzahl und der übrigen Bürgerschaft wird dagegen Nichts ausrichten können. Diese Gefahr aber würde durch eine angemessene Publicität in den Verhandlungen und der Beurtheilung der städtischen Geschäfte sehr vermindert werden. Mit dieser Publicität meine ich nicht etwa öffentliche Sitzungen im gewöhnlichen Sinn des Worts, d. h. mit Zulassung des größeren, unbestimmten Publicums [1]); denn ein solches ist in kleinen Städten gar nicht vorhanden, in großen aber würde dessen Anwesenheit weit öfter schädlich als vortheilhaft seyn. Dagegen wäre es vielleicht zweckmäßig, wenn alle wirkliche Bürger der Stadt, ja auch alle Diejenigen, welche das Recht haben Bürger zu werden [2]), den freien Zutritt zu den Berathungen der Stadtverordneten erhielten, ohne sich selbst einmischen zu dürfen, und nur damit sich über die Gegenstände der Berathung eine öffentliche Meinung bilden und aussprechen könne, und damit die künftigen Wahlen mit gründlicherer Sachkenntniß geschehen mögen. Um diesen Zutritt fruchtbarer zu machen, wäre es vielleicht räthlich, vor jeder Sitzung in dem Sitzungssaal ein Verzeichniß der schon bekannten Gegenstände der Berathung auszuhängen. Zu demselben Zweck würde es führen, wenn außerdem den Stadtverordneten das Recht gegeben würde, nicht nur in ihrer Gesammtheit, sondern wenn sich wenigstens eine bestimmte Zahl (z. B. der vierte Theil) darüber vereinigte, den Druck einer Verhandlung und die Vertheilung an die Bürgerschaft zu verlangen [3]).

---

[1]) Die Sächsische Städteordnung §. 170 verweiset die Bestimmung über öffentliche Sitzungen in die Statuten jeder Stadt.

[2]) Wie z. B. nach der Preußischen Städteordnung §. 16 ein großer Theil der in einer Stadt wohnenden Staatsbeamten, welche Bürger werden können, sobald sie es wollen.

[3]) Die Sächsische Städteordnung §. 170 erlaubt der Versammlung den Druck zu beschließen, und eine ähnliche Bestimmung enthält die

Die Vortheile dieser Publicität aber würden natürlich noch sehr erhöht werden, wenn Gegenstände der städtischen Verwaltung eine so allgemeine Theilnahme erregten, daß auch außer dem Kreise der Behörden sachkundige Männer ihre Wünsche und Rathschläge öffentlich mittheilten.

Preußische Instruktion Behufs der Geschäftsführung der Stadtverordneten §. 41. Allein dadurch wird der oben angegebene Zweck nicht erreicht, der vielmehr dahin geht, einer übelgesinnten Majorität entgegen zu wirken; eine solche Majorität aber wird gewiß auch den Druck verwerfen.

Ueber die neuesten Veränderungen im Königreich Sachsen.

Man darf wohl sagen, daß vielleicht unter allen Ländern der Welt das protestantische Norddeutschland den Ideen der Revolution den wenigsten Spielraum darbietet. Seit Jahrhunderten schritt es in sicherer und gesetzlicher, — in seiner eigenthümlichen Entwickelung fort: einer Entwickelung, welche auf natürlichem Wege zu einer großen und erhabenen Zukunft zu führen verspricht.

Noch besonders hätte das friedliche, fleißige Sachsen gewaltsamen Bewegungen unzugänglich scheinen sollen. So wenig revolutionäre Elemente waren in das Bestehende eingetreten. So gesichert schien man durch gesunden, gemäßigten Sinn, durch ruhige und in alle Stände verbreitete Bildung vor den Ausbrüchen wilder Leidenschaft. So große Beweise von Treue und Anhänglichkeit hatte das Land von jeher seinem Fürstenhause gegeben: durch die Verluste, die man in Folge des Wiener Friedens mit einander litt, schien man nur um so enger an einander gekettet.

Dessenungeachtet — wer wüßte es nicht — ward auch Sachsen einen Augenblick von einer unglückseligen Bewegung erschüttert. Beklagenswürdige Ereignisse, die Niemand erwartet hatte, fanden Statt.

Es kann nicht unsre Absicht seyn, die unmittelbar wirksamen Anlässe — Ausbruch, Verlauf und Beschwichtigung — nochmals zu erörtern. Wir wollen die alten Wunden nicht aufreißen.

Diese Sache hat noch eine andere, für die Geschichte unserer Gegenden bedeutendere Seite.

Sachsen hat seitdem eine große Erneuerung, wohl die größte seit Kurfürst August, erfahren. Die ersten Anträge zwar, welche nach den Septembertagen 1830 bei der Commission in Dresden, die sie zu empfangen beauftragt wurde, eingingen, betrafen wenig mehr als ein paar örtliche Uebelstände, Interessen der städtischen Gemeinen oder des Landbaues, oder ähnliche Dinge. Allein die natürliche Verknüpfung des sich wechselseitig Bedingenden führte von einem auf das andere. Bald blieb man nicht bei einzelnen Mißbräuchen stehen. Man forderte eine durchaus verbesserte Städteordnung; die Befreiung des Grundeigenthums; man kam auf die Vertretung des Bauernstandes beim Landtage. Anfangs unbestimmter und im Allgemeinen, endlich immer stärker drang man auf eine Umbildung der Verfassung. Aber selbst dann hätte man noch nicht geglaubt, daß man auf dem eingeschlagenen Wege zu der Umgestaltung der meisten Behörden, zu der Erneuerung der meisten älteren Staatseinrichtungen kommen würde. Indessen ergab sich dies gleichsam vermöge einer gewissen Nothwendigkeit. Nach und nach sind fast alle Zweige der innern Verwaltung einer umfassenden Reform unterworfen worden. Eine Anzahl organischer Gesetze, selbst ein neues Staatsgrundgesetz ist erschienen.

Trat nun hiemit Sachsen, muß man fragen, nicht auch auf jene Bahn revolutionnärer Neuerungen ein, welche gleich als wohne ihnen insgeheim eine zerstörende Kraft bei, schon mehr als Einem Staate gefährlich geworden?

Es ist wohl der Mühe werth, dies einmal zu überlegen.

Wir denken, wir werden dann am ersten die Antwort auf unsre Frage finden, wenn wir das Alte, das man verwarf, und

das Neue, das man wählte, zusammenstellen. Nicht als vermäßen wir uns darüber abzusprechen; wir wünschen nur, uns eine Sache, die uns so nahe berührt, klar vor die Augen zu legen.

Alter Zustand.

Betrachten wir nach einander die oberste Behörde, die Stände und die Städte.

Als oberste Landesbehörde bestand früher das geheime Consil, seit 1818 der geheime Rath, zusammengesetzt aus einer Anzahl von Conferenzministern und den Verwaltungsobern mehrerer abgesonderter Landescollegien. Diese Behörde war ursprünglich zur unmittelbaren Berathung des Fürsten in Sachen der Landesverfassung, der Verwaltung und Gesetzgebung bestimmt. Seit der Zeit der Polnischen Auguste aber hatte sich allmählig das geheime Cabinet eingeschoben. Es sollte Anfangs nur zur Besorgung der polnischen Sachen dienen. Da es aber eben darum die Fürsten nach Polen begleitete, so geschah, daß es alsdann auch die sächsischen Angelegenheiten ihm vorzutragen bekam. Einst bei der Heimkehr ward entschieden, so solle es auch in Sachsen gehalten werden. Seitdem berichtete denn das geheime Consil: verfassungsmäßig auch der geheime Rath an das Cabinet, und dieses hatte den Vortrag aller zur unmittelbaren Entschließung des Königs gelangenden Geschäfte, so wie die Ausfertigung der königlichen Befehle. Mehrere Zweige der Staatsverwaltung waren überdieß im geheimen Rath nicht vertreten und zur unmittelbaren Berichterstattung an das Cabinet gewiesen. Weder ein Staatsrath noch ein Staatsministerium vermittelte jemals eine vielseitigere Berathung. So entstand eine Concentration aller wichtigen Geschäfte im Cabinet, welche, wie denn in den meisten Fällen Ein Minister die eigentlich getrennten Abtheilungen des Innern und des Aeußern vereinigte, schon früher einmal der Cabinetsregierung eines Brühl den Weg gebahnt hatte. Auch

in neuerer Zeit ging die Meinung dahin, daß die persönliche Ansicht und der Einfluß des Cabinetsministers in den verschiedenartigsten Angelegenheiten allvermögend sey.

Wenn nun diese Lage der Dinge unfehlbar viele Uebelstände mit sich führte, so fragt sich, ob nicht vielleicht wenigstens die Landstände, welche immer in Uebung geblieben, denselben abzuhelfen vermochten.

Es scheint nicht, als sey Zusammensetzung und Geschäftsordnung derselben hiezu sehr geeignet gewesen.

Diese Versammlung, die Landschaft, zerfiel in drei Stände, den der Prälaten, Grafen und Herren; den der Ritterschaft und den der Städte. Die Ritterschaft bestand früher vornehmlich aus den Rittergutsbesitzern von altem Adel. Doch waren seit 1820, weil so viele Rittergüter in die Hände von Neuadligen und Bürgerlichen gekommen, auch 40 der Rittergutsbesitzer dieser Klasse als Wahlstände zugelassen worden. Alle übrigen nicht zu den Rittergutsbesitzern gehörigen Grundbesitzer waren auf dem Landtage eigentlich gar nicht vertreten. Nicht viel mehr war dies mit den Städten der Fall. Denn die Stadträthe, geschlossene Körperschaften, welche sich selbst ergänzten, den Stadtbürgern schroff entgegengesetzt, waren es auch, welche, wenigstens dem größeren Theile nach, von ihnen selbst und aus ihrer Mitte gewählte Abgeordnete auf den Landtag sandten. Sie besaßen überdieß häufig Rittergüter, und hatten auch insofern mit der Ritterschaft gleiches Interesse.

Die Stände waren in sieben Ausschüsse (Curien) getheilt, welche aus den früher bei den Landtagen gewählten Deputationen hervorgegangen waren. Sie pflogen ihre Berathungen in der Regel von einander abgesondert; überhaupt gehörte ihre Geschäftsordnung zu den verwickeltsten und zeitraubendsten. Auf den Verhandlungen, wie auf den Beschlüssen ruhte strenges Geheimniß; und erst in der neuesten Zeit, auf dem schon bewegten Landtage von 1829—30, war der Druck der Landtagsacten nachgegeben

worden, aber unter Beobachtung der Vorsicht, daß nur die Mitglieder des Landtags ein Exemplar erhielten.

In Sachen der Gesetzgebung hatten die Stände urkundlich nur eine berathende Stimme. Das Recht der Steuerbewilligung dagegen wohnte ihnen allerdings bei. Da aber die ursprünglich landesherrlichen Einkünfte der Kammer, zu denen nicht nur die der Domainen, Regalien, sondern auch mehrere Zölle gerechnet wurden, einer abgesonderten Verwaltung unterlagen, und diese der Einsicht und Einwirkung der Stände entzogen war, da ihnen auch eine allgemeine Uebersicht des gesammten Staatshaushaltes zu keiner Zeit vorgelegt wurde, so konnten sie die Art der Benutzung der verschiedenen Staatseinkünfte, so wie das Maaß der wirklichen Staatsbedürfnisse auch nur unvollkommen ermessen.

Wir vermögen nicht zu beurtheilen, in wiefern die Klagen über das allzustarke Umsichgreifen der Finanz-Behörde, welche der Kammer vorstand, begründet waren oder nicht; doch lag es nothwendig in der abgesonderten Verwaltung der Kammereinkünfte und der Steuern, daß sie zugleich weitschweifig und kostspielig ausfiel. Was die Steuern anbetrifft, so waren diese höchst ungleich (die Rittergüter genossen Steuerfreiheit) und ohne alles System vertheilt. Bei der Verwaltung derselben war das geschichtliche Herkommen von solcher Bedeutung, daß die Abgaben der nicht schriftsässigen Ortschaften durch eine besondere Zwischeneinnahme gingen, der die schriftsässigen überhoben waren.

Und an dieser Stelle müssen wir der städtischen Verfassung gedenken; um so mehr als dies eben der Punct ist, welcher in neuerer Zeit eine so starke und allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch kommen ließ. Die Mängel derselben hatte schon die Restaurationscommission, welche nach dem Hubertsburger Frieden niedergesetzt worden, erkannt, und für jene Zeiten sehr freisinnige Vorschläge zu ihrer Verbesserung gethan [1]). Aber während der

[1]) Nach der Ansicht dieser Commission sollte nie mehr als die Hälfte

langen Regierung Friedrich Augusts, dessen Achtung vor dem geschichtlichen Recht und persönliche Milde sich nur mit der ruhigsten schonendsten Entwickelung vertrug, waren doch nur wenige unwesentliche Veränderungen meist in Beziehung auf die Besorgung vorübergehender städtischer Geschäfte [1]) getroffen worden, die innere Verfassung der Stadträthe aber war ganz beim Alten geblieben.

Diese Stadträthe waren selbständige Körperschaften; Jahrhunderte langes Herkommen hatte ihre Rechte geheiligt, und die Erinnerung an ihren Ursprung verwischt. Sie betrachteten sich als die Regenten der Commune, in einer Ausdehnung, welche an gutsherrliche Gewalt erinnerte. Sie ergänzten sich durch eigene Wahl und verwalteten fast unbeschränkt das Vermögen der Gemeine; nur daß höchstens eine entfernte Regierungsbehörde die arithmetische Richtigkeit der Rechnungen zu bestätigen hatte. In allen Fällen ward nur das Verfassungsmäßige, nicht das Zweckmäßige der Handlungen geprüft. Aber noch mehr! Die Stadträthe von Leipzig und Dresden hatten, so scheint es, durch die Mittel ihrer Gemeine das Vorrecht erkauft, von aller Rechnungsablegung über die Verwaltung des städtischen Vermögens befreit zu seyn [2]). Die städtische Verwaltung war in der Regel mit Polizei und Gerichtsbarkeit zusammen in den Händen der Stadträthe, welche übrigens, wenigstens in den größeren Städten, ausschließlich aus Rechtsgelehrten bestanden. Wir bemerk-

---

der Rathsmitglieder aus Rechtsgelehrten bestehen, und bei der Wahl der Stadträthe den Viertelmeistern und Ausschußpersonen — als Vertretern der Bürgerschaft — ein Stimmrecht ertheilt werden. S. Pölitz: die Regier. Friedr. Aug. Bd. 1, S. 20.

[1]) So in Dresden die Anwendung von einstweiligen Communrepräsentanten für die Vertheilung des Service. Die in Leipzig bestehende Communrepräsentation ward in einer Vorstellung des Handelsstandes vom 8 Septbr. 1830 als „ganz unzureichend" bezeichnet.

[2]) Dies geschah unter den polnischen Augusten. Siehe Böttiger: Sächs. Gesch. Bd. 2, Seite 600.

ten bereits, daß die Stadträthe durch ihre selbstgewählten Mitglieder die Städte auf dem Landtage vertraten.

Hat nun gleich die sorgfältige Prüfung, welche seit den Unruhen von 1830, besonders hinsichtlich der Verwaltung des Gemeindevermögens durch die Stadträthe, angeordnet worden ist, nichts an den Tag gebracht, was an der bürgerlichen Unbescholtenheit der jetzt lebenden Rathsglieder begründete Zweifel hätte erregen können, so ist doch nicht zu läugnen, daß zahlreiche Mißbräuche in der städtischen Verwaltung durch eben diese Prüfung an den Tag gekommen sind. Es lag schon in der meist ausschließlich juristischen Bildung der Stadträthe, daß sie den juristischen Theil ihrer Obliegenheiten voranstellten, den cameralistischen vernachlässigten. Und um von der mangelhaften Verwaltung nur einige Beispiele anzuführen, so zeigte sich in einer der ersten Städte Sachsens neuerdings unwidersprechlich, daß öffentlichen Anstalten und Stiftungen, trotz des dringendsten Bedürfnisses, lange nicht die Ausdehnung gegeben worden, welche die vorhandenen Mittel erlaubt haben würden, daß mehrere dieser Mittel durch unkluge Benutzung vergeudet worden waren. Man kann von selbst erachten, daß die Stadträthe sich für ihre Stellen im Ganzen überall sehr gut bezahlt gemacht haben. Alles was sie berührte, bis auf die Handwerker die sie brauchten, erfuhr eine nicht eben förderliche Nachsicht.

Wenn zu einer fehlerhaften städtischen Verfassung noch, wie in Leipzig, der Druck hoher Abgaben, begründet in einer bedeutenden Schuldenlast, das Sinken des Handels und Erwerbes hinzukam, so wird es erklärlich, wie Unzufriedenheit bis in die untersten Klassen sich verbreiten, und die Keime unruhiger Bewegungen sich daselbst entwickeln konnten. In Folge der wachsenden Concurrenz anderer Staaten stieg der Nothstand des Sächsischen Gebirges, trotz der Bravheit, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit seiner Bewohner, zu einer bedauerlichen Höhe. Wie gut hätte es wirken müssen, wenn die Regierung die Gelegenheit die

sich ihr darbot, dem Sächsischen Gewerbfleiß den freien Markt in einem großen Theile Deutschlands zu sichern, nach dem Beispiele anderer deutscher Staaten, mit Nachdruck ergriffen hätte. Ein wirksames Gesetz über Ablösung der Frohnden und Dienstbarkeiten mußte um so mehr vermißt werden, da die vielbesprochene Verordnung vom 4ten October 1828 in Beziehung auf den in neuerer Zeit vermehrten eigenen Betrieb der Schafzucht durch die Bauern, dem Hutungsleidenden die Mithutung von Schafen auf eignem Grund und Boden nur insofern zugestand, als er diese Mithutung über rechtsverjährte Zeit ausgeübt hatte.

Es würde hier zu weit führen, zu untersuchen, ob die bestehende Gesetzgebung, so weit sie den innern Verkehr und die Gewerbe berührte, einen wohlthätigen Einfluß darauf ausübte, ob Kirche und Schule, insbesondere die Hochschule von Leipzig sich des Grades von Aufmunterung und Unterstützung zu erfreuen hatten, welchen die Stufe und die Allgemeinheit der Bildung in Sachsen zu verlangen schien. Wir berühren nur noch die Aufregung, welche besonders in den letzten Regierungsjahren Friedrich Augusts durch den Bekehrungseifer eines Theils der katholischen Geistlichkeit, und die besondere Begünstigung des katholischen Schul- und Kirchenwesens vor allem in der Hauptstadt erzeugt wurde. Vielleicht waren diese Dinge nicht so bedeutend, wie man sagte: in gewissem Maaße existirten sie aber ohne Zweifel, und schadeten unglaublich. Zwei im Jahre 1827 erlassene Gesetze, das eine, die allgemeinen Verhältnisse der katholischen Kirche in Sachsen feststellend, das andere, die Vorschriften enthaltend, wie es bei dem Uebertritt von einem christlichen Bekenntniß zum andern gehalten werden sollte, vermochten nicht, die Besorgnisse der Evangelischen zu zerstreuen. Sie regten im Gegentheil den Widerspruch in Wort und Schrift an. Und wenn es nicht zu kleinlich erscheint, einen einzelnen Punct hervorzuheben, so möchten wir, auch zur Bezeichnung des Schwankenden in jenen Gesetzen, anführen, daß man darin über das

Bekenntniß von Kindern aus gemischter Ehe einen Zwang aufzulegen Bedenken getragen, und die Entscheidung dem freien Willen der Aeltern überlassen hatte. Es bedurfte nichts weiter, um den Verdacht rege zu machen. Da in andern Staaten, eben zur Ausschließung aller Umtriebe, welche sich die Priester bei abhängigen Personen wohl hier und da erlauben, positive Vorschriften über diesen Punct angemessen erachtet worden waren, so ward der Mangel solcher Vorschriften von Vielen dahin gedeutet, als ob jenen Einflüsterungen ein allzuweites Feld gelassen sey. — Wie stark die religiöse Parteiaufregung war, zeigen sowohl die Vorfälle in Dresden am Tage der Jubelfeier des Augsburgischen Bekenntnisses und die späteren in Chemnitz, als auch die diesen Gegenstand berührenden Eingaben an die 1830 in Dresden niedergesetzte königliche Commission.

Bei dieser Lage der Dinge leuchtet es wohl ein, daß eine planvoll reformirende Hand hier einen großen Wirkungskreis gehabt hätte; daß die gesammte Verfassung des Landes durchgreifender Verbesserungen höchst bedürftig war, daß man sich damit wohl schon lange hätte beschäftigen sollen.

Um so schärfer trat dies hervor, wenn man um sich her sah. Die Beispiele der Nachbarstaaten, sie lagen vor Augen. Die früher zahlreichen kleinen Gebiete von Süddeutschland hatten durch das Zusammentreten in vergrößerte Staaten die Bedingungen einer erhöhten Entwickelung gewonnen; die Regierungen derselben hatten in der Vermehrung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel eine verstärkte Kraft für die Verwirklichung durchgreifender Verbesserungen gefunden. Man rühmte, wie diese Regierungen, wenn auch zuweilen durch harte Maaßregeln, viel Treffliches in Verwaltung und Gesetzgebung geleistet, wie sie die Wissenschaften, die nützlichen und schönen Künste herbeigerufen und unterstützt, Anstalten für gemeinnützige Zwecke, welche in Sachsen kaum dem Namen nach bekannt waren, ins Leben gerufen hatten. — Entscheidend aber ward ein andrer Einfluß.

Eine so nahe Berührung wie sie sich zwischen Preußen und Sachsen bildete, zumal da die Volksstämme in so vielen Hinsichten zusammenfallen — welche Folgen mußte sie äußern, wenn dennoch beide Staaten eine so verschiedene Richtung verfolgten. Dort die frische Entfaltung aller Kräfte, das Aufsuchen immer neuer Bürgschaften der Entwickelung. Hier das Verharren bei dem verjährten Alten, weil man nun einmal darin das Bewährte zu erkennen glaubte. Jene aus der selbständigen Würdigung deutscher Verhältnisse hervorgegangenen eigenthümlichen Erwerbungen staatsrechtlicher Gesetzgebung, welche in den Preußischen Gesetzen über den erleichterten Gebrauch und die Befreiung des Grundeigenthums, über die Verfassung der Städte enthalten sind, waren hervorgerufen durch dieselben früheren Bestände in den Besitzes-, Acker- und städtischen Verhältnissen, welche in Sachsen noch immer unverändert fortdauerten und zur Anwendung kamen. Konnte unter solchen Umständen das Beispiel anders als eine mit sich fortreißende Kraft offenbaren?

Treffend bemerkt hierüber ein Aufsatz in dem Leipziger Blatte „das Vaterland“ [1]), welcher, obwohl er eigentlich beabsichtigt, die Vortheile ins Licht zu setzen, die dem Lande seine neue landständische Verfassung zu gewähren geeignet sey, doch vorerst Folgendes hervorhebt: „Keinem, der einigermaaßen genau die Gesinnung des sächsischen Volkes vor jenem kritischen Momente im September 1830 beobachtete, kann es entgangen seyn, wie damals der Sinn aller Klassen dieses Volks ungleich mehr auf bloß administrative Verbesserungen gerichtet war; wie man nicht ohne Neid, aber mit vollkommener Verläugnung aller der Bitterkeit, die sonst zwischen diesen beiden Volksstämmen obgewaltet hatte und die man jetzt aus sehr nahe liegenden Gründen eher geschärft als besänftigt hätte vermuthen können, auf das benach-

---

[1]) Vom Sonnabend dem 17 December 1831, überschrieben: Sachsen am Jahresschluß 1831.

barte Preußen hinblickte, von dem man sich nicht verhehlen konnte, daß es in vielen, ja vielleicht in den meisten Hauptzweigen der Staatsverwaltung beträchtlich vorangeeilt war."

Und so war, wir wollen nicht sagen eine stark ausgesprochene Unzufriedenheit, aber eine Art Mißbehagen allgemein geworden. Es giebt einen Zustand der Gesellschaft, in welchem wohl die Dinge ihren Gang gehen und nicht eben schlecht zu stehn scheinen, aber kein Mensch von wahrer und warmer Theilnahme an dem öffentlichen Wesen durchdrungen ist. Jeder ist am Ende überzeugt, daß das allgemeine Beste bei einer Veränderung, welche sie auch sey, gewinnen müßte. Man liebt die Gewalt nicht, der man gehorcht; ja was mehr, man achtet sie auch nicht. Alsdann wird die geringste Bewegung gefährlich; sie findet die Macht von ihrer natürlichen Stütze entblößt; man sieht dem Falle derselben zu, ohne Mitleiden. Wie denn in Sachsen geringfügige Anlässe und Bewegungen, die leicht zu dämpfen gewesen wären, eine große Gefahr herbeiführten.

Wir wollen aber, wie gesagt, hierauf nicht eingehn. Betrachten wir vielmehr nur die Abänderungen der alten Ordnung der Dinge, zu denen man schritt.

Veränderungen.

Es schien anfangs, als habe man nur ein dunkles Gefühl von allerhand Beschwerden, als sey man über das Wünschenswerthe und Einzurichtende im Unklaren, ja mit sich selber im Widerspruch. Wer hätte glauben sollen, daß zunächst der Zunftgeist sich regen würde. Die Anträge, welche bei der schon erwähnten Commission eingingen, hoben neben den Klagen über die Stadträthe besonders die Nachtheile hervor, welche bisher den städtischen Gewerken aus den Bestellungen erwachsen seyen, die von den Vorstehern öffentlicher Anstalten und bei Gelegenheit öffentlicher Arbeiten entweder im Auslande oder doch nicht bei

städtischen Meistern gemacht worden. Sie baten sowohl in dieser Beziehung als im allgemeinen, namentlich auch gegen die Beeinträchtigungen durch Nichtbürger, um Schutz der Zünfte und Innungen. Von den Bürgern in Leipzig ward noch besonders in Antrag gebracht, das Feilhalten auswärtiger Meßbesucher insofern sie nicht wirkliche Kaufleute und Fabrikanten seyen, auf eine bestimmte, kürzere Zeit zu beschränken. Ueberdies waren Anfeindungen gegen Inhaber von Magazinen und dgl. in den beiden Hauptstädten an der Tagesordnung. Diese Aufregung des Zunftgeistes hatte zum Theil in jenen auswärtigen Bestellungen ihren Grund, zum Theil war sie wohl auch durch die halben Maaßregeln der Landesregierung erzeugt, welche, während die Zunftverfassung gesetzlich fortbestand, dennoch auch ausländische Handwerker, die sich meldeten, gern und ohne weiteres aufnahm, und auf diese Weise eine größere Freiheit der Gewerbe herbeizuführen gedachte. Seltsamer Widerspruch! Indem man die hergebrachten Rechte der Landesherrschaft und des Adels angriff, brachten die Gewerbtreibenden die Sicherstellung ihrer eigenen Vorrechte und ihres Verbietungsrechtes nur um so heftiger in Antrag. In der That fand sich die Regierung bewogen, in Betracht daß die Zunftangelegenheiten von Uebelwollenden fortwährend als Mittel der Aufreizung benutzt wurden, jenen Anträgen vorerst vollständig Genüge zu leisten.

Zugleich aber ordnete sie in allen Städten des Landes die Wahl von provisorischen Communrepräsentanten an. Diese sollten den Bestand des Gemeinevermögens genau und gründlich ermitteln, Einnahmen und Ausgaben für die Zukunft bestimmen, die zukünftige Zusammensetzung des Personals des Stadtrathes feststellen, den kurze Zeit nachher vorgelegten Entwurf der neuen Städteordnung begutachten und die örtlichen Statuten entwerfen. Auch fielen ihnen hie und da besondere Verhandlungen anheim. So hatten sie in Dresden den Austausch entlegener, aber doch bisher unter die Stadt gehöriger Dorf-

schaften gegen diejenigen Theile der Stadt und einzelne Grundstücke derselben, welche unter dem königlichen Amte standen, in der Weise zu Ende zu führen, daß ein abgerundetes Stadtgebiet entstände. Man sieht, schon hiedurch gab man jene engen Rücksichten auf, von denen man früher beschränkt ward.

Noch viel wichtiger aber war es, daß den am 1 März 1831 zusammenberufenen Ständen der Entwurf einer neuen ständischen Verfassung vorgelegt wurde. Dieser Entwurf ist von den Ständen in einer der längsten Sitzungen reiflich berathen, von dem Könige und Mitregenten nochmals durchgesehen und am 4 September als Gesetz feierlich vollzogen worden. Für die Beurtheilung desselben dürften folgende Thatsachen und Gesichtspuncte zurückzurufen seyn.

Sachsen war seit den ältesten Zeiten im Besitz einer ständischen Verfassung, deren Wirksamkeit nie gänzlich, selbst damals nicht unterbrochen worden war, als in mehreren anderen deutschen Staaten der erworbene Titel der Souveränetät mit dem Fortbestehen der Landstände nicht vereinbarlich befunden wurde. Den Ständen wohnten, wie schon angedeutet worden, nicht unbedeutende Rechte bei: das Recht der Bewilligung der zu erhebenden Steuern und Abgaben, der Prüfung der Steuerrechnungen, der Berathung und Begutachtung neuer Gesetze und Einrichtungen, der Beschwerdeführung und andere. Indessen hatte die Verfassung doch auch viele Mängel. Vor allem schien die Zusammensetzung der Ständeversammlung einer Verbesserung, durch welche sie mit dem so wesentlich veränderten Zustande der Gesellschaft mehr in Uebereinstimmung gebracht würde, höchst bedürftig. Dies war schon von den Ständeversammlungen 1817—18 und 1820—21 anerkannt worden; ja König Friedrich August selbst verlangte 1817 ein ständisches Gutachten, „in wie weit die bisherige Verfassung der Stände überhaupt abzuändern sey.“ In dieser Rücksicht erschien die Herbeiziehung von 40 ehemals nicht landtagsfähigen Rittergutsbesitzern in dem Jahre 1820 als ein Fortschritt.

Doch erklärten die Stände auf demselben Landtage, wie sie die Ueberzeugung gefaßt hätten „daß Modificationen und Zusätze allein nicht zureichen würden, den organischen Mängeln der Landesverfassung abzuhelfen und ein zweckmäßiges Ganze herzustellen" und baten daher um eine aus königlichen Räthen und Ständen zusammengesetzte Commission zur Berathung einer neuen Landtagsverfassung. Damals wurde dies freilich abgelehnt. Es war wohl vor allem die Rücksicht auf die bekannten Neigungen und das ehrwürdige Alter des Königs, was die Stände abhielt, ihren Antrag 1824 nochmals zu wiederholen. Auf dem Landtage von 1829—30 wurde nicht allein dieser Antrag von Neuem und mit verstärkten Gründen in Anregung gebracht; die allgemeine Ritterschaft bewirkte auch die Aufnahme des wichtigen Zusatzes in der Präliminarschrift, „daß der König geruhen möge, eine allgemeine Uebersicht des Staatshaushaltes vorzulegen." Wir sehen, wie so vollkommen Recht der Landtag von 1831 hatte, wenn er in Erinnerung brachte, daß die Stände schon längst das Bedürfniß einer Reform gefühlt. Er erklärte, der Landschaft gehe, wenn auch die Form, doch nicht der feste, redliche Wille echter Volksvertretung ab.

Wenn nun in dem Entwurf der neuen Verfassung unter andern die Vertretung des Bauernstandes auf dem Landtage, die Wahl der Abgeordneten der Städte durch die Bürger, die Einführung einer gleichen Besteuerung bei Aufhebung der Steuerfreiheit der Rittergüter (gegen Entschädigung) ausgesprochen ist; wenn nunmehr erst den Ständen die Uebersicht über den ganzen Staatshaushalt möglich gemacht und ihr Recht der Steuerbewilligung dadurch bedeutend erweitert wurde, so näherte man sich auf diese Weise allerdings den neuen Formen und Theorien über Verfassung. Doch ergab man sich denselben keinesweges völlig. Die sächsische Civilliste führt diesen Namen doch nur uneigentlich. Sie wird ausdrücklich als Aequivalent für die den Staatskassen nicht auf immer und schlechthin, sondern auf die

jedesmalige Regierungszeit des Königs überwiesenen Nutzungen der königlichen Domänengüter bezeichnet. Es wird in dem Lande als eine edle Willfährigkeit der Krone betrachtet, daß sie hierauf eingegangen; ihr Eigenthum aber gab sie damit nicht auf; nur einen Theil seines Ertrages überließ sie für die Staatsbedürfnisse. Auch übrigens suchte man in den meisten Fällen nichts anderes als die verjährten Mißverhältnisse durch Uebereinkunft zu beseitigen. Viele einzelne Bestimmungen und Zusätze beurkundeten die Absicht der Regierung, einen solchen Zustand herbeizuführen, welcher in sich selbst die Bedingungen einer festgeordneten und heilsamen Wirksamkeit enthielte. Manches, wie die Zusammensetzung der ersten Kammer, war aus einer ganz eigenthümlichen Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse des Landes hervorgegangen. Doch sind die meisten Bestimmungen dieser Verfassung wohl zu bekannt, als daß sie hier einer neuen Ausführung bedürften.

In Verbindung mit der neuen Verfassung stand die Bildung der Ministerien und des Staatsrathes. Die Gesetze hierüber erschienen den 7 und 16 November 1831. Diesen zufolge wurde das geheime Cabinet und der geheime Rath aufgelöst und es traten an deren Stelle die Ministerien der Justiz, der Finanzen, des Innern, des Kriegs, des Cultus und öffentlichen Unterrichts, und der auswärtigen Angelegenheiten. Die Finanz- und Steuercollegien wurden unter dem Ministerium der Finanzen vereinigt, und der gesammte Geschäftskreis der bisherigen Landes-Oekonomie, Manufactur- und Commercien-Deputation an das Ministerium des Innern überwiesen. Das bisherige Collegium der Landesregierung wurde in ein Landesjustizcollegium, eigentlich Oberlandesgericht, und eine Landesdirection, Regierung getheilt, und dürfte bei der bevorstehenden Errichtung von Mittelbehörden in den einzelnen Landschaften noch mehrere Unterabtheilungen erhalten. Man beachsichtigte überhaupt, der Verwaltung einen besseren Zusammenhang in den unteren, und eine größere Vielseitigkeit in den oberen Behörden zu verschaffen.

Der Ministerrath sollte aus den oben erwähnten Ministern und den etwa auch ohne ein besonderes Departement ernannten verantwortlichen Staatsministern bestehen; der Staatsrath, dem Preußischen nachgebildet, aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, den Mitgliedern des Gesammtministerii, aus besonderen eigens zu ernennenden Staatsräthen, und aus denjenigen Personen, deren Zuziehung für einzelne Geschäfte für gut befunden werden würde.

Die neue Städteordnung für das Königreich Sachsen erschien den 2 Februar 1832, nachdem der Entwurf derselben von den einstweiligen Communerepräsentanten begutachtet und von den Landständen nochmals berathen worden. Sie stimmt mit der revidirten Preußischen in den meisten Puncten überein. Das Bürgerrecht fällt, wie in dieser, bei einem, jedoch nicht nach Zahlen, sondern nach allgemeinen Besitzes- oder Einkommens-Bedingungen bestimmten Census, mit der Stimmfähigkeit zusammen; während in der Preußischen Städteordnung von 1808 das Bürgerrecht zwar ohne Census erlangt, aber auch durch gewisse Bedingungen von der Stimmfähigkeit unterschieden wird. Das Zusammentreten der stimmberechtigten Bürger kann (wie in der revidirten Preußischen) wegen besonderer Verhältnisse, in den örtlichen Statuten, nach Ständen und Klassen, jedoch, was ausdrücklich hinzugesetzt wird, auf keine Weise nach Innungen bestimmt werden. Abweichend von der Preußischen Städteordnung sind besonders folgende Bestimmungen:

1. Die Wahl der Stadtverordneten geschieht in Städten, welche wenigstens 200 Bürger oder mehr enthalten, durch Wahlmänner, deren Zahl in der Regel ein Zwanzigtheil der ganzen Zahl der stimmberechtigten Bürgerschaft betragen soll, und welche von Letzteren ernannt werden. Wählbar ist jeder stimmberechtigte Bürger. Bürgermeister und besoldete Rathsherren werden auf Lebenszeit erwählt; nach Bestimmung der Statuten ist bei diesen Stellen auch großen Theils die Eigenschaft als Rechtsgelehrter

erforderlich. 2. Die Wahl der Stadträthe erfolgt theils durch die Stadtverordneten allein, theils durch den größeren Bürgerausschuß. Mit Ausnahme der Städte Dresden und Leipzig wird nämlich ein größerer Bürgerausschuß bestehen, welcher die Stadtverordneten mit in sich begreifen, jedoch mindestens zweimal so stark seyn soll als der Verein dieser Letzteren; die dreifache Anzahl derselben darf er nicht übersteigen. Dieser weitere Bürgerausschuß wählt die Stadträthe, berathet und entscheidet über Veräußerungen von Grundstücken und Gerechtsamen die der Gemeine zuständig sind, über Erwerbungen derselben Art, über Aufnahme von Schulden, Abänderungen in der Verfassung u. s. w. 3. Die Bezirkseingesessenen können unter obrigkeitlicher Autorität über Bezirksinteressen gemeinsame Beschlüsse fassen. 4. Endlich ist die Oeffentlichkeit der Sitzungen den Stadtverordneten anheimgestellt. Die einstweiligen Communrepräsentanten von Leipzig hatten schon bisher ihre Sitzungen öffentlich gehalten. Jetzt ist die Oeffentlichkeit namentlich von den Dresdner Stadtverordneten beliebt worden. Es war wohl ein natürliches Gefühl, welches dahin führte. Wir wollen, sagte man, daß unsere Bürger selbst wahrnehmen, in welcher Weise wir ihre Angelegenheiten verwalten. — Der Vorbehalt einer zeitweisen Entziehung der Städteordnung bei gewissen ausdrücklich bestimmten Vergehen, oder bei einem dem Zweck widersprechenden Verhalten der Stadtverordneten, ist auch in das sächsische Gesetz aufgenommen worden. Indessen hat man auch die Errichtung und Einübung der Communalgarden in den Städten auf das eifrigste betrieben; obwohl es noch nicht entschieden seyn möchte, daß der Dienst, den sie leisten, — ein Dienst der wenigstens schwerlich eigentlich militärisch seyn kann, — dem Aufwand von Zeit und Kosten entsprechen wird, den sie verursachen.

Es folgte am 17 März 1832 das Gesetz über Ablösungen und Gemeinheitstheilungen, womit zugleich der noch

zugleich die Eigenschaft einer Sparkasse für den Landmann annähme.

Dies sind die wichtigsten Gesetze, welche in neuerer Zeit in Sachsen erschienen sind. Wir bitten um Nachsicht, wenn wir, von der Sache fortgezogen, bei den neuesten etwas länger verweilt haben, als bei den früheren.

Fassen wir sie zusammen, so bemerken wir bald, daß die Grundelemente des Staates: Bauerschaften und Städte, Stände und Verwaltung, allesammt eine durchgreifende Erneuerung erfahren haben.

Wir sind weit entfernt, über den Werth oder Unwerth aller dieser Aenderungen absprechen zu wollen; auch sind sie noch nicht vollendet. Da die Steuerfreiheit der Rittergüter gegen eine noch zu ermittelnde Entschädigung aufgehoben wird, so bedarf man eines neuen Steuersystems. Man bereitet es vor. Noch einige andere Gesetze, hören wir, sind im Werke. Man sucht sich aller im Lande vorhandenen Fähigkeiten dazu zu bedienen. Bei der Eröffnung eines neuen statistischen Vereins in Dresden hob ein Minister hervor, diese Aufgabe bestehe unter andern auch darin, der Regierung, welche überall zu helfen bereit sey, durch geeignete Mittheilung zu Hülfe zu kommen. So wird man noch gar manchen Versuch zu machen, manche Arbeit zu vollenden haben, und es wird Erfahrungen kosten, ehe man zu dem Gefühl der Ruhe und Stetigkeit gelangt, welches eingelebte Verhältnisse gewähren.

Erinnern wir uns hiebei aber der Frage von der wir ausgingen, so können wir sie, deucht uns, ohne Schwierigkeit beantworten.

Es hat Unruhen in Sachsen gegeben. Stände sind versammelt und bedeutende Neuerungen gemacht worden; jedoch fehlt viel daran, daß man damit auf den Weg eigentlicher Umwälzung, welcher alles gefährdet, eingetreten wäre.

Man hat einmal große Rechnung gehalten; man hat Hand

schieben. Dem Verpflichteten bleibt in den meisten Fällen anheimgestellt, ob er Capital- oder Rentenzahlung vorziehe, bei Ablösung der Dienstbarkeiten kann auch Land abgetreten werden. Ungemessene Dienste können sowohl in dem Falle als außer dem Falle der Ablösung in gemessene verwandelt werden. Bei Ermittelung des Werthes der Baufrohnen werden nur die als Folge allmähligen Zeitverfalles nothwendig werdenden Ausbesserungen und Neubaue mit einem Abzug von zehn Procent in Anschlag gebracht, während dabei alle durch Feuer, Wasser, Krieg u. s. w. herbeigeführten Bauten ganz außer Ansatz geblieben sind. — Erbpachtgrundstücke können gegen Erhöhung des davon zu entrichtenden Canons um den 20sten Theil in gewöhnliche (nicht Erb-) Zinsgüter verwandelt, dieser Zins aber nur mit beiderseitiger Einstimmung abgelöst werden. An Erbzinsgrundstücken kann der Besitzer das volle Eigenthum dadurch erwerben, daß er eine Erhöhung des jährlichen Erbzinses um drei Procent übernimmt. Auch dieser Zins kann, aber nur wenn er in Naturalabentrichtungen, nicht wenn er in Geld besteht, auf einseitigen Antrag abgelöst werden. — Bei Ablösung der Lehnwaare ist die Zahl der Fälle vermindert; wo der Betrag der Lehnwaare nach dem Werthe des Grundstücks, wovon sie zu geben, sich richtet, werden zwanzig Procent vom Werthe des Grundstücks in Abrechnung gebracht. — Bei Ablösung der Dienstbarkeiten und Hutungsgerechtigkeiten wird die Durchschnittszahl des in den letzten zwölf Jahren aufgetriebenen Viehs angenommen.

Für die Ablösungen und übrigen Auseinandersetzungen besteht erstens eine Generalcommission (vier Räthe und ein Präsident vom Staate besoldet). Diese macht in einer öffentlichen Bekanntmachung eine Anzahl von Männern nahmhaft, die zur Uebernahme des Geschäfts geeignet und geneigt sind. Die Betheiligten sind jedoch bei ihren Vorschlägen auf die in diesem Verzeichnisse Genannten nicht beschränkt. Es kann, sofern alle Betheiligte beistimmen, auch der Gerichtsverwalter auf dem Gute, welches die Auseinandersetzung betrifft, vorgeschlagen werden.

Die auf die eine oder andere Weise gewählten Beamten, bilden die Specialcommission, in der Regel aus einem Rechts- und einem Wirthschaftsverständigen bestehend. Die Specialcommission arbeitet gebührenfrei und erhält Diäten.

Eine wesentliche Erleichterung für die Ausführung des Gesetzes scheint nun aber in der gleichzeitigen Errichtung einer Landrentenbank zu liegen; der Berechtigte tritt die Ablösungsrente dem Staate ab, um dagegen mit Innenlassung von zwei drittel Procent einen mit 3⅓ Procent zu Capital erhobenen Rentenbrief zu erhalten. Tritt zum Beispiel ein Berechtigter vier Thaler Rente der Rentenbank ab, so erhält er dafür einen mit 3⅓ Procent zu verzinsenden Rentenbrief, über den er dann willkürlich verfügen kann, während der Staat vom Verpflichteten die jährliche Rente von vier Thalern zu empfangen hat. Die übrigbleibenden ⅔ Procent sollen, insoweit sie nicht zur Deckung der Regierungskosten und der Verluste an verspäteten Rentenzahlungen und inexigibeln Resten zu verwenden sind, zur Bildung eines Tilgungsfondes angelegt werden, wodurch nach späterhin noch bekannt zu machenden Grundsätzen die successive Entlastung der verpflichteten Grundstücke von den darauf haftenden Renten bewirkt wird. Jedem Rentepflichtigen steht übrigens frei, nach vorhergegangener Anmeldung durch Baarzahlungen sein Rentencapital ganz oder zum Theil abzutragen.

Von den Rentenbriefen gilt alles, was die Gesetze über andere Sächsische Staatspapiere bestimmt haben. Da mit Nächstem die Sächsischen Steuer-Creditcassenscheine von vier auf drei Procent herabgesetzt werden sollen, so haben sogar die Rentenbriefinhaber einen um ⅓ Procent höheren Zinsengenuß zu beziehn.

Von dieser Landrentenbank verspricht man sich, daß sie den Sächsischen Landbau recht in die Höhe bringen werde. Den meisten Gütern fehlte es an einem gehörigen Betriebscapitale, um große, fruchtbringende Verbesserungen vornehmen zu können. Ueberweisen nun die Gutsbesitzer ihre Renten an die Rentenbank,

so können sie sowohl für solche Zwecke, als auch zur Bestreitung der durch die Ablösung verursachten Kosten der neuen Einrichtung (um mehr Pferde und das dazu nöthige Geschirr anzuschaffen, Ställe zu bauen u. dgl.) sich sogleich ein tüchtiges Capital auszahlen lassen. Ferner verschafft die Rentenbank der Ablösung einen festen Credit, und jeder Gutsbesitzer schreitet mit größerem Vertrauen zu derselben; indem ihm zur Sicherheit der Rente sämmtliche Bauergüter Sachsens als Hypothek eingesetzt sind.

Somit wird die große Billigkeit, mit welcher nach dem Sächsischen Gesetz die Dienste abgelöst werden, durch die Sicherheit, welche der Staat für Rente und Ablösungscapital gewährt, durch die Leichtigkeit über das ganze Capital sofort verfügen zu können, wiederum für den Berechtigten aufgewogen.

Wollte man die Sächsische Rentenbank mit dem Preußischen Pfandbriefsysteme vergleichen, so liegt allerdings auch dem Sächsischen Gesetz die Absicht mit zu Grunde, den Gutsbesitzer in seinem landwirthschaftlichen Gewerbe mit hinreichendem Capital zu unterstützen. Da aber nach dem Sächsischen Rentenbankgesetze neue Rentenbriefe jedesmal nur auf den Grund wirklich an die Bank überwiesener Renten ausgestellt werden, so hat dies System an sich mehr Garantie der Nothwendigkeit, auch kann ihm nicht die allzuweite Ausdehnung gegeben werden, welche bei den Preußischen Pfandbriefen oft nachtheilig gewirkt hat. Hievon abgesehen soll aber die Rentenbank nicht nur die Gutsbesitzer, sondern auch die bisherigen Fröhner unterstützen. Man wird nicht nur die etwanigen Ueberschüsse dieser Bank (herkommend von jenen $\frac{1}{2}$ Procent, welche sie erhält) zur allmäligen Tilgung der Rentenbriefe verwenden; es soll auch mit den Ständen noch in Zukunft über andere der Rentenbank zu verschaffende Tilgungsmittel Berathung gepflogen werden. Wir hören, der Plan gehe auch dahin, daß ein abgelöster Fröhner, welcher zum Beispiel statt jährlich 30 Thaler Rente 40 zahlt, nach einem gewissen Zeitraum ganz frei würde; wonach die Rentenbank

zugleich die Eigenschaft einer Sparkasse für den Landmann annähme.

Dies sind die wichtigsten Gesetze, welche in neuerer Zeit in Sachsen erschienen sind. Wir bitten um Nachsicht, wenn wir, von der Sache fortgezogen, bei den neuesten etwas länger verweilt haben, als bei den früheren.

Fassen wir sie zusammen, so bemerken wir bald, daß die Grundelemente des Staates: Bauerschaften und Städte, Stände und Verwaltung, allesammt eine durchgreifende Erneuerung erfahren haben.

Wir sind weit entfernt, über den Werth oder Unwerth aller dieser Aenderungen absprechen zu wollen; auch sind sie noch nicht vollendet. Da die Steuerfreiheit der Rittergüter gegen eine noch zu ermittelnde Entschädigung aufgehoben wird, so bedarf man eines neuen Steuersystems. Man bereitet es vor. Noch einige andere Gesetze, hören wir, sind im Werke. Man sucht sich aller im Lande vorhandenen Fähigkeiten dazu zu bedienen. Bei der Eröffnung eines neuen statistischen Vereins in Dresden hob ein Minister hervor, diese Aufgabe bestehe unter andern auch darin, der Regierung, welche überall zu helfen bereit sey, durch geeignete Mittheilung zu Hülfe zu kommen. So wird man noch gar manchen Versuch zu machen, manche Arbeit zu vollenden haben, und es wird Erfahrungen kosten, ehe man zu dem Gefühl der Ruhe und Stetigkeit gelangt, welches eingelebte Verhältnisse gewähren.

Erinnern wir uns hiebei aber der Frage von der wir ausgingen, so können wir sie, deucht uns, ohne Schwierigkeit beantworten.

Es hat Unruhen in Sachsen gegeben. Stände sind versammelt und bedeutende Neuerungen gemacht worden; jedoch fehlt viel daran, daß man damit auf den Weg eigentlicher Umwälzung, welcher alles gefährdet, eingetreten wäre.

Man hat einmal große Rechnung gehalten; man hat Hand

an die alten Mißbräuche gelegt; allein es war höchst nothwendig. Hierauf hat man, nicht selten nach erprobten Beispielen, die nächsten dringendsten Bedürfnisse zu erledigen gesucht, und den einmal vorhandenen Elementen des Staates wieder Raum verschafft, sich ihrer Natur gemäß zu entwickeln, ohne sich gerade darum den gefährlichen Doctrinen, welche das Jahrzehent beherrschen, in die Arme zu werfen. Man hat nur nachgeholt, was versäumt worden; die Grundlagen des Bestehenden hat man unerschüttert gelassen. Eine wohlthätig erwärmende Regsamkeit ist an die Stelle der alten Erstarrung getreten.

Es ist ein gutes Zeichen von dem gesunden Sinne unserer norddeutschen Landsleute, daß sie die ungesetzlichen Bewegungen zu erdrücken wissen, darauf aber ernstlich und besonnen an die Verbesserungen der Uebelstände gehn, welche dieselben veranlaßten.

Das preußische Zollwesen.

Vierzehn Jahre sind bereits verflossen, seit das preußische Steuergesetz vom 26 Mai 1818 ins Leben trat. Die Besteuerung des Verkehrs mit dem Auslande, deren Umfang und Formen es bestimmt, erschien nirgend lästig und unbillig, wo Preußens Gebiet von großen Staaten begrenzt wird, die längst von Zoll-Linien umschlossen waren, oder wo früher bereits das ältere preußische Zoll- und Accisesystem bestand. Die ganze Küstenstrecke von der Mündung der Peene bis zum Ausflusse des kurischen Hafs — die lange Grenze mit Rußland vom Ostseestrande bei Polangen bis an das Gebiet der neuen Republik Krakau — die seit achtzig Jahren unveränderte Grenze mit den östreichischen Staaten vom Einflusse der Przemza in die Weichsel bis zur Tafelfichte an den Marken der Oberlausitz — alle diese weiten Strecken mit ihren vielbesuchten Häfen und starkbefahrenen Handelsstraßen empfanden nur eine Erleichterung, als die zahlreichen Ein- und Ausfuhrverbote verschwanden, die hohen und schwankenden Steuersätze ermäßigt und festgestellt, die zahllosen Förmlichkeiten und Controlen vereinfacht wurden. Dieses Ereigniß war so wenig unerwartet, es erschien so ganz als die nothwendige, selbst vielleicht als die verspätete Frucht einer in den Stürmen der Zeit gereiften Regierungskunst, daß keine Verwunderung darüber laut

wurde, und selbst der Dank dafür nicht zum Worte kam. An der neuen Grenze des preußischen Staats in Süden und Westen, von Saargemünd in Lothringen bis an die Grafschaft Bentheim im Königreiche Hannover, trat den französischen und niederländischen Zoll-Linien, welche bald nach dem Friedensschlusse von 1815 gebildet wurden, erst im Herbste 1818 das neue preußische Zollsystem gegenüber: es erschien in dieser Stellung so wenig hart oder auch nur unbillig, daß vielmehr kein geringer Theil der Rheinländer auch in dieser Rücksicht einiger Zeit bedurfte, um die ungewohnte Milde der neuen Regierung von Schwäche unterscheiden zu lernen. Aber in den mehr als zwanzig deutschen Bundesstaaten, die zwischen der Hauptmasse des preußischen Staats und seinen westlichen Provinzen liegen, entstand eine bange Erwartung bei der ersten Kunde von dem neuen Zollgesetze, doch gemildert durch den Glauben, daß es unausführbar sey. Als jedoch dieser Glaube vor der Wirklichkeit zerrann, erscholl ein Schrei des Entsetzens: Zungen und Federn vereinigten sich, um diese Neuerung für den unerhörtesten Angriff auf die natürliche Freiheit des Verkehrs zu erklären. Je reicher an mannigfaltiger Bildung eben diese Gegend Deutschlands ist, und je lebendiger daselbst Wort und Schrift sich erheben; um desto wirksamer übertäubten die Aeußerungen, welchen sich ihre Bevölkerung überließ, jede Betrachtung aus allgemeineren Ansichten. Wär es auch bis dahin unmöglich geblieben, auf einem Boden, wo die Landeshoheit fast mit jeder Poststation und häufig öfter noch wechselt, Zoll-Linien zu bilden: so hätten doch die Wortführer sich erinnern sollen, daß alle große Staaten längst mit solchen Linien umgeben waren. Auch Preußen hatte seit mehr als einem Menschenalter die seinigen, und diese wurden nur vorgerückt, als die Grenzen des Staats sich erweiterten. Seine zerstreute Lage hatte ihm sogar lästigere Formen aufgenöthigt, als andere Regierungen bedurften; und es war eben ein wesentlicher Vorzug des neuen Zollgesetzes, daß es den Vortheil einer bessern

Begrenzung, die Preußen im letzten Frieden erhielt, im weitesten Umfange zur Vereinfachung seiner Steuerverfassung benutzte. Bis dahin war jede einzelne Stadt von besonderen Schranken umgeben, die zur Sicherstellung der Zölle und Verbrauchs-Abgaben dienten: aller Handel war in die Städte gewiesen, und nur mit Begleitscheinen der Accisеämter konnte selbst der Verkehr von Stadt zu Stadt betrieben werden. Dem neuen Zollsysteme genügt die Bewachung der äußeren Grenzen; der Verkehr im Innern ist frei, und jedes Gewerbe kann ebensowohl in Flecken und Dörfern, als in den Städten betrieben werden. Alle diese Befreiungen traten in demselben Augenblicke ein, wo die Lande zwischen der Elbe und Weser von den bittersten Klagen über den unerhörten und beispiellosen Druck des neuen preußischen Zollsystems wiederhallten, und Alles erlaubt erschien, was zur Vereitelung seiner Zwecke dienen konnte. Als diese Klagen fruchtlos blieben, diese Versuche zu widerstreben nur wirksamere Anordnungen hervorriefen, erschien ein Anschließen an dieses so bitter getadelte System anfangs als eine traurige Nothhülfe, später als ein Bedürfniß der Zeit, endlich vielleicht schon als ein wohlthätiger Fortschritt in der Regierungskunst. Indem die Meinung sich in dieser Richtung entwickelt, wächst die Nothwendigkeit, sich über Preußens Absichten bei der Aufstellung seines Zollsystems zu unterrichten. Sind diese Absichten nur solche, die jede Regierung hegen sollte; sind die Mittel, sie zu erreichen, verständig gewählt: so fördert jeder Nachbarstaat nur sein eignes Interesse, indem er durch Beitritt zu dem preußischen Zollsysteme sich die Vortheile desselben aneignet.

In der That ist die Absicht, Einkommen zu erheben oder zu sichern, ebensowohl die Grundlage der preußischen Zollgesetze, als jeder Steuerverordnung überhaupt. Einer sehr allgemeinen Erfahrung gemäß wird ein Beitrag von vier bis fünf Thalern jährlich von jedem Einwohner durchschnittlich erfordert, um die Kosten der öffentlichen Anstalten zur Aufrechthaltung des Kul-

unerfreuliches zu bestreiten, worin Deutschland sich dermalen befindet. Wo weniger gegeben zu werden scheint, liegt es nur darin, daß entweder die Regierung einen Theil der Erwerbsmittel des Landes eigenthümlich besitzt, und in der Form von Domänen und nutzbaren Regalien zur Gewinnung von Einkommen bewirthschaftet; oder daß Vieles, das auf öffentliche Kosten beschafft werden muß, nicht durch die Regierung unmittelbar, sondern durch Ortsgemeinen oder andere Corporationen besorgt wird. Sparcommissionen und ständische Berathungen erzielen wesentlich kein anderes Ergebniß: je genauer der öffentliche Bedarf erforscht wird, desto größer zeigt er sich; und die höchsten Abgaben bestehen eben in den Staaten, worin die Steuerbewilligung aus der Berathung von National-Repräsentanten hervorgeht. Daß die Ansichten über die Dringlichkeit oder Entbehrlichkeit einzelner Verwendungen öffentlicher Gelder verschieden sind, liegt in der Verschiedenheit der menschlichen Ansichten überhaupt: Regierungen werden eben sowohl, wie Hausväter, hier der Verschwendung, dort der Knickerei beschuldigt. Jede Regierung hat das unverkennbarste Interesse, den möglichst höchsten Grad von Sicherheit, Kraft, Würde und Annehmlichkeit des Lebens mit dem möglichst mindesten Aufwand zu verschaffen: der Verstand und der gute Wille, womit der Erfüllung dieser Aufgabe nachgestrebt wird, muß in der Nation selbst seyn, woraus die Regiernng ihre Diener zu Rath und That entnimmt, und worin alles Gedeihen der öffentlichen Angelegenheiten nicht minder von dem Verstande und der Redlichkeit, womit die Gesetze befolgt werden, als von der Einsicht und dem Wohlwollen abhängt, womit sie gegeben wurden. Wäre wahrhafte Bildung so ganz allgemein, daß jeder Hausvater die Nothwendigkeit erkennt, seinen Beitrag zur Unterhaltung der Anstalten, worauf die Möglichkeit des Zusammenlebens in rechtlichen und sittlichen Verhältnissen, die Möglichkeit alles sichern Erwerbes und Genusses beruht, eben so bereitwillig und unerläßlich zu leisten, als er den Aufwand für Nahrung, Woh-

des britischen Reichs große Massen von tropischen und südeuropäischen Erzeugnissen verzehrt, als indischen Rohrzucker, Thee, Kaffee, Gewürze, Wein, Tabak, Oliven- und Palm-Oel, Rosinen und Orangen, werden auch diese beim Eingange versteuert werden müssen.

Im preußischen Staate sind nur die Bereitung von gegohrnen Getränken mittelst der Destillation, oder mittelst der Infusion von Braumalz, die Erzeugung von Most aus Trauben, der Anbau von Tabak und die Bereitung von Kochsalz Gegenstände einer allgemeinen Besteurung: die Zoll-Linie muß nun verhüten, daß gleichnamige Erzeugnisse vom Auslande zum Nachtheile dieser inländischen Steuern unbelastet eingehn. Auch im preußischen Staate ist der Verbrauch von tropischen und südeuropäischen Erzeugnissen beträchtlich, wenn auch verhältnißmäßig gegen die Volkszahl in viel geringerem Maaße, als im britischen Reich: daher die Besteurung des Zuckers und Syrops, des Kaffees, Kakaos und Thees, der Gewürze, der Rosinen, Korinthen, Orangen und andrer Südfrüchte. Wein und Tabak vom Auslande eingehend, sind sogar in beiden Beziehungen wichtige Besteurungs-Gegenstände. Die preußische Regierung erhebt von dem Salzverbrauche jetzt beinahe fünf Millionen, von der Branntweinbereitung etwa $4\frac{1}{3}$, von dem Braumalze $1\frac{1}{3}$, vom inländischen Wein- und Tabaksbaue kaum $\frac{1}{3}$, von diesen Artikeln zusammen also gegen eilf Millionen Thaler: die Möglichkeit dieser Hebung beruht ebensowohl auf der Umgebung des Staats mit Zoll-Linien, als die Einnahme von Einfuhrabgaben auf ausländische Erzeugnisse, die bei weitem dem größten Theile nach vom Zucker nebst Syrop, Wein nebst Rum und Franzbranntwein, Kaffee und Tabaksblättern aufkommt.

Das Einkommen, welches durch die Aufstellung von Zoll-Linien an den Grenzen gewonnen und gesichert wird, ist also keinesweges bloß auf den Ertrag der Einfuhrabgaben beschränkt: ein Staat, der gar keiner ausländischen Genußmittel bedürfte,

hen auf das Fünffache zu erhöhen, und mithin die gänzliche Unausführbarkeit des Gedankens, ein Erheben monatlicher fester Beiträge aller Hausväter an die Stelle des gesammten Steuerwesens zu setzen, liegt bei weitem mehr in den Verhältnissen der gebildeten Stände, als in der Stellung der großen Masse des Volks. Daß die Schaar der Handarbeiter in arbeitsfähigem Zustande erhalten werde, ist ein allgemeines Bedürfniß, weil das Einkommen der Nation wesentlich auf dem Erfolge ihrer Arbeit beruht. Ist derjenige Theil der Frucht ihrer Arbeit, der ihr unter der Benennung „Arbeitslohn" überlassen wird, zu gering, um davon zu bestehn: so muß der fehlende Bedarf unter der Benennung „Almosen" zugeschossen werden. Wie sehr eine solche Vertheilung aber auch die Abhängigkeit der niedern Stände vermehrt, und den höhern mithin die Leitung derselben scheinbar wenigstens erleichtert: so ist es dennoch eine sehr schlechte Politik, die Leitung der großen Masse des Volks lieber auf die Noth, als auf eine Bildung zu gründen, die Verstand und Sittlichkeit auch in diesem Kreise erzeugt. Abgesehen von den höchst ernsten und folgereichen Betrachtungen, welche von dieser Ansicht aus überhaupt sich aufdringen, mag hier nur zur Erwägung anheim gegeben werden, daß die große Mehrzahl der rechtlichen und fleißigen Handarbeiterfamilien in den gebildetern und wohlhabendern Gegenden Deutschlands sehr bereit seyn dürfte, wöchentlich einen Viertel-Thaler zur Unterhaltung einer Anstalt zu zahlen, die ihr einen wöchentlichen Arbeitslohn von drei Thalern für diejenigen Arbeiten sicherte, welche von sämmtlichen Familiengliedern zusammengenommen, die Woche durch mit einer Anstrengung erzeugt werden, wobei Ausdauer, Gefühl des Wohlseyns, und Erinnerung, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe, noch möglich bleibt. Man versuche zu Marktpreisen zu veranschlagen, was eine Handarbeiterfamilie, im Durchschnitte aus fünf Personen bestehend, an Erzeugnissen und Diensten, woher und in welcher Gestalt sie dieselben sich verschafft, würklich zum noth-

einbringt, ist eine Kleinigkeit: denn Niemand wird auch nur eine Spazierfahrt ins nahe Ausland unternehmen, um etwan einige Groschen Eingangsgebühr zu ersparen. Blieben aber principienmäßig Einfuhren zum eignen Bedarf unversteuert, so würden sich bald an den Grenzen Speculanten niederlassen, die sich zum lohnenden Geschäfte machten, in stündlich wiederholtem Verkehr große Massen in Viertelzentnern vertheilt einzuführen. So entsteht die Nothwendigkeit eines kleinlichen Verfahrens, das die Regierungen eben so sehr als den rechtlichen Verkehr belästigt.

Vor Allem aber sind es die Selbstsucht und der Brotneid der Gewerbtreibenden aller Art und im weitesten Umfange des Worts, die bei dem zeitigen Kulturstande dem Zollwesen Maaßregeln beimischen, welche demselben eben so sehr im Grundsatze entgegen, als sie der Ausführung hinderlich sind — Maaßregeln, welcher noch keine Regierung sich hat entziehen können, so wenig auch einer derselben ihre Verderblichkeit unbekannt bleiben mochte.

Offenbar liegt ein Widerspruch darin, einer Anstalt, deren Zweck es ist, Einkommen zu schaffen, die Erhebung von Steuern aufzutragen, deren Zweck um so mehr verfehlt wird, je mehr sie würkliches Einkommen gewähren. Gleichwohl ist es so gewöhnlich, das Zollwesen in einen solchen Widerspruch zu verwickeln, daß endlich der eigentliche Zweck desselben von denjenigen selbst verkannt werden konnte, welche besonders gründlich darüber zu urtheilen vermeinen. Der Grundherr sucht eine Erhöhung seiner Bodenrente durch eine künstliche Erhöhung des Preises der Bodenerzeugnisse zu erreichen. Je weniger Kapital, Einsicht und Aufmerksamkeit er besitzt, um dem Boden reichere Ernten abzugewinnen, die Kulturarbeiten fruchtbarer, die Transporte wohlfeiler zu machen, um desto mehr ist er bestrebt, fremde Zufuhren abzuhalten: seine dringenden Vorstellungen können nicht leicht gänzlich zurückgewiesen werden. Hat er auch im preußischen Staate der Regierung keine brittische Kornbill, keine französische,

keit eines solchen Zustandes als ein Morgentraum unerfahrner Jugend erscheint, obwohl der Verfasser dieses Aufsatzes ihn im 68sten Jahre eines mannigfaltig bewegten Lebens träumte.

In welchem Maaße schwierig es ist, auf direktem Wege durch feste Beiträge erhebliche Summen von den höhern Klassen der Gesellschaft aufzubringen, geht daraus hervor, daß die drei ersten Abtheilungen der preußischen Klassensteuer nur vier Prozent oder $\frac{1}{25}$ des ganzen Ertrages dieser Steuer entrichten, obwohl die Sätze von 12 — 8 und 4 Thälern monatlich wahrlich nicht zu niedrig erscheinen können, und obwohl wahrscheinlichst zu viel, gewiß aber nicht zu wenig Familien in diese höchsten Steuerabtheilungen versetzt worden sind. Solchergestalt wird den Regierungen die ihnen höchst lästige Nothwendigkeit aufgedrungen, auf indirektem Wege, vornehmlich durch Verbrauchs-Steuer, den größten Theil des öffentlichen Bedarfs herbeizuschaffen; und zwar in solchem Maaße, daß die ausgebildetsten Steuersysteme, das britische, das niederländische, das der nordamerikanischen Freistaaten, gerade diejenigen sind, die bei weitem den größten Theil des Staats-Einkommens durch indirekte, namentlich Verbrauch-Steuern aufbringen. Aber ein solches Steuersystem ist aus einem zwiefachen Grunde nur mittelst einer Umschließung des Steuergebiets durch Zoll-Linien auszuführen: erstens nemlich, damit nicht unversteuert vom Auslande eingeführt werde, was einer Steuer unterliegt, wenn es im Inlande erzeugt wird; und zweitens, weil einige Gegenstände des allgemeinsten Verbrauchs, die sich vorzüglich zur Besteurung eignen, ganz oder doch größtentheils ausländischen Ursprungs sind. So lange die britische Regierung alles besteuert, was im Lande nur im Großen mit Vortheil erzeugt werden kann, wie Bier, Branntwein, gedruckte Zeuge, Leder, Papier, Glas, Seife, Dach- und Mauerziegel; so lange dürfen auch die gleichnamigen ausländischen Erzeugnisse nicht eingebracht werden, ohne mindestens eine gleich hohe Steuer zu zahlen: und so lange die wohlhabende Bevölkerung

einbringt, ist eine Kleinigkeit: denn Niemand wird auch nur eine Spazierfahrt ins nahe Ausland unternehmen, um etwan einige Groschen Eingangsgebühr zu ersparen. Blieben aber principienmäßig Einfuhren zum eignen Bedarf unversteuert, so würden sich bald an den Grenzen Speculanten niederlassen, die sich zum lohnenden Geschäfte machten, in stündlich wiederholtem Verkehr große Massen in Viertelzentnern vertheilt einzuführen. So entsteht die Nothwendigkeit eines kleinlichen Verfahrens, das die Regierungen eben so sehr als den rechtlichen Verkehr belästigt.

Vor Allem aber sind es die Selbstsucht und der Brotneid der Gewerbtreibenden aller Art und im weitesten Umfange des Worts, die bei dem zeitigen Kulturstande dem Zollwesen Maaßregeln beimischen, welche demselben eben so sehr im Grundsatze entgegen, als sie der Ausführung hinderlich sind — Maaßregeln, welcher noch keine Regierung sich hat entziehen können, so wenig auch einer derselben ihre Verderblichkeit unbekannt bleiben mochte.

Offenbar liegt ein Widerspruch darin, einer Anstalt, deren Zweck es ist, Einkommen zu schaffen, die Erhebung von Steuern aufzutragen, deren Zweck um so mehr verfehlt wird, je mehr sie wärkliches Einkommen gewähren. Gleichwohl ist es so gewöhnlich, das Zollwesen in einen solchen Widerspruch zu verwickeln, daß endlich der eigentliche Zweck desselben von denjenigen selbst verkannt werden konnte, welche besonders gründlich darüber zu urtheilen vermeinen. Der Grundherr sucht eine Erhöhung seiner Bodenrente durch eine künstliche Erhöhung des Preises der Bodenerzeugnisse zu erreichen. Je weniger Kapital, Einsicht und Aufmerksamkeit er besitzt, um dem Boden reichere Ernten abzugewinnen, die Kulturarbeiten fruchtbarer, die Transporte wohlfeiler zu machen, um desto mehr ist er bestrebt, fremde Zufuhren abzuhalten: seine dringenden Vorstellungen können nicht leicht gänzlich zurückgewiesen werden. Hat er auch im preußischen Staate der Regierung keine brittische Kornbill, keine französische,

kaum erschwingliche Besteuerung der fremden Einfuhr von Getreide und Schlachtvieh entlocken können: so hat dieselbe sich doch einer mäßigen Besteuerung der eingehenden rohen Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht zur Erschwerung der ausländischen Mitbewerbung nicht zu entziehen vermocht. Der Fabrikunternehmer sucht theils dem Ausländer den Ankauf des inländischen Materials zu verkümmern, theils demselben den Absatz seiner Fabrikate auf den inländischen Markt zu erschweren. Haben seine Vorstellungen auch die preußische Regierung nicht zu Aus- und Einfuhr-Verboten oder gleich Verboten würkenden Besteurungen bewegen können: so hat doch eine Ausfuhrabgabe auf Wolle und Lumpen, eine Einfuhrabgabe auf fast alle ausländischen Fabrikate von ohngefähr 8 bis 12 Prozent des Werths bewilligt werden müssen, wenn nicht eine Entmuthigung durch den Glauben entstehen sollte, daß die Regierung gar nichts zum Schutze der inländischen Fabrikation thun wolle. Hieraus sind allerdings wesentliche Uebelstände hervorgegangen. Zunächst eine Belastung des Verkehrs mit vielen Natur- und Kunst-Erzeugnissen, die füglich steuerfrei hätten bleiben können, wenn es möglich gewesen wäre, den Grundsatz festzuhalten: daß nur, was erhebliche Einnahmen bringt, mit Einfuhrabgaben zu belegen, die Ausfuhr aber überhaupt frei zu lassen sey. Sodann die Nothwendigkeit, auf gewisse Waaren Zollsätze anzunehmen, welche das Maaß von vier und sechs Thalern auf den Zentner, wobei der Schleichhandel wenig Aufmunterung findet, weit übersteigen. Für einen Zentner Seidenwaaren, der zwölf hundert bis funfzehnhundert Thaler werth ist, konnten nicht weniger als hundert Thaler Einfuhrabgabe gefordert werden, wenn die Vertheurung der ausländischen Seidenzeuge erheblich genug seyn sollte, um die Wahl der Käufer auf inländische Fabrikate zu lenken. Dasselbe gilt verhältnißmäßig von baumwollenen Geweben, die mit funfzig Thalern vom Zentner besteuert sind. Haben Zollsätze von solcher Höhe erst Veranlassung gegeben, ein förmliches Schleichhändlergewerbe auf

samen Anstalten nur auf ein Erringen von Handelsvortheilen, nur auf ein Erschleichen von Uebergewicht im Verkehr angesehen sey; und um so fester werden die deutschen Zollvereine auf der unerschütterlichen Grundlage des Staatszweckes ruhen, der die höchste Entwickelung aller Kräfte, welche die göttliche Weisheit in das Menschengeschlecht legte, durch solche Anstalten beabsichtigt, die nur durch die Macht der Mittel möglich sind, welche großen wohlgeordneten Massen inwohnen. So gewiß die einzig feste Grundlage aller echten Politik das lebendige Erkennen und unumwundene Bekennen der ewigen Wahrheit ist, die Würde der menschlichen Natur gestattet nicht, daß ein Mensch Mittel für fremde Zwecke werde; so gewiß eine Verbindung von Menschen zu einem Zwecke nur dann den geheiligten Namen eines Staats verdient, wenn die Wohlfahrt aller Einzelnen der Zweck aller öffentlichen Ordnung ist; so gewiß alles Unterordnen, der Gehorsam des Kindes gegen die Eltern, des Dieners gegen die Herrschaft, des Unterthanen gegen die Regierung seinen rechtlichen Grund nur darin haben kann, daß die wahre Wohlfahrt des Untergeordneten seiner besondern Persönlichkeit nach, des Kindes, des Dieners, des Unterthanen eben am kräftigsten durch solchen Gehorsam gefördert werde; so gewiß endlich die eigne lebendige Ueberzeugung das einzige Mittel ist, die Vergeudung der Kräfte zu vermeiden, welche die Gewalt im Widerstande und Zwange, im unrechtlichen Fordern und unrechtlichen Versagen unnütz verzehrt, und ihrer edlern Bestimmung entzieht: so gewiß ist es auch, daß die Steuersysteme nicht das Werk einer Willkür der Regierungen, sondern das Ergebniß der Bedürfnisse und der Bildungsstufe der Völker sind. Es ist nichts Willkürliches in dem Betrage der Mittel, welche aufgewandt werden müssen, um den Kulturstand des Staats aufrecht zu erhalten und naturgemäß fortschreiten zu lassen: je weiter die Bildung sich schon entfaltet hat, desto schneller strafen

sich selbst alle Irrthümer und alle Leidenschaften, welche das richtige Maaß hierin verfehlen; die Verschwendung wird ohnmächtig, und die Kargheit widerstrebt vergebens dem Bedürfnisse. Es ist nichts Willkürliches in der Wahl der Anstalten, wodurch der öffentliche Bedarf aufgebracht wird: wie weit auch die Meinung umherschweift, die schlechten Erfolge eitler Versuche nöthigen bald in die engen Schranken zurück, welche das Vermögen und die Gesinnung der Steuerpflichtigen den Steuersystemen anweist. Es ist eben deshalb auch nichts Willkürliches in den Steuervereinen, welche jetzt den größten Theil der deutschen Regierungen beschäftigen: ihre Zeit ist gekommen. Wird das Bedürfniß der Zeit auch hierin nicht überall gleich schnell und gleich klar erkannt: so darf das Vertrauen auf den vollständigen Sieg der bessern Ueberzeugungen darum doch nirgend sinken. Keiner Regierung entgeht, wie sehr aller Segen ihres Waltens und Würkens auf der Masse geistiger und sittlicher Kräfte beruht, worüber sie zu gebieten vermag. Ihre Ueberlegenheit an Mitteln, sich des Beistandes solcher Kräfte zu versichern, und die natürliche Neigung aller wahrhaft großen und edeln Menschen, ihre Gaben der größten und edelsten aller irdischen Anstalten, dem Staate, zu widmen, welche dem Bedürfnisse der Regierungen hierin entgegenkommt, berechtigen überhaupt zu der Annahme, daß die Mängel im Steuerwesen, wie in allen öffentlichen Angelegenheiten, sehr viel seltner aus einem Mangel an Einsicht oder Thätigkeit der Regierungen, als aus der Nothwendigkeit hervorgehen, den Vorurtheilen der Selbstsucht und der Unwissenheit der verschiedenen Stände der Nation Zeit und Raum zur bessern Belehrung und zur Veredlung der Ansichten und Neigungen zu lassen. Je mehr der öffentlichen Rechtlichkeit vertraut werden kann, desto weniger bedarf es der Aufsicht und des Zwanges: je richtiger die große Mehrheit aller Klassen der Nation die Wohlthätigkeit der öffentlichen Anstalten und den unvermeidlichen Aufwand für die-

selben würdigt, und je williger demnach die nothwendigen Beiträge dazu geleistet werden; desto weniger bedarf es künstlicher Formen, um diese Beiträge möglichst unmerklich zu erheben. Das Wachsthum an Einsicht und Gesittung, das Emporheben der Nation zu einer höhern Bildungsstufe, ist auch die wirksamste und nachhaltigste aller Steuerverbesserungen.

H.

Auszüge
aus italienischen Flugschriften.

Gern trüge ich etwas anderes aus Italien vor; — ich spräche gerne von irgend einem jener kostbaren Denkmale der vergangenen großen Jahrhunderte, an denen dieser Boden so reich ist; ich erneuerte gern einen bedeutenden Moment seiner früheren Geschichte, in welchem Leben und frischer Athem der Menschheit wäre; — statt dessen sehe ich mich verurtheilt, von einer farblosen Gegenwart zu handeln, und von italienischen Flugschriften Bericht zu erstatten.

Läßt sich von denen wohl viel Besonderes erwarten?

Man dürfte sagen, daß doch dies Land die merkwürdigsten und mannigfaltigsten politischen Bildungen hervorgebracht, daß es auch die Speculation über die Politik in modernen Zeiten zuerst wieder erneuert habe: warum sollte es nicht bei so starken Bewegungen, wie es vor dem Jahre erlebte, aufs neue auch in dieser Richtung eigenthümlichen Geist haben offenbaren können?

Es ließe sich denken, wenn uns nicht das Schicksal der italienischen Literatur in den letzten Jahrzehenten überhaupt bekannt wäre.

Gewiß; sie hatte eine Periode der Erschlaffung und Verbildung, der falschen Formen, bereits wieder überwunden; seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts thaten sich in allen Fächern

Männer vom ersten Range hervor, die jeder Hauptstadt, von Venedig bis Palermo, ihren eigenthümlichen Glanz gaben; es war nicht allein Studium und Talent; mit innerlicher Arbeit rissen sich die Geister von dem Gewohnten los, eröffneten sich neue Bahnen und näherten sich den reinen Formen; — als die Revolution in Frankreich ausbrach und alle Nachbarn mit einer Explosion der rohen Kräfte bedrohte. Lange Zeit fürchtete man nichts. Als der Krieg schon ausgebrochen, glaubte man sich noch ungefährdet. Wer erinnert sich nicht der schönen Stelle der Bas-villiana von Monti, wo er den Cherub beschreibt, der schützend über St. Peter zu Rom sitze; „mit dem Schwerte, dessen Glanz die Nacht durchbricht, mit dem Schilde, das den Vatican überschattet, wie ein Adler, der seine Jungen unter großen Fittigen vor dem Sturme schützt." Aber dieser Sturm war ihm allzustark; weder Italien, noch auch Rom vermochte er zu retten. Religion und Staat wurden zugleich umgestürzt; wie hätte sich die Literatur in ihrer nationalen Bahn erhalten können? Die lebendige Generation ward vom Schwerte gemähet: wie dort in Neapel die ganze Schule des Genovesi; oder von den Jahren hingerafft, oder verjagt, oder in ihrer besten Kraft gebrochen. „Seitdem ist meine Seele blind und öde mein Herz" sagt Ugo Foscolo. Der männliche Schwung ihrer Seelen ward ihnen in bittern Ingrimm verkehrt. Die geistige Gewalt, welche den Staat umschuf, überwältigte allmählig auch die Literatur mit fremden Elementen. In Italien, das gewiß den Glanz seines Namens, den Ruhm der Gegenwart liebt, wird man nicht leicht Jemanden finden, dem die Vergleichung der Jahre unmittelbar vor der Revolution mit dem heutigen Tage nicht peinlich wäre.

So können wir uns denn von den flüchtigen Hervorbringungen der Politik, die, wie natürlich, noch mehr als andere Zweige die Einwirkung der Franzosen erfuhr, nicht viel ver-

sprechen. Wenn wir sie dennoch zur Betrachtung heranziehen, so geschieht es besonders aus einem anderen Grunde.

Wir nehmen so viel Antheil an der Vergangenheit dieses Volkes, daß uns schon darum seine Gegenwart nicht gleichgültig seyn kann. Von den Zeitungen mittelmäßig oder schlecht unterrichtet, greifen wir nach diesen Schriften, die doch der unmittelbare Ausdruck jener Tage sind, in der Hoffnung dem Innern der Ereignisse etwas näher zu treten.

Wie sie vor mir liegen, möchte ich sie in Bezug auf die Begebenheiten des Februar und März 1831 nach den Kategorien des Vor, Während und Nach in drei Classen eintheilen. Es giebt einige, die auf eine gewisse Wirkung berechnet, und die Gesinnung von der sie voll, auszubreiten bestimmt sind; andere die uns einen Blick in die Getriebe der ephemeren Regierung eröffnen; noch andere, welche den nachgebliebenen Eindruck darstellen.

Gehen wir unverzüglich an den Versuch, den wesentlichen Inhalt jeder dieser Classen zu ermitteln.

I.

Assicurazioni sull' avvenire d'Italia di D. V. Forlì 1831.

Es ist immer gesagt worden, daß die Bewegung früher ausbrach als man wollte. Diese kleine Schrift sollte, wie uns die Rückseite des Titels belehrt, 14 Tage „vor der glorreichen Revolution von Modena, Bologna und Romagna" erscheinen, sie sollte dieselbe vorbereiten. Es ist nicht unmerkwürdig, wie der Autor dies angreift und wohin sein vornehmstes Absehen geht.

Er gesteht zu, Italien sey das vorige Mal nicht durch eine nationale einmüthige Bewegung republikanisirt worden: es habe seine Revolution von außen her empfangen. Den Fahnen der Freiheit sey man entgegengegangen, nicht um sie zu begrüßen,

fürchten und sich ihnen zu widersetzen; dazu habe der Adel mit seinem Gelde, die Priesterschaft mit dem Kreuze beigetragen.

Allein wie ganz anders sey das jetzt. Jedermann habe die Discussionen der periodischen Blätter zu lesen die schöne Neigung entwickelt, und wer minder wißbegierig gewesen, dem sey der Inhalt derselben von den andern mitgetheilt worden; — so sey nun die Jugend sehr aufgeklärt, sie habe ihren alten Zerstreuungen abgesagt, studire die Bürgerpflichten und übe sich in den Waffen; sie corrigire die Fehler ihrer bejahrten Väter, welche freilich noch voller Vorurtheile; auch der Handwerker und Bürger sey seiner Würde gewahr geworden, und lese die Blätter; der Adel sondere sich nicht mehr ab; die Truppen seyen entweder napoleonisch oder doch patriotisch; Priester und Mönche selbst seyen tolerant geworden und zwar nicht durch Corruption, wie man vorgebe, sondern durch Civilisation.

Es ist die wohlbekannte Lehre, nicht von der Richtigkeit, sondern von der Ausbreitung und unwiderstehlichen Gewalt der neuen Doctrinen. Etwas wahres ist ohne Zweifel daran. Zwar sagt der Autor selbst, es gebe auch eine entgegengesetzte Partei: wie hart es ihm immer ankomme dies zu bekennen, so lasse es sich doch nicht läugnen; allein im Jahre 1831 werde diese Partei keinen Widerstand zu leisten wagen.

Wie aber will er nun mit alle dem die Revolution vorbereiten und befördern?

Er läßt uns nicht zweifelhaft.

Nachdem die Revolution schon einmal Italien so viel gekostet, so ist es kein Wunder, wenn die ruhigen und friedlichen Einwohner jeden Anfang einer neuen Bewegung fürchten. Die Göttin, welche einige dieser Staaten zusammenhält, ist vielleicht mehr die Furcht als die Anhänglichkeit, mehr die Besorgniß vor einer schlimmen Zukunft als eine entschiedene Neigung zu dem Bestehenden. Diese Furcht sucht der Autor, wie er selbst sagt, „mit sehr klüglichem Plane“ zu besprechen.

Er versichert, nur aus jenem Widerstande seyen das vorige Mal auch die Gräuel hervorgegangen; jetzt da jener gehoben sey, da alles übereinstimme, werde es auch diese nicht mehr geben. Niemand dürfe fürchten, seines Reichthums, seiner Stellen beraubt zu werden; der Adel werde seine Güter gesichert sehen und eine Vertretung in der Regierung empfangen; den Neutralen solle nichts widerfahren.

Er überläßt sich dann den gewöhnlichen Träumen von einer Rückkehr der antiken Zeit, in der freilich auch die Scävolas nicht fehlen sollen.

Discorso intorno al governo costituzionale per istruzione di quelli che non sono versati nelle scienze politiche. Bologna anno I della libertà.

Eben jene Lehren von der Volkssouveränetät und den verschiedenen Gewalten, die uns nun so oft gepredigt worden sind. Hieran ist nichts besonderes. Eigenthümlich finde ich nur die Anknüpfung derselben an die Prinzipien der Religion.

„Es giebt Einige", beginnt der Autor, „die sich den Reformatoren der Staaten widersetzen, in Erinnerung an den Grundsatz, daß alle Gewalt von Gott komme. Sie schließen daraus, daß die Beschränkung des Regenten eben so viel sey, als dem göttlichen Willen widerstreben". Alle diese bittet er sich auf ihre Meinung nicht zu verlassen, sondern zu erwägen was er gleich sagen werde.

Was ist es aber das er sagt?

„Ich behaupte zuerst, daß die legitime Gewalt unläugbar von Gott kommt: denn Gott, der Höchste und Beste, will das Wohl der Menschen. Er will ohne Zweifel die Gesetze, welche die menschlichen Handlungen beherrschen; indem er sie will, will er auch die Gewalt, durch welche sie bekannt gemacht und ausgeführt werden".

Bei diesem Anfang wird man neugierig, wie der Autor zur Nothwendigkeit des constitutionellen oder des republikanischen

Systems, zur Zulässigkeit von Revolutionen gelangen will. Er macht es sich nicht eben schwer.

„Die höchste Gewalt", sagt er, „kommt von Gott. Aber das, was von Gott kommt, dient zum Nutzen der Menschen. Da nun der Nutzen der Menschen erfordert, daß ein jeder die Freiheit habe, seinen Bedürfnissen zu genügen, so ist es unerläßlich, daß es Gesetze gebe, welche von der menschlichen Natur und von den Umständen, in denen sich ein Volk befindet, hergeleitet sind. Diese Gesetze aber erfordern gesetzgebende, richterliche Gewalt, u. s. w."

Auf diese Weise konnte denn freilich auch Gemeinschaft der Güter, oder was man sonst belieben mochte, deducirt werden.

An sich wäre das der Erwähnung kaum werth.

Allein wenn auf der einen Seite die Furcht vor dem allgemeinen Ruin, wo möglich, weggeräumt werden mußte, so zeigt sich in dieser Schrift, daß man auf der andern auch die Scrupel der Religiösen und Frommen, welche noch an der Lehre von dem göttlichen Rechte festhielten, so gut man konnte zu beruhigen fand.

Lettera di un sacerdote dell' Emilia sugli avvenimenti politici dello stato pontificio nel febraro del 1831. Bologna.

Schreiben eines Landpfarrers an seinen Amtsbruder. Man höre ein paar Stellen.

„Hatten wir kleinen Priester, heißt es darin, die wir des Tages Last und Hitze tragen, uns vielleicht über das Glück und Vermögen der größern zu freuen? Was hatten wir davon? Größere Unterdrückung. Du warst einer Inquisition unterworfen, die dich insgeheim verdammte in Folge der Anklagen eines heimlichen Feindes, gegen den du dich nicht wehren konntest, da du ihn nicht kanntest. Du wurdest bei dem Antritt deines Amtes mit Taxen beschwert und während die großen Priester die Regierung hatten, schloß man dich vom Communalrath aus. Ich will dir gestehen, daß mir nichts drückender ist, als der Haß und

die Beschämung, in welche wir armen Priester durch die Irrthümer der geistlichen Regierung fielen. Das Volk, welches wenig nachdenkt, verknüpfte die Idee von der Regierung mit der Idee des Priesters. Ja, was noch mehr, dies setzt die Religion selbst außer Credit."

Es ist dies, wie wir sehen, eine Stimme aus der Mitte der Priesterschaft selbst, die sich gegen das Regiment der Priester erklärt.

„Ich bin überzeugt", ruft der Autor aus, „daß es sehr nützlich seyn würde, wenn der Papst diese verhaßte weltliche Herrschaft fahren lassen wollte. Sie ist nur ein Stein des Anstoßes und läuft seinem wahren Interesse entgegen." Diese geistliche Herrschaft greift er ganz ernstlich an: er versäumt nicht, dem Amtsbruder eine lange Reihe von Stellen aus Gregorius Magnus, Gelasius, Sinesius und wie sie alle heißen, die dawider zeugen sollen, vorzulegen.

„Und welche Vortheile", fährt er fort, „hatte das Land von der vorigen Regierung? Starke Taxen, Luxus der Cardinäle, Armuth des Volkes. Bist du so fremd in Israel, um unsere herrlichen Tarife, die ewigen Prozesse, die schamlosen Administrationen, die Verschwendung von Pensionen an Leute ohne Verdienst, den Handel mit einträglichen Stellen nicht zu kennen"? Er findet, daß man Gott ehre, wenn man die Regierung durch politische Reform zu verbessern suche; die Pflicht der Priester sey es jetzt, sich als gute Bürger zu zeigen, Ordnung und Eintracht zu befördern. „Seyen wir gelehrig", schließt er, „so weit es uns unser Gewissen erlaubt."

- Nein! von besonderm politischen Geist ist in diesen Schriften nicht die Rede. Am geschicktesten und angemessensten ist noch der Brief des Priesters; sonst ist alles ein schwaches Echo jener französischen Blätter, denen die Italiener ihre politische Bildung zu verdanken bekennen.

Nicht sowohl was sie sagen ist merkwürdig als warum sie es sagen.

Diese drei Schriften sind auf drei Classen von Einwohnern berechnet.

Einer der wirksamsten Stände in der Christenheit, namentlich der katholischen, wird immer die niedere Geistlichkeit seyn. Es sollte scheinen, als hätte sie besonders in dem Kirchenstaate, wo die oberste Gewalt in den Händen der höheren Priesterschaft liegt, ein und das nämliche Interesse mit dieser. Wir sehen indeß, wie gerade an dies Verhältniß sich der Gegensatz knüpft, den man ihr zum Bewußtseyn zu bringen sucht.

Eine große Masse bilden allemal die friedlichen Bürger, die vor allen Dingen die Ruhe zu behaupten wünschen. Sie verdienen nicht sowohl wegen innerer Energie, als wegen jener unberechenbaren Kraft des Widerstandes, der in der Theilnahmlosigkeit liegt, alle Rücksicht.

Hierzu kommen Diejenigen, die aus religiösen Prinzipien an dem göttlichen Rechte festhalten: um so zahlreicher und fester, je wirksamer sich der Einfluß der Geistlichen erhalten hat.

Wenn man nun vorzugsweise diese Classen zu bearbeiten sucht, so läßt sich schließen, daß in ihnen der vornehmste Widerstand war, den man erwartete. Es fragt sich nur ob man stark genug war ihn zu brechen.

Dabei versteht sich jedoch, daß die eigentliche Bewegung von einer andern Seite her ausgehen mußte, die wir nun ins Auge zu fassen haben.

II.

Man findet in Rom, Venedig und andern italienischen Städten die Sammlungen der revolutionären Gesetze von der ersten Invasion; Sammlungen ephemerer Staatsweisheit: gelingende Zerstörung, mißlingende Hervorbringung. Niemand sieht sie mehr an, sie sind mit tiefer Verachtung belegt.

So kurze Zeit die Regierung von Bologna bestand, so hat sie doch zu einer ähnlichen Sammlung den Stoff geliefert.

Bollettino di tutte le notificazioni, leggi e decreti pubblicati dal governo provvisorio della città e provincia di Bologna non che dal comitato militare. Tomo I. Bologna 1831.

Es ist auch hier jene sonderbare Folge revolutionnärer Anordnungen zu finden, welche zum Beispiel damit anfangen, die gewöhnlichen Auflagen zu erlassen, damit fortfahren, daß sie außerordentliche einfodern, und damit endigen, daß sie entweder die Gehalte die sie eben bestimmt, auf die Hälfte herabsetzen, oder völlige Insolvenz erklären.

Ohne Zweifel, das wichtigste Stück ist der Erlaß des Giovanni Vicini, Präsidenten der provisorischen Regierung, vom [illegible] Februar, in welchem Motive und Richtung dieser Bewegung ausführlich dargestellt werden.

Seine Motive sind: die Verwirrung in den Geschäften; — die Widersprüche der verschiedenen Anordnungen, der Gesetze und Rechte, deren Charakter mehr theologisch als politisch; — die Unzulänglichkeit der Richterstellen für die Menge der Fälle; — die zweifelhafte Competenz der Tribunale; — Rota und Segnatura eher geeignet die Streitigkeiten zu verewigen als zu endigen; — die Justiz ein Finanzzweig für die Rechtsgelehrten; — die Legaten beinahe inappellabel; — der Unterricht ohne Methode und Vollständigkeit; — die Anstellungen wesentlich fehlerhaft; — die Auflagen drückend; so viel Beeinträchtigung!

Gewiß große Uebelstände! Leider sind sie auch hier nur im allgemeinen und nicht mit der wünschenswerthen Evidenz ausgeführt, wiewohl meistens unläugbar. Vicini gesellt ihnen aber noch andere Anklagen hinzu. Er legt den wohlbekannten Satz Machiavelli's, daß die Herrschaft der Päpste die Entzweiung von Italien befördert, Guelfische und Gibellinische Parteiung genährt und das Unglück des Landes gemacht habe, nochmals dar; er

bringt die alte Capitulation von Bologna und jene Trennung Castel Bologneses, welche Pius VI vor nun so langer Zeit veranlaßte, aufs Neue zur Sprache. Eben daher leitet er die Nothwendigkeit der Erklärung einer immerwährenden Emancipation, sowohl factisch als rechtlich, von der weltlichen Herrschaft der Päpste. Er erklärt den heiligen Stuhl für unwürdig, daß man auch nur mit ihm unterhandle [1]).

Ich bin weit entfernt, die Partei von Rom nehmen zu wollen; es hätte lange ernstlich Hand anlegen sollen, seine Staatsverwaltung zu verbessern; — aber es ist wohl zu bezweifeln, ob diese Motive solche Schritte rechtfertigen.

Wie? hatte man die gesetzlichen Mittel erschöpft, den Uebelständen abzuhelfen? Hier wäre wohl der Ort gewesen, die Anstrengungen anzugeben, welche man hiezu gemacht hatte. Wir lesen davon nichts. Wir lesen nur von Mißbräuchen, deren Ursprung lange nicht allein in der Regierung und in den Formen, sondern noch vielmehr in dem demoralisirten Zustande der Nation liegt, einem Zustande, welchen eine solche Bewegung nicht anders als verschlimmern könnte. Giebt es keine Möglichkeit legaler Opposition? Giebt es kein Mittel zwischen Knechtschaft und Abfall?

Vicini kommt in diesem Erlaß auf den ersten Minister des Papstes zu sprechen. Was soll man denken wenn er behauptet, dieser Minister sei nicht weniger grausam als ein Sejan, so unwissend und aufgeblasen als ein Augustulus (was weiß man

---

[1]) Se però la violazione de' patti e delle condizioni con cui una Città, o Provincia siasi data ad un altro Stato rompe radicalmente il trattato in favore di quello, che patì la violazione, e lo abilita pei principii del pubblico Diritto delle Genti ammessi da tutte le Nazioni incivilite a ritornare di piena ragione a' suoi primi diritti, e al precedente stato di libertà, e indipendenza, come se niun trattato fosse avvenuto; chi non conoscerà quanto giusta e legittima fosse la dichiarazione promulgata fin da prima da questo Governo di una perpetua emancipazione di fatto, e per sempre di diritto dal dominio temporale de' Papi?

von dem guten Augustulus!) und verschwenderisch wie Elagabal nicht gewesen! Aber noch mehr. Mit dürren Worten versichert er, die Nachwelt werde die drei Julitage mit Bewunderung den sechs Schöpfungstagen zur Seite stellen. Hat man je etwas ähnliches gehört?

Diesen Worten, möchte man sagen, entspricht leider die That. Es ist die nemliche Uebertreibung. Wollte man den Zustand, in dem man war, wirklich verbessern, so war der Abfall, der Europa in Bewegung setzte und so viel Möglichkeiten der Rückwirkung eröffnete, das zweifelhafteste aller Mittel. Dennoch ergriff man es.

Es fragt sich wohl weiter, wie man dazu kam. Hielt man sich für stark genug, um sich seine Selbständigkeit zu erkämpfen, oder was vermochte sonst zu diesem Schritte?

Und alsdann, wenn man sich einmal entschloß, warum ging man nur so weit und nicht weiter? wie geschah es unter andern, daß man nicht die Idee der Vereinigung von ganz Italien, die einen so großen Zauber über die Gemüther ausübt, zu Hülfe rief?

Note storico-politiche generali, e più in particolare intorno alla Rivoluzione di alcune Provincie Centrali d'Italia accaduta al mese di febbraio del 1831, di Giuseppe Gherardi d'Arezzo.

Freilich enthält diese Schrift auch große Thorheiten. Der Autor redet in einem aufgetriebenen Style „von dem Manne, der in kleinem Umfange einen Riesengeist einschloß, und Fürsten und Nationen an seinen Siegeswagen fesselte". „Allgemach", sagt er, „breitete sich eine neue sociale Wissenschaft auch außerhalb der Wände des Nachdenkens — vermuthlich der Studierstuben — aus; die Völker machten sich daran, die barbarische Gesellschaft des Mittelalters zu zerstören; und zuerst legten die Franzosen 1789 Hand an das Werk". Es sind das jene allgemeinen Behauptungen, welche, so falsch sie in dieser Allgemeinheit auch seyn mögen, doch in allen Zeitungen Tag für Tag wiederhallen und für welche der Einzelne, der sie sich aneignet, kaum noch in Anspruch zu

nehmen ist. Sonst enthält diese Schrift doch einige merkwürdige Notizen.

Vornehmlich von der Aengstlichkeit, mit der die revolutionäre Regierung von Bologna das Prinzip der Nonintervention heilig hielt und beobachtete, erzählt sie sehr sonderbare Dinge.

„Man dachte zu Bologna, die Herzen durch dramatische Vorstellungen zu erwärmen, und wollte unter andern die Verschwörung der Pazzi von Alfieri geben; die Regierung verbot diese Darstellung aus Rücksicht auf den Hof von Toscana, obwohl dieser mit den Medici eigentlich nichts mehr gemein hat.

„In Forli wünschte man dem ältesten Sohne Ludwig Bonaparte's ein feierliches Leichenbegängniß zu halten; die Regierung verbot dies, weil sie fürchtete, dem König Ludwig Philipp durch eine Ehrenbezeugung zu mißfallen, die sie der Leiche eines Bonaparte erweise."

Es ist unglaublich wie weit man hierin ging.

Die Regierung von Modena enthielt sich aller Einwirkung auf Massa und Carrara. Warum? Weil dieser Landestheil eine dem Herzog später angefallene Erbschaft war.

Irre ich nicht, so werfen diese Dinge ein Licht auf das ganze Ereigniß.

Hätten die Einwohner allein auf eine vernünftige, gemäßigte Umbildung des Kirchenstaates ihr Absehen gerichtet, so würde dies Europa wenig beunruhigt haben: der Wiener Congreß hat dem Staate, den er wiederherstellte, nicht auch die Form seiner Existenz vorgeschrieben. Allein indem sie die Regierung abgeschafft wissen wollten und von dem Papste abfielen, setzten sie sich gegen das ganze europäische Gemeinwesen, gegen die bestehende Ordnung der Dinge überhaupt in Empörung.

Wie kamen sie zu dieser Kühnheit? Diese klugen Italiener, welche vor der Macht einen so tiefen Respect haben, welche vielleicht die Freiheit von Herzen lieben, aber ihre Besitzthümer noch mehr, und ihr Leben über alles. Wie geriethen sie dahin?

Ganz von freien Stücken haben sie sich nicht dazu entschlossen. Nicht allein sind sie ohne Zweifel bearbeitet worden, dies würde noch nicht hinreichend gewesen seyn; für sie bedurfte es bestimmter Zusicherungen.

Als es sich noch nicht ganz entschieden hatte, welche Farbe die französische Regierung annehmen würde, als der, welcher hernachmals an der Spitze der Opposition stand, das Haupt der Regierung war, erhielten die Italiener von einigen Mitgliedern der Linken die bestimmtesten Verheißungen.

Man hat öfter davon geredet. Aus einer Aeußerung Mauguins in der Sitzung vom 22 September 1831 ergiebt sich, was an der Sache ist. Lafayette hat erklärt, „er habe nach Italien geschrieben, daß die französische Regierung das Prinzip der Nonintervention aufrecht erhalten werde". Dieser Versicherung glaubten die Italiener; sie hielten dafür, die Erklärung des Mannes beider Welten sey einer amtlichen Zusage der Regierung gleich. In dieser Erklärung liegt das ganze Geheimniß ihrer Bewegung. Man wußte wohl, daß man sich gegen die europäische Ordnung der Dinge erhob; allein eben diese hielt man für erschüttert; man glaubte auch das Gefährliche sicher wagen zu können, da man nicht zweifelte, durch das Interesse einer großen Macht gegen alle Eingriffe der andern beschützt zu seyn. Schlagend erschien das Beispiel von Belgien, wo allerdings jenes Prinzip aufrecht erhalten wurde. Da man nun die großen Mächte nicht zu fürchten hatte, was hätte man sonst fürchten sollen? Die Regierung des Papstes gewiß nicht. Man kannte sie zu gut: man sah, wie schwach sie in Menschen und in Mitteln war; mit ihr allein war man gewiß fertig zu werden.

Daher kommt es, daß man mit so ängstlicher Religiosität an jenem Prinzipe festhielt, das man ein heiliges nannte. Nichts ist dafür merkwürdiger als die Erklärung der provisorischen Regierung vom 6 März 1831.

Als es zwischen Zucchi und dem estensisch-östreichischen Corps

nehmen ist. Sonst enthält diese Schrift doch einige merkwürdige Notizen.

Vornehmlich von der Aengstlichkeit, mit der die revolutionäre Regierung von Bologna das Prinzip der Nonintervention heilig hielt und beobachtete, erzählt sie sehr sonderbare Dinge.

„Man dachte zu Bologna, die Herzen durch dramatische Vorstellungen zu erwärmen, und wollte unter andern die Verschwörung der Pazzi von Alfieri geben; die Regierung verbot diese Darstellung aus Rücksicht auf den Hof von Toscana, obwohl dieser mit den Medici eigentlich nichts mehr gemein hat.

„In Forli wünschte man dem ältesten Sohne Ludwig Bonaparte's ein feierliches Leichenbegängniß zu halten; die Regierung verbot dies, weil sie fürchtete, dem König Ludwig Philipp durch eine Ehrenbezeugung zu mißfallen, die sie der Leiche eines Bonaparte erweise."

Es ist unglaublich wie weit man hierin ging.

Die Regierung von Modena enthielt sich aller Einwirkung auf Massa und Carrara. Warum? Weil dieser Landestheil eine dem Herzog später angefallene Erbschaft war.

Irre ich nicht, so werfen diese Dinge ein Licht auf das ganze Ereigniß.

Hätten die Einwohner allein auf eine vernünftige, gemäßigte Umbildung des Kirchenstaates ihr Absehen gerichtet, so würde dies Europa wenig beunruhigt haben: der Wiener Congreß hat dem Staate, den er wiederherstellte, nicht auch die Form seiner Existenz vorgeschrieben. Allein indem sie die Regierung abgeschafft wissen wollten und von dem Papste abfielen, setzten sie sich gegen das ganze europäische Gemeinwesen, gegen die bestehende Ordnung der Dinge überhaupt in Empörung.

Wie kamen sie zu dieser Kühnheit? Diese klugen Italiener, welche vor der Macht einen so tiefen Respect haben, welche vielleicht die Freiheit von Herzen lieben, aber ihre Besitzthümer noch mehr, und ihr Leben über alles. Wie geriethen sie dahin?

Ganz von freien Stücken haben sie sich nicht dazu entschlossen. Nicht allein sind sie ohne Zweifel bearbeitet worden, dies würde noch nicht hinreichend gewesen seyn; für sie bedurfte es bestimmter Zusicherungen.

Als es sich noch nicht ganz entschieden hatte, welche Farbe die französische Regierung annehmen würde, als der, welcher hernachmals an der Spitze der Opposition stand, das Haupt der Regierung war, erhielten die Italiener von einigen Mitgliedern der Linken die bestimmtesten Verheißungen.

Man hat öfter davon geredet. Aus einer Aeußerung Mauguins in der Sitzung vom 22 September 1831 ergiebt sich was an der Sache ist. Lafayette hat erklärt „er habe nach Italien geschrieben, daß die französische Regierung das Prinzip der Nonintervention aufrecht erhalten werde“. Dieser Versicherung glaubten die Italiener; sie hielten dafür, die Erklärung des Mannes beider Welten sey einer amtlichen Zusage der Regierung gleich. In dieser Erklärung liegt das ganze Geheimniß ihrer Bewegung. Man wußte wohl, daß man sich gegen die europäische Ordnung der Dinge erhob; allein eben diese hielt man für erschüttert; man glaubte auch das Gefährliche sicher wagen zu können, da man nicht zweifelte, durch das Interesse einer großen Macht gegen alle Eingriffe der andern beschützt zu seyn. Schlagend erschien das Beispiel von Belgien, wo allerdings jenes Prinzip aufrecht erhalten wurde. Da man nun die großen Mächte nicht zu fürchten hatte, was hätte man sonst fürchten sollen? Die Regierung des Papstes gewiß nicht. Man kannte sie zu gut: man sah, wie schwach sie in Menschen und in Mitteln war; mit ihr allein war man gewiß, fertig zu werden.

Daher kommt es, daß man mit so ängstlicher Religiosität an jenem Prinzipe festhielt, das man ein heiliges nannte. Nichts ist dafür merkwürdiger als die Erklärung der provisorischen Regierung vom 6 März 1831.

Als es zwischen Zucchi und dem estensisch-östreichischen Corps

zum ersten Schlagen auf modenesischem Gebiete kam und viele von den Insurgenten sich in das Bolognesische flüchteten, erließ sie folgende Notification:

„Das estensische Bataillon, das immer unfern der modenesischen Grenzen geblieben, rückte auf neuen Befehl gegen die ihm gegenüberstehenden Streitkräfte vor, welche so schwach waren um sich zurückziehen zu müssen. Von diesen suchten Viele in Schrecken gesetzt, wie es zu geschehen pflegt, Zuflucht auf unserm Gebiete."

Gewiß, man kann sich über eine Sache, die von der eigenen kaum zu unterscheiden ist, nicht ruhiger und unpartheiischer ausdrücken. Allein man geht noch weiter.

„Mitbürger, fährt die Notification fort, die Lage der Modenesen ist nicht die unsre, das heilige Prinzip der Nonintervention legt seine Gesetze nicht minder uns als unsern Nachbarn auf. Hüten wir uns durch unvorsichtige Handlungen den öffentlichen Interessen zu nahe zu treten".

Und so beschlossen die Bolognesen — wer sollte es glauben? — von jenen ihren natürlichen Verbündeten keinem den Eintritt auf ihr Gebiet zu gestatten, es wäre denn, er hätte zuvor die Waffen abgelegt. Die Waffen sollten der Regierung überliefert, die Menschen in das Innere abgeführt, und schlechterdings keine Versammlung derselben in einiger Anzahl an der Grenze geduldet werden.

„Mitbürger, schließen sie, erinnert euch, daß wir mit keiner auswärtigen Macht in Kriege sind".

Man kann nicht scrupulöser seyn. Man hat sich seinem Fürsten und den Gesetzen entzogen, denen man durch die allgemein anerkannte europäische Ordnung unterworfen war; in dem nemlichen Momente macht man sich selbst andere Gesetze, die auf das zweifelhafteste Axiom von der Welt gegründet sind, und befolgt sie mit ängstlicher Besorgniß.

Frankreich dagegen hielt den Grundsatz nicht aufrecht; die Oestreicher rückten in den Kirchenstaat ein.

Lange hatte es die Regierung nicht glauben wollen. Als es endlich nicht länger geläugnet werden konnte, als sie zugestehen mußte, es sey möglich, daß überwiegende feindliche Streitkräfte in die Provinz eindrängen, hoffte sie wenigstens, Frankreich werde sein angebliches Prinzip mit den Waffen vertheidigen. „Frankreich unterstützt uns, sagt noch ihre Proclamation vom 20 März, seine zahlreichen und unbesiegbaren Armeen sind auf dem Marsch nach unseren Gegenden, die Sache der Freiheit ist ihres Triumphes gewiß". Den andern Tag rückten die Oestreicher in Bologna ein.

Es ist keine Freude, diese Dinge zu beobachten. Wenn sich die politischen Schriften weder durch eigenthümlichen Inhalt, noch durch Energie des Gefühls hervorthun, so entsprechen sie hiemit nur allzuwohl den Begebenheiten selbst. Die Bewegung ist nichts als ein Anhang der französischen. Es ist gleichsam, als bestehe das Napoleonische Kaiserthum noch. Paris scheint auf gewisse Weise, wenn auch nur durch geheime und gleichsam unterirdische Verbindungen, noch immer ein Mittelpunct auch für die Legationen. Nie würde der bolognesische Aufstand Statt gefunden haben, hätte man sich nicht überredet, Frankreich werde jede Dazwischenkunft einer fremden Macht verhindern. Aber eben hiedurch ließ man sich abhalten, irgend etwas zu thun, was die Grenzen eines anderen Staates hätte verletzen können; man ließ sich abhalten, die mächtigen Ideen zu ergreifen, welche freilich lange nicht die Gewißheit, aber doch eine Möglichkeit des Sieges gewährten. Das Prinzip der Nonintervention ist der Anfang und das Ende, es ist das Leben und der Tod dieser Revolution.

Ma part aux événements importants de l'Italie centrale en 1831, par le Général Armandi. Paris 1831.

Als es nun so schlecht gegangen, konnte es nicht an wechselseitigen Anklagen fehlen.

Armandi, der eine Zeitlang den Posten eines Kriegsministers bekleidet hat, ist bemüht, sie nach Kräften abzuwehren.

Hauptsächlich beschwerte man sich, daß nicht alles aufgeboten worden sey, um wenigstens den ganzen Kirchenstaat einzunehmen und zu vereinigen.

So viel ist gewiß: als die Truppen der Provinzen bis Otricoli vorgedrungen, als die Tricolore bereits wieder über das schöne Thal des obern Tiber hinwehete, entstand in Rom allerdings die Furcht, es möchte auch um die Hauptstadt geschehen seyn, wenn der Feind heranrücken sollte.

Es ist doch eine Frage, was erfolgt wäre. Wenigstens hatten die Oberhäupter in Bologna wenig Hoffnung.

„Wenn es einen Ort giebt, sagt Armandi, wo alle Revolution in einem liberalen Sinne unwahrscheinlich ist, so ist dies sicherlich Rom. Ich weiß sehr wohl, daß man in der mittleren Classe und unter den Beamten aufgeklärte Leute findet, welche die neuen Ideen mit Wärme ergreifen und Reformen wünschen. Aber der größte Theil ist durch seine Aemter und sein Vermögen an die Regierung geknüpft und würde ein System nicht angreifen, von dem er lebt; man begnügt sich, der Regierung den kleinen Krieg zu machen, und dies gehört sogar zum guten Ton. Pasquinaden sind die einzige Explosion, welche die Polizei zu fürchten hat. Von den 140000 Einwohnern, welche die Stadt zählt, ist kaum der vierte Theil in einer unabhängigen Stellung. Die Existenz aller übrigen ist mehr oder minder an den päpstlichen Hof gebunden. Ihr Charakter ist immer als fanatisch, entschieden blutgierig und allen Neuerungen abgeneigt betrachtet worden; es sind noch die Mörder der Basseville und der Düphot. Die Regierung ist stark durch den Einfluß der Religion, der In-

treffen, der Gewohnheiten und des Geldes, aber das sie disponiren kann. Mit einer Handvoll Leute, die schlecht disciplinirt sind und den Krieg nicht kennen, kann man nicht zu solchen Unternehmungen schreiten. Es wäre die größte Unvorsichtigkeit gewesen, uns mit unserer kleinen Truppe in die ungeheure Campagna von Rom zu wagen, ohne Hoffnung Lebensmittel zu finden, in die Mitte einer feindlichen Bevölkerung, und überdies die Festung von Civita Castellana hinter uns zu lassen, die von einer starken feindlichen Garnison besetzt war und uns von unsern Provinzen hätte abschneiden können."

Konnte man aber, wird man einwerfen, nicht eine größere Truppenzahl verwenden?

„Wir hatten, antwortet Armandi, noch ungefähr 4000 Mann, meistentheils Freiwillige aus den verschiedenen Städten; allein wir mußten sie in den Provinzen behalten, um den Parteigängern der alten Regierung zu imponiren, welche bereits die Leichtgläubigkeit der Landleute mißbrauchten und eine Contrerevolution vorbereiteten. Ich hatte den Faden ihrer Entwürfe; es war mir gelungen, mehrere Anführer in Gewahrsam zu nehmen, und ich sah die Nothwendigkeit, die Menge durch Kraft und Festigkeit in Zaum zu halten".

Wenn man nun ferner gefragt hat, warum die Regierung nicht die Revolution in den andern Staaten von Italien und zunächst nach Toscana zu verbreiten gesucht habe: so ist wohl deutlich, wie sehr sie schon durch das Prinzip der Nonintervention hievon abgehalten wurde; wie hätte man unternehmen können Toscana anzugreifen, da man es nicht wagte, die modenesischen Flüchtlinge an den Grenzen zu dulden? Es gab aber noch andere Gründe. Armandi erklärt geradehin, daß eine Revolution in Toscana zu den unmöglichen Dingen gehöre. „Oder weiß man nicht, ruft er aus, daß Toscana eins von den bestverwalteten und glücklichsten Ländern von Europa ist? Das Volk, sanft von Charakter und großen Leidenschaften abgeneigt,

lebt daselbst in Wohlbehagen; Ackerbau und Industrie werden befördert und sind in Blüthe, die persönliche Sicherheit ist garantirt, die Tribunale sind unabhängig, die Meinungen sind frei und werden geduldet, es giebt keine politische und religiöse Inquisition unter einer Regierung, welche die Interessen des Volkes beschützt und auf seiner Liebe beruht. Ohne Zweifel leben auch in Toscana Männer von Verdienst, welche die Einheit von Italien wünschen, aber ihre Zahl ist zu klein, um die allgemeine Vorliebe für die Ruhe und die bestehende Ordnung der Dinge zu überwinden. Nicht der Philosoph in seinem Cabinette macht die Revolutionen; nur das Uebermaaß der Uebel und die allgemeine Noth vermag dies. Uebrigens ist Toscana immer das Asyl derjenigen gewesen, die man aus den andern Theilen Italiens verjagt hatte, sie haben daselbst Hospitalität, Sicherheit und Schutz gefunden; es würde eine schlechte Dankbarkeit gewesen seyn, wenn wir den Bürgerkrieg in ein Land hätten tragen wollen, welches zur Zeit des Unglücks unsre Zuflucht gewesen. Nein, statt die Regierung von Toscana zu stören, zu beunruhigen, hätten wir den wohlwollenden Geist und die weise Administration derselben nachahmen sollen. Dies würde ein großer Schritt zu einer besseren Zukunft gewesen seyn".

Und so kommt der Kriegsminister der vereinigten Provinzen endlich selbst auf eine Meinung, welche der gesammten Tendenz dieser Revolution entgegen ist. Allerdings kam es nicht darauf an, etwas Neues zu schaffen, sondern nur das Vorhandene zu verbessern. „Nicht indem man sich in das Ideal des Optimismus stürzt, sagt er, kann man das Loos eines Landes verbessern; die dauerhaften Reformen und die einzig nützlichen sind diejenigen, welche Schritt für Schritt im Verhältniß mit dem moralischen Zustand und der Fähigkeit jedes Volkes unternommen werden". Dahin aber, wie man sieht, führte der Weg nicht, den man einschlug; man gerieth vielmehr in die schärfsten Gegensätze, die nun erst völlig hervortraten.

III.

Dialoghetti sulle materie correnti nell' anno 1831. (La verità tutta, o niente.)

Ein Werkchen, das erstens vier Dialoge und hernach eine kleine scenische Unterhaltung, die Reise des Pulcinella, enthält.

1. Dialoge. Es erscheinen lauter Abstracta, auf die Weise des komischen Theaters der Italiener personificirt:

Madonna Europa, die sich wundert, daß es so viel Mühe koste, ihre Person in Gleichgewicht zu erhalten, die es aber nicht gern sähe, wenn man zu dem Ende die Gerechtigkeit lendenlahm machen wollte.

Ihre Tochter Italia, welche bekennt, daß sie für sich nur wenig gelte; sie kann nichts als pfeifen, singen, und alle haben ihren Spaß mit ihr; so rechtgläubig sie ist, so fährt sie immer fort, den Orden der eisernen Krone zu tragen, obwohl er von einem Excommunicirten herrührt; sie giebt ihrem Mamachen den Rath, auch ein paar Bogen Philosophie zu studiren, um zu lernen, wie man im neunzehnten Jahrhundert lebe.

Mademoiselle von Frankreich (Francia), welche auf ihre Ehre versichert, daß alles gut, sehr gut gegangen: nichts mehr von Ceremonien, Scrupeln, Vorurtheilen! — Bischofsmützen, Barette der Kurfürsten, die Krone Karls des Großen, Bullen und Diplome, wie habe das alles ein so prächtiges Freudenfeuer gegeben! Sie redet immer und will nicht eine Minute zuhören. Mit ihr ist eine Gefährtin, welche weder recht gehn noch recht reden kann, sie hat die Hände gebunden und kein Kleid anzuziehen, sie kann weder rückwärts noch vorwärts sehen, die Unglückliche, es ist die Restauration.

Es erscheint der Türke, leider ohne Schnurrbart und Turban; er beschwert sich, daß drei Getaufte über einen Beschnittenen hergefallen, daß sie herzugeeilt seyen, um ein Feuer zu schü-

ten, welches zu löschen man fünf und dreißig Jahre lang Schweiß und Blut nicht gespart habe.

Darauf sieht man die Politik erscheinen: leise, behutsam, wie ein Capuzinernoviz; sie ist nach der Schlacht von Navarino ihres Weges nicht mehr sicher.

Eine andere Scene: Der Teufel tritt auf und sagt: Stille, stille! wenig auf einmal! zum Henker! ihr kommt ja zu Tausenden. Habt ihr auch einen Paß? — Ein Franzos: Wir haben einen Empfehlungsbrief, da nimm ihn. O weh! o weh! — Was giebt es? — Ihr habt mir die Finger verbrannt. — Die Hand schwitzt mir ein wenig. Die guten Jungen glaubten, der Pfarrer hätte sie belogen, allein sie sollen spüren, wie es in der Hölle hergeht. Wer hat diesen Brief geschrieben? — Die Freiheit. — Desto besser. Es ist die getreueste Freundin, die der Teufel hat. Früher brauchten wir den Neid und den Luxus, aber jetzt haben wir nicht mehr so viel Diener nöthig. Die Freiheit macht alles. Das gute Kind versteht ein wenig von allem. Lies einmal: denn ich finde meine Brille nicht. — „Liebster Mosje Teufel, endlich ist die Restauration in Feuer aufgegangen. Die bigotte Linie der Bourbonen hat ihre Legitimität in das Felleisen gepackt. Ich regiere wieder in Frankreich, ihr sollt euch nicht beklagen können. U. s. w. Adieu lieber Vater und Liebhaber"!

In diesem Styl, in diesem Scherz geht es weiter.

Es tritt aber dabei eine sehr entschiedene Gesinnung hervor. „Die ganze Wahrheit, oder nichts!" lautet das Motto. Unverholen wird von den bedenklichsten Puncten geredet, von der Nothwendigkeit, Frankreich in engere Grenzen einzuschließen, von der Verjährung, welche auch ein Unrecht zum Rechte mache, von der Legitimität der türkischen Gewalt, welcher unterworfen zu bleiben das Christenthum fordere. Der Autor ist ein systematischer Geist, er sieht nur die Widersprüche und Gegensätze, und findet unerklärlich, daß man die Gewalt hatte und es versäumte,

den rechten Prinzipien, aus denen man lebt, die Oberhand zu verschaffen. Er sagt hiebei viele pikante Sachen: doch ist es fast zu viel Stoff und sein Salz ist bitter.

2. Reise des Pulcinell. Dem Doctor gefällt es nicht mehr in Neapel, weil der König da absolut ist, und man in dem gelehrten Bologna beweiset, daß das nicht seyn dürfe. Man kennt seinen Diener, jenen personificirten Dienstbotenverstand in der Enge, der uns so manchen Abend, wenn gleich ein wenig einseitig, erheitert hat; den unterrichtet der Doctor über die Souveränetät des Volkes. — „Wer gehorcht aber, wenn das Volk souverän ist?" — „„Alle gehorchen."" — „Wie so?" — „„Ei, als Volk bist du souverän, als Pulcinella gehorchst du."" — „O weh! ich merke nie, daß ich Volk bin, aber immer, daß ich Pulcinella bin". — Nichts desto minder sagen sie Napoli mit allen seinen Makeroni Lebewohl, und begeben sich auf den Rath der weisen und gelehrten Bolognesen auf die Reise nach Frankreich. Da finden sie nun freilich die Douanenlinien, die Finanz, die Conscription, Kunst und Handel gedrückt, einen sauern Dienst bei der Druckerei; sie werden belehrt, daß das Volk souverän ist, aber von 75000 Theilen desselben 74999 immer gehorchen und niemals die geringste Souveränetät ausüben, sie werden inne, daß die Revolution eine schöne Sache seyn möge für Deputirte und Professoren, daß es aber in der Welt nur um so schlimmer hergehe; sie entschließen sich endlich, zu ihrem Himmel und ihren Makeroni und ihrem absoluten König zurückzukehren. Das war indeß noch nicht Lehre genug. Auf dieser Stelle erscheint die Erfahrung in Person, und vertraut ihnen einen Brief an, in welchem der Autor wieder auf seine positiven Gesinnungen zurückkommt. Selten mag man stärker geredet haben. Er fordert die Fürsten auf, sich von ihrer Lethargie zu erheben, sich nicht mit honigsüßen Edictchen zu begnügen, sondern zu ermahnen, zu schelten, zu drohen, unter andern, wenn die Propaganda der Cabala das Gift wohlfeil verkaufe, das Gegengift umsonst aus-

zutheilen, wie denn das Journal des Herzogs von Modena voce della verità schon viele Bekehrungen bewirkt habe. Die Strafen, ermahnt er sie, nicht zu sparen: „Der gütigste Fürst ist der, welcher den Henker zu seinem ersten Minister gemacht hat [1]). Der Strafcodex ist von der Stimme der Natur und der Gerechtigkeit dictirt: Hand für Hand, Auge für Auge, Leben für Leben". Halte man über diesen Codex, so werde es in dem Staate so ruhig hergehen, wie in einer Caserne, und man werde nicht eine Bevölkerung von Schuldigen in die Gefängnisse zu weisen haben. Der öffentlichen Moralität sey mit Corda und Galgen besser gedient, als mit Philosophie und Humanität. Politik und Religion müsse sich vereinen und über die gedruckte Pest wachen, welche sich unter allen Formen verkleidet zeige. Man müsse alle fremde Journale wenigstens auf eine Zeitlang aus dem Lande verbannen; fast alle Blätter seyen der Partei der Empörung verkauft; in Sachen der Revolution sey oft die Erzählung allein gefährlich. Statt Unterricht und Civilisation auf eine übermäßige Weise zu treiben, sollte man ihnen klüglich Grenzen zu setzen wissen. Gäbe es einen Lehrmeister, der in einer einzigen Lection alle Menschen so gelehrt machen könnte, wie Aristoteles, und so fein gebildet, wie der Oberst-Kammerherr von Frankreich, so würde man ihn tödten müssen, um die Gesellschaft nicht zu Grunde gehn zu lassen. Der Schuster habe sich mit seiner Ahle, der Bauer mit seiner Schaufel zu begnügen, ohne sich in der Abcschule Herz und Kopf zu verderben. Die Lectüre bringe in beschränkten Köpfen Zweifel hervor, welche ihre Mittelmäßigkeit unfähig sey aufzulösen.

Vorzüglich liege das Uebel in der Verachtung der Religion. Die Revolution habe mit der Gottlosigkeit einen Bund eingegan-

---

[1]) Risparmiate il sangue degl'innocenti, pensando che il principe piu pietoso è quello che tiene per primo ministro il carnefice.

gen. Man müsse vor allem sorgen, im Herzen des Volkes diese Vertheidigerin der Throne wiederzuerwecken. Gewiß seyen die Fürsten voller Religion; allein herrsche sie darum auch in den Cabinetten? Welches sey das Reich, wo man nicht Gesetze gegeben im Widerspruch mit den Canons der Kirche? Welches sey das königliche Schloß, in welchem nicht mancher Saal mit dem Schmuck des Heiligthums ausgeziert worden?

Und so entwickelt der Autor das System der italienischen Ultras, das auf eine enge Vereinigung von Kirche und Staat, auf eine unnachsichtige Bestrafung, ja Vertilgung aller Gegner derselben dringt, wenn nicht in seinem ganzen Zusammenhange, doch in aller seiner Strenge.

Wir befinden uns wieder zwischen den beiden Systemen, die einander geradezu den Krieg erklärt haben, und sich in den mannigfaltigsten Gestalten über ganz Europa hin befehden. Auf der einen Seite unbedingte Herrschaft, strengste Züchtigung des Widerstandes, die unverbrüchlichen Gesetze der Kirche; auf der andern heftige Opposition: Negation der Kirche, vornehmlich ihrer weltlichen Ansprüche, leicht verhüllter Republikanismus. Gewalt gegen Gewalt, jede mit den ihr entsprechenden Ideen ausgerüstet.

Einige Ergebnisse.

Italien schickte uns sonst Bildwerke und Gemählde; Alterthümer und Musik. Ich weiß nicht, ob wir dabei gewinnen, wenn es uns jetzt politische Flugschriften sendet. Als Werke des politischen Geistes bedeuten sie wenig; die Dialoghetti selbst, obwohl voll Bildungstriebes und nicht ohne geistige Kraft, sind doch ohne Anschauung der wahren Lage der Dinge. Fassen wir ihren historischen Inhalt nochmals zusammen, so giebt er zu folgenden Bemerkungen Anlaß.

1. Die Männer der Bewegung hatten in dem Lande selbst einen starken Gegensatz. Er bestand eben so gut in den

Furchtsamen und in den Frommen, als in den entschiedenen Anhängern der alten Regierung. Man suchte diese Gegner mit Zusicherungen zu begütigen und durch Gründe an sich zu ziehen. Allein es ist schwerlich gelungen. Wenn man nur 2400 Mann bis nach den Höhen von Otricoli schickte — mehr konnte man für eine so wichtige Expedition nicht verwenden — so brauchte der Kriegsminister 4000 Mann, um in dem Lande selbst Ordnung zu halten und die entgegengesetzten Factionen nicht emporkommen zu lassen.

2. Es scheint, als habe die Bewegung sehr bald den Weg verfehlt, den ihr die Lage der Dinge vorschrieb. Man hatte die gegründetsten Beschwerden, es ist kein Zweifel daran; und Remonstranzen, die sich in gewissen Schranken gehalten hätten, würden schwerlich eine europäische Frage geworden seyn. Wie oft haben die verbündeten Mächte selber auf eine Verbesserung der Administration des Kirchenstaates angetragen! Statt dessen aber überließ man sich dem allgemeinen Zuge der politischen Leidenschaften, die dies Jahrhundert bewegen, faßte ganz andre, von allem was erreichbar, weit hinwegführende Absichten und dachte auf eine völlige Trennung von dem römischen Stuhle.

3. Indem man das aber nur im Vertrauen auf Frankreich und das Prinzip der Nonintervention wagte, gerieth man nicht allein in eine völlig unselbständige Stellung; man sah sich ebendadurch in die engsten Grenzen eingeschlossen und seiner besten Lebenselemente beraubt. Es ist denn hiebei kein freudiger Aufschwung; keine rechte Begeisterung; ein enges, von Rücksichten beschränktes, an einen fremden Entschluß gebundenes Wesen. Ebendarum leistete man auch keinen Widerstand; man erwarb keinen Ruhm; man brachte das Ansehen des italienischen Namens in der Welt nur noch tiefer herunter.

4. In dem Lande blieben die beiden Parteien nur in lebhafterem Gegensatz gegenüber stehen. Nicht alle Anhänger des gefallenen Systems flohen; Alle aber erhoben sich, die für das ent-

gegengesetzte waren. Während auf der einen Seite die einzige Möglichkeit einer vernünftigen Regierung in den repräsentativen, wo möglich republikanischen Formen gefunden worden war, sah man nun auf der andern in der strengen Herstellung des mit der Gewalt verbündeten Priesterthums das einzige Heilmittel gegen alle revolutionnären Uebel.

Die östreichische Macht war, wie man weiß, weder für die eine, noch für die andere. Indessen blieb sie damals zu kurze Zeit, um wesentliche Verbesserungen unter ihren Augen zu Stande bringen zu sehen.

Wie sehr beklagte dies die altgesinnte Partei. „Die Truppen“, sagen die Dialoghetti, „zogen in einer Eile ab, als hätten sie Sbirren hinter sich. In Bologna herrscht der Straßenpöbel. In Rom macht man Verordnung auf Verordnung, und weiß nicht wohin mit dem Kopfe.“

So viel indessen bewirkte die allgemeine Ueberzeugung und der auswärtige Einfluß, daß man sich auf der einen Seite in den Schranken des Bestehenden hielt, und auf der andern wirklich auf eine Verbesserung der Uebelstände dachte.

5. Es ist merkwürdig zu sehen, wie hiebei beide Theile doch wesentlich in dem nemlichen Momente zusammentrafen. So wie in dem Erlaß Vicini's vor allem der Unwille hervortritt, den die Verletzung der alten provinciellen und municipalen Rechte hervorgebracht hat, — nach so langer Zeit noch immer lebendig —, so finden auch die Gegner in dieser Verletzung einen unverzeihlichen Fehler. Für die beste und wahrste Stelle in den Dialoghetti halte ich folgende:

„Vermöge eines falsch verstandenen Eifers souverän zu seyn, habt ihr den Communen alle ihre Privilegien, alle ihre Rechte, alle ihre Freiheiten entrissen, und in der Regierung jede Gewalt, jede Bewegung, jeden Athemzug concentrirt. Damit habt ihr aber die Menschen fremd in ihrem eigenen Lande gemacht, zu Bewohnern und nicht mehr Bürgern ihrer Städte: der vater-

ländische Sinn ist unterdrückt worden; der nationale hat sich erhoben, er hat die Entwürfe und das Selbstgefühl der Völker vermehrt; ihr habt aus den verschiedenen Neigungen des Willens eine einzige Masse gebildet, die sich in einer einzigen Richtung bewegt, und jetzt seyd ihr unfähig, die Bewegung dieser furchtbaren Masse zu überwältigen".

Es ist von beiden Seiten die Wiederherstellung der municipalen und provincialen Rechte, welche man im Auge hat. Wenn dies überall von der größten Bedeutung ist, so könnte es doch nirgend wichtiger seyn, als in Italien, wo noch bis auf den heutigen Tag jede einzelne Stadt und ihr Gebiet einen in Dialekt, Sitte, Tracht ausgesprochenen, durch die Denkmale einheimischer Kunst und Litteratur festgehaltenen besonderen Charakter darbietet, wo das Municipalwesen von jeher einen so wesentlichen Moment des ganzen Lebens ausgemacht hat.

Nur ist die Auseinandersetzung der centralen Gewalt und der Ansprüche der Provinzen, auf welche alles ankommt, in dem Kirchenstaat besonders schwierig, weil die geistliche Constitution der ersten mit der weltlichen Tendenz der andern geradehin in Gegensatz gerieth [1]).

Eben hiemit aber beginnt eine neue Periode dieser Streitigkeiten. Alles was uns über dieselbe zugekommen, besteht in einzelnen Flugblättern, Anschlägen, schriftlichen oder gedruckten Protestationen, nicht sowohl von räsonnirendem Inhalte, als unmittelbare Aeußerungen des augenblicklichen Zustandes, nur brauchbar für eine detaillirte Geschichte.

---

[1]) Etwas schwach und wenig ausführbar scheinen mir die Vorschläge, welche unter anderen Sismondi's neuere Brochüren enthalten. Sismondi behauptet geradezu, daß Napoleon den Italienern mehr Freiheit gegeben, als sie jemals gehabt. Nur in der letzten kommt doch auch er von den allgemeinen liberalen Forderungen mehr auf die Bedürfnisse der Provinzen und der Städte zurück: obwohl immer in sehr unbestimmten Zügen.

Nur so viel entnehmen wir daraus, daß man mehr als je auf die positiven Ursachen der Mißverständnisse hingewiesen worden ist.

Möchte es gelingen, sie zu heben, und dem schönen Lande nicht allein seine äußere Ruhe zurückzugeben, sondern es auch mit sich selber zu versöhnen.

Wie sollte ohne dies jemals wieder eine eigenthümliche Entwickelung zu hoffen seyn, sey es in der Politik, oder in der Litteratur, oder selbst in der Kunst.

Die Theorie und die öffentliche Meinung in der Politik.

Fragmente.

Die Philosophie beschäftigt sich immer mehr mit dem, was die Vernunft fordert, als mit dem, was die Wirklichkeit gewährt. Man hat zwar gesagt, alles das, was die Vernunft verlange, werde auch durch die Wirklichkeit befriedigt; allein dies gilt nur in einem höhern Sinne als ihn der gegenwärtige Mensch fassen kann. Denn mag die Stufe der Entwickelung, auf welcher wir stehen, und mögen alle politische Einrichtungen derselben ganz und gar von solcher Art seyn, wie sie für die augenblickliche Gegenwart nöthig und nützlich; so verlangen wir doch auch schon für die nächste Zukunft etwas Besseres, und indem dieses Verlangen selbst schon zu unserer Gegenwart gehört und in das Bewußtseyn unserer Gegenwart den Gedanken der Zuknnft herüberspiegelt, läßt sich ein vollkommenes Genügen an der Gegenwart gar nicht denken. Nun hat es freilich einige Schwierigkeiten, sich auch nur die nächste und zwar bessere Zukunft zu denken; aber gewissermaßen gelingt es doch allen Menschen und besonders den Philosophen leicht. Denn da man das Bewußtseyn von einem bessern als dem was man selbst ist, nicht haben kann, so denkt man sich eben nur als denselben geblieben, die äußern Umgebungen aber, die Verhältnisse, die Menschen um

uns her als besser geworden. Dies gelingt natürlich um so leichter, je besser man selbst ist in Vergleich mit den übrigen. Der Philosoph, welcher manches besser weiß als die Andern, denkt sich als den Lehrer der ganzen Welt, und so erscheint ihm nun die bessere Zukunft als ein Zustand, in welchem alle Welt sein Schüler geworden und von ihm seine Grundsätze für das thätige Leben gelernt hat und ausübt. Hofft er auch diesen Zustand nicht so bald zu verwirklichen, so denkt er doch, daß durch die allmählige Verbreitung seiner Lehre die Masse der Menschen mehr und mehr zu politischer Einsicht gelangen werde, und demgemäß meint er, müßten auch die Einrichtungen des Staates freier und auf größere Einsicht der Bürger berechnet werden.

Man sehe, um nur ein Paar nicht der schlechtesten Männer zu erwähnen, wie Plato und wie Fichte ihre Forderungen an den Staat stellen. Der Eine hat es gar kein Hehl, daß er zu wahren und thätigen Bürgern des Staats nur die Schüler und Lehrer der Philosophie, versteht sich seiner Philosophie, bestimmt; der Andere meint, die Noth der Staaten werde nicht eher enden, ehe nicht Männer an die Spitze derselben träten, welche selbst der philosophischen Einsicht in die höchste Aufgabe und in die nächsten Bedürfnisse des Staates theilhaftig, im Stande wären, ihre Ueberzeugung auch der Masse des Volkes mitzutheilen und durch Belehrung sie zu leiten.

Was würden uns diese Träume der Philosophen kümmern, wenn sie nicht Beifall fänden! Aber sie finden denselben und zwar, wenn man nicht die tiefsten Gründe ihrer Lehre, sondern nur ihre oberflächlichen Ergebnisse berücksichtigt, in einem nicht geringen Umfange. Würden sie ihn finden, wenn nicht fast in einem jeden der Beifallgebenden ein ähnlicher Philosoph verborgen läge? Es ist ja ein jeder von uns auch auf die Zukunft zu denken angewiesen; er will sich ein Besseres bilden als er hat, er verfolgt ein gewisses Ideal in seinem Leben, in seiner Politik, wenn anders das politische Leben ihn beschäftigt. Dies Ideal ist

bald höherer, bald niederer Art, aber immer der Stufe der Bildung gemäß, auf welcher der steht, welcher es hegt. Er denkt sich nun, wenn er jener Richtung der Philosophie folgt, eine Gesellschaft von Staatsbürgern, welche alle dasselbe Ideal verfolgen, mit ihm einer Gesinnung und Bildungsstufe sind, nur in verschiedenen Kreisen der Thätigkeit beschäftigt und mit verschiedenen Hilfsmitteln an Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, um dies Ideal von verschiedenen Seiten zur Wirklichkeit bringen zu können.

Gewöhnlich und wenn sie von rechter Art sind, bemerken die Philosophen, daß ihre Lehre allen mitzutheilen für das gegenwärtige Menschenalter so gut wie ein Ding der Unmöglichkeit sey, und je höher ihr Ideal ist, um so leichter finden sie sich darin, daß man für jetzt es als ganz unausführbar betrachtet. Sie nehmen es wohl von dem mühsamen Wege ab, welchen sie selbst zur Erfindung ihrer Lehren gegangen sind, daß es nur wenigen vergönnt seyn möchte, einer solchen Arbeit sich zu unterziehen. Leichter kommen die Schüler, die Meinenden, über diese Schwierigkeit hinweg. Sie haben ja nicht erfunden, sondern nur gelernt, dies ist ihnen aber nicht sehr schwer geworden; es kommt nur darauf an, andern gleiche Gelegenheit zu lernen zu verschaffen, also tüchtige Lehrer anzustellen, dann wird sich ihr Ideal der Staatsverfassung schnell verbreiten; sie selbst werden auch schon das ihrige thun, und wenn auch nicht die Lehre, doch ihr Resultat, die Meinung, verbreiten helfen.

Je mäßiger der Grad der Bildung ist, auf welchem man steht, um so leichter kann man sich überreden, theils daß die Meinung, welche man hegt, die öffentliche sey, theils daß es nicht schwer halte, sie immer allgemeiner zu machen. Je mittelmäßiger unsere Meinung ist, um so mittelmäßiger ist auch der Bildungsgrad, welcher verlangt wird, um sie zu fassen. Hängt nun von dem Besitze dieser Meinung die wahre Fähigkeit zur Herr-

schaft zu gelangen ab, so wird man auch um so größere Hoffnung haben dürfen, bald die ganze oder doch fast die ganze Gesammtheit des Volkes fähig zu sehen, an der Herrschaft Theil zu nehmen. Auf einer solchen mittelmäßigen Bildungsstufe stehend, hat man vielleicht wirklich Recht, wenn man glaubt, daß die meisten im Volke, welche um das Staatswesen lebhaft sich bekümmern, im Allgemeinen derselben Meinung seyen, welche man hegt; denn wenn die Schlechten, wie billig, nicht gerechnet werden, so sind unstreitig die Mittelmäßigen die meisten; aber Unrecht hat man wohl gewiß, wenn man meint, daß im Sinn einer solchen öffentlichen Meinung der Staat gut regiert werden, vielleicht sogar, daß er in diesem Sinne überhaupt regiert werden könne.

So lange es noch ausgezeichnete und mittelmäßige Menschen zu unterscheiden giebt, werden die ausgezeichneten immer in der Minorität seyn; denn nur dadurch sind sie ausgezeichnet, daß sie wenige sind. Man sagt nun wohl, die ausgezeichneten Menschen bildeten die öffentliche Meinung, und rissen die übrigen, die Mittelmäßigen, mit sich fort in dem Schwunge ihrer Begeisterung, oder durch die Klarheit ihrer Einsichten; allein dabei sind nur zwei Fälle möglich: entweder setzen sie ihren Willen trotz der Mittelmäßigkeit durch, und alsdann regieren sie, nicht aber die öffentliche Meinung, oder die Mittelmäßigkeit behält das Ruder in der Hand und die öffentliche Meinung herrscht, wobei denn unausbleiblich der Wille der Ausgezeichneten nicht geschehen würde. Denn ein dritter Fall, welcher möglich zu seyn scheint, ist in der That nicht möglich, nemlich daß die Leute der mittelmäßigen Bildung von den Ausgezeichneten zu der höheren Stufe dieser emporgehoben würden und nun mit ihnen in gleichem Willen wirkten. Dies ist nicht möglich, weil es nicht so leicht ist von einer Bildungsstufe zur andern überzuführen, als daß es durch die gewöhnlichen Mittel der Mittheilung unter den Menschen be-

werkstelligt werden könnte. Die Bildungsstufe eines Menschen ergiebt sich nicht aus flüchtigen Anregungen, sondern nur als das Resultat eines ganzen Lebens. Man sehe nur, wie die mittelmäßigen Schüler eines Philosophen seine Lehre zu sich herabziehen, wie überhaupt in allen Wissenschaften und Künsten die gemeine Mittelmäßigkeit das scharfe Gepräge der überlieferten Münzen abgreift und besudelt.

Wenn Jemand, durch die öffentliche Meinung dazu berufen, zur Regierung gelangt, so ist ein Doppeltes möglich, entweder er hat aufrichtig und wahr selbst in der öffentlichen Meinung gestanden, und zu den Mittelmäßigen gehört, oder er hat sich nur scheinbar denselben angeschlossen. Das letztere mag öfter der Fall seyn als das erstere, doch ist auch dieses nicht unmöglich. Denn freilich muß der, welcher von der öffentlichen Meinung aus der übrigen Masse hervorgehoben und als der fähigste zum Regieren bezeichnet wird, nicht so ganz in der Mittelmäßigkeit stehn, daß er nicht durch etwas sich auszeichnete; aber das wodurch er sich auszeichnet, kann entweder nur ein glänzendes Talent zur Rede, zum geselligen Verkehr, zum Schmeicheln der Menge seyn, oder es kann auch in einer tieferen politischen Einsicht und in größerer Fähigkeit zur Behandlung der Geschäfte bestehn. In dem ersteren Falle wird er der öffentlichen Meinung wesentlich angehören, in dem anderen nur scheinbar. Kommt nun ein Mann der letztern Art zur Herrschaft, so sind wieder zwei Fälle möglich. Entweder hat er absichtlich sich nur gestellt als wenn er der öffentlichen Meinung wäre, um durch die Gunst derselben zur Herrschaft zu gelangen, oder er hat aufrichtig gemeint, er wäre dieser öffentlichen Meinung, hat sich aber darin getäuscht, daß er sie für besser, für ausgezeichneter hielt, als sie ist. In jenem Falle, wenn er zu regieren beginnt, wird er sich hüten, gegen die öffentliche Meinung anzustoßen, wird ihr in gleichgültigen Dingen nachgeben, in wichtigeren zögern, im Stil-

len aber seine Meinung betreiben. Aber setzen wir den besseren Fall, daß der redliche, obwohl nur scheinbare Anhänger der öffentlichen Meinung zur Herrschaft kommt, so wird sich alsbald die Verschiedenheit seiner von der öffentlichen Meinung zeigen und er wird die Gunst der Meinenden verlieren. Nun bleibt noch der Fall übrig, daß ein Mann der wirklich in der öffentlichen Meinung stand, die Herrschaft erhalte, doch auch dieser umfaßt mehrere Fälle, welche zu unterscheiden sind. Entweder ist der zur Gewalt erhobene zwar bisher nur mittelmäßig gebildet gewesen, hat aber doch eine Fähigkeit zu größerer politischer Einsicht, oder auch diese fehlt ihm. Im ersteren Falle wird er allmählig, durch seine höhere Stellung begünstigt, auch zu größerer Einsicht sich erheben und es kann nicht ausbleiben, daß er nun seiner bisherigen Partei sich mehr und mehr entfremdet und in einem anderen Sinne zu regieren beginnt. Im anderen Fall aber wird er entweder, wenn er leitsam ist, irgend wo einen Mann in einer unteren Stelle finden, der von größerer Einsicht als er und in den Geschäften erfahrener, bald, wie man zu sagen pflegt, seine rechte Hand wird, und so ist doch wieder das Ruder den Händen der öffentlichen Meinung entschlüpft; oder wenn er starrköpfig ist, so wird er der Leitung solcher untergeordneten Diener widerstreben und seinen und der öffentlichen Meinung Willen durchzusetzen suchen. Dies giebt alsdann eine gewaltige Reform im Staate; die Stellen werden anders besetzt; die Gesetze werden geändert und eine Zeitlang scheint alles im Sinn der öffentlichen Meinung zu gehen. Aber alsbald bricht sich der Strom an der Gewalt der Dinge. Wie wollen wohl die Mittelmäßigen auf die Dauer einen Staat regieren, wozu mehr als Mittelmäßigkeit gehört? Ihre Consequenz ist nur Eigensinn. Uebereinstimmung ist weder in ihren Gesetzen, noch in ihren Anstellungen ein richtiges Unterscheiden des Freundes von dem Schmeichler. So verwirrt sich ihnen alles; alles wird schlechter; die Mittelmäßigkeit der Verwaltung wird offenbar. Ist

es nun dies, was die öffentliche Meinung wollte? Genug, im Sinne der öffentlichen Meinung läßt sich nicht herrschen, weil der Wahrheit nach nur die Ausgezeichneten herrschen können, nicht aber die Mittelmäßigen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die öffentliche Meinung einen gewissen Widerwillen hegt gegen die höheren Classen der Gesellschaft, gegen die gründliche Gelehrsamkeit, gegen die Tiefen der Wissenschaft. Daher ihr Haß gegen das was sie Privilegien nennt, gegen das gesellschaftliche Leben der höheren Stände; daher ihr Spott über Stubengelehrte und Pedanterei; daher ihre Klagen darüber, daß man von den Gelehrten und von den Staatsbeamten noch immer die Kenntniß alter verschollener Zustände, alter Sprachen, der Philosophie und dergleichen unnützen Krames verlange, während das was unmittelbar im Leben und für das Leben gelte, vernachlässigt werde. So hört man denn wohl die öffentliche Meinung gegen die höhere Bildung sich erheben; sie verdrehe nur die einfache Wahrheit; der gesunde Menschenverstand sey das wahre Werkzeug, die Wahrheit zu erkennen; der gesunde Sinn des Volkes wisse schon das Rechte zu finden, d. h. es bedürfe keiner besonderen Vorbereitung, keines tieferen Denkens einer gebildeten Vernunft und keiner langsam gereiften Erfahrenheit, um das zu finden, was dem gemeinen Wesen fromme. So rühmt man sich sogar seiner Mittelmäßigkeit.

Bildet sich die öffentliche Meinung bei denen aus, welche Erfahrung in den Staatsgeschäften haben? Keinesweges. Vielmehr ist ja dies die beständige Klage, daß sie nicht genug von den Staatsmännern geachtet werde. Ihren Hauptsitz hat sie in den mittleren Classen des Volkes, welche in einem kleineren Kreise eine heilsame Wirksamkeit finden und hier Gelegenheit haben, mit fast allen Regionen des öffentlichen Lebens in Berührung zu treten, ohne doch je den ganzen Zusammenhang desselben durch-

schauen zu können. Noch weniger wird in diesen Gebieten jemals ein Versuch gemacht, selbst auf eine positive Weise in dem Staatsleben seine eigenen Erfahrungen zu machen. Im Ganzen also kann man nicht rühmen, daß die öffentliche Meinung eine andere als eine nur sehr ferne Kunde von den Staatsgeschäften durch Erfahrung habe. Worauf wird sie nun doch ihren Versuch gründen, ein Urtheil über die Politik zu haben? Wenn sie dasselbe nicht aus der Erfahrung schöpft, so wird sie es aus der Theorie schöpfen.

Hier haben wir den Grund, weswegen die öffentliche Meinung so sehr ihres gesunden Menschenverstandes sich rühmt. Ihrer reifen Erfahrung, ihrer Bildung durch Geschichte und Wissenschaften kann sie sich nicht rühmen, sie kann sich nur rühmen, daß sie die ursprüngliche Gabe, welche den Menschen von Gott stammt, unverbildet erhalten habe. Und aus dieser Gabe ohne weitere Hülfe der Geschichte und der Erfahrung — wenigstens soll diese Hülfe etwas ganz untergeordnetes seyn — denkt sie nun eine richtige Ansicht vom Staate schöpfen zu können. Wer erkennt nun nicht hierin die Art der Philosophen, welche auch aus der reinen Vernunft allein ihre Erkenntnisse schöpfen, welche, wie Malebranche sagte, nur das wissen wollen, was vor aller Erfahrung Adam und Eva im Paradiese gewußt hätten? Nur darin unterscheidet sich die Philosophie von der öffentlichen Meinung, daß sie mit einer weitläuftigen Kette von Gründen angezogen kommt, um ihre Ansicht vom Staate als richtig darzuthun; auf solche verwickelte Spitzfindigkeiten läßt sich der gesunde Menschenverstand der öffentlichen Meinung nicht ein; er setzt, ohne weitere Umstände, daß vernünftiger Weise ein jeder gleiches Recht im Staate habe, oder daß die öffentliche Meinung herrschen sollte, oder wer weiß was sonst. Dadurch aber beweist der gesunde Menschenverstand, daß er nicht ein gründlich gebildeter ist; denn die Gründe will er ja nicht, sondern nur die Resultate. Genug die öffentliche Meinung von der Seite, von welcher sie

sich auf den gesunden Menschenverstand beruft, ist eben nur das oben abgeschöpfte Resultat der philosophischen Theorien, welches die Mehrheit der Halbgebildeten plausibel gefunden hat.

Die philosophische Theorie wird als eine allgemeine ausgeführt, welche für alle Staaten in gleicher Weise passen soll.

Die öffentliche Meinung rühmt sich nicht etwa eine deutsche, sondern eine europäische öffentliche Meinung zu seyn, und es ist zuversichtlich genug in ihrem Sinn verkündet worden, daß künftig nur noch politische Meinungskriege geführt werden würden, gleichsam als wäre es das höchste Interesse aller Staaten, daß überall nur dieselbe Meinung über politische Grundsätze die herrschende bleibe. Nur ein kleiner Unterschied scheint hier noch zwischen der philosophischen Theorie und der öffentlichen Meinung übrig zu bleiben. Jene nemlich, wenn sie auch die besondere Gesetzgebung eines Staates nicht bestimmen kann, giebt doch zu, daß eine solche zulässig, räthlich, ja nothwendig sey. Diese dagegen sieht eine solche Nothwendigkeit kaum ein; höchstens läßt sie dieselbe zu, wenn in einem Volke die öffentliche Meinung noch nicht zur Reife gekommen, d. h. das allgemeine Ideal noch nicht recht gefaßt haben sollte. Solche Völker sind für die richtige Staatsverfassung noch nicht genug vorbereitet, man muß aber auch bei ihnen bemüht seyn, demselben Ideal sich zu nähern. So geht die öffentliche Meinung in der That darauf aus, die Völker zu uniformiren. Ihre Richtung ist kosmopolitisch, welches die Richtung der philosophischen Theorie nicht eben zu seyn braucht, oder vielmehr die öffentliche Meinung will ihre Partei, nicht ihr Vaterland.

Man will die mittelmäßige Meinung zur Herrschaft bringen; ich frage mit dem Aristoteles: was soll denn mit Denen werden, welche eine höhere politische Einsicht besitzen? Sollen sie den weniger Einsichtigen dienen? Dies würde eine schmähliche Knecht-

schaft für sie seyn; sie werden sie nicht dulden wollen; sie werden ihre ganze Klugheit aufbieten, um den Staat der Mittelmäßigen umzustoßen und so als gefährliche Feinde sich erweisen. So muß man die besten der Bürger mit dem Tode bestrafen, oder durch das Scherbengericht aus den Staaten wegjagen. Die Männer der öffentlichen Meinung müssen wie die Milesier denken, welche den Hermodorus verjagten, weil sie keinen ausgezeichneten Mann in ihren Mauern haben wollten, oder wie jener Athener, welcher für die Verbannung des Aristides stimmte, weil er es nicht dulden wollte, daß dieser die Auszeichnung genösse der Gerechte zu heißen. Gerecht ist es nach dem Aristoteles nicht, daß alle Gleiches haben, sondern daß alle ihrem Werthe nach haben, d. h. daß die Guten und Ausgezeichneten mehr Theil an der Regierung haben als die Mittelmäßigen.

Trifft es sich, daß die Philosophen in einer Zeit leben, in welcher das politische Leben zu sehr im Widerstande gegen die Verbesserungen sich äußert, so werden sie wohl zu größerer Eile antreiben; trifft es sich dagegen umgekehrt, daß eine zu große Ungeduld in scheinbaren Verbesserungen den Gang der Staatsentwickelung übereilt, so werden sie dagegen geneigt seyn, das Bestehende so viel als möglich festzuhalten. So sind sie in der Regel nicht ganz einig mit der öffentlichen Meinung, und es begegnet ihnen, wovon sich kein Mensch frei sprechen kann, daß sie von der Stimmung ihrer Zeit abhängig sind, obgleich sie sich meistens zum Widerspruch gegen dieselbe geneigt fühlen. Als revolutionnär kann also weder die Theorie der Philosophen, noch ihre persönliche Stimmung angesehen werden; jene aber verdient Beachtung, weil sie den höchsten Zweck des Staates im allgemeinen zu bestimmen sucht; denn dieser soll auch unter allen besondern Umständen in das Auge gefaßt werden, wie weit man auch noch von der Erreichung desselben entfernt seyn mag.

Nun mag freilich das Ideal des Staates, welches der öf-

fentlichen Meinung zum Grunde liegt, nur ein sehr schwaches und entstelltes Abbild des philosophischen Ideals seyn; so wird doch der Schüler des Philosophen, so wird doch ein jeder Mensch das Recht, ja die Pflicht haben, ein solches Ideal sich auszubilden. Denn auf einem solchen beruht sein sittliches Bestreben, die Idee des Staates, so viel an ihm ist, zu verwirklichen. Siehe da, warum Niemand der öffentlichen Meinung verbieten soll, sich auszubilden und auszubreiten.

Es sind zwei Arten des Irrthums, welche die öffentliche Meinung dem Staate gefährlich machen. Der eine besteht darin, daß man das Ideal, welches man gefaßt hat, für genügend und vollständig hält, der andere darin, daß sich zu dem Ideale ein unruhiger Trieb gesellt, es vor der Zeit ausgeführt zu sehen.

Es ist nicht selten die Art solcher, welche mit den Wissenschaften sich zu beschäftigen anfangen, daß sie schnell mit einer recht festen Antwort fertig sind, während die weiter fortgeschrittenen länger zögern und wenig zu wissen bekennen. Solchen Jüngern der Wissenschaft gleicht unsere Zeit in Beziehung auf die Politik. Die mittleren Stände, in welchen die öffentliche Meinung herrscht, haben noch nicht lange Politik gelernt; jetzt verwundern sie sich über die neue Weisheit welche ihnen geworden; sie finden alles einfach und klar, mit wenigem Nachdenken abzumachen, sogar leicht ausführbar; kurz die Wortführer unter ihnen gebährden sich ganz so wie unsere jungen Leute in der Wissenschaft; sie sprechen kurz ab; dadurch behaupten sie sich eben als Wortführer. Die Meinung ist ein unschuldiges Ding; man kann sogar ohne sie gar nicht leben; verderblich aber wird sie, wenn sie sich für Wissenschaft hält; verderblich dadurch, daß sie uns abhält, nach etwas Höherem zu streben, daß sie also uns zur Wissenschaft zu gelangen verhindert, verderblich noch mehr dadurch, daß sie nicht nur dem Meinenden schadet, sondern ihre Halbklugheit auch andern aufdrängen will, und dadurch

den Staat verwirrt. Das Mittel gegen diese Krankheit hat schon Sokrates angegeben; man muß den Meinenden von dem Dünkel seiner Vielwisserei dadurch heilen, daß man ihm seine Unwissenheit zeigt; man muß ihn zur Bescheidenheit zurückführen.

Aber die Bescheidenheit ist in unsern Tagen eine Tugend, welche man kaum noch zu bekennen wagt. Keiner von uns kann freilich eine größere Bildung schätzen, als er selbst besitzt, und es ist daher von den Mittelmäßigen, welche in der gewöhnlichen Meinung stehn, auch nicht zu verlangen, daß sie die Wissenschaft oder eine wahre politische Einsicht schätzen sollen; aber der Bescheidene legt Andern nicht nur den Werth bei, welchen er an ihnen offenbar erblickt, sondern er glaubt und hofft bei ihnen noch mehr zu finden, als er sich selbst hat verschaffen können. Er setzt voraus, daß es Andere klügere giebt als er, besonders wenn er weiß, daß Andere mehr Gelegenheit gehabt haben, als er, in einem gewissen Gebiete Erfahrungen zu machen und sich zu üben. So denkt er auch über die Politik, wenn diese nicht eben sein Fach seyn sollte, es möchte in ihr wohl viele bei weitem bessere Kenner geben als er ist, und von diesen insgesammt oder auch nur größtentheils anzunehmen, daß sie keinen guten Willen haben, findet er keinen Grund. Nun fügt es sich wohl zuweilen, daß er hinlängliche Beweise findet, daß der Staat nicht überall gut regiert werde; aber darum urtheilt er nicht sogleich, daß die Regierenden Schwachköpfige oder Böswillige seyen; sondern er vermuthet, daß die Noth der Umstände nicht Alles zum Guten zu kehren gestatte. Vielleicht geschieht es auch zuletzt, daß er sich hie und da nicht verhehlen kann, daß böser Wille oder Unfähigkeit des Verstandes bei Denen, welche die Regierung in Händen haben, manchen Schaden veranlasse, ja er kann vielleicht einsehen, daß der Grund hievon nicht in zufälligen Dingen, sondern in der ganzen Verfassung des Staates liege, — wird er darum sogleich die Schlechtigkeit des Staats Nachbarn und Feinden verkünden und die Hand daran legen, dessen Verfassung umzu-

stoßen? Nein, er wird auch dann noch seiner Bescheidenheit getreu bleiben, ja diese wird sich erst jetzt recht zeigen und in wahre Demuth verklären. Der Demüthige weiß sehr wohl, daß, um mit dem Platon zu reden, die Menschen mehr der Heerde als dem Hirten gleichen, daß aber der Heerde Hirt nicht unter denen ist, welche auf Erden uns weiden und scheeren mögen, sondern daß Gott allein dieser Name gebührt. Da vertraut er nun, daß dieser treue Vater auch in der unvollkommenen Form seine Macht zeigen werde, denn sie ist nicht ohne ihn geworden, daß er Umstände und Menschen schicken werde, welche ihre Uebel zum Guten kehren. Er wird unter den Uebeln vielleicht seufzen; wo er mit Einsicht kann, wird er ihnen abhelfen; aber er wird nicht murren, weder gegen Gott, noch gegen die Obrigkeit, welche Gott gesandt hat, am wenigsten wird er selbst eine andere Staatsform einzurichten streben, wenn er nur in der öffentlichen Meinung steht und nicht durch seine politische Einsicht über dieselbe bei weitem sich erhebend die Mittel genau kennt, durch welche mit Sicherheit allem menschlichen Dafürhalten nach eine Abhülfe bereitet werden kann.

Die mittleren Stände haben gewiß das gute Recht, sich auch eine Meinung über das öffentliche Leben zu bilden, in welchem sie selbst einer der wesentlichsten Bestandtheile sind und welches sie nur zu lange als ein ihnen gewissermaaßen fremdes angesehen haben. Und wenn sie nun bemerken, wie wichtig sie dem Staate sind, wie sehr es in diesem darauf ankommt, daß ihre Lage, ihre Stimmung, ihre Bedürfnisse verstanden werden; so kann man ihnen gewiß auch nicht das Recht absprechen, zu fordern, daß sie von der Regierung gehört, ja daß ihnen ein Antheil an der Regierung zugestanden werde; denn Niemand kann sie besser kennen als sie selbst, Niemand kann besser sagen wo es ihnen fehlt, was sie wollen und was ihren Bedürfnissen entspricht.

Wir betrachten es als eine der Aufgaben unserer Zeit, die

politischen Stände, welche zu sehr vermischt worden sind, wieder von einander zu sondern, und dadurch aus den mittlern Ständen einen Mittelstand zu bilden, welcher als solcher in seinem Kreise eigene Rechte und eigene politische Macht haben soll. Macht soll er haben nach dem Maaße seiner Einsicht, d. h. im wesentlichen, nach dem Kreise seiner Erfahrung, aber nicht nach den oberflächlichen Theorien, welchen die öffentliche Meinung zu folgen jetzt nur zu sehr geneigt ist.

Die Kammer von 1815.

(Zur französischen Geschichte vom 8 Juli 1815 bis 5 September 1816.)

Im Jahre 1815, man möchte sagen, mit dem Verhallen des Kanonendonners von Belleallìance, traten die europäischen Nationen, die an den letzten Ereignissen thätigen Antheil genommen, in eine neue Epoche ein.

Kaum hat es jemals eine andere von so lange ungestörtem Frieden gegeben.

Die alte Eifersucht, mit der sich sonst die Staaten gegenseitig bewachten, war so gut wie verschwunden; und höchstens in schwachen Nachwirkungen war sie sichtbar. So ungemein schwierige Verwickelungen, wie die Feldzüge der Russen in der Türkei herbeiführten, gingen doch ohne Ausbruch der Entzweiung vorüber. Wenn innerhalb des Kreises unserer Völker ein paar Mal Truppen des Einen in das Gebiet des Andern einrückten, so waren dies doch Kriege mehr dem Namen nach als in der That, mehr Promenaden, wie man sich ausgedrückt hat, als Feldzüge.

Und dennoch, trotz dieses Friedens, welche lebhafte Bewegung! welche Aufregung aller thätigen Kräfte! Wie oft ward Form und eigenthümliches Bestehen eines oder des anderen Staates in Frage gestellt! Wie oft kam es in dem Innern derselben zu Gewaltthaten! Man mußte fürchten, es wolle

sich, nachdem der große Krieg gegen den Eroberer beendigt worden, allenthalben ein bürgerlicher entzünden.

So auffallend dieser Wechsel erscheint, so ist er doch nicht schwer zu erklären; mit einer gewissen Nothwendigkeit trat er ein.

Die revolutionnären Stürme, welche Europa so lange erschüttert, hatten nicht allein die äußern, sondern auch die innern Verhältnisse umgewandelt; neue Grundsätze hatten sie geltend gemacht und neue Interessen hervorgerufen. Jetzt war die Revolution besiegt. Es konnte nicht anders seyn als daß die entgegengesetzten Prinzipien auch ihrerseits wieder emporkamen und nach der verlornen Herrschaft strebten. Fast schien es als setze sich der erste Kampf auf einem andern Felde fort.

Und so wäre wohl, dürfte man fragen, rathsam gewesen, ja es hätte in der Natur der Sache gelegen, die Dinge schlechthin in ihren alten Zustand wieder herzustellen?

Man schmeichle sich nicht, daß sich das hätte ausführen lassen. Nein! so leicht hatte man es nicht.

Die Reiche und Staaten, im Großen angesehen, waren doch auch in eine ganz neue Lage getreten: jeder für sich, alle zu einander: das Weltverhältniß war durchaus umgewandelt. Wo war das deutsche Reich mit seiner großen geistlich weltlichen Hierarchie? die aristokratische Macht so stolzer Republiken, wie Venedig und Genua? Die alte Theilung der Seeherrschaft? Das Verhältniß der Colonien? Vieles war verschwunden: Alles verändert. Unmöglich konnte man nun die Zustände der niedrigeren Kreise, die zu den höheren in einer so nothwendigen Beziehung gestanden und auf ihnen beruht hatten, einseitig zurückrufen: Zustände übrigens, die in sich selbst so viel Unhaltbares gehabt, die, als der große Sturm ausbrach, in einem innern Prozeß der Verbesserung und Metamorphose, nicht ohne Gährung, begriffen gewesen. Es war nicht daran zu denken.

Konnte man sich aber auf der andern Seite den Prinzipien

diese doch wieder zur Wirksamkeit in dem Staate gelangten, — welche Bestrebungen sie hiebei entwickelten, welche Richtung sie nahmen, — ob es möglich war derselben treu zu bleiben, und, wenn nicht, woran dies hauptsächlich lag.

Fragen, entscheidend für den Gang der Dinge in Europa überhaupt.

Wiedereintritt Ludwigs XVIII.

Napoleon hat einmal gesagt, [1]) im Jahre 1814 hätte Ludwig der achtzehnte sich leicht in Frankreich wieder einheimisch machen können, im Jahre 1815 dagegen habe demselben kein anderer Weg offen gestanden als der verhaßte und gefährliche der Strenge und des Schreckens.

Würde es auch der Sinnesweise Ludwigs XVIII nicht widersprochen haben einen solchen einzuschlagen, so muß man doch bezweifeln, ob die Natur der Dinge es zugelassen hätte.

Es ist wahr, die feindselige Gewalt, vor deren Erhebung der König hatte weichen müssen, war gebrochen, die ihm entgegengesetzte Parteiung von dem Kampfplatz vertrieben, die Pforten des Landes waren wieder vor ihm aufgethan; aber alles durch eine Macht, welche nicht die seinige war, die nicht gerade zu seinen Gunsten gerüstet, noch sich ausdrücklich für ihn erklärt hatte. Zwischen den Unterthanen die ihn wieder aufnehmen und den Verbündeten die seinen Wiedereintritt bestätigen sollten, in der Mitte, wie hätte er daran denken können Gewalt auszuüben und Maaßregeln des Schreckens zu verhängen? Eine ganz andere Linie des Betragens war ihm vorgeschrieben: eine ganz andere schlug er ein. Suchen wir uns den Sinn seiner ersten Schritte anschaulich zu machen.

---

[1]) Mémorial de S. Hélène II, p. 29.

Als die Nachricht von der Schlacht von Belleallianee nach Gent kam, erschien die Menge mit Jubelgeschrei vor seiner Wohnung. Endlich ließ er sich bewegen und zeigte sich ihr. An ihm aber, den die Erfolge dieser Schlacht wieder zum König machten, bemerkte man keinen Zug der Freude, sondern an deren Stelle einen tiefen Ernst. Er vermied alles was das Nationalgefühl der Franzosen hätte beleidigen können.

Man erinnert sich, daß es in jener Zeit die allgemeine Meinung war, die falschen Schritte der Regierung seyen Schuld an dem ganzen Unglück [1]); der Begünstigung jener unhaltbaren Ansprüche, deren einziger Erfolg habe seyn können die Mehrzahl der Nation zu entrüsten, schrieb man die Wiederkehr Napoleons zu.

Ludwig XVIII schien fast diese Meinung selber zu theilen. In der Proclamation von Cambray gestand er ein, unter den schwierigen Umständen, in denen man sich vor dem Jahre befunden, habe man wohl nicht alle Fehler vermeiden können. Auch seine Regierung möge deren begangen haben. Allein die Erfahrung habe ihn belehrt. Er wolle der Charte alle Garantien hinzufügen, durch welche sie gesichert werden könne. Niemals sey es seine Absicht gewesen, wie Uebelwollende vorgegeben, Zehnten und Feudalrechte wieder herzustellen oder die Käufer der Nationalgüter zu beunruhigen; auch könne sie es niemals werden. Er wolle in Zukunft seine Umgebung aus allen Franzosen wählen. Zwar die Häupter der Verschwörung, die den Usurpator auf den Thron gesetzt, müsse die Strenge der Gesetze treffen; aber den beiden Kammern solle das Recht zustehen, sie zu bezeichnen. Allen Uebrigen die nur mißleitet worden, werde er verzeihen; das verspreche er, er der nie eine Zusage gebrochen. [2])

---

[1]) Fr. Genz bezeugte dies bald darauf in einem ausführlichen Artikel über die Friedensschlüsse in dem österreichischen Beobachter; wiederholt in d. Allg. Zeitung 1816, Beil. Nr. 16.

[2]) Proclamation de Cambrai 28 Juin. „Je promets, moi, qui n'ai jamais promis en vain.“ Moniteur 7 Juillet.

diese doch wieder zur Wirksamkeit in dem Staate gelangten, — welche Bestrebungen sie hiebei entwickelten, welche Richtung sie nahmen, — ob es möglich war derselben treu zu bleiben, und, wenn nicht, woran dies hauptsächlich lag.

Fragen, entscheidend für den Gang der Dinge in Europa überhaupt.

Wiedereintritt Ludwigs XVIII.

Napoleon hat einmal gesagt, [1]) im Jahre 1814 hätte Ludwig der achtzehnte sich leicht in Frankreich wieder einheimisch machen können, im Jahre 1815 dagegen habe demselben kein anderer Weg offen gestanden als der verhaßte und gefährliche der Strenge und des Schreckens.

Würde es auch der Sinnesweise Ludwigs XVIII nicht widersprochen haben einen solchen einzuschlagen, so muß man doch bezweifeln, ob die Natur der Dinge es zugelassen hätte.

Es ist wahr, die feindselige Gewalt, vor deren Erhebung der König hatte weichen müssen, war gebrochen, die ihm entgegengesetzte Parteiung von dem Kampfplatz vertrieben, die Pforten des Landes waren wieder vor ihm aufgethan; aber alles durch eine Macht, welche nicht die seinige war, die nicht gerade zu seinen Gunsten gerüstet, noch sich ausdrücklich für ihn erklärt hatte. Zwischen den Unterthanen die ihn wieder aufnehmen und den Verbündeten die seinen Wiedereintritt bestätigen sollten, in der Mitte, wie hätte er daran denken können Gewalt auszuüben und Maaßregeln des Schreckens zu verhängen? Eine ganz andere Linie des Betragens war ihm vorgeschrieben: eine ganz andere schlug er ein. Suchen wir uns den Sinn seiner ersten Schritte anschaulich zu machen.

---

[1]) Mémorial de S. Hélène II, p. 29.

Als die Nachricht von der Schlacht von Belleallianche nach Gent kam, erschien die Menge mit Jubelgeschrei vor seiner Wohnung. Endlich ließ er sich bewegen und zeigte sich ihr. An ihm aber, den die Erfolge dieser Schlacht wieder zum König machten, bemerkte man keinen Zug der Freude, sondern an deren Stelle einen tiefen Ernst. Er vermied alles was das Nationalgefühl der Franzosen hätte beleidigen können.

Man erinnert sich, daß es in jener Zeit die allgemeine Meinung war, die falschen Schritte der Regierung seyen Schuld an dem ganzen Unglück [1]); der Begünstigung jener unhaltbaren Ansprüche, deren einziger Erfolg habe seyn können die Mehrzahl der Nation zu entrüsten, schrieb man die Wiederkehr Napoleons zu.

Ludwig XVIII schien fast diese Meinung selber zu theilen. In der Proclamation von Cambray gestand er ein, unter den schwierigen Umständen, in denen man sich vor dem Jahre befunden, habe man wohl nicht alle Fehler vermeiden können. Auch seine Regierung möge deren begangen haben. Allein die Erfahrung habe ihn belehrt. Er wolle der Charte alle Garantien hinzufügen, durch welche sie gesichert werden könne. Niemals sey es seine Absicht gewesen, wie Uebelwollende vorgegeben, Zehnten und Feudalrechte wieder herzustellen oder die Käufer der Nationalgüter zu beunruhigen; auch könne sie es niemals werden. Er wolle in Zukunft seine Umgebung aus allen Franzosen wählen. Zwar die Häupter der Verschwörung, die den Usurpator auf den Thron gesetzt, müsse die Strenge der Gesetze treffen; aber den beiden Kammern solle das Recht zustehen, sie zu bezeichnen. Allen Uebrigen die nur mißleitet worden, werde er verzeihen; das verspreche er, er der nie eine Zusage gebrochen. [2])

---

[1]) Fr. Genz bezeugte dies bald darauf in einem ausführlichen Artikel über die Friedensschlüsse in dem österreichischen Beobachter; wiederholt in d. Allg. Zeitung 1816, Beil. Nr. 16.

[2]) Proclamation de Cambrai 28 Juin. „Je promets, moi, qui n'ai jamais promis en vain.“ Moniteur 7 Juillet.

Merkwürdig, wie weit man in dieser Richtung gegangen ist. Ein Aufruf, welchen königliche Commissäre noch nach der Schlacht von Waterloo „an die Republikaner des Jura" erlassen haben, ermuntert sie, ihre gebeugte Stirne zu erheben, die Rechte anzunehmen, die Freiheit zu genießen, die der König ihnen darbiete; bei der Besetzung der Stellen werde man von jetzt an nur auf das Verdienst sehen; nichts mehr von Beschränkung des Cultus, von Zehnten oder Feudalrechten! Die Revolution, sagen sie, wird nun erst befestigt; Ludwig XVIII wird uns alles geben was wir gewünscht haben, und zwar ohne die Gährungsstoffe die es verdarben, er wird seinem Namen des Ersehnten den rühmlichen eines Erneuerers der französischen Freiheit hinzufügen. [1])

In diesem Sinne der Concessionen und Begünstigungen der Revolution war es, daß Talleyrand, der ihr in so vielen Beziehungen angehört, das neue Ministerium bildete. Als er Pasquier vorschlug hineinzutreten, gab er ihm die Grundsätze an die man befolgen werde: „Einheit des Gesichtspunctes, sagte er, ehrenvoller Friede, keine Reaction; der regelmäßige Gang der Justiz gegen einige der vornehmsten Urheber der hundert Tage." [2])

Wollte man die Maaßregeln, zu welchen sich Ludwig XVIII verstand, in einer einzigen zusammenfassen, so brauchte man nur zu sagen, daß er Fouché zu seinem Minister machte. Die Royalisten waren darüber außer sich. „Fouché Minister! ruft Bourrienne aus, hätte ich eine Bildsäule wandeln sehen, so wäre ich nicht erstaunter gewesen." Chateaubriand gefällt sich in seinem Bedauern, das er mit dem Könige gefühlt habe, als er eines

---

[1]) **Rapport sommaire sur la mission remplie dans les départemens du Doubs et du Jura en mars, avril, mai, juin et juillet 1815 par MM. Lafon de Bordeaux et Lemare du Jura.**

[2]) **Histoire de la restauratiou par un homme d'état. T. II, p. 399.**

Abends Talleyrand an dem Arme Fouché's in dem Cabinet erscheinen sah. Und doch gehört dies fast nothwendig zur Gesammtheit dieser Maaßregeln. Fouché trat ein, wie er sagt, um alle Reaction zu verhindern, er beschwor den König, durch ein vollkommenes Vergessen dem Lande das Gefühl von Sicherheit einzuflößen, er wiederholt wie sehr der König ihm hierin beigestimmt habe. [1])

In der That, obwohl die ersten Befehle Ludwigs XVIII diejenigen wie natürlich entfernten, welche während der hundert Tage in Verwaltung und Gericht eingedrungen, so waren doch die Anweisungen welche die übrigen empfingen, voll von Mäßigung und Güte.

Die Präfecten wurden erinnert ein Regiment der Gerechtigkeit und der Weisheit einzuführen, mit Würde und Ruhe den Bewegungen der Parteien zu widerstehen und sich niemals von der constitutionnellen Linie zu entfernen. In einer Regierung der Freiheit, in einer regelmäßigen Administration müsse jeder Unterthan seine eigene Stütze, seinen individuellen Vortheil sehen, dies sey das einzige Mittel der Versöhnung. [2])

Es war eine der ersten Maaßregeln, vielleicht selbst darauf berechnet den übermächtigen Armeen der Verbündeten ein nationales Gegengewicht zu geben, daß man eine neue Kammer der Abgeordneten berief. [3]) Bemerken wir wohl, daß wenn der König sich in der Form der Berufung Neuerungen erlaubte, dies vornehmlich solche waren die sich an die Zusatzacte anschlossen. Wenn Napoleon die Anzahl der Abgeordneten vermehrt hatte,

---

[1]) Lettre du duc d'Otranto au duc de Wellington 1 Janv. 1816.

[2]) Circulaires à MM. les préfets et à MM. les premiers présidens procureurs généraux etc. 14. 17 Juillet. Moniteur 19 Juillet.

[3]) So versicht es unter andern Flévée Histoire de la Session de 1815 p. 122. Faire à l'égard des étrangers un pouvoir d'une représentation nationale qui n'avait été qu'un instrument entre les mains d'un homme habile, était une combinaison profondément politique.

so fand auch Ludwig XVIII nothwendig, daß die Repräsentation, um die Meinung des Landes darzustellen, unmittelbarer und zahlreicher aus den Wahlversammlungen hervorgehe. Er erklärt, einige Artikel der Charte einer Revision unterwerfen zu wollen. Es sind solche die auch in jener Acte Veränderungen erlitten hatten. Selbst die große Frage der Initiative schloß er davon nicht aus. Napoleon hatte die Charte durch Gewährung größerer Freiheiten überbieten wollen, es schien fast als trete der König in diesen Wettstreit ein.

Es war am 13 Juli, daß diese wichtige Ordonnanz erschien. Zwei Tage darauf gab man der Presse, die unter Napoleon zuletzt so ungebunden gewesen war, auch von Seiten des Königs eine größere Freiheit, und begnügte sich, die Journale unter strenger Aufsicht zu halten.

Aufs neue sah man Männer wie Molé, die ihre ganze Bedeutung dem Kaiser verdankten, in den höchsten Stellen. Zu Präsidenten der Wahlversammlungen erwählte man so entschiedene Liberale, wie Flaugergues und den General Foy. Wenn es dann von Foy hieß, er sey dem Hause Bourbon nicht so abgeneigt, man könne ihn noch völlig gewinnen, wenn sich selbst Manuel näherte, so ist dies kein Wunder [1]. Es schien, als seyen die Interessen der Revolution, wie sie durch die Charte und hernach durch die Zusatz-Acte befördert worden waren, neuerdings in Aufnahme und gutem Fortgang. Wie sehr sahen sich da die Royalisten in ihren Erwartungen getäuscht. „Wir erwarteten, sagt einer von ihnen, daß die Agenten des Königs, ohne Zweifel im Voraus erwählt, noch vor den fremden Heeren ankommen würden, Männer von großem Namen und mit unbeschränkter Gewalt; dann, dachten wir, würde sich ein Bund zwischen den Royalisten von Prinzip — denn nach Burke sind

[1]) Histoire de la restauration III, 57. Der Verfasser fand dies in den Noten der Ministerien.

dies die einzigen getreuen — und den geschickten Männern bilden; es würde alles verschwinden, was an die bisherige Verwaltung erinnerte". Statt dessen sahen sie alles bestehen bleiben, wie es gewesen war. Schon geriethen sie mit der Staatsgewalt wieder in Kampf. Jene Commissäre, welche der Herzog von Angouleme — kraft des ausgedehnten Auftrags, den er empfangen — noch während der Gefahr eingesetzt hatte, waren in offenbarem Zwiespalt mit den königlichen Präfecten. Ihre Vollmachten wurden ausdrücklich widerrufen [1]). Die Präfecten blieben. Es waren solche, die ihr Amt auch während der hundert Tage behalten; sogar Männer der Convention, die für den Tod Ludwigs XVI gestimmt hatten, unter ihnen [2]).

So viel ist wohl gewiß, daß dies Verfahren zur Beseitigung der ersten Schwierigkeiten außerordentlich viel beitrug.

Die größte von allen lag ohne Zweifel darin, daß die Armee, welche die Waffen für Napoleon ergriffen, welche ihm die Gewalt in die Hände gegeben, sich über 100000 Mann stark, noch immer in drohender Haltung, hinter die Loire zurückgezogen hatte.

Als Davoust sie einlud, sich freiwillig mit dem König zu vereinigen, so waren dies die Gründe deren er sich bediente. „Die Commissäre, welche die Armee bei der Regierung zurückgelassen, versichern uns", sagt er, „daß keine Reaction, selbst keine willkürliche Absetzung weder im Militär, noch in den andern Zweigen zu fürchten sey; man wird die Leidenschaften schweigen machen, Menschen und Grundsätze respectiren und die Armee behandeln, wie ihre Ehre fordert; dafür ist die Anwesenheit des Marschalls St. Cyr und des Herzogs von Otranto im Ministerium Bürgschaft und Unterpfand." [3])

---

[1]) Ordonnanz vom 18 Juli. „Ils seraient même nuisibles à la marche des affaires en détruisant l'unité d'action.

[2]) Z. B. Bar. Richard im Dep. de la Charente inférieure.

[3]) Circulaire du Maréchal Prince d'Eckmühl 10 juillet. Bibliothèque historique I, 185.

In der Adresse, mit der sich hierauf Generale, Obersten und Offiziere dem Könige unterwarfen, redeten sie hauptsächlich nur von der Nothwendigkeit eines vollkommenen Vergessens alles Vergangenen, von den Rechten der Nation. [1])

In dieser Gesinnung that die Armee den großen Schritt, die Feldzeichen desjenigen was ihr Leben ausgemacht, die Symbole ihres Ruhmes abzulegen und die weiße Kokarde anzunehmen. Endlich konnten auch die Ungläubigsten nicht mehr läugnen, daß ihr Herr und Meister nach St. Helena abgeführt worden; allenthalben sank die dreifarbige Fahne, Ludwig XVIII war wieder Herr in seinem Königreiche.

Es ist sehr merkwürdig, welche Stellung er hiemit den Verbündeten gegenüber annahm. In seinen Proclamationen hatte er sie wohl selbst die Fremden genannt. Jene weit verbreiteten Gerüchte, wie er zum Beispiel die Brücke von Jena nur dadurch errettet habe, daß er in dem Augenblick, wenn man sie sprenge, sich selbst darauf zu setzen gedrohet, — jene Schreiben, worin man ihn sagen ließ, wäre er jünger, so würde er an der Spitze seines Volks den Fremden gegenüber treten, waren in dieser Richtung ersonnen. An der Ausantwortung der Kunstdenkmale wollte von der damaligen Verwaltung Niemand Antheil nehmen. Ja einmal schien es sogar, als denke man sich der Reste der Armee zu bedienen, um sich den Verbündeten geradezu entgegenzustellen.

Jene Proclamation von Davoust macht diese Möglichkeit zu einem ihrer Beweggründe. „Die Armee", heißt es darin, „vereinigt und beisammen, wird, wenn unser Unglück sich vermehrt, einen Mittelpunct für die Verbindung aller Franzosen abgeben. Vereinigen wir uns, schließen wir uns an einander, trennen wir uns niemals!" Was der General im Juli gesagt, wiederholte der Minister im August. Man kennt den Bericht des Fouché, in

[1]) Enthalten in dem Tagesbefehl vom 16 Juli. Eben da.

welchem er den Verbündeten Schuld giebt, die königliche Macht mit Willen in einem Zustand von Unvermögen zu halten und sie mit Haß zu beladen. Drohend sagt er darin: „Die Armee ist unterworfen, aber noch ist sie vorhanden. Nicht alle Waffen sind ausgeliefert.“ [1]) Die Verbündeten erlangten gar bald die Gewißheit, daß Fouché geheime Verhältnisse zu der Armee in solchem Sinne unterhielt.

Mit außerordentlicher Geschwindigkeit, wie man sieht, entwickelte sich diese Richtung. Es war nothwendig gewesen, Frankreich so weit zu beruhigen, daß es den König in Güte wieder aufnahm. Es zeigte sich aber, daß man damit nicht zufrieden war. Man begünstigte nicht allein vorzugsweise die revolutionären Interessen. Man schien sie unter der weißen Fahne so gut wie unter der dreifarbigen zusammenhalten, vereinigen zu wollen, um sie den Verbündeten entgegenzusetzen. Es lag hierin eine Art von Fortsetzung des Krieges.

Auflösung des ersten Ministeriums.

War aber eine solche Stellung wohl zu halten?

Einmal war sie zu halten in Bezug auf die königliche Gewalt, welche diese Minister repräsentirten?

Gewiß: es ließ sich kaum eine Strafmaaßregel denken, die sie hätten ausführen können, ohne, so zu sagen, sich selbst zu verletzen. Der König hatte, wie erwähnt, die Oberhäupter der Verschwörung, die er voraussetzte, zu bestrafen gedroht. Bei der Unruhe, in welche, wie man denken kann, viele bedeutende Män-

---

[1]) Die beiden berühmten Berichte Fouché's wurden auf den Straßen colportirt. Sie erschienen zuerst in dem Morning Chronicle und gingen darauf fast in alle nicht französische Blätter über. An ihrer Authenticität kann kein Zweifel seyn; in den Briefen Fouché's wird sie ausdrücklich bestätigt.

ner über eine so allgemeine Bedrohung geriethen, ließ sich eine abschließende Maaßregel nicht länger verschieben. Man schritt dazu, nicht allein 19 Männer, die zu den schwersten Klagen Anlaß gegeben, sofort einem Kriegsgericht zu unterwerfen; 38 andere entfernte man von Paris, obwohl man die letzte Entscheidung über sie den Kammern vorbehielt. [1])

Waren aber diese Männer alle gleich verdammungswürdig? Gab es nicht viele andere, die eben so große Schuld auf sich geladen hatten? Ja Fouché selbst, der die Ordonnanz unterzeichnete, gehörte er nicht mit zu ihrer Zahl? Gewiß ist ein öffentliches Leben ein enge zusammenhangendes Ganze, in welchem ein Glied das andere, ein Moment den andern bedingt; und nach dem Verlauf einer gewissen Zeit können die Grundsätze nicht mehr verlassen werden, ohne die Personen ins Verderben zu stürzen. So klug sich Fouché benommen, so hatte er doch sein Spiel ganz und gar verloren, als er sich in einen Fall bringen ließ wo er, nach dem allgemeinen Dafürhalten, gleichsam sich selbe das Urtheil sprach.

Oder war diese Stellung den Verbündeten gegenüber zu behaupten? Waren sie es nicht, in deren Siegen der Zustand, in dem man sich befand, die Rückkehr des Königs ihren vornehm-

---

[1]) Der Verfasser der Histoire de la restauration p. u. h. d'ét. führt III, S. 37 ein Memoire von der Hand Fouché's an, worin es heißen soll, daß la liste lui fut imposée par les étrangers: elle contenait 300 personnes, dont ils demandaient l'exil". Staatsmänner, welche an den damaligen Unterhandlungen Theil hatten, versichern uns, daß dies, wie man freilich auch voraussetzen konnte, eine reine Erfindung sey. — Es fragt sich, weshalb man die Zusammenkunft der Kammern nicht erwartete. Ganz gut scheint mir Maisonfort bei den Debatten über die Amnestie 3 Januar 1816 den Grund mit den Worten angegeben zu haben: parceque le gouvernement devait se hâter de séparer la cause de ceux auxquels il voulait pardonner, des celle des factieux qu'il était pressé d'atteindre. Diese Maaßregel war daher auch auf die Beruhigung des Landes berechnet.

sten Grund hatte? Indem man sich ihnen widersetzen zu wollen schien, brachte man die höchste Gewalt in allzu großen Widerspruch mit sich selbst; allzu schneidend war dieser Gegensatz zwischen Ursache und Wirkung. Waren sie nicht überdies bei weitem die Mächtigsten? Geziemte es ihnen, vor Drohungen zu erschrecken? So gemäßigt sie sich zeigten, so sehr sie das seltsame Verhältniß anerkannten, in welchem sie zu der Nation standen, welche ihren Vertrag gebrochen und sie wieder in die Waffen gebracht, — und zu dem König, der seine Wiederherstellung ihren Siegen verdankte, so wäre doch auf diesem Wege niemals an den Abschluß eines Frieden zu denken gewesen. Wie konnte man auch Frieden erwarten, im Angesicht einer Armee, in welcher der Geist des Krieges und der Eroberung verkörpert zu seyn schien? Die Legionen Roms, um ihren Imperator her, beherrschten das Reich; die Heere der Kalifen trugen ihren Glauben fanatisch durch die Welt; der Geist der Einen und der Andern schien auf die große Armee übergegangen, die in den Waffen ergraut, des Sieges gewohnt, trunken von ihrem Ruhm, die Grundsätze der Revolution so lange Zeit über Europa ausgebreitet und den Franzosen den letzten entscheidenden Antrieb gegeben hatte. Der Geist Napoleons, hat man im englischen Parlament gesagt, sey im Vergleich mit dem Geiste der Armee nur ein Tropfen Wasser gegen das Meer. [1]) Was half es, jenen entfernt zu haben, wenn man diese bestehen ließ? Die Verbündeten drangen darauf: endlich entschloß sich das französische Ministerium dazu. Die Armee, auf die es eben noch getrotzt hatte, ward aufgelöst. Ein Marschall, St. Cyr, Kriegsminister, faßte den Beschluß: ein anderer Marschall, Macdonald, führte ihn aus. Sie entwickelten hiebei alle Geschicklichkeit, die ein Vorhaben erfordert, dessen Mißlingen Frankreich noch einmal mit Blut

[1]) Rede von Castlereagh im Unterhaus den 19ten Februar 1816.

bedecken konnte. General Drouot, von der Ordonnanz des 24sten Juli selbst getroffen, gab das erste Beispiel der Unterwerfung: nach ihm die Abtheilung der Garde die er befehligte: ihr folgte die ganze Armee nach. [1]) Der Kern dieser Kriegsgewalt, welche Europa so lange bedrohte, löste sich auf. Ein Jeder begab sich in seine Heimath.

So konnte denn das Ministerium eine Stellung nicht behaupten, die es auf die Begünstigung der Revolution und die Erhaltung der Armee gründete. Die Gewalt der Dinge riß es fort.

Wie stark diese war, zeigte sich nirgends entscheidender als bei den Wahlen. Die Minister hatten sie veranlaßt, und die Wahlversammlungen zusammengesetzt; die Präfecten übten bei Ergänzung der Collegien, die allerdings nicht mehr vollzählig waren, durch den Zusatz, den sie ihnen zu geben ermächtigt wurden, eine unmittelbare Einwirkung aus. Dennoch war der Erfolg ganz anders als man jemals hätte erwarten sollen.

Man hat gesagt, daß sich die royalistischen Comités allenthalben einen großen Einfluß zu verschaffen gewußt; und es ist unläugbar. Mehrere von jenen Commissären selbst wurden ernannt. Das Auffallende ist aber, daß ihre Meinung nicht allein hie und da, nein, daß sie fast allenthalben das Uebergewicht bekam.

Vielleicht in jeder Nation, gewiß aber in der französischen, giebt es eine Masse, die immer von den jüngsten Ereignissen und von dem Geiste, der sich in denselben ausgesprochen und die Oberhand bekommen hat, ihre Richtung empfangen wird. Nicht

---

[1]) Zeugniß Macdonald's in dem Prozeß von Drouot: Premier conseil de guerre, Séance du 6 avril. „C'est à cet exemple, sagte Macdonald, donné par la garde sous l'influence du général Drouot, qu'est due la résignation de l'armée, à subir le licenciement général, que j'ai été chargé d'opérer." Moniteur 7 avril 1816.

anders als die Wogen des Meeres, die wie sie von dem Nordwind oder von dem Südwind bewegt werden, mit unwiderstehlicher Gewalt bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung strömen.

Aus den nämlichen Wahlcollegien, welche nach der Ankunft Bonaparte's eine entschieden liberale, dem Kaiserthum, aber der Revolution noch mehr als dem Kaiserthum ergebene Kammer hervorgebracht, ging jetzt, nachdem ihr ein anderer Zusatz gegeben worden, eine Kammer von ganz entgegengesetztem Sinne hervor. Man vermied Alles was eine Hinneigung zu Bonaparte verrathen mochte; man nahm die entschiedenen Royalisten. Nie hatte der König dies erwartet. Er bezeugte, daß er nicht geglaubt, eine solche Kammer jemals finden zu können [1]).

Dieser Erfolg war für die Haltung des Ministeriums der gefährlichste Schlag. Talleyrand dachte einen Augenblick, die ausgezeichnetsten unter den neuen Deputirten durch die Errichtung eines geheimen Rathes, in den er sie aufnehmen wollte, zu gewinnen. Er versuchte den König durch ein besonderes Memoire zu überzeugen, daß nur eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Constitution in einem System wie er es angegeben, den Thron erhalten könne; allein es war alles vergebens.

Der Einfluß der Prinzen und vor allen des Thronfolgers, des Grafen von Artois, welcher diesem Ministerium bei dem Könige schon immer entgegengewirkt, machte sich nun erst vollkommen geltend. Der Erfolg der Wahlen gab ihm Grund und Nachdruck.

Mit sich selber im Widerspruch, im Kampf mit der Gewalt der Dinge, unfähig den Frieden auf eine erwünschte Weise zu Stande zu bringen, mußten diese Minister zurücktreten. Der König entließ sie. Mit jener schneidenden Kälte, die ihn charak-

[1]) Auch nach Chateaubriand: la monarchie selon la charte, bezeichnete er sie als „députés introuvables“; was der Kammer dann den Namen der unauffindlichen zugetragen.

torisirte, fügte er hinzu „er verwehre ihnen nicht, in Paris zu bleiben.“ [1])

Es fragte sich nur, welche Maaßregeln er nun ergreifen würde.

Royalistische Richtung.

Ich finde das Geständniß, daß am Ende jede Partei vorgezogen hätte, von einer unbeschränkten Gewalt regiert zu werden, wenn es nur nach ihrer Ansicht, in ihrem Sinne, zum Nachtheil ihrer Gegner geschehen wäre. [2])

Niemals aber konnte es dem Könige beikommen, eine solche auszuüben und ohne die Charte zu regieren. Vor den Augen von Europa hatte er sich wiederholt verpflichtet, sie zu halten. Es war diese Versicherung, welche die Unterwerfung von Frankreich so wesentlich erleichterte. Die Verbündeten billigten sie, oder hatten sie sogar gefordert; wie hätte er übrigens hoffen können, sich ohne die Charte allen ihm unbequemen Ansprüchen zu entziehen!

Nein! er hielt sich innerhalb der Schranken, die er sich selber vorgeschrieben, und von diesem Augenblick kam alles auf den Gang an, welchen die constitutionnellen Gewalten nehmen würden.

Ich weiß nicht, ob es schon bemerkt worden ist, daß Ludwig XVIII eben damals die Stellung derselben wesentlich verändert hatte.

Zuerst die des Ministeriums. Von den Fehlern, welche er 1814 begangen zu haben anerkannte, war der wichtigste und vornehmste, daß seine Verwaltung aus verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt, ohne einen festen harmonischen Gang gewesen

---

[1]) Histoire de la restauration III, 118.

[2]) Bei Montgaillard. Montlosier (La monarchie française depuis la seconde restauration, p. 38) ist eher der Meinung, daß eine Versammlung von Notabeln erforderlich gewesen wäre.

sey. Sie hatte den Dingen und ihrem Gegensatz selber allzufehr freien Lauf gelassen; die Entzweiung der Parteien, die bei ihrer freien Wirkung und Gegenwirkung unvermeidlich, hatte dann das Unglück hauptsächlich herbeigeführt. Hievon durchdrungen, bezeichnete der König seinen Wiedereintritt damit, daß er die Einheit des Ministeriums proclamirte; alle Schritte desselben sollten auf Ein Ziel berechnet, alle seine Maaßregeln gemeinschaftlich seyn.

Es war vielleicht die Frage, in wiefern man hiemit dem Uebel vorbeugte, das man vermeiden wollte. Um desto gewisser und unfehlbarer war eine andere Wirkung. Offenbar ist, daß die Stellung des Ministeriums hiedurch viel freier und von dem königlichen Einfluß unabhängiger wurde. In den offiziellen Zeitungen selbst ist darauf hingewiesen worden. Man glaubte damit der königlichen Gewalt erst ihre wahre Stellung zu geben. Wie der König Antheil habe an Legislation und richterlicher Gewalt, aber von ihnen unterschieden sey, so übe er alsdann auch die executive Gewalt aus, aber ohne sich mit ihr zu vermischen. „Der König ernennt die Minister", sagt das Journal général de France; „indem diese aber ein Conseil bilden, in welchem Einer aus ihrer Mitte den Vorsitz führt, empfangen sie ein eigenes Daseyn und genießen alle erforderliche Unabhängigkeit. Alsdann erst befindet sich der König in der ihm angemessenen Sphäre; er erscheint als der höchste Lenker: zu ihm empor, niemals gegen ihn erheben sich die Klagen." [1]) So verstand man die Anordnungen der englischen Verfassung.

Nicht geringer war die Veränderung, welche die Pairskammer erfuhr. Erst damals erklärte sie der König für erblich. Nicht als hätte er die Beweggründe vergessen, welche ihn früher abgehalten dies zu thun. Auch jetzt sagte er wohl, alle Möglichkeit des Einflusses werde ihm genommen, der Ehrgeiz ent-

[1]) Moniteur 17 juillet, aus dem Journal général de France.

schlüpfe ihm. Da man ihm aber vorstellte, man müsse feste Einrichtungen schaffen, man müsse für eine lange Zukunft bauen, da die Ueberzeugung constitutioneller Staatsweisheit sich dafür entschieden und auch Napoleon es gethan hätte, so ließ es sich Ludwig XVIII in der Hoffnung gefallen, eine seinem Hause ergebene Corporation zu gründen.

Endlich die Deputirten. Nicht allein durch die Vermehrung ihrer Anzahl, die Herabsetzung des erforderlichen Alters ward ihre Stellung verändert, sondern besonders dadurch, daß man ihre Besoldungen abschaffte. Wie weit entfernte man sich da von jenen dem Senate präsentirten und durch denselben ernannten Gesetzgebern, bei denen Napoleon auch deshalb stummen Gehorsam fand, weil er sie bezahlte. „Wird man nun noch, ruft Fievée aus, nach Paris kommen und sein Geld ausgeben, um die Beredsamkeit dieses oder jenes Herrn zu bewundern?" Ludwig XVIII, welcher der Kammer zuerst die Zunge gelöst und sie vom Senat unabhängig gemacht, darauf sie durch frische Wahlen erneuert und die Bedingungen derselben erweitert hatte, glaubte sein Werk zu krönen, indem er ihr nicht allein größere Unabhängigkeit, sondern gleichsam auch noch einen Sporn gab, sich dieser zu bedienen [1]).

Höchst wichtige Concessionen, durch welche der König von der unmittelbaren Wirkung der Krone neuerdings nicht wenig fahren ließ und die man dennoch kaum bemerkte.

Freilich schien es nicht, als könne das jetzt im mindesten bedenklich werden.

Alle diese constitutionellen Gewalten waren von royalistischer Gesinnung.

---

[1]) Man bemerkte bald, daß die unbezahlten Deputirten viel fleißiger in den Büreaus waren als die bezahlten etwa 1814 gewesen, obwohl diese für sehr leichte Functionen jährlich 10000 Franken erhielten. S. die Anmerkung des französischen Uebersetzers der bekannten Relation von Miß Williams S. 311.

Wir bemerkten schon, wie sehr die Kammer der Deputirten.

Aus der Pairskammer waren alle die entfernt worden, welche unter den Pairs der hundert Tage Platz genommen. Man hatte den Grund angeführt, daß sie hiedurch auf ihre Rechte freiwillig Verzicht geleistet; ihre Stellen wurden durch andere Männer von anderer Richtung und anderem Namen besetzt [1]). Wenn Talleyrand und Pasquier, so hatten doch auch Artois und Angouleme, es hatten die persönlichen Neigungen des Königs entscheidenden Einfluß auf ihre Wahl.

Endlich setzte man ein neues Ministerium zusammen. Das frühere schien von der Revolution zu stammen und den König nur durch die Nothwendigkeit gezwungen, anzuerkennen; jetzt waren es Männer von freiwillig royalistischem und zugleich constitutionnellem Ansehen, Richelieu, Corvetto, Decazes, Vaublanc, welche ihren Platz einnahmen [2]).

Es schien eine neue Epoche für Frankreich aufzugehen. Schon so lange war es nun, daß alle Meinungen, die an den alten Institutionen des Landes hingen, unterdrückt waren, daß jene linke Seite der Constituante und die Gesinnung der Republik und des Kaiserthums, die sich aus ihr entwickelt hatten, allein das Wort führten und die Gewalt ausübten. Endlich nach so langen Jahren kam auch die royalistische Richtung wieder empor; sie beherrschte wieder alle öffentlichen und gesetzmäßigen Gewalten. Es ist wahr daß die Meinungen, welche man unter dieser allgemeinen Bezeichnung zusammenfaßte, noch keine ausgesprochene Uebereinstimmung hatten; aber gerade bei dem Zusammentreffen verschiedenartiger Talente und Erfahrungen konnte man die Bedürfnisse des Landes um so vorurtheilsfreier erwägen. Auch wurde man ohne Zweifel von der Charte beschränkt und die Sitzung

---

[1]) Ordonnanzen vom 14 Juli und vom 17 August.

[2]) So bezeichnete sie damals die allgemeine Meinung. S. u. a. Schreiben aus Paris vom 9 October im Morning Chronicle vom 24 October.

begann mit einem neuen Eid auf dieselbe. Selbst hier aber blieb der Kammer eine gewisse Freiheit: jene Revision einiger Artikel, die von allem Anfang, obwohl in einem ganz andern Sinne, angeordnet worden, konnte sie nun in dem ihren vollziehen: man sagte ihr, sie sey berufen die Charte zu vollenden [1]). Und war es nicht vielleicht eher ein Glück, wenn sie auf das Bestehende und Ausführbare angewiesen blieb? Auch in diesen Schranken war die Aufgabe groß und herrlich. Die Royalisten hatten immer gerühmt, daß sie allein fähig seyen, Frankreich zu leiten und zu beruhigen. Jetzt war ihnen Raum dazu gegeben; jetzt konnten sie zeigen ob sie es vermöchten.

Besitzergreifung der Royalisten.

Jedwede Macht welche, wo es und wie es auch immer seyn mag, emporkommt, wird zunächst darauf denken, sich ihrer Feinde zu erwehren.

Man wird es in der Ordnung finden, wenn auch diese neu constituirten royalistischen Gewalten zunächst hierauf Bedacht nahmen.

Noch waren die föderirten Vorstädte nicht entwaffnet. Täglich hörte man den Ruf Napoleon II; immer an neuen Zeichen — der Nelke, dem Strohhalm im Munde, dem Zuknöpfen des Rockes auf der linken Seite — erkannten sich seine Anhänger; bald kam man einer Art von Freimaurerei, welche die Jakobiner unter den Arbeitern und Handwerkern gestiftet, bald einem Complotte die Tuilerien in die Luft zu sprengen auf die Spur. Die alten Leidenschaften der Republik und des Kaiserthums zeigten

---

[1]) Moniteur 10 Août. „Le roi les appelle (les députés) à achever avec lui cette charte dont sa haute raison lui fit sentir l'avantage“.

sich Tag für Tag, und es war eine unläugbare Nothwendigkeit, darauf zu denken, sie im Zaum zu halten.

Man hat wohl später von einer Seite her geltend gemacht, daß die Minister hiebei den Deputirten nachgegeben, man hat von der andern die Bereitwilligkeit der Kammer auf diese Vorschläge einzugehn als einen Zug ihrer Fügsamkeit gerühmt: die Wahrheit ist, daß man sich in dem nemlichen Interesse einverstand. Die Minister kamen mit den Häuptern der Deputirten über drei Gesetzentwürfe, durch die man das wiederhergestellte Königthum sicher zu stellen dachte, förmlich überein.

Sollte man nicht glauben, die Gesetze, deren sich eine bestehende Gewalt gegen ihre Widersacher bedienen kann, hätten unter so vielen Revolutionen, bei allen den Usurpationen die es gegeben, nothwendig schon zu dem höchsten Grad durchgreifender Wirksamkeit gebracht seyn müssen?

„Unsere Gesetzgebung", sagte Pasquier, „ist scharf und streng gegen den Aufruhr, nur eins fehlte ihr bisher: man hatte noch nicht jenen Anfang einer Bewegung ins Auge gefaßt, der ein Complot, das noch verborgen ist, begleitet." [1]).

Diese erste Bewegung ist es, welcher die neuen Gesetze galten. Man unterwarf in dem ersten Geschrei, Drohungen, Affichen, Schriften und Drucke der strengen Ahndung der Deportation. In dem zweiten ermächtigte man den Polizeiminister, jeden der eines Anschlages gegen den König verdächtig sey, zu verhaften, auch in dem Falle, daß die Gerechtigkeit nicht im Stande wäre, ihn zu überführen. Alle weiter und bis zu einem Attentat vorschreitenden Versuche unterwarf ein drittes der inappellablen unverzüglichen Ahndung der Prevotalgerichtshöfe, die man in Uebereinstimmung mit der Charte, ungefähr wie sie unter der alten Monarchie nach Vorgang der Militärgerichte während der Religionskriege bestanden, wiederherstellte. [2])

---

[1]) Opinion de Mr. Pasquier, Séance du 28 Octobre.

[2]) Clarke stellte die alten Prevotalgerichtshöfe zum Muster auf:

Man fand, die Kühnheit der Widersacher sey gefährlicher als ihre Anzahl: die höchste Gewalt müsse ihnen gegenüber stark erscheinen; mit dem Verbrechen selbst gleichsam müsse die Züchtigung eintreten. [1])

Es ist nicht zu läugnen, daß sich schon hiebei eine sehr heftige Sprache hören ließ, daß man auch für geringere Verbrechen den Tod stimmte; „denn ein Attentat gegen die Sicherheit des Staates", sagt selbst Desèze, „werde von allen Gesetzgebungen der Welt mit dem Tode bestraft". Indessen verfuhr man doch keinesweges in dem Sinne einer Gegenrevolution; auch diejenigen wurden mit Strafen bedroht, welche die den Erwerbern der Nationalgüter zugestandene Sicherheit durch falsche Gerüchte zu erschüttern versuchen würden. [2])

Alle Gewalten stimmten bei diesen Gesetzen zusammen: die Minister hatten sie entworfen; eher geschärft als gemildert, nur das zweite ganz wie es war, wurden sie von den Kammern angenommen.

„Es ist ein Krieg wider den Krieg", sagte Cuvier; und man könnte sich nicht treffender ausdrücken. Die royalistische Staatsgewalt empfing alle Mittel, die Erhebung ihrer Feinde zu hintertreiben.

Welch ein schneidender Gegensatz aber! Eben waren die Royalisten unterdrückt und im Aufstand begriffen gewesen; jetzt

---

L'instruction y était prompte, le jugement souverain, l'appareil imposant.

[1]) Man höre wie sich Mr. Bellart bei seinem Rapport am 2 October ausdrückte: C'est un sacrifice imposé à la liberté individuelle, au profit de la liberté publique. Wer that es den Franzosen je an schönen Worten gleich.

[2]) Ceux qui répandraient ou accréditeraient soit des alarmes touchant l'inviolabilité des propriétés qu'on appelle nationales, soit des bruits d'un prétendu rétablissement des dîmes ou des droits féodaux. Art. 7. Vergebens setzte sich Chateaubriand mit elegischen Phrasen dagegen.

waren sie die Meister. Als öffentliche Feinde waren sie verfolgt worden, und hatten nun ihrerseits die Macht zu verfolgen.

Vor allen bedarf es die höchste Gewalt, daß sie über die Parteien erhaben sey; sie bedarf das Ansehen einer von ihr ausgehenden nicht zu eigenen Gunsten verwalteten Gerechtigkeit. Wie wäre es ihr möglich ein solches zu erwerben, sobald sie die, welche sie regieren soll, wenigstens großentheils als ihre Gegner zu behandeln hat!

Und doch konnte man damit noch nicht einmal zufrieden seyn. Die Royalisten suchten nicht allein die oberen Gewalten, sondern auch die untergeordneten Stellen in ihren Händen zu vereinigen. Lebhaft hatten selbst einige Städte auf die Entfernung, wie sie sagten, jener grausamen Urheber aller Unglücksfälle, die noch in den Reihen der Magistrate, der Administration, in den Wahlversammlungen und allen Theilen des öffentlichen Dienstes vorhanden seyen, gedrungen.[1])

In den letzten Monaten von 1815 wurde die ganze Administration umgeändert. Endlich ward auch der letzte Präfect der an das Kaiserthum erinnerte, der Duc de Massa, abgesetzt.

Vielleicht nicht ganz so gewaltsam, aber streng genug verfuhr man mit der Magistratur. Fast alle Präsidenten wurden verändert; aus den königlichen Gerichtshöfen ward ein Drittheil ausgeschlossen, man strich die verdächtigen Advocaten aus ihren Registern.

In keinem andern Zweige jedoch war die Veränderung der Personen so durchgreifend als in der Armee.

Es ward eine Commission zur Untersuchung des Betragens der Offiziere eingerichtet, in deren Instruction 14 Kategorien von größerer oder geringerer Schuld angegeben waren, Abstufungen von denen eine wieder sieben Unterabtheilungen hatte.[2]) Mit

[1]) Adresse von Dijon, Journal des débats vom 9 August.

[2]) In der histoire de la restauration III, 229 ist diese Instruction mitgetheilt.

militärischem Gehorsam kam man diesen Anordnungen nach. Selbst aus den Kriegsbüreaus sind mehr als vierhundert Mitglieder entfernt worden. Dagegen stellte man die 1814 eingetretenen Offiziere, die Napoleon ausgestoßen, wieder an. Eine Menge junger Edelleute aus der Provinz fanden Stellen bei der Cavallerie. Mit der königlichen Garde ging man so vorsichtig um, daß man die Präfecten für die Gesinnung derjenigen verantwortlich machte, welche sie für dieselbe auswählen würden. Detachements aus dem Süden, royalistische Bataillone bildeten die Infanterie. Zwar wurden die Linien hiedurch nicht ganz erfüllt; indessen kam es mehr auf ein ergebenes als auf ein zahlreiches Heer an.

In diesem Sinne war es daß man die Nationalgarde umzugestalten anfing. Welchen Erfolg mußte es haben, daß dieselbe dem Ministerium des Innern entzogen und unmittelbar in die Hände des Grafen Artois, nachher Karl X, gelegt wurde. Artois ward ihr Generalobriste; unter seinem Einfluß besetzte ein Inspectionsausschuß sämmtliche Grade, und entfernte alle die, welche nicht Royalisten waren.

Und so nahmen die Royalisten nicht allein die constitutionellen Gewalten des Staates ein, und concentrirten die Herrschaft, welche die Revolution hervorgebracht, in ihren Händen; — sie verschärften dieselbe überdies mit neuen nachdrücklichen Gesetzen; sie besetzten die Stellen der Justiz und der Verwaltung; sie erfüllten die Armee und die Nationalgarde mit ihren Anhängern. Täglich — so schien es — wurden sie mächtiger.

Hatte aber nicht eben dies auch seine Gefahr?

Es waren nicht immer die geschicktesten Männer, welche auf diese Weise in die Geschäfte gelangten. Es geschahen unzählige Mißgriffe und die neuen Wahlen verstärkten keinesweges alle Mal die Gewalt, von der sie stammten. Es kamen Anstellungen vor, die Jedermann abläugnete. In die Armee drängten sich gewandte Betrüger ein, welche etwa auch mit unter den

Truppen Condé's gedient zu haben vorgaben, und die man späterhin Mühe hatte los zu werden. Den Ehrgeiz zu befriedigen ist übrigens niemals möglich. [1])

Allein es ergab sich hiebei noch ein anderes Uebel. Alle die welche ihre Stellen verloren, Militär oder Civil, schlossen sich an einander, und bildeten um so mehr einen enge zusammenhaltenden Körper der Opposition, da ihre Meinungen im Ganzen übereinkamen.

Es ist ein Zustand, der an die Jahrhunderte des italienischen Mittelalters erinnert, in denen immer die eine Partei die andere von der Staatsverwaltung verdrängte. Damals glaubte man nicht regieren zu können, so lange die Gegner innerhalb der Mauern waren; man exilirte sie in Masse und suchte den innern Krieg sofort in einen auswärtigen zu verwandeln. Eben dies geschah im Anfang der französischen Revolution und hat den Fortgang derselben so wesentlich befördert. Jetzt aber erneuete es sich nicht wieder. Die besiegten Gegner blieben im Lande und erwarteten nur den Augenblick, in welchem auch sie ihrerseits durch innere Bewegungen wieder emporkommen könnten.

Im December 1818 gab einer meiner Freunde einem ausgezeichneten Liberalen seine Verwunderung zu erkennen, daß man auch einem gemäßigten Minister wie Lainé einen so hartnäckigen Widerstand leiste. „Die Ursache liegt", antwortete dieser, „in den Absetzungen von 1815". — „„Wie? will man an Lainé rächen, was Vaublanc verbrochen hat?"" — „Und doch! so sind wir Franzosen, so ist unsere Gesinnung".

Indessen war die Schwierigkeit hiemit zwar stark, aber noch lange nicht unüberwindlich geworden.

---

[1]) Noch am 16 März 1816 beklagte sich Mr. Brenet: Les fonctionnaires infidèles que l'on persiste à maintenir en place continuent à abuser le peuple, à égarer l'opinion, à rendre la masse incertaine. — — Les grands artisans de nos maux, ne sont que dispersés. Leurs subalternes remplissent en foule les administrations publiques. — —

Es hatte zweierlei Wege gegeben. Entweder konnten die Interessen der Revolution herrschend bleiben, dann mußte man die entgegengesetzten ihnen unterordnen, und dies war der Sinn des ersten Ministeriums gewesen; oder die royalistischen Interessen und Meinungen behielten die Oberhand, dann mußten jene, die nun einmal schlechthin nicht zu vertilgen waren, sich diesen allgemach unterordnen und anschließen.

Auf diesen Weg war man nunmehr eingetreten. Allerdings mußte man die Gewalt erst haben: alsdann aber durfte man sie nicht anders als mit der größten Mäßigung gebrauchen; wäre es auch nur aus dem Grunde gewesen, um seine Feinde nicht stärker zu machen als man selber war.

Diese Versammlung hatte alle Aufforderung, mit umsichtiger Weisheit zu Werke zu gehn. Hätte sie gemäßigten royalistischen Prinzipien in Frankreich das Uebergewicht verschafft, so würden dieselben in Europa überhaupt einen neuen Anhalt gehabt haben. Wäre es ihr gelungen, die Revolution auszusöhnen mit der Monarchie, die neueste Zeit mit dem Ergebniß der alten Jahrhunderte, so hätte ganz Europa von ihr Beispiel genommen. Es war ein großer Moment, den das Schicksal noch einmal diesen Interessen gewährte.

Indem man erwarten mochte, daß sie ihn benutzen würden, hatten sich Ereignisse zugetragen, welche die Schwierigkeiten aufs Neue außerordentlich vermehrten.

Reactionen.

Wäre es möglich, die politischen Parteien durch eine geistige Anatomie bis in ihre geheimsten Bestandtheile zu zerlegen, so würde man, glaube ich, zuletzt auf ein irrationales Element stoßen.

Wenn Sieyes einmal gesagt hat: „Die Revolution war im Anfang eine schöne Sache, aber schlechte Menschen haben sich

hineingemischt"; so drückt er damit zwar den Gegensatz, der zwischen einem minder bedenklichen Anfang und einer so furchtbaren Entwickelung Statt findet, im Allgemeinen aus. Aber er läugnet vergebens, daß diese Momente innerlich zusammen hangen. Gewiß war in den revolutionnären Bestrebungen gleich von Anfang etwas, das mit allgemeiner Zerstörung drohete, ein destructives Prinzip, dem man seinen Lauf ließ, so daß es empor kam und einen furchtbaren Brand in Frankreich und ganz Europa ausbrachte. Eben hiedurch unterscheiden sich die modernen Umwälzungen von allem was man früher Revolution genannt hat. Sie betreffen nicht allein Dynastien und Regierungsformen; sie greifen alles Bestehende an, sie bedrohen jede Existenz; sie kennen kein Ziel, nirgends halten sie ein; und in unaufhörlicher Bewegung greifen sie immer fort ihre eigenen Hervorbringungen an.

Man kann aber wohl behaupten, daß auch in dem Royalismus, wie er sich während der letzten Zeiten in dem südlichen Europa ausgebildet hat, eine ähnliche nicht minder verderbliche Richtung liegt. Wie die Gräuel der Revolution hauptsächlich von der irreligiösen Tendenz derselben herrühren, so gesellt sich jenem Royalismus ein fanatischer Aberglaube zu, der sich für Religion hält. Unter eben so viel Raub und Mord wie der Freiheitsbaum, ist das Kreuz wieder aufgepflanzt worden; die christlichen Armeen, wie sie sich nannten, haben sich so gut mit Blut besudelt wie die republikanischen.

Auch Frankreich gab hievon 1815 und 1816 ein unglückseliges Beispiel. Als das Kaiserthum zusammenstürzte, erhob sich alles, was zur Opposition desselben gehört hatte. Es waren nicht allein jene verständigen und wohlgesinnten Männer, welche offen oder geheim die Rückkehr des Königs vorzubereiten gesucht, sich in Ausschüssen zusammengethan und über den ganzen Boden hin verbunden hatten, Royalisten von Ueberzeugung und Mäßigung; es waren auch jene widerspenstigen Conscribirten,

die vor Napoleon in die Gebirge geflohen, die Priester und ihre Gläubigen, welche von den Präfecten des Kaisers in ihrem Gottesdienst gestört worden, jene Seeleute die in den Meeresstürmen das Bild der Jungfrau anzubeten gelernt hatten, und die den Ruin zugleich dieses ihres Glaubens und ihres Gewerbes der Revolution und Napoleon zuschrieben. Die Vendée verbarg ihre Waffen; aber mit ihrer ganzen Organisation, den Signalen von Pfarre zu Pfarre, erwartete sie den Ruf des Königs; denn man hatte ihr gesagt, noch sey die Revolution nicht besiegt.

Ein Glück, wo man noch wartete. Nicht so in den Städten des Südens.

Als die erste Nachricht von der Schlacht von Waterloo und ihren Erfolgen nach Marseille gelangte, erhoben sich die royalistischen Freicompagnien. Als hätten sie die Stadt erobert, verfolgten sie ihre Feinde — alle Anhänger der neuen Ordnung der Dinge, alles was zum Militär gehörte, selbst die Offiziere auf Halbsold, ja die Reste der Mamlucken — und weideten sich daran sie niederzumetzeln.

Als hierauf auch die ganze bewaffnete Macht des Südens, nachdem die Ereignisse völlig entschieden waren, sich für den König erklärt hatte, ward der Marschall Brune, der sich so eben unterworfen, bei seiner Ankunft in Avignon entsetzlich hingewürgt; wer auf irgend eine Weise dem Kaiserthum oder der Revolution angehört hatte, war den bewaffneten Banden verfallen, welche die Stadt und ihr Gebiet Rache schnaubend durchzogen.

Im August kam es zu den Wahlen. St. Aulaire hat später einmal auf der Tribune geschildert, wie sie vollzogen wurden. Am 21sten, sagte er, sollten die Wahlen im Gard Statt finden. Am 17ten wurden dreizehn Wähler ermordet; und die übrigen entwichen voll Entsetzen in ihre Berge. [1])

Diese Bewegung konnte ihrer Natur nach doch nur wider

---

[1]) Séance du 20 mars 1819. Lesur Annuaire II, 71.

den Atheismus der Revolution gehen; allein sie nahm — und es wäre nicht zu erklären, wofern nicht allem ein dunkler vernunftloser Antrieb zu Grunde gelegen hätte — eine entsetzliche Richtung wider die Reste der Protestanten im südlichen Frankreich. Gleich als hätten diese an den Gräueln der Revolution besonderen Antheil genommen, gleich als wären nicht vielmehr unter 130 Schlachtopfern Robespierre's im Gard hundert Protestanten gewesen. Jene Wähler, die man im Gard mordete, waren Protestanten. In Nimes wurden die alten Verfolgungen erneuert, man brachte — wer sollte es glauben — der Bartholomäusnacht ein Lebehoch. Sey es immer, wie ein im englischen Parlament in der Absicht, eine Verwendung zu Gunsten der Protestanten zu verhindern, vorgetragener Brief versichert [1]), daß in Nimes nicht mehr als 300, in den Departements nicht mehr als 1000 Menschen ermordet worden; schon dies wie entsetzlich ist es! der blutige Trestaillons erwarb hier jene furchtbare Celebrität, die ihn, man kann es voraussagen, durch alle Jahrhunderte begleiten wird.

Einen Augenblick that wohl die Verwendung der großen Mächte und das Einschreiten ihrer Armee diesen Gräueln Einhalt; aber noch im November wurden die Protestanten an dem nemlichen Tage zur nemlichen Stunde in Alaix, St. Amboise und Nimes in ihren Kirchen überfallen, noch im Dezember erlebte man Ermordungen: das Jahr darauf erneuerten sie sich.

Mußte die Rückkehr des legitimen Königs, welcher Friede und Gesetz zurückzubringen kam, mit so entsetzlichen Gräuelthaten seiner Anhänger verbunden seyn!

Für den Gang der Ereignisse war es leider nur von allzu großer Bedeutung.

Es ist nicht zu berechnen, welchen Einfluß auf alle europäi-

[1]) Caßlereagh trug ihn am 23 Mai 1816 vor. M. s. überhaupt Sir Sam. Romilly's Motion und die darauf erfolgten Debatten.

wir, will er angreifen, sondern die Theilnehmer an der Usurpation überhaupt, alle ihre Häupter. Ausdrücklich schlug er vor, drei Classen von Menschen (es sind die Kategorien) von der allgemeinen Verzeihung auszunehmen: die Inhaber der großen Würden im Militär und in der Verwaltung, welche die Regierung des Usurpators ausgemacht, — die Generale, Kriegsbefehlshaber und Präfecten, die noch vor einer gewissen Zeit sich auf dessen Seite geschlagen, — endlich jene Regiciden, „kaum wage er sie Menschen zu nennen, welche die Existenz die nur eine Wohlthat des Fürsten gewesen, gegen diesen ihren Wohlthäter mißbraucht, dem Usurpator gedient und seine Acte unterzeichnet.“ In der That, eine Proscription von größtem Umfang. Auch nachdem diese Vorschläge von der Commission etwas ermäßigt worden, hätte sie doch, wie man berechnet hat, bei 900 Personen umfaßt.

Nicht Alle aber waren dieser Meinung, — weder alle Mitglieder der Kammer, noch auch der König oder sein Ministerium. Der heftigen Majorität gegenüber trug Richelieu auf eine Bestätigung der Verordnung vom 24sten Juli und die Entfernung der Napoleoniden, auf nichts weiter trug er an.

Von so entgegengesetzten Puncten begannen die Discussionen. Natürlich gingen sie weit auseinander.

Die Einen empfahlen Milde, die Andern forderten Strenge; die Einen riefen die Gnade Heinrichs IV, die Andern die unnachsichtigen Maaßregeln des Cardinals Richelieu ins Gedächtniß.

In Bezug auf die Regiciden bezogen sich jene auf die ursprüngliche Vergebung, die der König-Märtyrer ausgesprochen; „ein späteres Verbrechen könne schwerlich eine frühere Verzeihung ungültig machen.“ Die Andern glaubten sich nicht hieran kehren zu müssen, sie warfen die Frage auf, ob man strenger seyn dürfe als der König. „Allerdings, antwortete Bethisy, man darf es, ja zuweilen mu man es. Die Kammer ist verpflichtet, die alten Bollwerke der Monarchie unaufhörlich zu vertheidigen;

so gebietet die Ehre, selbst auf den Fall, daß der König mißvergnügt seine gütigen Blicke von ihr abwenden sollte; man wird rufen wie die Einwohner des Westens: es lebe der König! wenn gleich — " [1]).

Nicht allein aber auf Gnade und Erbarmen kam es hier an. Die Majorität der Kammer beabsichtigte eine Vernichtung der in der Revolution emporgekommenen Prinzipien in ihren Urhebern und in den Oberhäuptern ihrer Bekenner. „Solle man nur die Bösen sicher stellen, niemals die Guten? Nein noch heute wie zur Zeit der Massillon und Bossuet halte es Frankreich für ein strafwürdiges Verbrechen, seinen König zu verrathen. Die göttliche Vorsehung überliefere ihren Händen die Anstifter des Unglücks und der Verbrechen; solle man dieselben im Genuß ihrer Ehre und ihrer Reichthümer von ihren Sclaven umgeben immerfort neue und gefährliche Anschläge schmieden lassen?"

Und hier kamen sie auf einen Punct, der von allen leicht der wichtigste seyn mochte.

Schon Labourdonnaye hatte auf eine Sequestration der Güter der Schuldigen angetragen; die Commission ging noch einen Schritt weiter, sie wollte diese Güter unter dem Titel einer Entschädigung einziehen und sie zur Bezahlung der Contributionen verwenden. [2])

---

[1]) Discours de Mr. de Bethisy, séance du 6 janvier. Er ist dafür berühmt. Aber schon hatten viele Andere sich ähnlich ausgedrückt: Ce que le roi n'a pu vouloir (par sa clémence) sagte Piet 27 Oct, c'est à vous à le vouloir; c'est à vous à garantir ce roi.

[2]) Artikel 5 in dem Entwurfe der Commission. Dans les poursuites qui pourront avoir lieu en vertu des articles précédens, le trésor public se portera partie civile par ses agens pour requérir contre les accusés, s'ils sont jugés coupables, l'indemnité du préjudice causé à l'état. Le produit de ces condemnations pécuniaires sera appliqué au paiement des contributions extraordinaires de guerre. Corbière motivirte dies im Namen der Commission 27 December mit den kurzen Worten: Une demande qui vous est parvenue de toutes parts, est celle, de soumettre à une

durch die Richtung, welche sie einschlagen sahen, erschreckt worden und einen Schritt zurückgetreten seyen. [1])

Den Heftigen bedeutete die weiße Fahne, eine so viel möglich vollkommene Restauration. Es waren die Edelleute der Provinz, die Hofleute des Pavillon Marsan, von der Gesellschaft des Grafen Artois. Mehr mit dem Geiste der Chevalerie als strenger Unterthanspflicht widmeten sie ihre Verehrung dem König und ihre Neigung der Verfassung der alten Monarchie, vornehmlich jenen Instituten derselben, die eine gewisse Selbständigkeit der zweiten Gewalten in sich geschlossen hatten. Lebhaft von Natur, muthig durch ihre Anzahl, gehoben durch den Gang der Ereignisse, nicht ohne entschiedene, wiewohl etwas ausschweifende Talente, gingen sie von Schritt zu Schritt weiter. Ihre Salons entwickelten die Leidenschaften der Clubs.

Wenn man sagen kann, daß sie die Prinzipien der Revolution vernichten wollten, so war es die Absicht ihrer Gegner, eben diese Prinzipien nur zu unterwerfen ohne sie zu vernichten, sey es durch eine Versöhnung mit dem Institut so vieler Jahrhunderte der Legitimität, sey es durch eine Gründung neuer Einrichtungen, in denen die Prinzipien der Freiheit, wie sie das Jahrhundert verstand, und des Königthums vereinigt wären. Jene faßten eine unbestimmte Zukunft, diese die Gegenwart und ihre Forderungen ins Auge.

Es ist in der Regel das Schicksal der zum Siege gelangten Parteien, über den Sieg zu zerfallen. Diese Entzweiung umfaßte die drei constituirten Gewalten und Alles was von ihnen abhing. Mitten hindurch schnitt sie. Die Majorität in dem Ministerium und unter den Pairs war so gemäßigt wie die Minorität der

---

[1]) Lacretelle Histoire de France depuis la restauration I, 412: J'ai ouï quelques-uns de ceux qui marchaient au premier rang de cette opposition (der Minorität) avouer qu'eux-mêmes auraient été disposés à quelque irritation, si les principes de la majorité ne les eussent frappés d'une salutaire épouvante.

Deputirten. Die Majorität der Deputirten dagegen fand in der Minorität der beiden andern Gewalten Anhänger und Freunde. Wie es aber die Natur constitutionneller Verfassungen ist, alle Fragen in einen Streit zwischen Ministerium und Deputirten zu verwandeln, so stellte sich auch diese Spaltung gar bald als ein Kampf der Minister und der Kammer dar. Schon in der Verhandlung über das Amnestiegesetz sprach sich dies aus.

Noch mehr mußte es hervortreten, sobald man auf Fragen kam, welche die Rechte der Gewalt und der Abgeordneten unmittelbar berührten: zumal in so wichtigen Sachen wie Budget und Wahlgesetz sind, zu denen die Entwürfe noch im Dezember vorgelegt wurden.

Was kann es für eine repräsentative Monarchie wichtigeres geben als ein Wahlgesetz? Da die in diesem System entscheidende Gewalt der Deputirten von den Wählern ausgeht, so werden erst diese als die eigentlichen Bürger mit vollem Bürgerrecht angesehen werden können. Alles kommt darauf an, die Wähler richtig zu bezeichnen. Hierin liegt der Nerv des ganzen Organismus, es ist die Grundlage jeder möglichen Entwickelung.

Wenn man gesagt hat, es könne hundert gleich gute Entwürfe eines Wahlgesetzes geben, wenn man damals hat bemerken wollen, daß so zu sagen jeder Deputirte seinen eigenen gehabt, daß die Reden in der Regel nicht mit der Formel „ich stimme für oder wider", sondern mit einem abweichenden Vorschlage geschlossen worden seyen, so waren es doch in der That im Ganzen nur zwei Ansichten, die einander entschieden entgegen liefen. Es ist wichtig ihren Unterschied zu bemerken.

Die Regierung wünschte zwei Grade der Wahl einzurichten: einen unteren der Cantone, in welchem sie den 60 meist Besteuerten einige Angestellte, Friedensrichter, Pfarrer, Präsidenten von Rathscollegien und Gerichtshöfen hinzufügen wollte; den obern der Departements, in welchen den 60 meist besteuerten Grundbesitzern einmal die Candidaten der ersten Wahl, so-

dann die zehn reichsten Negotianten, endlich aber wieder Präsidenten der Collegien und Consistorien, Generalprocuratoren und ähnliche Beamte zur Seite treten sollten.

Es ist offenbar, daß eine solche Einrichtung die Wahl großentheils der Regierung in die Hände bringen mußte; es konnte Niemand beikommen, dies zu läugnen oder zu verheimlichen. Vaublanc eröffnete seine Erörterung mit dem Satze Montesquieu's, daß in der Monarchie jede andere Gewalt der höchsten untergeordnet seyn müsse. Da es nun, sagte er, keine wichtigere Gewalt gebe als die der Wähler und keine der Krone gefährlicher werden könne, so habe man dieselbe unfehlbar in Abhängigkeit zu halten. [1]) Die Commissäre des Königs bemühten sich, die Befürchtungen die dies erregen konnte, zu zerstreuen. Auch jene Beamten, bemerkten sie, seyen doch freie Männer: der Maire werde zwar von dem Könige gewählt, aber immer unter denen, die der Wunsch der Einwohner bezeichne. Könne man irgendwo eine größere Freiheit der Meinungen voraussetzen als bei dem Richter, welcher unabsetzbar sey, bei dem gewissenhaften, ehrwürdigen Pfarrer? [2]) Auch sey ja der Einfluß der legitimen Gewalt auf die Wahlen mit Nichten eine Gefahr. Wolle man daraus, daß der Usurpator ein eisernes Joch so gut auf den legislativen Körper als auf die ganze Nation gelegt habe, einen Schluß gegen die väterliche Regierung des Königs ziehen?

Jedoch was man auch sagen und vorbringen mochte, so votirten alle Büreaus der Kammer einstimmig gegen diesen Entwurf. Man hat die Majorität der Deputirten ultraroyalistisch genannt; sie war das jedoch nur insofern die Ausdehnung der

---

[1]) Discours prononcé à la tribune par S. Exc. M. le comte de Vaublanc, ministre de l'intérieur. Moniteur 20 Décembre 1815. Wir können nicht annehmen, daß er sich dasjenige habe entschlüpfen lassen, worauf sein ganzes Räsonnement beruhte.

[2]) Becquey (l'un des commissaires du roi) 22 Févr. 1816.

königlichen Macht zu ihren Gunsten, zu ihrem eigenen Vortheil gereichte. Niemals hat eine Versammlung die Rechte von Abgeordneten auf Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und Widerstand gegen die höchste Gewalt unumwundener in Anspruch genommen. Mit unbeschreiblichem Eifer drang sie auf das Axiom, daß eine Kammer die Meinung des Volkes auszudrücken habe. Werde es aber dann nicht nothwendig, alle Bürger so unabhängig wie möglich concurriren zu lassen, um die Deputirten zu ernennen, deren Wahl eben das Ergebniß jener Meinung seyn solle? — Auch die Kammer nahm zwei Grade der Wahl an. Der untere sollte ohne Weiteres Alle umfassen, deren directe Steuer 50 Franken betrage; der obere die Candidaten dieser Wahl und alle die, deren directe Steuer sich wenigstens auf 300 Franken belaufe; um Deputirter zu werden, würde ein Steuerquantum von 1000 Franken erforderlich seyn.

Hier ist denn von keiner Gegenwart eines Beamten, von keinem Zusatz eines Präfecten die Rede, und die Regierung würde keinerlei Einfluß auszuüben im Stande seyn. „Wie sollte sie das auch? sagte Labourdonnaye; sollen die Deputirten durch eine Dazwischenkunft des Fürsten gewählt werden, dem sie die Steuern zu bewilligen haben, oder durch die Wahl des Volkes, welches dieselben bezahlen muß? durch den Einfluß der Minister, deren Betragen sie beaufsichtigen sollen, oder durch das Volk, dessen Interessen sie verfechten?“ [1])

Wir erstaunen. Den nemlichen Labourdonnaye, der so eben die Revolution in allen ihren Wirkungen mit so lebhafter Heftigkeit angegriffen hat, sehen wir mit nicht minderem Eifer die

---

[1]) M. de la Bourdonnaye 23 Février 1815, Auszug im Moniteur 25. Le plus important lui semble être de constituer véritablement et nécessairement une chambre des députés, l'organe principal de l'opinion et des intérêts du peuple, et de faire des membres qui composent cette chambre autant des mandataires dévolus à la nation.

Der ministerielle Entwurf eines Wahlgesetzes war dadurch bedeutend, daß er diese Idee aussprach und ins Leben geführt hätte. Indem er die Möglichkeit freier Formen gewährte, beugte er doch den verderblichen Schlußfolgen, die von der Unabhängigkeit der Repräsentation auf die Unumschränktheit der Majorität und auf das höchste Ansehen der souveränen Nation führen, glücklich vor. Allein es war, als ob Europa dem Geschick nicht entgehen sollte, alle diese gefährlichen Versuche noch einmal durchzumachen. Eine Kammer trug dazu bei, welche ähnlichen Ideen wie man sie befestigen wollte, ihren eigenen Ursprung verdankte; jetzt aber, trunken von ihrem Bestehen, wollte sie auf dieselben nicht weiter zurückkommen und keinerlei Abhängigkeit anerkennen. Mit Verwunderung bemerken wir, wie sie sich immer wieder auf die Natur der repräsentativen Verfassung, auf die Meinung des Landes, diese Königin der Welt, und auf die Herrschaft beruft, die derselben gebühre. Sie beruft sich darauf, sie die von der Meinung zurückgestoßen, von der großen Menge verabscheut war!

Während man hier um die Prinzipien, um die Grundlagen zukünftiger Entwickelung stritt, hatte sich der Kampf bereits an einem andern Punkte über die realsten und gegenwärtigsten Forderungen, über das Budget, eröffnet.

Ohne Zweifel forderte die Lage des Landes außerordentliche Hülfsmittel: es war ein Rückstand der vorigen Jahre zu decken, der sich auf beinahe dritthalb hundert Millionen belief; es war eine außerordentliche Contribution von hundert Millionen zu regularisiren, die im August war erhoben worden, überdies hatte

---

folgende Stelle. La dénomination de gouvernement représentatif — visiblement importée quand elle conviendrait plus ou moins ailleurs — est donc fausse et trompeuse chez nous: à moins qu'il ne soit bien convenu, que par là on n'entend rien de plus qu'un système de gouvernement dans lequel la puissance législative est divisée en trois branches dont une élective.

man die Bedürfnisse des laufenden Jahres, des Credits, der wieder emporzubringen war, endlich die Verpflichtungen gegen die Verbündeten vor sich. [1])

Wohl sah die Kammer ein, daß diese Bedürfnisse gedeckt werden müßten. Allein über die Art wie es zu thun, war sie einer ganz andern Meinung als die Minister.

Wenn diese die Grundsteuer noch einmal erhöhen wollten, so schien ihr das eine Fortsetzung der Maaßregeln Napoleon's. Schon Bonaparte, klagte sie, habe die Eigenthümer zu wahren an die Scholle gebundenen Sklaven gemacht; jetzt aber werde er weit übertroffen. Sie wollte berechnen, der Minister fordere in einem Jahre 550 Millionen von dem Landeigenthum.

Fast noch bedenklicher war es ihr, daß auf den Verkauf von 400,000 Hectaren Waldung, den allerdings die Kammer von 1814 schon zu drei Viertheilen genehmigt hatte, angetragen wurde. Diese Waldungen hatten der Geistlichkeit gehört; die noch nicht verkauften Communalgüter sollten dazu geschlagen werden. Schien dies nicht eine offenbare Fortsetzung des während der Revolution so gewaltsam durchgeführten Verkaufs der Nationalgüter zu seyn? [2])

Die beiden Gewalten befanden sich, wie wir sehen, in dem entschiedensten Gegensatz. Durch alle Zweige der öffentlichen

---

[1]) Ausführlicher Bericht Corvetto's an den König, welcher die Grundlagen der gesammten Discussionen. Supplément au Moniteur 24 Décembre 1815.

[2]) Rapport fait au nom d'une commission spéciale par Mr. de Corbière dans la Séance du 9 Mars. Man bemerke seine geschickte Vertheidigung der Communen. Les communes ont le privilége de la minorité et c'est l'état qui est spécialement chargé de veiller sur leurs intérêts, de conserver leurs droits, d'exercer envers elles l'autorité protectrice de tuteur. Et ce serait le tuteur qui pour acquitter ses dettes vendrait les biens du mineur. Wie denn dieser ganze Bericht voll Geist und Klarheit ist. Moniteur 13 Mars.

Verwaltung griff er hindurch. Man sah zwei Systeme einander gegenüber, von denen es sich bald entscheiden mußte, welches das stärkere sey.

Noch hielten sie einander die Wage, doch brachte die Natur der Verfassung mit sich, daß die Kammer im Vortheil war.

Man hatte ihr das Exil der Regiciden nachgegeben. Sie setzte durch, daß die Minister vom Verkauf der Waldungen abstanden, ja die Rückgabe der noch nicht verkauften Güter an die Communen genehmigten. Als der Wahlentwurf zurückgewiesen worden, gelang es ihr doch die Bestimmung festzusetzen, daß die Deputirtenkammer alle fünf Jahre, wie die Charte andeutete, aber nur im Ganzen und auf einmal erneuert werden solle.

Allgemeine Vorschläge.

Welche Aussichten eröffnete allein diese letzte Bestimmung.

Als einmal von der Unabsetzbarkeit der Gerichtsbehörden die Rede war, genehmigte wohl die Kammer die Annahme dieses Grundsatzes, aber mit schlauer Gewandtheit fügte sie hinzu: „erst nach dem Verlauf eines Jahres". Natürlich hoffte sie während dieses Jahres die Justiz mit Männern ihrer Partei erfüllen zu können.

Wie viel wichtiger aber war es, wenn sie ohne Erneuerung, ohne einen Zusatz der die Majorität gefährdet hätte, fünf Jahre lang die Rechte einer Deputirtenkammer ausüben durfte; Rechte, die sie so ungeschmälert in Anspruch nahm, wie irgend eine revolutionnäre Theorie es jemals beliebt hatte. Was sie bis jetzt vorgeschlagen, war keinesweges ihr letztes Wort. „Erst mit der Zeit", sagte Villèle, „könne man Institutionen wieder herstellen". Wie oft ist gesagt worden, an die nächsten Jahre ihrer Sitzungen knüpfe sich die ganze Zukunft von Frankreich!

Es ist wohl der Mühe werth, daß wir uns das Ziel das verfolgt, deutlicher vor Augen zu legen suchen.

Man darf sich nicht wundern, daß sie sich bei Gelegenheit Budgets so unerschütterlich bewies. Gerade ihre entschieden- Richtungen kamen dabei ins Spiel.

Hauptsächlich ihre Absicht, die Geistlichkeit wieder empor- ingen.

Mirabeau hat gesagt: „wollt ihr die Revolution machen, so ihr Frankreich dekatholisiren". Und gewiß, eines der we- sten Elemente der Revolution ist ihre Feindseligkeit gegen kirchlichen; einer ihrer wichtigsten Erfolge der Ruin dersel- wesen.

Nunmehr drückte man sich anders aus. „Es giebt kein für den Staat", sagte St. Romain, „ohne die völlige Ver- g von allem, schlechthin von alle dem, was die Revolution Widerspruch mit der Kirche hervorgebracht hat. Ohne dies weder Religion noch gute Sitte jemals wieder die Oberhand en." [1]) Ein Anderer, Roux de Laborie, ergoß sich in La- ungen des alten Instituts der französischen Kirche. „Die von uns", rief er aus, „haben jenes prächtige Gebäude stehn sehen, das Werk des Himmels, der Zeit, der Könige und unserer Väter, — diesen schönen Theil der Größe der Na- tion, welchen Frankreich stolz war Europen zu zeigen, dies Denkmal zugleich von Reichthum, Macht, Ansehen, Ruhm und Genie." [2])

---

[1]) Discours de M. Murald de St. Romain sur l'instruction publique et l'éducation. 31 Janvier 1816.

[2]) Rapport fait au nom de la commission centrale par M Roux de Laborie sur la proposition de M. de Blangy tendante à améliorer le sort des ecclesiastiques: Comité secret du 1 Février. „Votre commission a cru, que malgré la timide expression de M. Blangy — — les besoins étaient si urgens —, le péril si imminent, qu'il fallait vous proposer des mesures promptes, actuelles, efficaces."

Verwaltung griff er hindurch. Man sah zwei Systeme einander gegenüber, von denen es sich bald entscheiden mußte, welches das stärkere sey.

Noch hielten sie einander die Wage, doch brachte die Natur der Verfassung mit sich, daß die Kammer im Vortheil war.

Man hatte ihr das Exil der Regiciden nachgegeben. Sie setzte durch, daß die Minister vom Verkauf der Waldungen abstanden, ja die Rückgabe der noch nicht verkauften Güter an die Communen genehmigten. Als der Wahlentwurf zurückgewiesen worden, gelang es ihr doch die Bestimmung festzusetzen, daß die Deputirtenkammer alle fünf Jahre, wie die Charte andeutete, aber nur im Ganzen und auf einmal erneuert werden solle.

Allgemeine Vorschläge.

Welche Aussichten eröffnete allein diese letzte Bestimmung.

Als einmal von der Unabsetzbarkeit der Gerichtsbehörden die Rede war, genehmigte wohl die Kammer die Annahme dieses Grundsatzes, aber mit schlauer Gewandtheit fügte sie hinzu: „erst nach dem Verlauf eines Jahres". Natürlich hoffte sie während dieses Jahres die Justiz mit Männern ihrer Partei erfüllen zu können.

Wie viel wichtiger aber war es, wenn sie ohne Erneuerung, ohne einen Zusatz der die Majorität gefährdet hätte, fünf Jahre lang die Rechte einer Deputirtenkammer ausüben durfte, Rechte, die sie so ungeschmälert in Anspruch nahm, wie irgend eine revolutionnäre Theorie es jemals beliebt hatte. Was sie bis jetzt vorgeschlagen, war keinesweges ihr letztes Wort. „Erst mit der Zeit", sagte Villèle, „könne man Institutionen wieder herstellen". Wie oft ist gesagt worden, an die nächsten Jahre ihrer Sitzungen knüpfe sich die ganze Zukunft von Frankreich!

Es ist wohl der Mühe werth, daß wir uns das Ziel das sie verfolgt, deutlicher vor Augen zu legen suchen.

Man darf sich nicht wundern, daß sie sich bei Gelegenheit des Budgets so unerschütterlich bewies. Gerade ihre entschiedensten Richtungen kamen dabei ins Spiel.

Hauptsächlich ihre Absicht, die Geistlichkeit wieder emporzubringen.

Mirabeau hat gesagt: „wollt ihr die Revolution machen, so müßt ihr Frankreich dekatholisiren". Und gewiß, eines der wesentlichsten Elemente der Revolution ist ihre Feindseligkeit gegen die Geistlichen; einer ihrer wichtigsten Erfolge der Ruin derselben gewesen.

Nunmehr drückte man sich anders aus. „Es giebt kein Heil für den Staat", sagte St. Romain, „ohne die völlige Vernichtung von allem, schlechthin von alle dem, was die Revolution im Widerspruch mit der Kirche hervorgebracht hat. Ohne dies wird weder Religion noch gute Sitte jemals wieder die Oberhand bekommen." [1]) Ein Anderer, Roux de Laborie, ergoß sich in Lobeserhebungen des alten Instituts der französischen Kirche. „Die Meisten von uns", rief er aus, „haben jenes prächtige Gebäude noch stehn sehen, das Werk des Himmels, der Zeit, der Könige und unserer Väter, — diesen schönen Theil der Größe der Nation, welchen Frankreich stolz war Europen zu zeigen, dies Denkmal zugleich von Reichthum, Macht, Ansehen, Ruhm und Genie." [2])

---

[1]) Discours de M. Murald de St. Romain sur l'instruction publique et l'éducation. 31 Janvier 1816.

[2]) Rapport fait au nom de la commission centrale par M Roux de Laborie sur la proposition de M. de Blangy tendante à améliorer le sort des ecclesiastiques: Comité secret du 1 Février. „Votre commission a cru, que malgré la timide expression de M. Blangy — — les besoins étaient si urgens —, le péril si imminent, qu'il fallait vous proposer des mesures promptes, actuelles, efficaces."

Verwaltung griff er hindurch. Man sich zwei Systeme einander gegenüber, von denen es sich bald entscheiden mußte, welches das stärkere sey.

Noch hielten sie einander die Wage, doch brachte die Natur der Verfassung mit sich, daß die Kammer im Vortheil war.

Man hatte ihr das Exil der Regiciden nachgegeben. Sie setzte durch, daß die Minister vom Verkauf der Waldungen abstanden, ja die Rückgabe der noch nicht verkauften Güter an die Communen genehmigten. Als der Wahlentwurf zurückgewiesen worden, gelang es ihr doch die Bestimmung festzusetzen, daß die Deputirtenkammer alle fünf Jahre, wie die Charte andeutete, aber nur im Ganzen und auf einmal erneuert werden solle.

Allgemeine Vorschläge.

Welche Aussichten eröffnete allein diese letzte Bestimmung.

Als einmal von der Unabsetzbarkeit der Gerichtsbehörden die Rede war, genehmigte wohl die Kammer die Annahme dieses Grundsatzes, aber mit schlauer Gewandtheit fügte sie hinzu: „erst nach dem Verlauf eines Jahres". Natürlich hoffte sie während dieses Jahres die Justiz mit Männern ihrer Partei erfüllen zu können.

Wie viel wichtiger aber war es, wenn sie ohne Erneuerung, ohne einen Zusatz der die Majorität gefährdet hätte, fünf Jahre lang die Rechte einer Deputirtenkammer ausüben durfte, Rechte, die sie so ungeschmälert in Anspruch nahm, wie irgend eine revolutionnäre Theorie es jemals beliebt hatte. Was sie bis jetzt vorgeschlagen, war keinesweges ihr letztes Wort. „Erst mit der Zeit", sagte Villèle, „könne man Institutionen wieder herstellen". Wie oft ist gesagt worden, an die nächsten Jahre ihrer Sitzungen knüpfe sich die ganze Zukunft von Frankreich!

Es ist wohl der Mühe werth, daß wir uns das Ziel das sie verfolgt, deutlicher vor Augen zu legen suchen.

Man darf sich nicht wundern, daß sie sich bei Gelegenheit des Budgets so unerschütterlich bewies. Gerade ihre entschiedensten Richtungen kamen dabei ins Spiel.

Hauptsächlich ihre Absicht, die Geistlichkeit wieder emporzubringen.

Mirabeau hat gesagt: „wollt ihr die Revolution machen, so müßt ihr Frankreich dekatholisiren". Und gewiß, eines der wesentlichsten Elemente der Revolution ist ihre Feindseligkeit gegen die Geistlichen; einer ihrer wichtigsten Erfolge der Ruin derselben gewesen.

Nunmehr drückte man sich anders aus. „Es giebt kein Heil für den Staat", sagte St. Romain, „ohne die völlige Vernichtung von allem, schlechthin von alle dem, was die Revolution im Widerspruch mit der Kirche hervorgebracht hat. Ohne dies wird weder Religion noch gute Sitte jemals wieder die Oberhand bekommen." [1]) Ein Anderer, Roux de Laborie, ergoß sich in Lobeserhebungen des alten Instituts der französischen Kirche. „Die Meisten von uns", rief er aus, „haben jenes prächtige Gebäude noch stehn sehen, das Werk des Himmels, der Zeit, der Könige und unserer Väter, — diesen schönen Theil der Größe der Nation, welchen Frankreich stolz war Europen zu zeigen, dies Denkmal zugleich von Reichthum, Macht, Ansehen, Ruhm und Genie." [2])

---

[1]) Discours de M. Murald de St. Romain sur l'instruction publique et l'éducation. 31 Janvier 1816.

[2]) Rapport fait au nom de la commission centrale par M Roux de Laborie sur la proposition de M. de Blangy tendante à améliorer le sort des ecclesiastiques: Comité secret du 1 Février. „Votre commission a cru, que malgré la timide expression de M. Blangy — — les besoins étaient si urgens —, le péril si imminent, qu'il fallait vous proposer des mesures promptes, actuelles, efficaces."

Kein Wunder, daß die Kammer sich die Herstellung eines solchen Baues oder wenigstens die Rettung seiner Trümmer angelegen seyn ließ. Im Januar 1816 beschäftigte sich auf einmal eine ganze Anzahl von Commissionen mit geistlichen Sachen.

Zuerst hatte Castel Bajac darauf angetragen, Bischöfe und Pfarrer wieder zu ermächtigen, Schenkungen zum Besten geistlicher Institute anzunehmen.

Sollte man aber alles von Schenkungen erwarten? Den Tag nachher schlug Blangy vor, die Lage der Geistlichkeit unverzüglich zu verbessern.

Es dauerte nicht lange, so machten die Minister selbst ein paar Anträge in Bezug auf eine solche Verbesserung. [1])

Welcher Meinung man auch übrigens seyn mag, man muß gestehn, daß diese ein dringendes Bedürfniß war. Von den 50,000 geistlichen Stellen, welche das Concordat in Frankreich überhaupt forderte, waren 17,000 unbesetzt. Man berechnete, daß in 12 Jahren leicht drei Viertel aller Stellen vacant seyn würden. Wie konnte es auch gut anders seyn! Das Jahrhundert hatte eine so ganz ungeistliche Richtung eingeschlagen, die Besoldungen waren äußerst dürftig. Von dem jährlichen Einkommen, das die Nationalversammlung dem Klerus zugesichert hatte, ward nicht vielmehr als der achte Theil dafür verwendet. Nur wenige konnten Neigung haben, sich einem Stande zu widmen, der nichts als die Aussicht gleichsam auf ein fortwährendes Märtyrerthum darbot! Diesem Uebel abzuhelfen war ohne Zweifel das dringendste Bedürfniß.

Hätte nur ein guter Genius der Versammlung eingegeben, sich damit allein zu beschäftigen. Wer hätte ihr nicht beistimmen sollen, wenn sie auf das geistige Elend so vieler tausend ohne

---

[1]) „Du moins le bénéfice sera commencé", sagte Vaublanc, als er sein Project tendant à améliorer autant qu'il est possible dans les circonstances où la France se trouve, le sort du clergé, am 2 Januar vortrug.

Gottesdienst hinlebenden Gemeinden aufmerksam machte, wenn sie das Loos der Dorfpfarrer zu verbessern suchte — einer Classe die es vor allen verdient, da ihr ein so großer Theil der moralischen Erziehung des Volkes übertragen ist. Allein die Kammer verband damit Entwürfe von zweifelhafterem Vortheil, nur allzu geeignet die alten Parteiungen wieder aufzuwecken.

Sie fand, daß die Geistlichkeit eine gewisse Unabhängigkeit genießen müsse; nicht allein sie schlecht zu besolden, es sey herabwürdigend, sie überhaupt zu besolden. Wenn die Regierung die ganze physische Existenz der Geistlichen in ihren Händen habe, könne es ihr nicht in Sinn kommen, menschliche Launen an die Stelle der ewigen Wahrheiten zu setzen? In Frankreich, einem wesentlich ackerbauenden Lande, beruhe übrigens aller Einfluß auf Grundbesitz; ohne solchen werde auch die Geistlichkeit nie zu Einfluß gelangen. [1])

Es ist leicht zu sehen, daß der Vorschlag Castel Bajacs dahin zielte. Indem die Versammlung denselben annahm, erklärte sie sich zugleich für das Prinzip; sie gab den geistlichen Instituten das Recht eigenthümlichen Besitzes zurück.

Es war dies aber nur der erste Schritt. Hatte der Klerus einmal diese Fähigkeit, wie sollte man ihm nicht wenigstens diejenigen von seinen Gütern wieder erstatten, welche noch unverkauft in den Händen des Staates waren? Besaß er nicht dasselbe Recht, kraft dessen die Emigranten die ihrigen erhalten hätten?

Siehe da den Grund, weshalb man jenen Verkauf der Waldungen so hartnäckig verweigerte. Sie sollten vielmehr ihren alten Besitzern zurückgegeben werden. „So fordere die strenge Pflicht. Wenigstens das Prinzip müsse man augenblicklich anerkennen, wenn man auch die Ausführung zu verschieben gerathen finde.“

---

[1]) Chifflet. Dans une nation essentiellement propriétaire le clergé doit être propriétaire et ne doit pas être salarié.

Die Kammer war überzeugt, hiemit dem Gemeinwesen einen großen Dienst zu leisten. Ihr Schluß war, ohne Unabhängigkeit gebe es keine Geistlichen, ohne Geistliche keine Religion, ohne Religion keine Moral.

Und nicht allein Unabhängigkeit, auch viele andere Möglichkeiten eines dauernden Einflusses suchte sie der Geistlichkeit zurückzugeben. Vor allem die Führung der Civilregister; denn der Pfarrer müsse zugleich eine Art von Magistratsperson seyn. Es war leicht gesagt, man brauche dabei nur auf die frühere, genau abgegrenzte Einrichtung zurückzukommen; es sey ein Attribut, das sich nie anders als vortheilhaft erwiesen habe. Die Veränderung wäre ungeheuer und ihre Wirkung nicht zu berechnen gewesen. [1]) Wenn jener Vorschlag, an den Bonald seinen Namen geknüpft hat, die Heiligkeit der Ehe wieder herzustellen — ein Vorschlag der wirklich zur Abschaffung der Ehescheidungen führte — dazu dienen sollte, wie er sagte, die Familie zu reconstituiren, so trug er doch auch bei, die Geistlichkeit in ihre verlorene Stellung zurückzubringen. [2])

Dann aber konnte man kein Bedenken tragen auch die Erziehung den alten Zuständen wieder anzunähern. Allerdings hatten jene Schulmeister, die man unter dem Einfluß der Revolu-

---

[1]) Vorschlag von Lacheze-Murel, 8 Januar. Im Moniteur finde ich gar keine, im J. d. Debats schwache Notiz hievon; etwas bessere bei Fiévée Session de 1815 p. 376. Erst nach der Revolution von 1830 hat man aus einer Rede von Lainé erfahren, daß hiegegen der persönliche Einfluß der Herzogin von Angouleme auf die Oberhäupter der Kammer in Anspruch genommen ward. M. Theodore Anne: Mémoires, souvenirs et anecdotes sur l'intérieur du palais de Charles X, T. II, p. 53, macht dies Verdienst nach Würden geltend.

[2]) Rapport fait au nom d'une commission centrale par M. de Trinquelague sur la proposition de M. de Bonald relative au divorce 19 Février. Unter andern: „Si la réligion n'est pas un vain nom dans l'état, si le trône doit essentiellement s'appuyer sur cette base sacrée —, la France — ne doit pas admettre le divorce.“

Kreiscomités nach Stimmenmehrheit erwählt und hernach bestehen lassen, nicht eben getaugt, die Grundsätze des Katholicismus zu verbreiten. Nirgend, sagte St. Romain, habe Bonaparte entschiedenere Anhänger gehabt als in den Lyceen, es seyen Institute des Atheismus und der Immoralität. [1]) Er trug darauf an, wenigstens Collegien und Pensionen, so wie die Seminarien unter die Aufsicht der Bischöfe zu stellen.

Es ist, wie man sieht, in diesen Entwürfen ein durchgreifender Zusammenhang. Familien und Gemeinen, Jugend und Alter wollte man wieder einem Einflusse unterwerfen, dem sie durch den Gang und Geist der Revolution entzogen worden waren; welch ein neues Ansehen mußte dies der Geistlichkeit verschaffen, zumal wenn sie wieder mit Eigenthum ausgestattet, eine unabhängige Grundlage der Existenz, eine freie und sichere Stellung erlangen sollte.

Und dies schloß sich ferner an ein anderes noch allgemeineres Bestreben der Deputirten. „Die vorgeschlagene Maaßregel", sagt Bonald, „beabsichtigt Frankreich auf einem wichtigen Puncte zu dem Territorialsystem zurückzuführen, das es unglückseliger Weise mit dem Fiscalsystem vertauscht hat". Es war die große Tendenz dieser Kammer, dem Landbesitz wieder eine eigene Bedeutung zu geben. Während der revolutionnäre Staat alle Bedürfnisse des königlichen Hauses, der Gerechtigkeit und der Religion, des Unterrichts und der öffentlichen Wohlthätigkeit dem Einzelnen zur Last fallen lasse, hob sie den Vortheil der großen Domänen und der Begründung der öffentlichen Institute auf Landbesitz hervor. Der Centralisation setzte sie sich aus allen Kräften entgegen.

So brachte sie denn auch das Bedürfniß einer gewissen Un-

[1]) Zum Beweis führt er an: révolte des lycées de Dijon, de Nancy, d'Amiens, de Versailles, de Nantes en 1814: mouvemens séditieux de mirmidons à Bordeaux, Moulins, Lyon etc.; en 1815 de faibles étudians furent tout-à-coup transformés en canonniers redoutables.

abhängigkeit der lokalen und der provinziellen Administration wieder zur Sprache. Villèle hat ausführlich dargethan, wie man nun schon lange Zeit und Jahr für Jahr immer mehr den Räthen der Departements, Bezirke und Gemeinen die Verwaltung ihrer eigenen Sachen entrissen habe, wie man 1814 unter dem König weiter gegangen sey, als jemals unter Napoleon. „Was ist", sagte er, „aus einer so großen Centralisation der Gelder und ihrer Gewalt erfolgt? Die laufenden Geschäfte nehmen die ganze Zeit der Minister dergestalt in Anspruch, daß sie keine übrig haben, um auf irgend eine Verbesserung zu denken. Der Strom reißt sie fort, ihre Büreaus sind mächtiger als sie selber, die Autorität, die man den Localbehörden genommen hat, wird von untergeordneten Schreibern ausgeübt." [1])

Hierin wohl mehr, als in ein paar persönlichen Reibungen liegt der Grund, weshalb sich die Abgeordneten einer neuen Einrichtung der Rechenkammer widersetzten. Wie könne man die Rechnungen einer Commune, welche 100 Lieues von Paris entfernt sey, von den Beamten der Hauptstadt beurtheilen lassen? Man führe an, jene Behörde habe in einem Jahre 8 Millionen Rechnungen zu verifiziren; eben dies sey es, weshalb man sie verwerfen müsse. Es gehörte ganz zu ihrem System.

Denn gewiß, es war ein System das sie verfolgten, wenn gleich nicht jenes, das man vorauszusetzen gewohnt ist.

Wie die Vorstellungen der Menschen nur allzuleicht von Namen abhängen, so hat der Name Ultraroyalisten bewirkt, daß man diese entschlossene Majorität für eine Anhängerin absoluter Ge-

---

[1]) Discours de M. de Villèle sur le projet de loi relatif à la levée des quatre premiers douzièmes des contributions. 18 déc. Uebrigens weiß man, daß die Initiative in dieser großen Angelegenheit schon von Fiévée ergriffen war. Sie ist dessen vornehmstes Verdienst. Auch nahm er die Rede Villèles vollständig in seine Geschichte der Session von 1815 auf. Später, in Besitz der Gewalt, hat Villèle freilich diese Ideen zur Seite liegen lassen.

mals erklärt hat. Auch verständige und einsichtsvolle Leute bezeichnen sie wohl so.

Nichts kann falscher seyn. Selbst wenn es sich so verhielte, wie eine gewisse Meinung annimmt, daß es nur dort Freiheit gebe, wo in dem Mittelpuncte des Staates Kammern und Verwaltung, eine Regierung durch Ernennung und eine Regierung durch Wahl einander gegenüber stehn, selbst dann hätte man Unrecht; nie gab es eine Kammer, die eine unabhängigere Stellung angenommen hätte.

Damit war sie jedoch noch nicht zufrieden. Wir sahen, wie sie alle intermediären Selbständigkeiten begünstigte. Sie wollte in der Geistlichkeit eine unabhängige, auf Grundbesitz basirte Corporation, nicht ohne ihren alten Einfluß auf Staat und Familie; sie nahm eine größere Berechtigung der Localverwaltungen, der Communen in Anspruch, sie wünschte eine zwar mit Bedacht und in ihrem Sinne zu Stande gebrachte, aber alsdann unveränderliche Gerichtsverfassung, „denn von dieser hange alles was echt französisch, König und Königthum, innere Ruhe und äußeres Ansehen ab"; wenn sie hiebei auf eine Revision der gesammten Gesetzgebung drang „nicht als ob dieselbe in allen ihren Theilen fehlerhaft sey, allein weil sie in allen Prinzipien enthalte, die man vertilgen müsse", so ist es noch merkwürdiger, daß sie sogar den Verlust der Parlamente bedauerte, „dieser Wächter der Grundgesetze der Monarchie". [1])

Nein! knechtisch kann man das nicht nennen. Alle alte In-

---

[1]) Kergorlay. Séance du 28 Oct. Il existait parmi nous certaines lois fondamentales qui ne pouvant être enfreintes par le législateur, temperaient les écarts de sa puissance. Ces lois fondamentales les parlements ne s'en considéraient-ils pas comme les gardiens? Ne s'attribuaient-ils pas le pouvoir et l'obligation d'examiner si les nouvelles lois n'étaient pas en quelque opposition avec les lois fondamentales? Er beklagt den Ruin dieses ehrwürdigen Gebäudes.

stitutionen der Monarchie, die wahrhaftig nicht zur Knechtschaft eingeführt worden, sah die Majorität in einem idealen Lichte, und dachte sie wieder herzustellen. Ganz etwas anders hätten diese Vorschläge befördert als die absolute Gewalt von der man träumte.

Hofften die Deputirten aber, wird man fragen, in der That diese Dinge ins Werk zu setzen? Hatten sie nicht allein Wünsche, sondern Plane? dachten sie auf eine baldige geregelte Ausführung derselben?

So viel ich weiß, ist der Plan noch niemals bekannt geworden, welchen die Majorität dieser Kammer und Alles was ihrer Gesinnung anhing, eigentlich im Auge hatte. Man nimmt ihre Richtung wahr, man kennt ihre einzelnen Entschließungen; unbekannt ist welche Möglichkeit der Ausführung derselben im Zusammenhange sie vor sich sahen.

Es ist mir eine vertrauliche Mittheilung eines der ältesten und einflußreichsten Diener Ludwigs XVIII an einen deutschen Staatsmann zu Handen gekommen, welche diese Absichten deutlich eröffnet.

Man wäre davon ausgegangen, die Eintheilung in Departements aufzuheben, die Grenzen der alten Provinzen, deren Auflösung die Revolution so unwiderstehlich gemacht hatte, so viel möglich wieder herzustellen. Hiedurch hätte man die durchgreifende Gewalt der Minister und der Präfecten unmittelbar gebrochen.

Sollte man aber zugleich die alten Stände, wie sie gewesen waren, die Eintheilungen in pays d'état und pays d'élection und die Vorrechte welche die ersten genossen, wieder einführen? Allzu viel Schwierigkeiten hätte es dargeboten, allzu gerechten Widerspruch veranlaßt; man faßte die Absicht, den gesammten Provinzen gleichmäßige Berechtigungen zu gewähren.

Es entstand die Frage, wie diese Sonderung einzurichten, wie sie mit der Nationalrepräsentation in Einklang zu bringen

seyn. Der Plan war, die Mitglieder der zweiten Kammer für lebenslänglich zu erklären und beide Kammern zugleich zum Parlamente des Reichs zu constituiren. Sie hätten noch ferner in Paris gesessen; in der Zwischenzeit aber würden die Deputirten nach den Provinzen aus denen sie abstammten, zurückgekehrt seyn, sie würden daselbst, vereinigt mit den Mitgliedern der königlichen Gerichtshöfe, Provinzialparlamente gebildet haben. Klerus und Adel wären die unmittelbaren Stützen dieser Einrichtungen geworden: jener würde sofort in den Besitz der nicht verkauften Waldungen getreten seyn, die Emigrirten wären ermächtigt worden, ihre Güter von den Erwerbern derselben um den Preis welcher der Nation bezahlt worden war, zurückzukaufen.

Ein Plan, der mit allem was die Versammlung gesagt oder gethan hat, ganz wohl übereinstimmt. So wie in dem Jahre 1789 auf einmal alle revolutionnären Einrichtungen, Municipalitäten, Nationalgarden und mit ihnen auf der einen Seite einverstandene Deputirte, auf der andern die Empörung des Pöbels erscheinen, so wären nunmehr alle alten Gewalten, die damals hatten weichen müssen, zurückgekehrt, es hätte das ganze Gerüste des alten Staates im Momente wieder aufgerichtet dagestanden.

Die Kammer, welche eine so große Veränderung hervorgebracht, welche dieselbe in dem Mittelpunct zu leiten und in den Provinzen auszuführen gehabt hätte, würde hiedurch eine unversiegbare Quelle der Gewalt auf immer erworben haben.

Ordonnanz vom 5ten September.

Nun erst übersehen wir die Lage der Dinge und ihre ganze Schwierigkeit.

Gleich bei der Eröffnung der Wahlversammlungen hat Chateaubriand gesagt, die populäre Macht, welche gedient um die Monarchie zu erschüttern, müsse man nunmehr anwenden um sie herzustellen. Und wenigstens war die constituirende Ver-

sammlung nicht viel feuriger zu Werke gegangen als diese Kammer. Es schien, als wäre die rechte Seite der Constituante, die damals in der Minorität, endlich auch ihrerseits zur Gewalt gekommen um dem Werke ihrer Gegner ein anderes entgegenzusetzen. Sonderbarer Wechsel! Die Gedanken welche damals hätten erhalten können, würden jetzt zerstörend geworden seyn. Es ist wahr, man beabsichtigte wiederherzustellen: aber dieser Wiederherstellung mußte Zerstörung vorangehen. Was man auch sagen mag, auf dem Wege den man betreten, konnte man nicht anders als zur Contrerevolution kommen. Ist aber eine Contrerevolution nicht auch eine Revolution? Mit ihrer Theorie erfüllt, mit den Abstractionen des alten Staates gerüstet, stieß diese Majorität gegen alles, was zum Leben gekommen, an; sie setzte dem bestehenden Staate die Idee eines andern entgegen; jenen wollte sie zerstören, diesen wollte sie verwirklichen; sie befand sich offenbar im Angriff.

Wir untersuchen nicht den Werth oder Unwerth ihrer Theorien, die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ihrer Ansprüche: wir fragen nur, ob sie Stärke genug besaß um einen solchen Angriff zu wagen, ob sie hoffen durfte ihn durchzuführen.

Es konnte nicht fehlen, sie mußte einen ungeheuren Widerstand finden.

Und zwar zunächst in der Masse der Bevölkerung von Frankreich.

Wenn die Richtung der Kammer vielleicht in einigen Provinzen des Südens das Uebergewicht hatte, so war dies bei der Unfügsamkeit ihrer Anhänger, bei den Gräueln mit denen sich dieselben befleckt hatten, nicht viel weniger eine Schwierigkeit für sie als ein Vortheil.

In zehn andern Departements mochten sich die Parteien die Wage halten; es hätte schon hier eines entschiedenen und glücklichen Kampfes bedurft, um den rückwirkenden Maaßregeln Raum zu verschaffen.

In allen andern würden sie dagegen niemals durchzusetzen gewesen seyn. [1])

In den mittlern und nördlichen Provinzen wünschte man, wenn nichts anders, doch Ordnung und eine liberale Handhabung der Constitution. Wie hätte die Kammer hoffen können in Paris die Oberhand zu erhalten, wo alle entgegengesetzten Meinungen des Jahrhunderts aufgezogen, genährt waren, und sich noch in den stärksten Trieben befanden. Ueberdies liefen ihre decentralisirenden Bestrebungen den Interessen der Hauptstadt zuwider.

Noch entschiedener waren die östlichen Provinzen: Dauphiné, wo Niemand bei dem Einrücken der Verbündeten dem König hatte ein Lebehoch bringen wollen; Lothringen, Champagne, Ardennen, Bourgogne, wo die Bauern ihrer Freiheit sich erst bewußt geworden, und die festeste revolutionnäre Phalanx bildeten. Hier waren die großen Nationaldomänen gewesen und ihr Verkauf hatte unzählige natürliche Widersacher der alten Regierung geschaffen: der Continentalhandel, der durch das System Napoleons in diesen Gegenden emporgekommen, hatte dessen Anhänger, wie es nicht fehlen konnte, verstärkt. In dem Elsaß kamen noch die Protestanten hinzu, die sich durch das katholische Element des Royalismus bedroht glaubten.

Und nicht allein in diesen provinziellen Interessen lag der Widerstand, den die Kammer zu erwarten hatte. Wir haben gesehen, wie ihr die abgesetzten Beamten gleichsam einen Kern von Gegnern bildeten; wie sich an diesen die Offiziere und Ge-

---

[1]) Ich beziehe mich auf die in dem zweiten Berichte Fouché's enthaltene Statistik der Gesinnung. Nichts anderes ist es, was Bourrienne mit so vieler Verwunderung von ihm hörte. Fouché rechnete, daß sich die Royalisten etwa in dem achten Theil der Departements behaupten könnten; in den andern insgesammt würde man sie zum Schweigen bringen. Er nimmt an, nur ein Sechstheil der Nation wolle die alte Regierung. Bourrienne Mémoires T. X ch. 20.

meinen der entlassenen Armee, die Käufer der Nationalgüter, die Unterzeichner der Zusatzacte über den ganzen Boden von Frankreich hin anreiheten. Diesem großen Körper gesellten sich nicht allein die Jakobiner und Bonapartisten auf der einen Seite, sondern auch die gemäßigten Leute, welche der Revolution nur darum anhingen, weil sie nun einmal vollzogen war, auf der andern hinzu: jene, denn sie hätten ihre völlige Vernichtung, diese, sie hätten die Wiederkehr der alten kaum überstandenen Unordnungen zu fürchten gehabt. [1]) Sie vergaßen der Schattirungen ihrer Meinung, welche sie so oft entzweit, und vereinigten sich nur in dem gemeinschaftlichen Haß. Es war eine eben so heftige, als weit verbreitete und starke Opposition. In allen Interessen, Meinungen und Gewohnheiten der letzten Jahre war sie gegründet.

Allein noch ganz andere Feinde hatte sich diese Kammer erweckt. Wir sahen, wie die royalistischen Gewalten zerfielen. Nur der eine Theil warf sich in den Angriff; der mächtigere welcher die Ausübung der Staatsgewalt in Händen hatte, war durch denselben sogar mitbedroht und gerieth in die Nothwendigkeit, sich nur selbst zu vertheidigen.

Denn allerdings war auch die königliche Macht, wie sie nunmehr bestand, ein Product der Revolution.

Wenn die alte Monarchie auf allen Seiten von den Freiheiten der Corporationen, Gemeinden, Provinzen, den persönlichen und ständischen Bevorrechtungen eingeschränkt gewesen, so hatte sich das völlig geändert. Es gab nur Einen Willen, nur Eine Unabhängigkeit. Man redete wohl von der Souveränetät des Volkes, doch fügte man sogleich hinzu, es habe derselben entsagt und alle seine Rechte der höchsten Gewalt delegirt. Die Verwendung des Budgets und der Civilliste, die Anführung der bewaffneten Macht, das Recht über Krieg und Frieden, die Be-

[1]) Diese Coalition bemerkte gleichsam im Entstehen ein ganz wohlgerathener Bericht aus Paris; in den europäischen Annalen, 1815, 10 St.

fugniß nicht allein die Minister nach Gutdünken aus allen Ständen, sondern auch 5 bis 6000 Richter, 12 bis 13000 Beamte anzustellen, gaben der Krone eine durchgreifendere Macht als sie je früher besessen.[1]) Besonders lag dieselbe in der Administration, diesem großen Körper von Beamten, welche — absetzbar sobald man es für gut hielt, zu vollkommenem Gehorsam verpflichtet und dabei durch eine eigene administrative Justiz jeder weitern Rechenschaft überhoben — nirgend einen unabhängigen Widerstand fanden. Napoleon hatte sie so strenge eingerichtet, daß man gesagt hat, kein Handelsgeschäft habe wider seinen Willen unternommen, kein Thaler seinem Fiscus entzogen, kein Leben vor seinen Kriegen gerettet, kein Gedanke den er nicht billigte, ausgesprochen werden können. Diese Herrschaft mochte vielleicht väterlicher und milder ausgeübt werden können; sie aufzugeben war die königliche Regierung so wenig geneigt, daß sie unter andern die Verwaltung der Städte noch mehr unter Aufsicht nahm, die Berathschlagungen der Departementsräthe durch die Anwesenheit der Präfecten noch abhängiger machte.

Eben diese Gewalt aber war es, welche von allen Entschließungen, Schritten und Planen der Kammer angegriffen und gefährdet wurde.[2]) Die Wiederherstellung der intermediären Selbständigkeiten hätte dieselbe aufgelöst und wesentlich vernichtet. Es konnte nicht anders seyn, als daß sich das Ministerium eifrig bei dem, was es einmal besaß, zu behaupten suchte, zumal da es nur so fähig wurde, die Partheiungen welche Frankreich theilten, in Zaum zu halten.

---

[1]) Man erinnere sich des Capitels: état positif de la royauté et de la liberté en France in dem XIV Theile der correspondance politique et administrative par Fiévée 1818, welches diese Dinge belehrend, aber nicht ohne Ironie auseinandersetzt.

[2]) Leroux du Chatelet sagte unter andern am 29 März: noch seyen viele Uebel übrig. „Je parle de la multiplicité des emplois, de leur cumulation et de leurs énormes traitemens.“ Er nennt diese Besoldungen une vraie loi agraire mise en exécution.

Und waren etwa die verbündeten Mächte geneigt, eine solche Richtung zu unterstützen?

Das kriegermüdete Europa sehnte sich nach Ruhe. Die Mächte, welche bei dem Friedensschluß allein deshalb nicht auf ihre ursprünglichen Bedingungen bestanden, weil sie das königliche Ansehen schonen wollten, das man doch im Lande für jeden Verlust verantwortlich gemacht hätte, — die sich demnach durch den Zustand von Frankreich in ihren eigenen Ansprüchen hatten beschränken lassen, wie sollten sie nicht jeder Bewegung zuwider seyn, welche die revolutionnären Kräfte die man eben besiegt hatte, so leicht wieder emporbringen konnte. Ausdrücklich legten sie es an Tag. Bei dem Schlusse der pariser Verhandlungen erklärten die vier Mächte dem französischen Cabinet, ihr einziger Wunsch sey die Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge, die innere Ruhe von Frankreich. Die beste Garantie dafür liege in der Einsicht, Großherzigkeit und Tugend des Königs; man habe nicht zu fürchten, daß er jemals unklugen oder leidenschaftlichen Rathschlägen, welche doch nur Haß erwecken und die Unruhen erneuern könnten, sein Ohr leihen werde; dafür bürge seine Anhänglichkeit an die constitutionnellen Gesetze, die er selbst gegeben, und der Wille, den er so oft ausgesprochen, der Vater seiner Unterthanen zu seyn, ohne Unterschied einer Classe oder der Religion; seine Zusage, das Gute aufzubehalten, das die Vorsehung aus dem öffentlichen Unglück selbst habe hervorgehen lassen. [1]) Man kann sich nicht unzweideutiger ausdrücken. Mehr als einmal haben die Mächte die nemlichen Gesinnungen wiederholt.

Und so stand die Kammer mit ihrer einseitigen Richtung der Meinung und dem Interesse bei weitem des größten Theiles von Frankreich, dem Sinne der Regierung, dem Willen des verbündeten Europa gegenüber.

Welches war die Macht, mit der sie diesen Gegnern die Stirn bieten konnte?

[1]) Bei Schoell histoire des traités de paix XI, 564.

Sie beruhte allein auf dem Willen Ludwigs XVIII. Wenn der König sie auflöste, war es mit allen ihren Planen und ihrem ganzen Daseyn vorbei. Die Meinung aus der sie hervorgegangen, war bereits verloren: aus einigermaßen freien Wahlen konnte eine ähnliche Majorität nicht zum zweiten Male entspringen.

Wie nun? sollte es Ludwig XVIII wohl mit ihr wagen?

Er konnte nicht zweifeln, wohin ihre Richtung führen würde. Die Kammer, deren Sitzung am 29 April geschlossen worden, durch den Beifall, den sie besonders in den südlichen Provinzen gefunden, um so stärker an die Meinungen gefesselt, welche sie einmal bekannte, mußte nur noch entschlossener zurückkommen. In den Salons, welche einen so unbezweifelten Einfluß auf dieselbe ausgeübt, sprach man von dem Aufgeben der Charte, von der Herstellung der Emigranten in ihre Güter und andern Neuerungen, welche die gewaltigsten aller Interessen wider sich hatten. [1])

Sollte der König die Bewegung erwarten, die dies nothwendig hervorbringen mußte?

Noch waren die Leidenschaften, welche die hundert Tage erzeugt, keinesweges unterdrückt. Immerfort hörte man aufrührerisches Geschrei, man erfuhr mehr oder minder offenen Widerstand, es erfolgten Volksbewegungen, wie in Lyon, Einkerkerungen, Gewaltsamkeiten. In dem Mai kam es wieder so weit, daß eine Depesche von Grenoble die furchtbare Nachricht brachte, die Straßen umher seyen mit den Leichen der Feinde des Königs bedeckt. Es ist wahr, so stark war die Bewegung, die man erdrückt hatte, nicht, als dies hätte vermuthen lassen [2]); allein

---

[1]) Denkschriften dem Könige eingereicht: Auszüge in der Histoire de la restauration IV, p. 342 fg.

[2]) Tableau historique et raisonné des événemens qui ont précédé et suivi le rétablissement des Bourbons en France; par Charles Riccati ch. 16, T. III, p. 132. Decazes gab diese Bewegungen der

immer waren es jene Bauern wieder, welche sich rühmten, die Revolution angefangen zu haben, denen Napoleon seine Rückkehr zu verdanken bekannte; sie waren neuerdings in stürmischer Gährung.

Wenn auch die Conspiration der Patrioten von 1816 nicht alle die Absichten hatte die man ihr Schuld gab — mit Hülfe der Vorstädte die Tuilerien anzugreifen, die königliche Familie zu ermorden, und ein neues Maifeld zu berufen — so mußte doch jene Vereinigung von Arbeitern, die durch eine jakobinische Freimaurerei verbunden wurden, von Soldaten auf Halbsold und enthusiasmirten Studenten, auf welcher sie beruhte, überaus gefährlich werden, sobald die öffentliche Meinung sich wider die Regierung entschied. Wie ließ sich dies aber vermeiden, wenn der König eine verhaßte Sache zu seiner eigenen machte?

Und dieser Gefahr gegenüber, was war es doch was die Kammer zu ihren Gunsten in die Wagschale legte?

Versprach sie etwa die königliche Macht zu verstärken? Wir sahen, daß sie dieselbe mit den Beschränkungen zugleich des neuen und des alten Staates zu umgeben dachte. Schon verwandelte sich das Recht, die Gesetzvorschläge zu verbessern, in ihren Händen in eine neue Art von Initiative. [1]) Sie befestigte die Meinung, daß die Souveränetät mehr in den Deputirten ruhe als in dem König.

Oder unterstützte sie diesen in seinen damaligen Bedrängnissen? Sie hatte sich in allen Stücken widerspenstig, indisciplinabel gezeigt. Sie regte eine Menge Fragen an, über die es klüger war zu schweigen. Mit ihren langen Debatten hatte sie kein be-

---

Kammer Schuld. Claussel de Coussergues in dem projet de la proposition d'accusation contre M. le Duc Decazes 1820 gab ihm diese Anklage zurück. Er hat über diese Unruhen einen weitläufigen Artikel.

[1]) Der Moniteur hat die Beschwerden der Regierung ausführlich entwickelt. Besonders vom 14ten September. „On ne peut se dissimuler, que la chambre — n'ait tendu à attirer dans son sein le gouvernement tout entier.“

friedigendes Budget zu Stande gebracht. Indem sie Verpflichtungen, welche die Kammer von 1814 eingegangen, nicht für bindend erklärte, löste sie die Grundlage des Credits auf. Es war nicht abzusehen, wie man die Verpflichtungen gegen die Verbündeten erfüllen, wie man sich der Anwesenheit ihrer Armeen entledigen wollte.

So bot sie dem König für die Gefahr eines Bürgerkrieges nichts an, als widerwärtige Streitigkeiten für den Augenblick und eine schwächere Macht für die Zukunft.

Aber war es nicht möglich, sie wenigstens durch eine theilweise Wahl zu modifiziren?

Jener Beschluß einer Gesammterneuerung im fünften Jahre, auf welchen die Kammer so große Hoffnungen gebaut hatte, verhinderte auch diese Möglichkeit. Es war kein Mittel. Man mußte sie entweder auflösen und eine neue Wahl anordnen, oder sich auf Leben und Tod mit ihr verbinden und sein Glück mit ihr wagen.

Die Minister konnten nicht lange zweifeln was für sie zu wählen sey. Sie hatten sich seit dem Ende der Sitzung nur noch mehr in ihrer Gesinnung befestigt; sie hatten eines der bedeutendsten Mitglieder der Minorität, Lainé, einen Mann in welchem der constitutionnelle Royalismus personifizirt schien, an die Stelle Vaublanc's, der sich nicht sehr sicher erwiesen, in ihre Mitte aufgenommen; sie mußten Alles daran setzen um die Rückkehr so verhaßter und gefährlicher Widersacher zu verhindern.

Wir haben die Auszüge der Memoires, durch welche sie die persönliche Ueberzeugung des Königs zu gewinnen suchten. Sie versichern ihn, es sey unmöglich, weder jetzt mit der Kammer weiter zu regieren, noch überhaupt das System derselben länger zu befolgen. In neuen Stürmen werde diese Partei wieder zu gewinnen suchen was sie in den alten verloren habe. Man sagt uns auch, die Meinung der Höfe sey erforscht worden und ein entschieden günstiges Gutachten von Kaiser Alexander eingelaufen.

Und bedurfte es mehr den König zu bestimmen? War er nicht immer ein abgesagter Feind jener Anmaaßungen des hohen Adels und des Klerus gewesen? In schweigendem Mißbehagen fühlte er das Uebergewicht, das sein Bruder, der sich als den Verfechter der entschiedenen Meinungen darstellte, eben hiedurch in gewissen Kreisen, ja ganzen Provinzen, dem königlichen Ansehen gegenüber erlangt hatte. Er entschloß sich. Während des Augustes wurden die Unterhandlungen gepflogen und alle Vorbereitungen auf das geheimste getroffen. Schon machten sich jene Deputirten fertig, zu der nächsten Sitzung wieder einzutreffen, welche mit dem October beginnen sollte, schon dachten sie an eine Veränderung des Ministeriums, als die königliche Ordonnanz vom 5ten September erschien.

„Kein Artikel der Charte, heißt es darin, soll revidirt werden. Die Kammer der Deputirten ist aufgelöst."

Welch ein Schlag durch ganz Frankreich! Die eine Partei hatte ihn nicht gehofft, die andere hatte ihn nicht gefürchtet. [1]) Eben so viel Jubel nun bei der einen, wie Erbitterung bei der andern. Der König war in einem Gefühl wie seine Vorfahren wenn sie einen großen Vasallen gedemüthigt oder den Widerstand des Parlaments gezüchtigt hatten. Er zeigte eine freudige Selbstzufriedenheit.

Wer aber diese Sachen aus der Ferne betrachtete, und in

---

[1]) Guizot du gouvernement de la France depuis la restauration p. 19. „Le ministère avait été si faible, qu'une telle résolution semblait inabordable pour lui. C'est quelque chose dans la vie d'un homme que d'avoir entrepris et exécuté ce que la veille nul au dehors ne jugeait probable." Chateaubriand: la monarchie selon la charte findet darin den Erfolg einer Verschwörung aller Illegitimitäten gegen die Legitimität. — Uebrigens ist auffallend, wie gut der Morning Chronicle und die Times, namentlich die Times (m. s. das Blatt vom 28sten August) über die Plane schon im voraus unterrichtet waren. Man sollte fast versucht seyn, den Details, die sie über die geheimen Verhandlungen gaben, Glauben beizumessen.

ihrer ganzen Verflechtung übersah, konnte sich schwerlich anderer Befürchtungen überheben.

So war es denn neuerdings offenbar geworden: die Royalisten waren unfähig Frankreich zu regeneriren. Indem sie sich nicht mit dem Möglichen und Ausführbaren begnügten, sondern heftig jene Abstraktionen des alten Staates verfolgten, welche eben so wenig zum Ziele führen konnten, wie die Ideen der Revolution; indem sie Alles auf einmal angriffen, Meinungen, Interessen, Existenzen, und den Staat selber bedrohten, so geschah ihnen, daß sie auch das Erreichbare nicht durchsetzten. Wie viele große und einleuchtende Wahrheiten haben sie zum ersten Mal wieder ausgesprochen! Aber sie gaben ihnen die Farbe der Partei und des persönlichen Interesse: sie vermischten sie mit den unhaltbarsten Ansprüchen; die Doctrinen der Revolution nahmen sie selber an, wo sie ihnen nützlich waren. Ihre Aufgabe, das neue Frankreich mit den Ideen, die ihm in den früheren Jahrhunderten Leben gegeben hatten, auszusöhnen, verfehlten sie damit gänzlich; sie machten die Trennung nur noch offenbarer, den Bruch noch schneidender.

Und wenn nun die königliche Gewalt diejenigen entfernen mußte, die sich nach ihrem Namen nannten, welche Stütze blieb ihr übrig?

Richelieu schärfte bei der Anordnung der neuen Wahlen vor Allen ein, daß man die Revolutionnäre entfernt halten sollte. Aber war dies auch möglich? Und wenn das erste, das zweite Mal, wie lange blieb es dies? Wenn man den bisherigen Anhängern entgehen wollte, mußte man nicht den plebejischen Geist des Jahrhunderts zu Hülfe rufen und alle seine Ausschweifungen gewärtigen?

Schon in dem Puncte von dem man ausging, lag die Richtung die man nehmen mußte.

Man wollte die Administration in ihrer ganzen durchgreifenden Macht behaupten. Offenbar war auch sie ein Product

der Revolution und hatte eine Verwandtschaft mit ihren Ideen. Man wollte das Bestehende vor einer neuen Erschütterung sichern; aber der ganze Zustand in dem man war, schrieb sich von den letzten Umwälzungen her; man sah sich genöthigt, die demselben inwohnenden Kräfte gegen die Drohungen der eigenen Freunde aufzurufen. Die königliche Gewalt hatte, so zu sagen, eine doppelte Wurzel. In ihrem Ursprunge knüpfte sie sich an die alten Berechtigungen, an die Institutionen der früheren Jahrhunderte, in ihrer Ausübung an die durch die Revolution hervorgebrachten Veränderungen.

Das Ereigniß des 5ten Septembers ist, daß man sich von den ersten trennte, um sich zu den zweiten zu schlagen.

Ein Schritt von der größten Bedeutung, aus dem sich mit einer Art von Nothwendigkeit die Erfolge der späteren Jahre entwickelten.

Schlußbetrachtung.

Die Lage Ludwigs XVIII erinnert an die Zeit, welche dem Ausbruch der Revolution von 1789 unmittelbar vorherging.

Nicht ohne schmerzliche Mißbilligung, zumal da man weiß was alles daraus erfolgt ist, kann man sich des halsstarrigen Widerstandes erinnern, welchen die bevorrechteten Stände vor 1789 jeder Verbesserung, jeder kleinen Neuerung, wenn sie auch von dem Bedürfniß gebieterisch gefordert wurde, dennoch entgegensetzten. Schon damals lag es am Tage, daß die Dinge nicht bleiben konnten wie sie waren. Aber wollte man Ersparnisse, so widersetzte sich der Adel am Hofe. Drang man auf eine Erhöhung der Abgaben, oder auf eine Abschaffung hemmender Vorrechte, so erhoben sich die Provinzialstände dagegen: neue Anleihen, so unumgänglich nothwendig sie auch waren, weigerte sich das Parlament zu registriren. Statt des freiwilligen Geschenkes, um das man die Geistlichkeit ersuchte, reichte sie eine Remonstranz ein. Allesammt, es ist wahr, wünschten sie eine Einberufung der allgemeinen Stände, jedoch was sie wollten, waren Stände wie 1614, in denen sie selbst ein entschiedenes Uebergewicht gehabt hätten.

Eben dadurch ward die Regierung gezwungen, an den dritten Stand zu appelliren und ihm die doppelte Repräsentation zuzugestehen. In Gefahr von dem Widerstande der Bevorrechteten mehr als je eingeschränkt zu werden, um sich zu retten, griff sie zu dieser Maaßregel. Leider wußte sie dieselbe danach nicht zu beherrschen; so daß sich daraus eine Kraft der Zerstörung entwickelte, welche alles umstürzte — die Privilegirten und die Rechte der Provinzen — Regierung, König und Hof — und den dritten Stand mit allen seinen Cahiers selber.

Auf eine ähnliche Art ging es unter Ludwig XVIII. Es wäre nunmehr darauf angekommen, den niemals rastenden Prinzipien revolutionnärer Bewegung durch einen andern Einfluß ein einhaltendes Gegengewicht zu geben; den damals Beeinträchtigten nach und nach wieder eine Existenz in ihrem Vaterlande zu verschaffen; aber die royalistische Kammer wollte mit der Constituante wetteifern: sie schien die Zustände, welche aus der ersten Verwirrung hervorgegangen, mit einem neuen Umsturz zu bedrohen: was die Bevorrechteten von 1789 durch hartnäckige Weigerung, that sie 1815 durch stürmische Leidenschaft; sie setzte den König in die Unmöglichkeit, mit ihr zu regieren. Welch ein Zustand! Die Royalisten bedrängen den König, hauptsächlich gestützt auf constitutionnelle Berechtigungen, die allein aus der Revolution hervorgegangen. Der König sieht sich genöthigt, sich seiner natürlichen Anhänger zu entledigen. Er vermag es nur, indem er die lebendigen Interessen der Revolution wider sie zu Hülfe ruft. Wollte man die Revolution auf diese Art überwinden? —

Indem wir dies überlegen, dringt sich uns eine andere Frage auf.

Es wird schwerlich einen nachdenkenden Mann geben, welcher den Gegensatz, mit dem sich die gewöhnlichen Tagesblätter brüsten, zwischen absoluter Gewalt und constitutionnellen Formen, der, wie sie sagen, mit dem Gegensatz zwischen Knechtschaft und Freiheit, alter Regierung und den Fortschritten des Jahrhunderts zusammenfällt, zugeben sollte.

Wie? war nicht auch die Kammer von 1815 constitutionnel? Die Wahlen wurden nicht mehr als ein ander Mal von oben her geleitet: denn in der That, mit Ausnahme der letzten — die wahrhaftig zu keinem befriedigenden Ergebniß geführt — hat es in Frankreich seit 1815 niemals Wahlen gegeben, welche ohne allen directen Einfluß der Regierung von Statten gegangen

wären. Nahm nicht die Kammer überdies alle constitutionnellen Rechte auf das lebhafteste in Anspruch? Hielt sie sich nicht in jener entschiedenen Opposition wider die Gewalt, die man so sehr billigt? Wie nun, wenn diese, wozu sie doch auch ein Interesse haben konnte, ihr nachgab und sie nach ihrem Belieben verfahren ließ? Welches neugebildete Recht, welche Einrichtung der letzten Jahre war dann noch geschützt? welche Garantie gewährte alsdann die Constitution? Ihr zum Trotz wäre eine vollkommene Umkehr aller Dinge erfolgt. — In dem Willen des Königs, von dem man sogar zweifeln konnte, ob er das Recht habe, das Wahlgesetz so oft eigenmächtig zu ändern, lag die ganze Sicherheit. Nein, auf eine Form, die überdies so gefährlich ist, kann es nicht ankommen; es scheint doch als verwechsele man hiebei auf eine auffallende Weise den Zweck und die Mittel.

Um uns die eigentliche Frage deutlicher zu machen, sey es uns erlaubt, von einer bekannten Stelle des Aristoteles auszugehen.

Dort wo Aristoteles auseinandersetzt, daß entweder Einer, oder Wenige, oder Viele herrschen können, giebt er bekanntlich keiner dieser Formen den Vorzug. Er findet, jede könne sowohl recht als auch unrecht seyn. Es kommt ihm nicht sowohl darauf an, wer es ist der da regiert, als darauf ob man zum gemeinen Besten regiert. „Eine Monarchie," sagt er, „wird zur Tyrannei wo zum Vortheil des Alleinherrschers; man hat eine Oligarchie, wo zum Vortheil der Vornehmen; es ist eine verderbte Demokratie, wo zum Vortheil der Armen oder der Meisten regiert wird. In keinem von diesen Fällen hat man das gemeine Beste im Auge."

Mit den Ausartungen dieser drei Formen haben sich die Alten, Philosophen und Historiker, viel beschäftigt.

Auch Polybius wiederholt, wiewohl in etwas weiterem, so zu sagen, geräumigerem Ausdruck, die Meinung des Aristoteles.

Auch er findet, daß von den guten Formen eine jede gar leicht in die ihr verwandte falsche ausarten könne: das Königthum, sobald es mit Gewalt und Schrecken über gezwungene Leute ausgeübt werde; die Aristokratie, so oft nicht wirklich eine Auswahl der Gerechtesten und Weisesten verwalte; die Demokratie, wenn etwa die gesammte Menge thun wolle was ihr in Sinn komme.

Schon waren jedoch die Erscheinungen zusammengesetzter geworden, der Gesichtskreis hatte sich erweitert. In dem römischen Staate bereits erkannte Polybius eine Vereinigung der drei Formen, und er erwägt wie die Gewalten die denselben entsprechen, auf einander wirken und eine die andere beschränken.

Hievon können wir ausgehen. Jene Vereinigung war in dem römischen Staat doch nur sehr uneigentlich vollzogen. Erst die germanischen, die germanisch-romanischen Staaten haben sie zur Erscheinung gebracht. Hier sind die drei Elemente von allem Anfang an wirksam gewesen; sie sind es, bald auf die eine, bald auf die andere Weise gemischt, die Jahrhunderte herab geblieben; sie sind es noch am heutigen Tage.

War nun aber in jenen reinen Formen des Alterthums die Ausartung so leicht, wie sollte sie es nicht eben so in den zusammengesetzteren unserer Zeit seyn, wie sollte nicht auch in diesen jeder Theil seine guten und seine mangelhaften Seiten zu entwickeln vermögen?

Gerade hierin liegt, wie mir scheint, eine der vornehmsten Schwierigkeiten die wir überhaupt haben.

Die Monarchie, väterlich und leitend, das Ganze mit starker Hand zusammenhaltend, wie eine erhabene Schutzwehr der Gesammtheit und der Einzelnen, welche große Garantie der öffentlichen Freiheit, der allgemeinen Fortschritte bildet sie nicht! Allein unfern von ihren schönsten Vorrechten steht ein widerwärtiges Vielregieren, die durchfahrende Gewaltsamkeit beschränkter Beamten, der militärische Despotismus, der mit eisernem Stab

jede selbständige Regung des Lebens in ihrem Keime niederdrückt.

Unsere Staaten haben noch immer einen aristokratischen Bestandtheil. Er schließt Sicherheit, Beharren, Bestehen für Jahrhunderte in sich ein; selbst überwiegend kann er das allgemeine Wohl befördern, wie es mehrere Menschenalter hindurch in England geschehen ist. Welch ein Unglück aber sobald eine exclusive aristokratische Kaste in die Mitte der Regierung dringt, und sie nach ihren einseitigen Gesichtspuncten und Interessen leitet, sobald sie sich den Opfern entzieht, welche die gemeinschaftlichen Bedürfnisse erheischen, oder sich gar, wie es wohl im südlichen Europa geschehen, mit den Ansprüchen eines fanatischen Priesterthums verbindet.

Endlich haben unsere Staaten von jeher ein starkes demokratisches Element in sich. Gewiß nicht anders als vortheilhaft, wenn es die inneren Kräfte in allgemeiner Regung erhält, dem Talente seine Bahn frei macht, wenn es einem Jeden seinen Antheil an der allgemeinen Freiheit sichert. Aber wie so ganz verderblich wenn sich die Menge zum Inhaber der Souveränetät aufwirft, in unaufhörlich willkürlicher Constituirung die Gewalt vernichtet, die Stetigkeit der Lebensentwickelung unterbricht und den Leidenschaften ihre Rennbahn eröffnet.

Erinnern wir uns nur, wir haben Alles dies erlebt. Wir haben den militärischen Despotismus in der entwickeltsten Gestalt die er vielleicht jemals gehabt hat, in der napoleonischen Monarchie, vor Augen gesehen. Die falschen Ansprüche der Aristokratie sind uns im frischen Gedächtniß, und wie betrachteten so eben wie man sie im Jahre 1815 wieder erneuern wollte. Doch sind das für jetzt gleichsam abgethane Dinge. Unsere gegenwärtige Gefahr kommt — wer wollte es läugnen — von den Bewegungen des demokratischen Elementes, das aus allen Kräften das Uebergewicht sucht.

Ist es nicht nach langer Zeit wieder einmal in Paris zu ei-

ner Volksbewegung zu Gunsten der Republik gekommen? Jedermann erinnert sich was eine Republik in Frankreich sagen will. Wohl war noch niemals in Deutschland ausgesprochen worden, was man in Hambach vorgetragen hat; man hat einen förmlichen Plan angekündigt, die Fürstenthümer aufzulösen, den Bund, wie er ist, zu vernichten und Deutschland in eine Föderativrepublik zu verwandeln. Aber auch an manchen Orten, wo man noch nicht so weit gegangen, hat man doch Wege eingeschlagen, welche leicht dahin führen können. Die Kammern der Abgeordneten sollen der herrschenden Meinung zufolge nun schlechterdings demokratisch eingerichtet werden, und sie suchen nach dem Beispiel der Nachbarn sich den Nerv der Staatsgewalt anzueignen. Wie ist man so bereit, sich Neuerungen zu ergeben und die bewährten Hervorbringungen der Vergangenheit den Hirngespinnsten des Augenblicks zu opfern! Uneingedenk dessen was man war, überdrüssig dessen was man ist, nähert man sich dem Zuge der unbekannten dämonischen Gewalten. So setzt uns der Schiffer unfern des Rheinfalls von einem Ufer zum andern über; er hat sich aber wohl in Acht zu nehmen: unmittelbar vor ihm beginnt der Strom der Gewässer, der ihn so wie er ihn ergreifen sollte, in seinen Sturz hinunterreißen und vernichten würde.

Und so kann jedes gesunde Element des Staates in ein verderbliches umschlagen. Eben darauf kommt es an, daß dies nicht geschehe. Die Gesundheit des Ganzen besteht in der Gesundheit und in der Harmonie der Glieder.

Man wird uns sagen, die modernen Verfassungen seyen eben bestimmt diese hervorzubringen. Gerade die Verschiedenheit der drei Elemente werde in ihnen anerkannt, und man suche ausdrücklich das Gleichgewicht derselben zu bewirken.

Ein Glück wenigstens, wo man dies ernstlich vor Augen hat, wo nicht das demokratische Prinzip eine Verfassung nur in Besitz nimmt, wie ein Armeecorps eine Höhe, um von ihr aus

die Landschaft zu beherrschen: da wird man sich auch die Gefahr nicht verbergen der man sich aussetzt.

Denn ist es nicht so, daß erst durch ihre Nebeneinanderstellung diese Gewalten sich dessen recht bewußt werden, was sie von einander zu fürchten haben? Sie gerathen nur allzuleicht in Contestationen und Feindseligkeiten; sie überlassen sich dem Irrthume, den Staat, der einen so bestimmten Anfangspunct hat, auf ein allgemeingültiges, ihnen analoges Prinzip gründen zu können: eine oder die andere behält den Platz und wird zum Tyrannen der übrigen. Die Ausgleichung wird eben darum schwerer, die Bewegung heftiger und leidenschaftlicher.

Nicht als ob es nun unmöglich sey mit diesen Formen zu regieren. Wohlverstanden und mit Vernunft gehandhabt, in freier Haltung, können sie gewiß zu dem erwünschten Ziele führen. Allein man überrede sich nicht, daß man mit der Form viel weiter gekommen; die Schwierigkeit bleibt die nemliche und wird vielleicht noch größer; man sage nicht immer, daß sie allein im Stande sey, den Forderungen der Dinge zu genügen; gewisse kleinliche Einrichtungen — daß ich so sage, Phrasen der Existenz — man dringe sie nicht Jedermann auf.

Die Aufgabe ist, daß eine starke, gesetzmäßige, die Freiheit duldende und beschützende Gewalt vorhanden sey, welche die Extreme von sich ausstoße und die aus ihrer Bahn schweifenden Kräfte in ihre Schranken zurückzuweisen vermöge. Darauf kommt es an daß dies geschehe. Auf welche Art es geschieht, kann nicht so viel bedeuten.

So weit wir rückwärts sehen, haben sich die Staaten in tausendfältigen und immer ursprünglichen Formen entwickelt. Die Zusammensetzung jener Grundbestandtheile ist auf die verschiedenste Weise vollzogen worden. Bald in dem einen, bald in dem andern, doch bei uns in der Regel in der Monarchie, ist die zusammenhaltende, maaßgebende Kraft erschienen. Auch hat sich die Ausartung bald in dem einen, bald in dem andern wahr-

nehmen lassen, und nicht immer in dem nemlichen hat die Garantie der Freiheit gelegen. Wir wiederhalen, eben um der verschiedenen Abwandelung des Prinzipes willen giebt es verschiedene Staaten. Wie wenig würde ein solcher werth seyn, der nicht in sich selber das Correctiv seiner Fehler trüge und, um diese zu verbessern, das Geheimniß seines Lebens antasten müßte.

In einem jeden wohnt jener innere Antrieb der ihn gebildet: dieser muß ihn, in immer lebendiger Regsamkeit, in fortgehender Metamorphose der einzelnen Erscheinungen, auch erhalten und zu der Stufe der Ausbildung führen, die ihm überhaupt möglich ist.

Wesen und Werth der deutschen Universitäten.

Von Savigny.

So Vieles hat von jeher dahin gewirkt, uns Deutsche zu vereinzelen, daß es wohl nöthig scheinen mag auf die noch übrigen der gesammten Nation gemeinsamen Güter öfter unsren Blick zu richten, sowohl um uns ihres Besitzes, der uns das frische Fortleben der Nation verbürgt, zu erfreuen, als um die Mittel ihrer Erhaltung zu erwägen. Unter die eigenthümlichsten und würdigsten dieser gemeinsamen Besitzthümer sind jederzeit unsere Universitäten gerechnet worden, die daher nicht selten warme Freunde und Lobredner gefunden haben. Das zuverlässigste Zeugniß aber für ihren Werth lag stets und liegt noch jetzt in der Liebe und Dankbarkeit Derjenigen, welche einen Theil ihrer Jugend in diesen Anstalten verlebten; denn wie entfernt sie auch nun durch Alter, Rang und Beschäftigung jenem Leben stehen mögen, fast immer werden sie nicht nur mit Freude daran zurück denken, sondern auch dankbar erkennen, daß der wohlthätige Einfluß, den es auf ihre Bildung gehabt, durch kein anderes Mittel hätte völlig ersetzt werden können. Freilich auch an starken Widersachern hat es, vorzüglich in diesen letzten Jahren, nicht gefehlt. Die mildesten unter denselben meinten, die Universitäten hätten sich überlebt, und die stets fortgehende Entwicklung un-

fres Bücherwesens mache sie mehr und mehr entbehrlich; Andere finden sie bedenklich für die Ruhe der Staaten, oder für das Wohl und die Sitten der Jugend. Jene und Diese wünschen, wenn auch nicht die Auflösung der Universitäten, doch eine solche Umbildung, welche einer Auflösung fast gleich gelten möchte. Vielleicht kann eine Untersuchung über das eigentliche Wesen dieser Anstalten dazu beitragen, die streitenden Meinungen zu versöhnen, wenn es gelingt zu zeigen, daß was die Freunde daran lieben, auch von wohlgesinnten Widersachern gebilligt wird, und daß was Diese bekämpfen, dem Wesen der Universitäten fremd, ja feindlich entgegengesetzt ist.

Vom Mittelalter her hat sich im größten Theil von Europa die Gewohnheit verbreitet, Schulen zu gründen, in welchen durch mündlichen Unterricht zu den wichtigsten Arten eines öffentlichen Berufs der Grund gelegt werden sollte. Wie mannigfaltig auch die Gestalt und Anwendung dieser Schulen nach Zeiten und Ländern abwechseln mochte, so blieb doch allgemein und vorherrschend die Ueberzeugung, daß der eigentliche Weg zu einem öffentlichen Leben, und vorzüglich zum Dienst der Kirche und des Staates, durch sie hindurchführe, und man kann daher in diese gemeinsame Bestimmung das Wesen der Europäischen Universitäten setzen.

So lange nun die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, mußten solche Schulen für unentbehrlich gehalten werden, indem es ganz an äußeren Mitteln fehlte, die zu jenen Zwecken nöthigen Kenntnisse anders als durch mündliche Lehre hinreichend zu verbreiten. Durch den Bücherdruck ist diese äußere Unentbehrlichkeit der Universitäten verschwunden. Nicht nur ist schon jetzt eine hinlängliche Anzahl von Schriften zum eigenen Unterricht in allen Wissenschaften vorhanden, sondern es würde leicht seyn, für jede Art des öffentlichen Berufs eine zusammenhängende Reihe vorbereitender Lehrbücher eigens zu veranlassen. Auf diese Weise würde für den äußeren Zweck nothdürftig gesorgt seyn, ja es

würde dieses für alle Theile wohlfeiler und bequemer geschehen, als es gegenwärtig durch die Universitäten geschieht. Sollen sich diese dennoch erhalten, so kann es nur deshalb geschehen, weil durch sie wichtige und eigenthümliche Vortheile erreicht werden, welche bei dem bloßen Bücherunterricht aufgegeben werden müßten. Gerade dieses nun ist wirklich der Fall, und um es anschaulich zu machen, worin diese Vortheile bestehen, ist es nöthig, die verschiedenen Formen möglicher Mittheilung der Wissenschaften in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzustellen. Es kommt also zunächst darauf an, zu untersuchen, auf welche Weise die Aufgabe des wissenschaftlichen Schriftstellers von der Aufgabe des Universitätslehrers sich unterscheidet.

Der Schriftsteller redet zu Allen, die an seiner Wissenschaft Theil nehmen, Gegenwärtigen und Künftigen, ohne Unterschied ihrer Bildungsstufe. Die Allgemeinheit und Unbestimmtheit, in welcher dieses Publicum vor der Seele des Schriftstellers steht, wird unvermeidlich auch seinem Vortrag einen allgemeinen Charakter geben. Sein Werk hat in dem Maaße Werth, als dadurch für die Begründung oder Entwicklung der Wissenschaft ein neuer Gewinn entsteht. Es kommt also nur in Betracht als einzelne Thatsache in der Geschichte dieser Wissenschaft, und der Schriftsteller selbst ist gleichsam nur ein Organ des idealen Geistes, durch welchen diese Wissenschaft fortgehend gebildet wird. So wirkt Alles zusammen, um die Persönlichkeit des Schriftstellers, und den besondern Weg seiner individuellen Entwicklung, dem Auge des Lesers zu entrücken.

Ganz anders der Universitätslehrer. Ihm gegenüber steht eine Anzahl bestimmter, persönlich bekannter Individuen, Alle auf ziemlich gleicher Bildungsstufe, dieser Wissenschaft in der Regel noch unkundig, aber mit frischer, unabgenutzter Jugendkraft. Diesen Schülern soll die Wissenschaft, soweit sie gegenwärtig entwickelt ist, in dem Lehrer gleichsam personificirt erscheinen. Er soll das, was in langer Zeit und sehr allmählich entstanden ist,

so lebendig in sich aufgenommen haben, daß ein ähnlicher Eindruck entstehe, als wäre die Wissenschaft jetzt und mit einemmale in seinem Geist erzeugt worden. Indem nun so der Lehrer die Genesis des wissenschaftlichen Denkens unmittelbar zur Anschauung bringt, wird in dem Schüler die verwandte geistige Kraft geweckt und zur Reproduction gereizt; er wird nicht bloß lernen und aufnehmen, sondern lebendig nachbilden was ihm in lebendigem Werden zur Anschauung gebracht ward. Auch schon im Bücherstudium machen wir die Erfahrung, daß uns oft Ansichten oder Thatsachen vor Augen treten, wohl auch deutlich und überzeugend werden, ohne sich uns bleibend einzuprägen, während dieselben Gedanken, bei günstiger Stimmung unsres Geistes, von dessen productiver Kraft erfaßt, und so uns assimilirt und angeeignet werden. Was nun hierin meist die Wirkung ganz subjectiver und zufälliger Umstände, zuweilen das Verdienst geistreicher Darstellung des Schriftstellers ist, das kann und soll bei recht angewendetem persönlichen Unterricht die regelmäßige Frucht dieser Form der Mittheilung seyn. Nun kann sich zwar diese höhere Wirksamkeit persönlicher Mittheilung unter allen Umständen bewähren; aber daß sie gleich mit dem ersten Eintritt in die Wissenschaft verbunden wird, daß die Frische des Jünglingsalters hinzutritt, und die Wechselwirkung Vieler, die gleichzeitig denselben Eindruck an sich erfahren, das ist es, was den Universitäten ihren hohen, durch Nichts zu ersetzenden Werth verleiht. So kann man auf sie anwenden, was ein großer Meister in anderer Verbindung gesagt hat: [1]) „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles was er vermag auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es,

---

[1]) Göthe's Leben Bd. 2. S. 370.

welche die Welt beleben und weder physisch noch moralisch aussterben lassen."

Daß dieser Gegensatz beider Arten wissenschaftlicher Mittheilung im wirklichen Leben oft durch Uebergänge verdunkelt wird, kann der Wahrheit desselben keinen Eintrag thun. Manches Buch nähert sich durch Lebendigkeit und Individualität der mündlichen Rede, und manche Vorlesung wird in ihren Vorzügen und Mängeln einem gedruckten Buche ähnlich. Aber die reine Form des Buchs und die reine Form des mündlichen Vortrags bleiben immer dieselben, wenn gleich Derjenige, welcher sich eine dieser Formen erwählt hat, in das Gebiet der andern hinübergreifen mag.

Dieser Werth der Universitäten ist von ihren Freunden nicht selten, wenn gleich oft nur in dunklem Gefühl, anerkannt worden; aber indem man es versäumte, ihn auf bestimmte Begriffe zurück zu führen, entstanden wichtige Irrthümer über die eigentlichen Bedingungen desselben, welche nicht ohne Einfluß auf die Beurtheilung und Anerkennung einzelner Lehrer blieben, und welche hier angedeutet werden sollen.

So ist es irrig, den Werth eines Lehrers abzumessen nach den Entdeckungen die er selbst in der Wissenschaft gemacht hat, und die er, in seinen Vorlesungen mitzutheilen pflegt. Zwar wird durch diese Neuheit des Inhalts das lebendige Interesse an den Vorlesungen in dem Lehrer selbst und in den Schülern erhöht, und so der wahre Zweck gefördert werden können; an sich selbst aber ist sie diesem Zweck fremd, und wie ein trefflicher Lehrer gedacht werden kann, welcher niemals die Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichert hat, so kann einem Andern die Wissenschaft viel verdanken, welcher als Lehrer wenig leistet.

Es ist auch irrig, obwohl sehr gewöhnlich, den Werth eines Lehrers nach dem guten Vortrag abzumessen. Zwar wird die Leichtigkeit, womit der Lehrer seine Gedanken richtig und geschmackvoll in mündlicher Rede ausdrückt, dem wahren Zweck förderlich seyn, und es wird von vielen Lehrern allzuwenig Auf-

merksamkeit auf diesen Punct gewendet, indem hierin mit Absicht und Bewußtseyn mehr geschehen kann, als man meist anzunehmen pflegt. Dennoch nimmt diese Eigenschaft in der Reihe Derjenigen, welche den vorzüglichen Lehrer bilden, nur eine untergeordnete Stelle ein, und wird meist überschätzt. Zu allen Zeiten hat es Lehrer gegeben, welche bei gutem, ja glänzendem Vortrag wenig wirkten: Andere, welche kaum einen Satz richtig und ohne Anstoß zu Stande bringen konnten, und doch den Geist der Wissenschaft in ihren Schülern erweckten. Das kommt daher, daß Jene bei aller Leichtigkeit der Rede nicht hatten was der Mittheilung werth war, während in Diesen das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleiben konnte. Es ist aber nicht zu sagen, wie oft von dieser Seite der wahre Werth eines Lehrers verkannt wird, vorzüglich durch die Bequemlichkeit der Schüler, und zu ihrem eignen großen Schaden.

Nahe verwandt mit dem eben gerügten Mißverständniß ist das andere, nach welchem der Werth eines Lehrers ausschließend nach dem Grade der Anregung bestimmt wird, die durch ihn den Zuhörern zu Theil wird. Freilich wer Nichts in Anderen anregt, der ist zum Lehrgeschäft untauglich; umgekehrt aber darf der Anregung nur in so fern Werth zugeschrieben werden, als es gute Kräfte und Richtungen sind, die in dem fremden Geiste hervorgerufen werden. Wer also den Schülern die wissenschaftliche Aufgabe recht hoch stellt, und ihnen jeden, auch den geringen Fortschritt in ihrer Lösung als ein würdiges Ziel ihrer Anstrengung erscheinen läßt, wer sie so zu unermüdeter Forschung anregt, und zu so strengen Forderungen an sich selbst, vor welchen aller Dünkel schwinden muß, der ist der wahre Lehrer. Wer sie aber dahin führt, sich an oberflächlichem Thun und leerem Schein zu befriedigen, und in eitlem Hochmuth abzuurtheilen, wo nur durch aufrichtige Anstrengung der ganzen Kraft des Geistes ein wahrer Besitz errungen werden kann, der hat seine Schüler

auch angeregt, aber zu ihrem Verderben, so viel sie ihn auch preisen mögen in ihrer Bethörung.

Endlich ist es auch irrig, den Werth der Universitäten in die persönlichen Berührungen zu setzen, in welchen der Lehrer durch Ernst und Liebe, durch Rath, Ermunterung und Warnung auf die Schüler wirken kann. Zwar wichtig sind diese Berührungen allerdings, wer das Wohlthätige derselben an sich erfahren hat, wird ihr Andenken dankbar in seinem Gemüth bewahren, und kein Lehrer, der mit Liebe und Treue seinem Beruf ergeben ist, wird sie gleichgültig versäumen, oder sich ihnen entziehen. Dennoch sind sie so sehr vom Zufall abhängig, und auf großen Universitäten nur in so beschränktem Umfang möglich, daß der eigentliche Werth der Universitäten durch sie unmöglich bedingt seyn kann.

Sieht man nun ab von diesen theils zufälligen, theils untergeordneten Dingen, so wird man den oben ausgesprochnen wahren Grund der Wirksamkeit der Universitäten in seiner Reinheit anzuerkennen geneigt seyn. Dieser wahre Grund also besteht in der Anregung des wissenschaftlichen Denkens durch die Anschauung einer gleichartigen, aber bereits ausgebildeten Thätigkeit in dem Geiste des Lehrers. Und derjenige Lehrer wird diese Wirkung vorzugsweise hervorzubringen geschickt seyn, in welchem das Geschäft der wissenschaftlichen Gedankenbildung am sichtbarsten hervortritt. Hierin haben jüngere Lehrer einen natürlichen Vortheil, welcher jedoch in älteren dadurch ersetzt und überwogen werden kann, daß es diesen gelingt, die Jugendlichkeit des Geistes neben der reiferen Kenntniß und Erfahrung zu bewahren.

Es ist oben zugegeben worden, daß die äußerliche Unentbehrlichkeit der Universitäten für unsre Zeiten nicht mehr vorhanden ist, weßhalb man ihre Wichtigkeit für vermindert halten möchte. Auf der andern Seite aber ist eben in diesem Fortgang der Zeiten ein neuer Grund entstanden, durch welchen ihr Werth wiederum erhöht wird. Es ist unverkennbar daß durch die fort-

gehende Einwirkung des Bücherdrucks die mechanischen Bedingungen der Verbreitung, und selbst der Entwicklung der Wissenschaften ungemeine Fortschritte gemacht haben, daß aber zu gleicher Zeit die einzelnen Erscheinungen wissenschaftlicher Thätigkeit unpersönlicher werden. Eine solche im großen Gang der Weltgeschichte gegründete Veränderung zu hindern ist unmöglich, sie zu beklagen unnütz; möglich aber und heilsam ist es, entgegengesetzte Kräfte zu erwecken und zu pflegen, wodurch das, was nur in seiner Einseitigkeit verderblich werden kann, zur wahren Bereicherung und Belebung unsres geistigen Zustandes umgewandelt wird. So können sich unter uns die Universitäten eine neue Art von Wichtigkeit erwerben, indem sie gleichsam dem Persönlichen in der Wissenschaft eine Zuflucht gewähren, und indem so in ihrem engeren Kreise dasjenige Verhältniß fortlebt, welches in der alten Welt und bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst für alle wissenschaftliche Mittheilung statt fand, in welchen Zeiten diese Mittheilung eingeschränkter war in ihren äußeren Mitteln, aber wärmer und menschlicher in ihrer Wirkung auf Einzelne.

Alles, was bis hierher über das Wesen und den Werth der Universitäten gesagt worden ist, kann gleichmäßig auf alle Nationen angewendet werden, in welchen sich solche höhere Lehranstalten finden. Nunmehr sind auch noch die besondern Eigenschaften anzugeben, wodurch sich die deutschen Universitäten von denen der andern Nationen unterscheiden.

Ihr gemeinsamer Charakter besteht zunächst darin, daß jede derselben die Gesammtheit der Wissenschaften umfaßt, anstatt sich auf eine einzelne Wissenschaft zu beschränken, so wie dieses in den Specialschulen mancher anderen Länder geschieht. Der Vortheil dieser unsrer Einrichtung aber ist schon von Anderen so oft und so gründlich erörtert worden, daß er hier übergangen werden kann, wo es die Absicht ist, auf die weniger bekannten Seiten des Gegenstandes aufmerksam zu machen. Auch kann diese Einrichtung nur auf eine sehr bedingte Weise als eine Eigenthüm-

lichkeit unsrer deutschen Universitäten angesehen werden. Denn im Mittelalter, nachdem die allerersten Universitäten (Paris, Bologna, Salerno) als Specialschulen entstanden waren, bildeten sich diese bald in allgemeine Schulen um, und die vielen nach ihrem Muster gestifteten Universitäten nahmen meist gleich Anfangs denselben allgemeinen Charakter an, so daß sich bald nur seltene Ausnahmen davon fanden, so wie z. B. Salerno stets eine medizinische Specialschule geblieben ist, und wie in Paris von dem Kreise der Lehrgegenstände das römische Recht durch ein besonderes Verbot ausgeschlossen war. Auch ist dieser allgemeine Charakter hier, unter den Eigenheiten der deutschen Universitäten, nur deßhalb erwähnt worden, weil er gegen das System der Specialschulen, welches neuerlich in manchen anderen Ländern Eingang gefunden hat, einen Gegensatz bildet.

Eine zweite Eigenthümlichkeit unsrer Universitäten steht mit dem wissenschaftlichen Zustand der Nation in engerer Verbindung. Bei keinem andern Volke fällt ein so bedeutender Theil der gelehrten Thätigkeit überhaupt den öffentlichen Lehrern anheim, und zu allen Zeiten haben es sich deutsche Gelehrte vom ersten Rang zur Ehre gerechnet, als Professoren an Universitäten, oft selbst an kleinen Universitäten, zu wirken. Daß dieser Umstand in den allgemeinen Zweck der Universitäten höchst glücklich eingreift, ist unverkennbar. Denn in dem Lehrer, welcher zugleich selbst an der Fortbildung der Wissenschaft thätigen Antheil nimmt, (obgleich beide Richtungen an sich verschieden sind) wird sich doch am häufigsten die Lebendigkeit des wissenschaftlichen Denkens finden, wodurch allein das Lehrgeschäft gelingen kann: und auf der andern Seite wird die Empfänglichkeit des Schülers für die lebendige Aufnahme des Unterrichts durch den gegründeten Ruf erhöht werden, welchen der Lehrer auch als Schriftsteller genießt. So wird die allgemeine Superiorität, die jedes Lehrerverhältniß von Natur begleitet, durch die individuelle Achtung vor dem Lehrer veredelt, und diese höhere Autorität wird dem Erfolg des

Lehrgeschäfts förderlich. Ja auch umgekehrt wird das mit Liebe betriebene Geschäft des Lehrers auf die Forschung des Schriftstellers befruchtend zurück wirken. Im wissenschaftlichen Gespräch mit einem Freund kommt mancher Gedanke zur Entwicklung, der sich der einsamen Arbeit entzog. Auf ähnliche Weise wird oft das Verhältniß eines Lehrers zu empfänglichen Zuhörern Gedanken erzeugen oder durch glücklichen Ausdruck beleben, wie es dem bloßen Schriftsteller ohne den Reiz persönlicher Nähe nimmer gelungen wäre. [1])

Es leuchtet ein, daß die hier beschriebene Eigenthümlichkeit unsrer Universitäten nicht auf einer vorgeschriebenen Einrichtung, sondern auf der Sitte und auf der Neigung des Gelehrtenstandes beruht. Mittelbar aber hängt sie allerdings von einer wichtigen Einrichtung ab, ohne welche sie nicht bestehen könnte, nämlich von der Art von Lehrfreiheit, welche sich bei uns findet. Den Lehrern ist die Wahl der einzelnen Lehrgegenstände, so wie die Einrichtung ihrer Vorlesungen, mit fast unbeschränkter Freiheit überlassen, und eben so den Schülern die Wahl der Lehrer und der Vorlesungen, die sie besuchen wollen. Durch diese Freiheit kommt Ehre in das Lehrverhältniß, und Wetteifer, und durch sie wird jeder Verbesserung der Wissenschaft in Form oder Inhalt der unmittelbare Einfluß auf den Unterricht der Universitäten gesichert. Der Gegensatz dieser Freiheit ist in verschiedenen Abstufungen denkbar und in manchen Ländern wirklich zu finden. Am vollständigsten ist sie da ausgeschlossen, wo dem Lehrer jedesmal nicht nur der Gegenstand seines Vortrags, sondern auch die Form und Einrichtung desselben genau vorgeschrieben ist, der Schüler aber angewiesen wird, von welchem Lehrer, und durch welche Vorlesung, er gerade jetzt Unterricht empfangen soll. In

---

[1]) Auf gemüthliche Weise, und aus glücklicher eigener Erfahrung geschöpft, ist dieses anerkannt in Niebuhr's römischer Geschichte, Bd. I. dritte Ausg., S. XII. der Vorrede.

solchen Fällen ist gewissermaßen der Plan der Lancasterschulen auf ein Gebiet übertragen, in welchem er nur verderblich wirken kann, und von der eigenthümlichen Wirksamkeit des mündlichen Unterrichts bleibt nur noch der ganz zufällige Vortheil übrig, welcher aus einzelnen persönlichen Berührungen zwischen Lehrern und Schülern hervorgehen kann. Wenn man diesen zufälligen Vortheil abrechnet, so würde der Zweck einer solchen Anstalt durch eine Reihe von Lehrbüchern, ohne alle mündliche Lehre, eben so gut, ja noch sicherer und vollständiger erreicht werden können. Ein weit geringerer Grad von Beschränkung jener Freiheit besteht darin, daß nur dem Schüler eine ansehnliche Zahl bestimmter Vorlesungen vorgeschrieben wird, die er irgend einmal gehört haben muß, wobei ihm die Wahl des Lehrers, und die Folge und Zusammenstellung der Vorlesungen, völlig überlassen bleibt. Obgleich dabei der größte Theil jener Freiheit unangetastet bleibt, so hat sich dennoch auch diese Einrichtung in der Erfahrung als fruchtlos, ja nachtheilig erwiesen. Zum Grunde liegt dabei die an sich lobenswerthe Absicht, die Studierenden durch den Besuch mannigfaltiger Vorlesungen zu einer recht freien, vollständigen Ausbildung zu führen; wo aber diese Absicht zwangsweise, und im Widerspruch mit der eigenen Neigung, durchgesetzt werden soll, da wird Nichts bewirkt als das unedle Spiel, wodurch zum Schein Zeugnisse zusammengebracht werden, um der formellen Vorschrift zu genügen. So wenig kann geistige Mittheilung gedeihen, wenn ihr irgend ein äußerer Zwang angelegt wird.

Was berechtigt uns nun, unsren deutschen Universitäten einen ganz eigenen Werth, vor den Anstalten anderer Länder, beizulegen? Es ist nicht die vollendete Gelehrsamkeit der Lehrer, noch die werdende der Schüler, die unsere Universitäten von den Schulen anderer Völker unterscheidet. Denn wenn wir diese als ihr Gemeingut, und als ihre Auszeichnung behaupten wollten, so möchte uns nicht selten ein beschämender Spiegel vorgehalten

werden. Aber Das ist es, daß in ihnen eine Form gegeben ist, worin jedes ausgezeichnete Lehrertalent seine Entwicklung findet, und jede lebendige Empfänglichkeit des Schülers ihre Befriedigung; eine Form, wodurch jeder Fortschritt der Wissenschaft leicht und schnell Eingang findet, und gerade in den empfänglichsten Gemüthern; eine Form, wodurch es leicht wird, den höheren Beruf ausgezeichneter Menschen zu erkennen, und worin selbst dem ärmeren Leben beschränkter Naturen ein erhöhtes Gefühl des Daseyns mitgetheilt wird. Auf den Besitz einer solchen Form dürfen wir stolz seyn, und wer unsre Universitäten kennt, wird mir beistimmen, daß in diesem Lobe buchstäbliche Wahrheit und keine Uebertreibung enthalten ist. Aber gerade aus der regen Empfänglichkeit, worin hier der Werth derselben gesetzt ist, wird ein Haupteinwurf gegen ihre Form hergenommen. Wie sie der Wahrheit zugänglich sind, sagt man, so auch dem Irrthum und dem Bösen; und um diese Gefahr zu verhüten, muß aus dem Unterricht alle Freiheit und Individualität verbannt werden. Aus solchen Betrachtungen sind die oben erwähnten entgegengesetzten Formen der Lehranstalten in manchen Ländern entstanden. Die vollständige Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes liegt außer den Grenzen der gegenwärtigen Betrachtung, indem sie mit anderen und schwierigern Untersuchungen verzweigt ist; wenige Worte mögen für den vorliegenden Zweck genügen. Finden sich in einem Zeitalter falsche, ja arge Tendenzen, so sind ihm diese von Gott als besondere Prüfung beschieden, der es sich nicht entziehen kann, sondern die es zu bestehen hat. In einem solchen Fall die geistigen Kräfte selbst zu zerstören oder zu schwächen, weil diese im Kampf zu dem Feind übergehen könnten, ist unnatürlich und verderblich. Diejenigen, welche für die Wahrheit zu streiten geneigt sind, versammeln, ermuntern, unterstützen, ist Alles was in Zeiten solcher Kämpfe durch äußeres Ansehen bewirkt werden kann. Ja es treten gerade bei den Universitäten zu jenen allgemeinen Betrachtungen noch besondere Gründe hinzu,

um hier die Freiheit der Lehre unbedenklicher zu machen. Denn in ihnen geht alle Thätigkeit aus von einer bestimmten Zahl bekannter Lehrer, die sich nicht selbst anstellen, und deren Amtsführung leicht zu übersehen ist. In einem solchen Verhältniß kann das persönliche Vertrauen jeden Grad von Freiheit ungefährlich und selbst wünschenswerth machen.

Um jedem Mißverständniß zu begegnen, ist es noch nöthig zu untersuchen, mit welchem Rechte die bisher dargelegte Eigenthümlichkeit gerade den deutschen Universitäten zugeschrieben werde. Als im Mittelalter zuerst Universitäten entstanden, fand es sich allgemein, daß die bedeutendsten Gelehrten zugleich Universitätslehrer waren, und daß die höchste Freiheit im Unterricht herrschte. Beides war damals so sehr in den äußeren Verhältnissen gegründet, daß es nicht anders seyn konnte, und daß keinem Einzelnen die Ehre gebührt, etwas so heilsames ersonnen zu haben. Aehnliche Verhältnisse haben sich auch späterhin in verschiedenen Ländern erhalten oder neu gebildet, so oft die Universitäten zu einem bedeutenden Ansehen gelangten; so war es im sechzehnten Jahrhundert in Frankreich, so in Italien zu ganz verschiedenen Zeiten. Nehmen wir aber die Thatsache, wie sie jetzt vor uns liegt, so sind solche Universitäten in der That ein eigenthümlicher Vorzug unsres Vaterlandes geworden, was auch die Ursachen dieser Erscheinung seyn mögen. Und selbst für ein Gemeingut unsrer Nation dürfen wir sie billig halten, so daß es irrig und tadelnswerth ist, wenn man zuweilen die Universitäten des hier beschriebenen Charakters protestantische oder auch norddeutsche genannt hat. Achtung verdient die Vorliebe auch für jedes noch so spezielle Vaterland; aber irrig und verderblich wird diese Vorliebe, wenn sie zum hochmüthigen Verkennen irgend eines Theils der Nation ausartet, in welcher uns Gott hat geboren werden lassen. Wahrlich wir Deutsche haben am wenigsten Ursache, die Risse, die in unsre Nation durch ihre besonderen Schicksale gekommen sind, durch eitle Anmaaßung noch zu

erweitern! Ein Anderes dagegen und keinesweges zu tadeln ist es, die provinziellen Eigenheiten anerkennen, die sich auch in den Universitäten wiederfinden müssen, und wodurch jede ihren besonderen Werth und ihren eigenen Charakter erhalten kann; löblich auch ist der edle Wetteifer, der uns treibt, es Anderen wirklich zuvor zu thun, und der mit gegenseitiger Liebe und Achtung wohl vereinbar ist. Wenn es aber bedeutende Theile unsres deutschen Vaterlandes giebt, in welchen sich Universitäten der hier beschriebenen Art nicht finden, so liegt dieses nicht daran, als ob die Empfänglichkeit des Volks und das geistige Bedürfniß in der That ein anderes wäre, sondern es liegt daran, daß dort andere Ansichten und Ueberzeugungen über den öffentlichen Unterricht herrschen, als welche hier ausgesprochen worden sind.

Die Universitäten sind auf uns als ein edles Erbstück aus früheren Zeiten gekommen, und es ist für uns eine Ehrensache, ihren Besitz wo möglich vermehrt, wenigstens unverkürzt, den kommenden Geschlechtern zu überliefern. Was wir in dieser Hinsicht mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten haben, ist wohl einer ernsten Erwägung werth: noch weit mehr aber, was uns zu thun obliegt. Auch hier wieder ist vor Allem nöthig, das Zufällige abzusondern, um nicht in der Betrachtung des Wesentlichen verwirrt und irre geführt zu werden.

So haben die älteren Universitäten in Deutschland meist als Corporationen eine große Selbständigkeit gehabt, die sich theils in der Ausübung landständischer Rechte, so wie einer ausgedehnten Gerichtsbarkeit, theils in der unabhängigen Verwaltung eines bedeutenden Grundbesitzes zeigte. Manchen wurden diese Rechte ganz oder zum Theil entzogen, und denen, welche in neueren Zeiten gestiftet wurden, sind sie gar nicht gegeben worden. Alle diese Verhältnisse hatten ihren relativen Werth, und sind in mancher Beziehung nützlich gewesen; dem eigentlichen Zweck der Universitäten waren sie fremd, ja sie sind ihm nicht selten hinderlich geworden. Weit näher liegt diesem Zweck die Ausstattung

durch glänzende wissenschaftliche Sammlungen und Anstalten, wodurch sich manche Universitäten auszeichnen, und wie wäre es auch möglich, den hohen Werth solcher Anstalten für wissenschaftliche Forschung, und den edlen Sinn, woraus sie hervorgegangen sind, undankbar zu verkennen. Dennoch kann man sich über die Eigenthümlichkeit dieses Werthes leicht täuschen. Denn sie gehören ihrem Wesen nach doch mehr einer Akademie an als einer Universität, und es darf nie vergessen werden, daß noch in sehr neuen Zeiten Universitäten mit ganz ärmlichen Sammlungen ein reges geistiges Leben hervorgerufen haben, während die reichsten Sammlungen gegen Versinken des Unterrichts in gänzliche Leblosigkeit keinen Schutz zu gewähren vermögen. Ja es müßte für den unglücklichsten Irrthum gehalten werden, wenn Regierungen, die nicht reich genug sind, um mit den größten Sammlungen zu wetteifern, es darum aufgeben wollten, ihre Universitäten, die vormals der Stolz manches kleinen Landes waren, auch jetzt noch auf wahrer Höhe zu erhalten; oder wenn sich die Meinung festsetzte, daß ohne Sammlungen vom ersten Rang, eine Universität gleichsam nur zur zweiten Classe der Lehranstalten gerechnet werden könne.

Wenden wir nun, von allen diesen Zufälligkeiten absehend, unsren Blick ausschließend auf das Wesen der Universitäten, fragend was geschehen müsse, um sie nicht sinken zu lassen, ja um sie noch höher zu heben, so müssen wir uns überzeugen, daß ihr Wohl und ihr Verderben von drei verschiedenen Seiten aus bestimmt werde, indem dazu zusammenwirken die Regierungen, die Lehrer, und die Schüler.

Fragen wir, was die Regierungen thun sollen zum Wohl der Universitäten, so sind wir so glücklich, uns fast auf bloße Erzählung und Beschreibung beschränken zu können, indem wir nur zuzusehen haben, wie es stets gehalten worden ist und noch gehalten wird, da wo wir ein wahres Gedeihen der Universitäten wahrnehmen. Diejenigen, welchen die Verwaltung dieser Ge-

schäfte aufgetragen war, wußten wohl, daß es nicht in ihrer Macht stand, die geistigen Kräfte, wovon dieses Gedeihen abhing, zu erzeugen, sondern daß es ihre Aufgabe war, diese Kräfte aufzufinden, anzuerkennen, zu pflegen. Bei der Anstellung und Beförderung von Lehrern ließen sie sich nicht einseitig durch das Aufsehen bestimmen, welches ein Gelehrter etwa erregte, selbst nicht durch das Verdienst allein, welches er als Schriftsteller um die Wissenschaft erwerben mochte; sie achteten vornämlich auf das was den Beruf des Lehrers bewährt, auf die Fähigkeit in den Schülern den Sinn für die Wissenschaft zu wecken und auszubilden; sie vergaßen nicht, daß für diesen höchsten Zweck der Lehranstalt die sittliche Würde und Haltung des Lehrers eben so wichtig und unentbehrlich ist, als Kenntniß und Talent. Traten unter den Bearbeitern einer Wissenschaft scharfe Gegensätze hervor, so hüteten sich jene Pfleger der Schule Partei zu ergreifen, und fuhren fort, allein jenen allgemeinen und sicheren Kennzeichen des Werths eines Lehrers zu folgen, unbekümmert um die Partei, zu welcher Einer gehören mochte. Unkundige, welche, von außen her diese Verhältnisse betrachtend, sich in Gedanken an die Stelle jener Pfleger versetzen, mögen wohl zu der Ansicht kommen, ihren Händen eigentlich sey die Fortpflanzung der Wissenschaften anvertraut, die von ihnen berufenen Lehrer seyen nur die Organe, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, und es gehöre auch zu ihrem Beruf, diese Lehrer in der Ausführung ihres Geschäftes stets zu lenken und zu meistern. So können Unkundige die Sache ansehen; Jene selbst aber wissen sehr wohl, daß dem nicht also ist. Sie erkennen, daß ein Anderes ist der sittlich-litterarische Takt, der den Maaßstab darbietet, um den Werth und die Tauglichkeit eines Gelehrten im Ganzen zu würdigen, und darnach mit Sicherheit eine Wahl zu treffen: ein Anderes die Superiorität, wodurch allein der Anspruch auf die Bildung einer höheren Instanz in der Wissenschaft gerechtfertigt werden könnte. Indem sie diesen natürlichen Unterschied aner-

kennen und festhalten, wird es ihnen nicht schwer, die hohe Würde ihres eigenen Berufes zu behaupten, ohne der inneren Unabhängigkeit des Lehrerstandes Eintrag zu thun, wodurch allein ein harmonisches Zusammenwirken Beider zu dem gemeinsamen großen Ziel möglich ist.

Was von den Lehrern gethan werden muß, wenn die Universitäten gedeihen sollen, liegt so am Tage, daß es kaum ausgesprochen zu werden bedarf. Haben sie einen klaren Begriff von der Eigenthümlichkeit ihres Berufs gefaßt, so ist nur noch zu wünschen, daß sie sich diesen Beruf recht hoch stellen, und daß sie demselben ihre besten Kräfte treulich widmen mögen. Manches ist was sie darin stören und zerstreuen kann. Dahin gehört zunächst die Thätigkeit des Schriftstellers, deren mögliche heilsame Wechselwirkung mit dem Lehrgeschäft schon oben erwähnt worden ist. Sie kann jedoch auch schädlich einwirken, wenn sie so überwiegend wird, daß der Lehrberuf dagegen vernachlässigt werden muß, indem ihm die beste und frischeste Kraft entzogen wird. Zu diesem Abweg kann, um der weniger edlen Beweggründe nicht zu gedenken, auch schon die Betrachtung führen, daß der Wirkungskreis des Schriftstellers so viel ausgebreiteter ist als der des Lehrers. Es ist aber dagegen zu bedenken, daß der tüchtige Lehrer in seinem engern Kreise sicherer und tiefer eingreifen kann, und daß also hier die geringere Ausdehnung durch die Intensität der Wirkung reichlich aufgewogen wird. — Eine zweite und noch wichtigere Störung liegt in der mannigfaltigen Theilnahme an praktischen Geschäften, die sich oft den Lehrern darbietet; in gehörige Grenzen eingeschlossen, kann diese jedoch ein heilsames Gegengewicht gegen die Einseitigkeit des Gelehrtenstandes abgeben, und so durch Erweiterung des Gesichtskreises und durch Belebung der bloßen Bücherstudien die fruchtbarste Rückwirkung auf den Lehrberuf ausüben. In ganz neuer Gestalt erscheint die Anregung zu solcher praktischen Thätigkeit da wo neu gebildete ständische Verfassungen eine allgemei-

nere Theilnahme an öffentlichen Zuständen möglich machen. Kein Unbefangener wird verkennen, daß das lebendige und vielseitige Interesse an diesen Dingen einen eigenthümlichen Vorzug unsrer Zeit bildet, und wie nahe liegt es besonders dem Gelehrtenstande, dasjenige was er in seinem Innern gebildet und durchlebt hat, auch mit der wirklichen Welt in Berührung zu bringen. Nur ist dabei von unsrem gegenwärtigen Standpunct aus zweierlei wohl zu erwägen. Erstlich ist das Geschäft des Regierens und Gesetzgebens, worauf dort ein so mannigfaltiger Einfluß durch Urtheil und Rath, theils von Mitgliedern der Ständeversammlungen, theils von politischen Schriftstellern, ausgeübt wird, ein Geschäft von so großer Schwierigkeit und Verantwortung, daß Jedem, der sich dazu geneigt fühlt, ein recht großes Mißtrauen in die eigenen Kräfte, gleichsam als erste Bedingung der Tüchtigkeit, zu wünschen ist, damit er nicht ohne die strengste Prüfung seinen Entschluß fasse. Es gibt in unsren Tagen nicht wenige wohlmeinende Menschen, welche zu der Betrachtung der öffentlichen Dinge eine jugendfrohe Ansicht, eine Hoffnung ohne bestimmten Grund, hinzubringen. Diese werden meist durch gewisse herrschende Vorstellungen und Formeln befriedigt, die überall wiederhallen, und hinlänglich auf der Oberfläche liegen, um von der Menge ergriffen, und als gemeinsames Abzeichen getragen und geliebt zu werden. Haben sie sich diese Vorstellungen recht geläufig gemacht, und erblicken sie sich damit in einer mehr zahlreichen als ausgewählten Gesellschaft, so sehen sie darin eine Bürgschaft für ihren wahren Beruf zum öffentlichen Leben; blickten sie tiefer, so würden sie eben darin vielmehr Grund zum doppelten Mißtrauen gegen sich selbst finden. — Zweitens wird es leicht geschehen daß die Theilnahme am öffentlichen Leben so viel Zeit und Kraft, besonders aber, so viel lebendiges Interesse in Anspruch nimmt, daß daneben der Lehrberuf zurückgesetzt und als Nebensache behandelt werden muß. Ein solches Verhältniß aber ist schlechthin verwerflich. Denn wie entschieden auch der Beruf

zum öffentlichen Leben seyn möge, so ist doch das Lehramt zu ernst und würdig, um anders als mit voller Kraft und Liebe geführt zu werden, und wer die Sache redlich und gewissenhaft ansieht, wird es dann lieber aufgeben als durch vernachlässigte Führung herabwürdigen wollen.

Auch in Beziehung auf die Lehrer muß hier nochmals die schon oben berührte verschiedene Beschaffenheit unsrer Universitäten erwähnt werden. Manche derselben sind in neueren Zeiten vor anderen reichlich ausgestattet, einige auch in großen Hauptstädten errichtet worden. Dadurch hat der Charakter und die Wirksamkeit der Universitäten überhaupt eine mannigfaltigere Entwicklung erfahren, die als ein wahrer Gewinn betrachtet werden muß. Auf der anderen Seite aber bieten die Universitäten in kleineren Städten eigenthümliche Vortheile dar, die jenen nothwendig abgehen müssen, so daß nur in dem Gegensatze beider Arten der Werth und Charakter unsrer Universitäten überhaupt vollständig erkannt werden kann. Es müßte daher als ein großer Verlust beklagt werden, wenn die Universitäten dieser zweiten und zahlreicheren Classe — nicht etwa eingehen sollten, denn das ist freilich nicht zu befürchten. — sondern wenn sie wegen der ihnen fehlenden Eigenschaften in geringeres Ansehen kämen, und sich weniger als vormals der warmen Theilnahme und kräftigen Unterstützung ihrer Regierungen zu erfreuen hätten. An Mitteln, sie auf ihrer Höhe zu erhalten, wird es nicht fehlen. Gerade hier ist die liebevolle Rücksicht auf das Einzelne und Persönliche möglich und von unfehlbarer Wirkung: die Aufmerksamkeit auf jede Thätigkeit, Anerkennung und Ermunterung jedes Verdienstes. Manchen wird diese Weise, eine große Anstalt zu regieren, anstößig seyn, indem hier anders als durch Statuten und Rescripte gewirkt werden soll, und andere als tabellarisch zu verzeichnende Erfolge gesucht werden; allein das Lebendige kann in der That nur durch lebendige Einwirkung hervorgerufen und gefördert werden. — Eine besondere Erleichterung für die Pflege

dieser Art von Universitäten liegt noch darin, daß sich in so manchem kleinen deutschen Lande glücklicherweise eine herzliche Anhänglichkeit an dieses besondere Vaterland erhalten hat, wodurch das Wirken auf der Landesuniversität einen Reiz darbieten kann, der viele andere Vorzüge aufzuwiegen vermag.

Was hilft aber die edelste Anstrengung der Regierungen, was das glänzendste Talent der Lehrer, wenn ihnen nicht die rechte Empfänglichkeit der Schüler entgegenkommt? Für Diese allein ist Alles bereitet, und wenn sie es nicht mit dem rechten Sinn aufnehmen, so ist Alles unnütz. Glücklicherweise treten sie in die Universität zu einer Zeit, worin falsche Richtungen noch nicht so fest gewurzelt haben können, daß die Einwirkung guter Lehrer dadurch gehemmt würde. Auf der Universität selbst freilich begegnen ihnen gar manche Richtungen und Gewohnheiten, wodurch sie heruntergezogen, oder doch dem wahren Ziel entfremdet werden mögen. Das Meiste davon ist alt, und bedarf hier keiner Erwähnung: Manches ist in unsrer Zeit neu hinzugekommen. Dahin gehört vorzüglich das falsche und oberflächliche politische Interesse. Wie könnte man tadeln, wenn junge Männer, die großentheils dazu bestimmt sind, in das öffentliche Leben einzugreifen, an diesem schon jetzt einen warmen Antheil nehmen? Aber lieben sie ihr Vaterland wahrhaft, so sollen sie diese Liebe dadurch bewähren, daß sie sich mit gründlichem Ernst zum öffentlichen Beruf ausbilden. Und Nichts kann diese Ausbildung mehr stören, als der thörichte Dünkel, womit sie sich ein eigenes Urtheil anmaaßen, wie es ihnen noch nicht zukommt: eben so das Parteiwesen, welches überall wo es sich kund gibt, den freien edlen Blick in Leben und Wissenschaft trübt. Gar Vielen ist durch ihre Natur nur ein beschränktes Maaß der Theilnahme an öffentlichen Dingen verliehen: und wenn sie nun dieses beschränkte Maaß in flachem und unwahrem Enthusiasmus verbraucht haben, bleibt für das thätige Mannesalter Nichts übrig, als kalte Selbstsucht, und vielleicht der Eigensinn ange-

wöhnter Vorurtheile. — Solchem falschen Streben mit ernster, liebevoller Warnung zu begegnen, ist besonders die Pflicht der Lehrer. Manche freilich ziehen es vor, dieses Streben vielmehr zu fördern, indem sie dem Stolz und der Anmaaßung schmeicheln, anstatt sie zu dämpfen; mögen sie dies thun in selbstsüchtiger Buhlerei um Gunst und Beifall, oder nur um zu werben für die Partei, von welcher sie das allgemeine Heil erwarten; mögen sie es thun in der redlichsten Absicht, ja mag selbst in ihrer politischen Meinung ein nicht geringer Bestandtheil von Wahrheit enthalten seyn, immer trifft sie schwere Verantwortung, denn auch unter der günstigsten dieser Voraussetzungen haben sie ihre Schüler auf einen Weg geführt, der diesen so wenig Heil bringt als dem gemeinen Wesen. Von den Besten unter ihnen kann man doch nur sagen: Sie wissen nicht was sie thun.

Wie ist aber diesen und anderen Verführungen entgegen zu wirken? Gesetze und polizeiliche Anstalten sind gut und nöthig, um grobe Ausbrüche abzuwehren, weiter reichen sie nicht. Die persönliche Wirkung der Lehrer durch Rath und Warnung ist heilsam, aber ihrer Natur nach sehr beschränkt, weit unbedeutender als die fortwirkende gute Sitte und Gesinnung, die Jeder aus dem väterlichen Hause mitbringen mag. Im Großen kann solchen falschen Richtungen nur durch die erhöhte Kraft der wahren Richtung entgegengewirkt werden. Wenn durch Eifer und Talent vieler tüchtigen Lehrer das Interesse der Schüler gefesselt wird, so werden sich immer Wenigere finden, die sich einem falschen Streben hingeben. Was wohl am meisten fehlt und zu wünschen wäre, ist eine vielseitigere Einwirkung auf den Fleiß der Schüler, mehr Anregung ihrer eigenen Thätigkeit und Aufsicht auf dieselbe. Freilich ist dieser Gegenstand von so zarter Natur, daß man sich fast scheuen möchte ihn öffentlich zu berühren. Denn Alles, was hierin als allgemeine Form, und mit äußerem Zwang eingeführt wird, muß sich bald als fruchtlos, wenn nicht verderblich, erweisen; soll es gedeihen, so muß es ganz aus

der eigenthümlichen Weise und Richtung der einzelnen Lehrer hervorgehen, also auch großen Verschiedenheiten nach Personen und Zeiten unterworfen seyn können. Allerdings setzt dieses voraus, daß die Pfleger der Universitäten ein liebevolles Interesse an dem Wirken und Erfolg der einzelnen Lehrer nehmen, und daß zwischen beiden Theilen ein Verhältniß gegenseitigen Zutrauens bestehe. Solche Einrichtungen könnten auf großen Universitäten dadurch erleichtert werden, daß zwischen den Lehrer und die Schüler gewisse Mittelspersonen einträten: theils angehende Lehrer, theils auch ältere, ausgezeichnete Schüler, die zur Leitung der Arbeit der jüngeren herangezogen würden. Schon jetzt bilden sich oft ganz von selbst unter eifrigen Schülern kleine Vereine zur wissenschaftlichen Ausbildung: diese brauchten nur allgemeiner gemacht, und mit einzelnen Lehrern in bestimmte Berührung gesetzt zu werden. Alles aber ohne äußeren Zwang, so daß es Sitte und Ehrensache werde, und nur durch das Beispiel ausgesuchter Individuen befördert. Nebenher würde diese Einrichtung noch den Vortheil gewähren, daß am Ende der Studienzeit ein ungleich sichereres Urtheil über die Tüchtigkeit der Einzelnen möglich wäre, als es durch die jetzt üblichen Prüfungen begründet werden kann.

Vergleicht man unter einander die Schüler, die sich auf derselben Universität zusammen finden, so ist eine ungemeine Verschiedenheit in Geistesanlage und Vorbildung unverkennbar, und es drängt sich daher die Frage auf, für welche Classe der Zuhörer eigentlich der Lehrer sich einrichten soll. Manche spannen hierin die Forderung so hoch als möglich. Der Lehrer soll den Maaßstab nehmen nach den Ausgezeichnetsten, nach denen, welche durch ihre Natur selbst wieder zur Fortbildung der Wissenschaft berufen sind, wobei die Uebrigen zusehen mögen, wie viel von dem dargebotenen Unterricht auch noch für sie genießbar seyn möge. Diese Ansicht ist aber verwerflich, nicht bloß weil es unbillig wäre, für den Vortheil der Wenigen zu sorgen, und das

Bedürfniß der Vielen zu vernachlässigen, sondern aus einem ganz andern Grunde. Für jene Wenigen hat Gott unmittelbar gesorgt, und sie bedürfen unsrer Anstalten nicht. Sie würden sich auch ohne Universität forthelfen, und in jeder Universität mögen sie leicht den Boden finden, worin sie ihre Wurzeln schlagen, und woraus sie Nahrung saugen können, auch wenn Nichts auf sie besonders berechnet ist. — Andere stellen gerade umgekehrt die Forderung so niedrig als möglich. Gar manche Schüler nämlich zeigen sich für jeden lebendigen Unterricht ganz unempfänglich, an welchem Zustand oft Dürftigkeit der Anlage und Gemeinheit des Charakters gleich großen Antheil haben mögen. Dagegen sind sie nicht gerade unfähig, einen trivialen Auszug aus der Wissenschaft mechanisch dem Gedächtniß einzuprägen, und später wieder in irgend einem Lebensberuf auf gleich mechanische Weise anzuwenden. Für dieses niedere Bedürfniß nun sollen die Universitäten nach jener Meinung hauptsächlich sorgen, indem eine so dürftige Kost von den Besseren doch auch genossen werden könne, dann also Keiner ganz leer ausgehe. Allein für diese Classe sind die Universitäten zu gut, wie auch jeder wissenschaftliche Lebensberuf für sie zu gut ist, so daß es zu wünschen wäre, sie würden davon ganz abgeschreckt, und erwählten sich irgend eine mechanische, ihrer Fähigkeit oder Sinnesart mehr angemessene Beschäftigung. — Werden nun diese Extreme, wie billig, von der eigentlichen Bestimmung der Universität ausgeschlossen, so bleibt uns noch übrig als wahrer Gegenstand ihrer Thätigkeit, der zahlreiche und ehrenwerthe Mittelstand, also Diejenigen, die einer höheren Anregung oft bedürftig, aber auch meist empfänglich sind, und deren geistige Leitung eben deßhalb so wichtig und heilsam ist. Für diese aus allen Kräften zu sorgen, soll sich jeder Lehrer zur Ehre rechnen, er soll ihnen das Beste was er vermag darbieten, das Schwierige zumuthen, aber er soll es auch nicht verschmähen, um ihretwillen nach echter Popularität zu streben. Manche sehen dieses Streben als Herablassung an, und schreiben ihm wohl gar

einen zweideutigen Werth zu, da es doch in sehr vielen Fällen bloß in der vollkommneren Ausbildung des Gedanken selbst besteht. — Es hat also hierin mit den Universitäten eine ähnliche Bewandtniß wie mit den Staaten. Auch in diesen werden große Helden und Staatsmänner, Gelehrte und Künstler vom ersten Rang, werden einzelne durch großen Einfluß und Reichthum ausgezeichnete Stände viel dazu beitragen können, den Zustand des Ganzen zu verherrlichen, aber die Kraft und Dauer des Staats beruht auf ihnen nicht. Noch weniger beruht dieselbe auf den Knechten und Tagelöhnern, oder gar auf dem wandernden, heimathlosen Gesindel. Sie beruht aber auf den zahlreichen Mittelständen, die sich theils einer geistigen Beschäftigung, theils dem Landbau und Gewerbe, in den mannigfaltigsten Arten und Abstufungen, widmen, und auf dem gesunden Verstand und der tüchtigen Gesinnung die in diesen Ständen herrschend sind.

Wie die deutschen Universitäten sind, ist hier gezeigt worden; ob sie so bleiben, ob sie steigen, ob sie sinken werden, das ist zunächst in unsre, des gegenwärtigen Geschlechtes, Hände gelegt. Das Urtheil der Nachkommen wird uns darüber Rechenschaft abfordern.

Die Revolution des Cantons Zürich vom Jahre 1830 in ihrer Entwickelung.

Die Elemente.

Die Schweiz wird von Ausländern gewöhnlich sehr unrichtig beurtheilt. Der Irrthum, welcher meist zu Grunde liegt, besteht darin, daß man sich dieselbe als Einen gleichmäßigen Staatskörper denkt, und nun von einzelnen Anschauungen sogleich auf das Ganze schließt, während ihre Merkwürdigkeit und ihr wesentlicher Charakter gerade in der größten Mannigfaltigkeit von Sitten, Ansichten, Bildungsstufen, Völkerstämmen, und Verfassungen besteht. Wie das Land voll Berge, Seen, Flüsse, Thäler, und nur selten von größeren Ebenen durchzogen: so sind auch die verschiedenen Völkerschaften, welche auf dem engen Raum zusammengedrängt sind, durch Sprache und Denkungsart gesondert, und nur selten zeigt sich eine gewisse Gleichförmigkeit in ihrem moralischen Leben.

Darum muß man bei Beurtheilung der Schweiz von den einzelnen Cantonen ausgehen, welche sich allmählig an einander durch Bündnisse anschlossen, und welche ihre Eigenthümlichkeit, trotz allen Versuchen, sie zu beseitigen, bisher immerfort bewahrten: und nur wenn man zuerst alle die kleinen Länder in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt hat, kann man von diesem Standpuncte aus das Gemeinsame zu entdecken und einen sichern Blick auf das Ganze zu werfen hoffen.

Mehrere dieser Cantone nun haben in der neuesten Zeit eine Umwälzung ihres Staatslebens erfahren. Die Form, in welcher, die Bedingungen, unter denen es geschah, sind zwar nicht immer dieselben gewesen; wohl aber haben sie eine innere Aehnlichkeit, welche theils in der Zeit ihrer Entwickelung, theils in dem vorgesetzten Ziele, theils in der Art der gebrauchten Mittel liegt. Ich wähle die Revolution des Cantons Zürich zur Betrachtung als die lehrreichste unter den übrigen. Einmal war die Art, wie sie sich entwickelte, weniger roh und gewaltsam als in mehreren anderen Cantonen; die Umwandlung selbst geschah ohne offnen materiellen Kampf, auf eine mehr friedliche Weise, zuerst auch nicht ohne Einfluß einzelner gemäßigter Männer. Anderseits stand das Volk, bei welchem sie geschah, im Vergleich mit dem größten Theile der übrigen Schweiz auf einer höhern Stufe der Cultur, und wurde von einigen an wissenschaftlicher Bildung sogar hervorragenden Männern geleitet, welche die Revolution zu vergeistigen trachteten. Und dennoch führte sie im Ganzen zu keinen erfreulichen Resultaten, und es blieben die Hoffnungen, welche mancher Redliche zuvor hatte, großen Theils unerfüllt. Ich hoffe, das Bild welches ich mit Ruhe und Ueberzeugung treu zu entwerfen trachte, werde auch für Einige außer der Schweiz, in unserer deutschen Nachbarschaft Interesse gewähren und vielleicht eine warnende Lehre enthalten [1]). Denn für uns selbst ist jede Lehre fruchtlos. Wir sind hereingerissen in den Strudel, dem wir für jetzt nicht entrinnen.

Fremde, welche die Schweiz besuchen und nur oberflächlich kennen, begreifen nicht, was denn hier das Volk zur Revolution getrieben habe. Am allerwenigsten Grund dazu war wohl im

---

[1]) Diese Stelle wurde ziemliche Zeit vor dem Hambacher Feste und den Bundestagsbeschlüssen geschrieben. Der süddeutsche Liberalismus war unzweifelhaft eben so unbelehrbar als der schweizerische; und nur die feste Macht in Verbindung mit dem Recht konnte ihn und die ihm anhingen, vor größerm Unglück retten.

Canton Zürich vorhanden. Das Land war im ganzen unter seiner Regierung glücklich und zufrieden. Abgaben lasteten nur wenige auf dem Volke, der Wohlstand mehrte sich stets und bot erfreuliche Erscheinungen dar. Der große Rath, unser einziger und rechtmäßiger Gesetzgeber, früher und namentlich auch während der ganzen Mediationszeit, von dem kleinen Rathe — der vollziehenden und jenem verfassungsmäßig untergeordneten Behörde — bevormundet, erkannte seine Stellung besser, wußte ihr Ansehen zu verschaffen, und machte auf allmähligem aber darum nur um so sichererm Wege Fortschritte im Interesse der Bildung und der Freiheit.

Das wichtigste Element, welches die Revolution vorbereitete, war der Gegensatz von Stadt und Land. Die Hauptstadt, früher Beherrscherin des gesammten Gebietes, welches sie theils erobert, theils durch Vertrag an sich gebracht, hatte diese Herrschaft durch die erste Revolution für immer verloren. Im Jahre 1814 wirkte die Restauration zu ihren Gunsten, ungeachtet sie das alte unhaltbare Verhältniß nicht wieder herstellte; und in dem großen Rathe von 212 Gliedern saßen von da an 130 Städter, die großen Theils auf dem Wege der Selbstergänzung gewählt wurden. Die Oberamteien auf dem Lande, so wie die höhern Staatsstellen waren meist mit Städtern besetzt. Im Gegensatze hiezu war das Land an Bevölkerung und physischen Kräften in jeder Hinsicht größer und mächtiger. Zumal in den schönen Dörfern am Zürichsee wohnten viele reiche und angesehene Kaufleute, welche die Zurücksetzung der Landbürger nur mit Mißmuth ertrugen, und sich und ihre Söhne für nicht weniger regimentsfähig hielten als die Städter. Alter Groll zum Theil auf historischen Gründen beruhend, wirkte fort, und gesellte sich zu dem Mißbehagen, daß der Vorzug der Stadt, mit welcher der Zürichsee in Reichthum und äußerm Ansehen zu wetteifern begonnen, noch immer allgemein anerkannt war. Die Ansprüche und Neigungen seiner Bewohner zum Liberalismus steigerten sich

durch die halbe, großen Theils aus Frankreich geholte Bildung vieler Matadoren, den unter Kaufleuten allgemeinen Sinn für das Weltbürgerthum, und das Gefühl, daß die Masse in ihren Dörfern ihnen theils ergeben, theils vollständig von ihnen abhängig sey. Wie hätten sie nicht versuchen sollen, die Kreise ihrer Herrschaft zu erweitern?

Ein ferneres Element war die innere Schwäche der Regierung, die sich immer mehr zeigte, ungeachtet der scheinbar großen Gewalt, welche sie in sich vereinigte, indem sie nicht nur oberste Vollziehungsbehörde war, sondern auch einen entscheidenden Einfluß auf den großen Rath ausübte, die Gerichte, wenigstens die unteren, Amtsgerichte, beaufsichtigte, und die Wahlen der wichtigsten Stellen, namentlich der Oberamtmänner und Amtsrichter inne hatte. Die Regierung des Cantons Zürich war nicht eigentlich aristokratisch. Einen Adel kannte man so wenig, als ein wahres Patriciat. Wohl aber neigte sie sich diesem insofern zu, als vornehmlich gewisse angesehene Familien berücksichtigt und bei Besetzung der Staatsstellen augenscheinlich bevorzugt wurden. Es fehlte indeß der Muth und der hohe Sinn, welcher den Adel so oft auszeichnet, und der sich durch einen einfältigen Namensstolz ohne historische große Erinnerungen nicht ersetzen läßt. Nicht die Städter als solche regierten, sondern Städter aus einigen Familien. Diesen gegenüber standen die übrigen Stadtbürger nicht höher als die Landbewohner.

Im Gegentheil um die letztern zu gewinnen, wurden dieselben öfters zum Nachtheile jener begünstigt, insofern nicht die Interessen regierender Familien dabei zugleich mit verletzt wurden. Daher hatte auch die Regierung in der Stadt nur wenig Credit und das Land liebte sie doch nicht, indem es in ihr einen ihm und seinen Interessen zum Theil fremden Herrn erblickte.

Das Hauptgebrechen der Regierung lag indeß in dem Mangel einer festen, auf sicheren Grundsätzen beruhenden Handlungsweise. Sie war in der Regel wohlmeinend und sorgsam, aber

zugleich einem gewissen Schlendrian ergeben, gab weder sich selbst noch Anderen von ihrem Verfahren Rechenschaft und ließ die Sachen, wo nicht persönliche Neigungen und gegenseitige Dienstleistungen dazu kamen, ohne viel darüber nachzudenken, so gehn, wie es eben herkömmlich war. Die Wissenschaft schätzte sie nicht, und war den geistigen Bestrebungen, besonders wenn sie sich auf das Gebiet der Politik oder des Rechtes wagten, abgeneigt. Es war eine Regierung, deren Glieder noch dem achtzehnten Jahrhundert angehörten, zugleich aber die Revolutions-Jahre erlebt hatten, und den alten Geist mit den neuen Formen zu versöhnen wünschten.

Durch den ökonomischen und daher politischen Fall Finsler's, des mächtigsten und kräftigsten Mitgliedes der Regierung und den bald darauf folgenden kaum natürlichen Tod Hirzel's, eines gewandten Staatsmannes, wurde das Ansehen des kleinen Rathes aufs heftigste erschüttert und das Mißtrauen gegen die Städter lebhaft aufgereizt. Eine freiwillig unter den Stadtbürgern gesammelte Beisteuer, um einen durch Finsler's Insolvenzerklärung entstandenen Verlust des Staatsvermögens zu decken, wurde von sehr vielen Landbürgern, welche, an die Grundsätze eines engherzigen Sparsystems von Hause aus gewöhnt, die Freigebigkeit nicht begreifen konnten, fabelhaft entstellt und eine Quelle großen Argwohns.

Inzwischen ward die Opposition immer stärker an inneren und äußeren Kräften. Sie ging wesentlich aus der Stadt hervor, und nur sehr allmählig schlossen sich ihr einzelne einflußreiche Landbürger an, der größere Theil derselben horchte in stummer Ehrfurcht auf die Winke der Regierung. Das Streben der Opposition ging damals keineswegs auf Umwälzung, sondern auf zeitgemäße Entwickelung unsers nationalen Staatslebens. Sie griff die Unwissenschaftlichkeit der Regierung als Grund des mangelhaften Organismus des Staates an, drang auf gründlichere Behandlung der Geschäfte, verwarf das ungewisse Hin- und

Hertappen, welchem, eben weil man sich keine Rechenschaft geben wollte noch konnte, Willkür zu Grunde lag, und suchte nach und nach bessere Einsicht und Bewußtseyn in dem Staate zu Ehren zu bringen. Ihre Richtung war zunächst nicht doctrinärer Natur. Die blendenden aber unhaltbaren Sätze des französischen Liberalismus wurden damals noch von ihren Gliedern nicht als die Lehre des Heils verkündet; denn ihre Bildung hatten die meisten in Norddeutschland gewonnen. Daher erklärten sie sich auch, mit steter Rücksicht auf die Natur des Bestehenden und der sich zeigenden Bedürfnisse, für Fortschritt auf gesetzlichem Wege und für organische Ausbildung der vorhandenen Stoffe. Besonders kräftig wirkten damals in diesem Sinne durch literarische Thätigkeit Nüscheler, im großen Rathe Ferdinand Meyer und Hirzel; in dem zürcherischen Amtsgerichte, dem Grundpfeiler dieser neuen Richtung — begünstigt von dem einsichtigen Oberamtmann von Meiß — Keller, Ulrich und Finsler, von denen der erste nach der Revolution das herrschende Haupt der Revolutionspartei, die letzten, Verfechter der gemäßigten Partei wurden. Damals war ihr Streben gemeinsam auf eine nationale und zugleich wissenschaftliche Entwickelung der zürcherischen Rechtspflege gerichtet.

Es war eine schöne Zeit, als diese Männer voll frischen Muthes arbeiteten. Freilich war ihr Ringen mühsam und wurde durch manche bittere Kränkung vergällt, durch manche mißlungene Versuche gehemmt. Dennoch ward der Erfolg immer sicherer. Er schien dauernd zu werden, weil nur Schritt für Schritt Bahn gebrochen wurde, und nur allmählig, die neue Ansicht gerade darum um so festere Wurzel schlug. Es war dies die Zeit nationaler Reform.

Dabei aber wollen wir uns nicht verhehlen, daß einerseits sich an die Reformirenden auch solche anschlossen, denen dieser allmählige Gang nicht behagte, und die nicht so fast eine bewußte nationale Entwickelung suchten als entweder Beförderung ihres

Weltbürgerthums und französischer Freiheitssysteme, oder aber Befriedigung ihrer inneren Leidenschaften. Anderseits trug vornehmlich dieser Kampf dazu bei, die Schwäche der Regierung zu beurkunden und die Aufregung des höher stehenden Theils der Bevölkerung zu befördern.

Die Revolution selbst in ihrem Ausbruch.

Diese Elemente waren zunächst nicht sehr gefährlich; und ohne die pariser Julitage wäre es bei uns nimmermehr zur Revolution gekommen. Von Frankreich und Belgien her kam die Revolution wie eine Epidemie auch über die Schweiz. Jetzt erst wurden die Massen aufgewühlt, der Glaube an jede Art von Autorität erschüttert und durch das Gefühl der rohen Kraft die Leidenschaften heftig aufgeregt. Was vorher Trieb gesunden Lebens und frischer Regsamkeit gewesen, wurde nun zum verderblichen Gährungsstoff.

Die noch junge Preßfreiheit diente mit dazu, die Kraft dieses äußern Anstoßes zu verstärken. Zwar suchte das wichtigste Zeitblatt im Canton Zürich, der Schweizerische Beobachter, redigirt von Heinrich Rüscheler, — der zur Journalistik vorzugsweise befähigt war, und dem hernach die Revolution, nachdem sie ihn plötzlich von dem Gipfel der Popularität herabgestürzt hatte, durch ihre heftigen moralischen Eindrücke, Krankheit und den Tod gebracht hat, — im Sinne der Reform zu kämpfen, neigte sich indeß doch, wenn auch zuweilen nur widerstrebend, zu den immer mehr die Herrschaft gewinnenden Neigungen und Gedanken der Revolution. Desto heftiger wirkten im zerstörenden Geiste andere, dem gemeinen Mann, der sich nicht zu Begriffen erhebt, verständlichere Blätter, deren Treiben vorzugsweise auf Erregung der Leidenschaften gerichtet war. Schmeichelworte gegen die Masse auf der einen, Beschimpfungen und Verdächtigungen aller angesehenen und selbständigen Männer auf der andern

Seite, sollten das Volk zur Freiheit erheben, und von dem Glauben an alle Autorität entwöhnen.

Das Verhältniß der Repräsentation im großen Rathe beschäftigte vorzüglich die Neigungen der angesehenen Männer vom Lande; und immer mehr verbreitete sich die Ansicht im Volke, daß von einer stärkern Repräsentation der Landschaft die größten Vortheile zu erwarten seyen. In der Stadt waren namentlich die Jüngeren, welche damals noch dem Charakter des Reformirens treu blieben, aufrichtig geneigt, ihrerseits zu einer billigern Vertretung der Landbürger mitzuwirken. Sie faßten den Gegensatz zwischen Stadt und Land, der seitdem sich wieder scharf ausbildete, nicht als einen feindseligen auf: es war ihnen zunächst nur darum zu thun, das Talent und die Einsicht zu Ehren zu bringen, mochte denn der Fähige der Stadt oder der Landschaft angehören.

Vielleicht hätte der Sturm beschworen werden können, wenn die Regierung den dringenden Bitten beider Parteien Gehör gegeben und schnell auf gesetzlichem Wege eine Reform der Verfassung eingeleitet hätte. Das Bedürfniß, welches von Tage zu Tage lauter und drohender wurde; und die Maaßregeln, welche demselben abhelfen konnten, waren zwiefach. Für's erste wäre das Land damals durch eine vermehrte Repräsentation auf die Hälfte befriedigt und die Stadt durch die Theilung nicht gekränkt worden. Zugleich hätte diese Bestimmung die Parteien in Gleichgewicht gesetzt und ihre Gegensätze unschädlich gemacht. Die Rechtspflege hätte ohne bedeutende Veränderungen von dem kleinen Rathe und dessen Einfluß unabhängig gestellt und dadurch das Hauptbegehren der Jüngern erfüllt werden können. Andere weniger wesentliche Modificationen der Verfassung hätten sich an diese leicht anreihen lassen. Hier galt es, daß die Regierung schnell einschritt, den Forderungen der Zeit, insoweit sie als unverkennbare Thatsache vorlagen, Rechnung trug, dann aber auch mit Kraft und Entschlossenheit ihr: „bis hieher und nicht weiter"

aussprach, und nöthigen Falls mit Gewalt die Ruhe des Staates aufrecht erhielt.

Allein weder rasches Einschreiten behagte ihr, noch hatte sie innere Kraft. Sie hielt sich für sicher, spottete über ihre Gegner, welche sie nicht verstand, und zauderte, statt zu handeln. Da traten 31 Mitglieder des großen Rathes, ausschließlich Bürger der Landschaft und zwar Bewohner der Gemeinden am Zürichsee, in der Mitte des October 1830 in Uster zusammen, richteten ein in gemäßigter Sprache abgefaßtes Memorial an den kleinen Rath und verlangten Zusammenberufung des großen Rathes, um eine Revision der Verfassung, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Repräsentationsverhältnisse einzuleiten. Der große Rath trat endlich nothgedrungen und darum schon zu spät in den ersten Tagen des Novembers zusammen.

Diese Sitzung des vormaligen großen Rathes gehörte zu den merkwürdigsten. Es standen sich, wie vormals nie, drei Parteien gegenüber: die Partei des kleinen Rathes, die sogenannten Alten, die der Jüngeren [1]) und die der Landschaft oder die Partei der XXXI von Uster. Diese letztere wollte zunächst nur Vermehrung der Landesrepräsentation, und veränderte Wahlart durch die Zünfte. Das Uebrige, dachte sie, werde sich geben, wenn der in diesem Sinne erneuerte große Rath zusammen trete. Die Jüngeren verlangten sofortige Totalrevision der Verfassung und namentlich Anerkennung der Unabhängigkeit der Gerichte; einige mit großer Heftigkeit. Einer derselben äußerte sich damals sogar zu seinen Freunden: Wenn nichts geändert werden soll als Repräsentation und Wählform, so will ich lieber Revolution. Der kleine Rath suchte die erste Partei zu gewinnen,

[1]) Diese Jüngeren waren indeß keineswegs sämmtlich jüngere Männer, es gehörten auch erfahrene Aeltere, gleich achtbar in Rücksicht auf Kopf und Herz, wie z. B. der verdiente Alt-Gerichtsherr Heß, ihrem Streben nach zu ihnen. Parteinamen sind wie Sprüchwörter meist schlagend, ohne streng genommen wahr zu seyn.

um die zweite zu besiegen. Am liebsten hätte er von gar keiner Veränderung gehört; aber weniger verhaßt waren ihm „die Bauern“ als „die Gelehrten“. Lange war der Entscheid zweifelhaft; bis Hirzel, damals Oberamtmann, jetzt Bürgermeister, durch List und Entschlossenheit den Bund der Alten mit den XXXI zu trennen wußte. Fast einstimmig beschloß nun der große Rath, vorerst sollen die Repräsentationsverhältnisse berathen, zugleich aber der kleine Rath beauftragt werden, die ganze Verfassung einer Revision zu unterwerfen und Anträge zu Modificationen vorzubringen.

Unter dem Vorsitze Usteri's arbeitete nun eine gemischte Commission von 21 Mitgliedern daran, die Ansprüche des Landes um vermehrte Repräsentation mit dem Interesse der Stadt und dem Bedürfnisse des Cantons in Einklang zu bringen. Einstimmig trug sie darauf an: die Hauptstadt soll mit der Stadt Winterthur, welche früher immer zur Landschaft gerechnet worden war, 106, die übrige Landschaft ebenfalls 106 Mitglieder in der höchsten Behörde erhalten; oder anders ausgedrückt: die Landschaft mit Winterthur 120, die Stadt Zürich mit 92 Mitgliedern repräsentirt werden.

Dieser Vorschlag war im Ganzen zweckmäßig. Die Einbuße der Stadt war zwar sehr groß, aber noch erträglich. Denn es war einigermaaßen Rücksicht genommen auf die historischen Rechte und die ungleich höhere Bildung der Hauptstadt. Das Land hatte von ihrer Herrschaft nichts mehr zu fürchten indem es in Verbindung mit Winterthur durch numerisches Uebergewicht geschützt und selbst ohne Winterthur den beiden Städten an Zahl gewachsen war. „Es war nicht zu zweifeln“ so drückte sich damals Hirzel aus, „daß in dem Rathe dasjenige das Mehr erhielte, was zum Wohl des Cantons gereichte und für Stadt und Land billig wäre“. Aber schon war auch das niedrige Volk durch die Zeitungen und Umtriebe der Führer, unter die ich besonders auch den Nassauer Demagogen Snell, seitdem als Haupt-

redacteur des Republikaners bekannt, einen Mann voll zerstörenden Geistes [1]), aber mit vielseitigen Talenten ausgerüstet, zähle, allzu aufgeregt, die Hoffnung zu sehr gespannt. Der Vorschlag genügte nicht mehr, sondern wurde im Gegentheil auf dem Lande mit Unwillen aufgenommen. Das Mißtrauen gegen die Städter war bereits allgemein; man wollte gegen sie durch eine bedeutende Mehrheit der Stimmen gesichert seyn, man wollte ferner auf der Stelle den alten großen Rath abtreten lassen, und den neuen an seine Stelle setzen. Beiden Begehren hatte der Entwurf der XXXI nicht entsprochen. Das Land hielt sich für gefährdet und seine Interessen für verrathen. Schon hatten sich in anderen Cantonen, besonders in dem benachbarten Thurgau, wo der Pfarrer Bornhauser Freiheit predigte, Volkshaufen zusammengerottet, in großen Versammlungen Beschlüsse angenommen, und so die gesetzlichen Gewalten ihrem Willen unterworfen. Die gleiche Maaßregel wurde auch bei uns von einem in Stäfa versammelten Ausschusse der feurigsten Bewegungsmänner (der Oberst Brändli soll diesen Gedanken zuerst gefaßt haben) als das wirksamste Mittel, Alles durchzusetzen, beschlossen und durch lithographirte Zettel wurden alle „freien züricher Landleute" auf den 22sten November zu einer Versammlung nach Uster eingeladen.

Die Landsgemeinde in Uster.

Ich gründe die Schilderung dieser bei uns, wie sie es auch in den meisten Ländern gewesen wäre, durchaus neuen Erscheinung auf die Erzählungen genau unterrichteter Augenzeugen.

Aus allen Gegenden des Cantons zogen ganze Schaaren von Landleuten die Wege daher, um in dem durch Fabriksthätigkeit

---

[1]) Seine Verdienste um die Revolution haben ihm nunmehr das Bürgerrecht der Gemeinde Küßnacht und eine Stelle im großen Rathe verschafft.

bekannten Dorfe Uster zusammen zu treffen. Je mehr sich Bekannte und Unbekannte trafen, im Gefühl Eines Sinnes, desto heller erglänzte frische Heiterkeit auf den Gesichtern, desto freudiger und traulicher waren die Begrüßungen. Die Gegenwart vieler Winterthurer, welche die ihnen angebotene Stimmenzahl von der Hand zu weisen und zum Lande zu halten erklärten, erhöhte die Stimmung. Das Kraftgefühl, welches sich in jeder großen Versammlung entwickelt, wenn sie von Einem Geiste und nach Einer Richtung hin getrieben wird, wirkte auch hier, verbunden mit der Neuheit und Kühnheit der Sache selbst, und es entstand eine allgemeine Begeisterung. Auch die Menge ist dieser in außergewöhnlichen Fällen fähig, und es treten die Leidenschaften des Tages zurück, während die Brust für höhere Genüsse glüht. Aber diese Begeisterung hält nicht lange an; die rohen sinnlichen Triebe, Neigungen, Leidenschaften kehren mit erneuerten Kräften nur um so heftiger wieder.

Es waren bei 10,000 Menschen in Uster versammelt, durchweg Landleute, und kaum Einer wußte, wer die Committirten seyen, welche ihn hieher berufen, noch wer die Versammlung leiten werde. Vergebens fragte man nach den Angesehenen vom See, sie waren nicht zugegen. Auf der Rednerbühne, welche auf einer kleinen Erhöhung des Bodens angebracht war, zeigten sich fünf, großentheils unbekannte Männer [1]). Ringsum stand das Volk, und während die Redner sprachen, horchte die Menge, den Hut in der Hand, neugierig und andächtig zugleich ihren Worten. Zuerst trat Gujer von Bauma hervor, ein großer Mann, mit feurigen Augen und voll jugendlicher Kraft. Dem Volke war er bisher nur als der „kluge Müller" bekannt. Er lebte früher eingezogen, galt für einen Separatisten, und bildete neben seinen

[1]) Einige, welche sich zuvor als Redner angeboten hatten, waren theils aus Furcht, theils aus Scheu vorher noch zurück getreten. Auch den erschienenen Führern war es unheimlich zu Muthe.

ökonomischen Geschäften im Stillen auch den Geist durch eifrige Uebungen im Schreiben sowohl als durch wissenschaftliche Versuche besonders in der Mathematik. Seine damalige Rede freilich hatte wenig Eigenthümliches; sie beschäftigte sich mit den Gemeinplätzen der Tagespolitik, versprach dem Volke Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen und erregte so rauschenden Beifall. Dabei ermahnte er allerdings zur Besonnenheit und warnte vor Excessen; aber er wußte nicht, wie vergeblich diese Ermahnung sey, nachdem man zuvor die Leidenschaften losgelassen. Gehaltener und geschraubter sprach der Arzt Dr. Hegetschweiler von Stäfa, und suchte die den Zuhörern fremden Begriffe von Freiheit und volksthümlichen Verfassungen zu entwickeln. Stumm und staunend hörte man ihm zu; aber lebhafter Beifall wurde dem Redner Steffan von Wädenschweil, einem überspannten Kopfe, zugerufen, der die eigentlichen Treffer vor das Volk brachte, die Einführung einer Vermögenssteuer für die Reichen, Abschaffung der die Armen drückenden indirecten Abgaben, Heruntersetzung des Zinsfußes auf 4 pro Cent. Dabei machte er theatralische heftige Geberden und sprach viel von Religion, um die Menge zu rühren. Nur mit Mühe und nicht ohne Drohungen konnte ihn Guyer abhalten, noch weiter zu gehen in der Extase. Und nun erscholl es im Volke: Fort mit den Webereien! Fort mit den Seidenspinnereien! Neue Behörden! Einen neuen großen Rath! Keine Abgaben mehr! und was Alles die wilde Begierde wünschte. Klug suchte Guyer für den Augenblick zu beschwichtigen, indem er versprach, es sollte Alles berücksichtigt werden.

Ohne weitere Discussion beschloß die Versammlung durch offenes einstimmiges Handmehr eine Petition an den großen Rath zu richten, in die sämmtliche zum voraus gedruckte Wünsche, deren Sinn die meisten nicht kannten, aufgenommen wurden. Die wichtigsten derselben sind: Die Repräsentation im großen Rath soll zu $\frac{2}{3}$ dem Lande und nur zu $\frac{1}{3}$ der Stadt zukommen; die Wahlen der Großräthe sollen zu $\frac{4}{5}$ durch das Volk in den

Zünften geschehen und höchstens $\frac{1}{3}$ indirect gewählt werden; Trennung der Gewalten im Staate durch alle Stufen; Preßfreiheit; Petitionsrecht; freie Wahl der unteren Behörden durch die Gemeinden; Abschaffung mehrerer indirecter Abgaben; zuletzt auch Verbesserung des Schulwesens.

Die Menge kehrte auf solche Weise fanatisirt nach Hause, fest entschlossen, die wichtigsten Wünsche, vor allen die geforderte Repräsentation, nöthigen Falls mit Gewalt durchzusetzen. Jeder theilte seine Hoffnungen und seine Begierden den zu Hause gebliebenen Bekannten mit; das ganze Land war aufs äußerste gespannt.

Die Nachricht von dieser Versammlung verbreitete in der Hauptstadt bange Besorgnisse. Man fürchtete und nicht ganz ohne Grund, Ueberfall und Gewaltthat. Da traten eine große Zahl der Bewohner, nicht ausschließlich Bürger von Zürich, im Schützenhause zusammen, und beriethen sich über die Maaßregeln, welche zu ergreifen seyen. Hier sprach sich die entschiedene Mehrheit in gemäßigtem Sinne aus, ungeachtet Einzelne das äußerste zu wagen bereit schienen. Es wurde beschlossen, keine ungesetzlichen Schritte zu thun, der Landschaft nicht starr entgegen zu treten, aber für Sicherung der Personen und des Eigenthums gemeinsam zu sorgen. Vor allem wurde hier klar, daß die Regierung auch in der Stadt kein Zutrauen mehr besaß. In Folge dieser Zusammenkunft wurde schnell eine Bürgergarde errichtet, um im Nothfall feindselige Angriffe auf die Stadt abzuwehren.

Dieses waren die Anfänge der Revolution. Auf dem Lande ein kräftiger positiver Wille, unterstützt durch den Fanatismus zahlreicher Massen; in der Stadt nur der negative Wille, Privatunglück zu verhüten. Die Regierung hatte nirgends Ansehen, die gesetzlichen Autoritäten wurden überall verletzt; die Rechte wurden verhöhnt, die Begierden waren losgebunden.

Der Uebergang zu der neuen Verfassung.

Zum letzten Male versammelte sich der große Rath, um seine eigene Auflösung zu beschließen. Die Petition, oder vielmehr das Gebot von Uster wurde vorgelegt; und einmüthig setzte der große Rath fest, es sollen die Mitglieder des alten großen Rathes sofort abtreten und ein neuer an dessen Stelle gewählt werden, zu $\frac{2}{3}$ aus Landbürgern, zu $\frac{1}{3}$ aus Stadtbürgern bestehend ($\frac{5}{6}$ durch die Zünfte, und nur $\frac{1}{6}$ indirect Gewählte). Auch die Form des Beschlusses war schmählich [1]). An Widerstand war freilich jetzt nicht mehr zu denken; denn vergeblich hätte man sich nach Waffen dazu umgesehen. Der große Rath mußte der Gewalt, die von allen Seiten ihm drohte, weichen; aber er hätte zeigen sollen, daß er nur dieser weiche. Statt dessen fügte er, der die Interessen des ganzen Landes zu vertreten hatte, dem allein das Recht zustand durch seinen freien Willen, in Folge allseitiger Berathung, Gesetze zu erlassen und Verfassungsänderungen vorzunehmen, sich ohne Widerrede, ohne Rüge des revolutionären Treibens, unwürdig zagend, dem Willen, den ein aus einseitigen Elementen zusammengesetzter Volkshaufe, bei welchem die Stadt und ihre Interessen nicht nur keinen Verfechter, sondern nicht einmal ein Mitglied zählte, von einigen Volksführern geleitet, die sich selbst ohne Befugniß aufgeworfen hatten, in ungesetzlicher Versammlung ausgesprochen hatte. Und gerade die, um deren Regiment es sich zunächst handelte, zeigten sich als die Zaghaftesten. Nur Wenige, die zu den Jüngeren gehörten, wagten es nach Hirzel's Antrage gegen die schnelle schmähliche Auflösung zu protestiren. Unter diesen Wenigen war damals auch noch Keller. Nicht einmal der Ausweg, der Land-

[1]) Der eben so geistreiche als originelle Oberamtmann Escher von Grüningen legte damals, den Sitzungsaal im Unwillen verlassend, seine Stelle nieder, da die Freiheit des Willens aufgehört habe.

lung freilich eine andere seyn mag, fehlten ihm keineswegs. Ein heiteres einnehmendes Aeußere, das sich doch zur Würde erheben kann, wo es nothwendig ist, zu imponiren, ist geeignet, seine Umgebungen zu gewinnen. Die Hauptkraft seines Geistes besteht in einem zersetzenden klugen Verstande. Mit ungemeiner Gewandtheit und großem Scharfblicke findet er schnell die nöthigen Mittel, um seine Plane zu realisiren, erspäht die verschiedenen Schwierigkeiten, und weiß sie leicht und unvermerkt zu umgehen oder plötzlich auf Einen Schlag zu überwinden. Mit großer Selbstbeherrschung berechnet er jedes Wort, jede Mine und deren mögliche Wirkung und drängt so die innerliche Leidenschaft zurück. Ueber Gegenstände, die ihm vor allem wichtig sind, spricht er zuweilen, um desto sicherer zu täuschen, mit der scheinbarsten Gleichgültigkeit. Als Redner ist er ausgezeichnet durch die Sicherheit und Klarheit seiner Sprache und die Biegsamkeit seiner Wendungen: den schwierigsten Gegenständen weiß er aufs glücklichste eine Seite abzugewinnen, die auch für die Mehrheit unserer Versammlungen, welche unmöglich in die innere Natur derselben Einsicht haben können, leicht faßlich und zugleich anschaulich ist; die Schlagwörter der neuen Zeit, mit denen man zuweilen Wunder wirkt, obgleich ihr Inhalt meist leer und schief gedacht ist, hat er vollständig in seiner Gewalt; und selbst das Feuer, welches er Anderen mitzutheilen wünscht, weiß er als ein eigenes darzustellen. Als Präsident des großen Rathes ist er ganz eigentlich in seiner Sphäre; er hält die Zügel der Verhandlungen mit Meisterhand, faßt die verschiedenen Ansichten schnell auf, und weiß sie auf bewundernswürdige Weise, wenn gleich nicht selten nach seinem Interesse und seinem Willen gestellt, in klaren Gegensätzen zur Abstimmung zu bringen.

Bei dem allen ist Keller nur ein ausgezeichneter, nicht aber ein großer Mann. Nicht zwar, daß ich ihm den Trieb zu herrschen, wie Viele es wohl thun, zum Verbrechen anrechnen könnte; denn wie könnte dieser bei einem Manne mangeln, welcher die

schen liberalen Systemen huldigend, verließ er sie auch jetzt nicht; aber entweder hatte er eine halbdunkele Einsicht von höherer geistiger Richtung, welche ihn gegen seine Grundsätze etwas mißtrauisch machte, oder er hielt die Anwendung derselben für unsere Verhältnisse und so wie sie durchgesetzt werden sollten, für unzweckmäßig und schädlich. Er liebte sein Vaterland aufs innigste und suchte noch Versöhnung zwischen Stadt und Land zu stiften, als er der Anstrengung unterlag. Sein Tod war der Gipfel seines Ruhmes; er starb, von allen Parteien geehrt. Hätte er länger gelebt und im nämlichen Geiste fortgewirkt, so wäre auch er unzweifelhaft in den Ruf der Aristokratengesinnung gekommen. Denn er allein war nicht im Stande, die siegtrunkene Partei in ihrem Siege zu hemmen. Keller war ihm, wenn auch nicht an Vielseitigkeit, doch an Klugheit, Scharfsinn und Kälte überlegen, und hätte ihm durch mehrere Anstrengung und Anspannung aller Kräfte in der Popularität sicher den Rang abgelaufen.

Keller gehört zu den wenigen ausgezeichneten Männern, welche sich an die Spitze der Revolution in der Schweiz und ihres Treibens setzten, und ist wohl unter allen der ausgezeichnetste. Die Zeit der Verfassungsarbeiten ist als Wendepunct seiner politischen Thätigkeit zu betrachten; denn vorher hatte er immer mehr in reformirendem als in radicalem Sinne gewirkt, selbst noch die Usterversammlung gemißbilligt und das schwächliche Nachgeben und Abtreten der alten Regierung getadelt. Als Jurist war er ein eifriger Verehrer der historischen Schule, der offenbaren Feindin französischer Flachheit und wurzelloser Träumereien. Geburt, Reichthum und Talente vereinigten sich, um ihn zu erheben; und unzweifelhaft wäre er unter jeder Regierungsform der erste geworden. Aber der regelmäßige Weg war ihm zu beschwerlich; er erreichte schneller sein Ziel, indem er sich mit der Revolution verbündete, ihre Waffen benutzte, und sich jene selbst zu unterwerfen suchte. Die nöthigen Eigenschaften zu diesem jedenfalls großartigen Beginnen, dessen moralische Beurthei-

tung freilich eine andere seyn mag, fehlten ihm keineswegeß. Ein heiteres einnehmendes Aeußere, das sich doch zur Würde erheben kann, wo es nothwendig ist, zu imponiren, ist geeignet, seine Umgebungen zu gewinnen. Die Hauptkraft seines Geistes besteht in einem zersetzenden klugen Verstande. Mit ungemeiner Gewandtheit und großem Scharfblicke findet er schnell die nöthigen Mittel, um seine Plane zu realisiren, erspäht die verschiedenen Schwierigkeiten, und weiß sie leicht und unvermerkt zu umgehen oder plötzlich auf Einen Schlag zu überwinden. Mit großer Selbstbeherrschung berechnet er jedes Wort, jede Mine und deren mögliche Wirkung und drängt so die innerliche Leidenschaft zurück. Ueber Gegenstände, die ihm vor allem wichtig sind, spricht er zuweilen, um desto sicherer zu täuschen, mit der scheinbarsten Gleichgültigkeit. Als Redner ist er ausgezeichnet durch die Sicherheit und Klarheit seiner Sprache und die Biegsamkeit seiner Wendungen: den schwierigsten Gegenständen weiß er aufs glücklichste eine Seite abzugewinnen, die auch für die Mehrheit unserer Versammlungen, welche unmöglich in die innere Natur derselben Einsicht haben können, leicht faßlich und zugleich anschaulich ist; die Schlagwörter der neuen Zeit, mit denen man zuweilen Wunder wirkt, obgleich ihr Inhalt meist leer und schief gedacht ist, hat er vollständig in seiner Gewalt; und selbst das Feuer, welches er Anderen mitzutheilen wünscht, weiß er als ein eigenes darzustellen. Als Präsident des großen Rathes ist er ganz eigentlich in seiner Sphäre; er hält die Zügel der Verhandlungen mit Meisterhand, faßt die verschiedenen Ansichten schnell auf, und weiß sie auf bewundernswürdige Weise, wenn gleich nicht selten nach seinem Interesse und seinem Willen gestellt, in klaren Gegensätzen zur Abstimmung zu bringen.

Bei dem allen ist Keller nur ein ausgezeichneter, nicht aber ein großer Mann. Nicht zwar, daß ich ihm den Trieb zu herrschen, wie Viele es wohl thun, zum Verbrechen anrechnen könnte; denn wie könnte dieser bei einem Manne mangeln, welcher die

angegebenen Eigenschaften besitzt? Aber ihm fehlt die Harmonie der geistigen Entwickelung. So sehr der kalte blendende Verstand ausgebildet ist, so wenig sind es die übrigen Seelenkräfte, besonders die des Gemüths. Selbst in seiner wissenschaftlichen Bildung [1]) scheinen sich Spuren von dieser immerhin einseitigen Richtung des Verstandes, obgleich weit weniger als im Leben zu zeigen. Sein ganzes Wesen und Handeln beruht auf Berechnung. Die Welt, in der er wirkt, ist ihm ein Spielbrett, die Personen, mit denen, oder auf welche er wirkt, sind ihm die Figuren. Inneres Interesse an ihnen hat er nur wenig und die Natur der Mittel ist ihm ziemlich gleichgültig. Ist das Spiel geendigt, der Gewinn errungen oder ist er ihrer überdrüssig, so wirft er sie von sich. So hat er für sein dermaliges politisches Leben für sich selbst die Hauptrolle ausgewählt, und er spielt sie meisterlich. Denn daß diesem Manne das philanthropisch-liberale Wesen innerlich ein Abscheu ist, daß er die Maske der Volksthümlichkeit nur als Mittel zu anderen Zwecken aufgesetzt hat, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Und wenn er auch einzelne Lehren des Radicalismus wirklich mit Ueberzeugung vertheidigen mag, was mit seinem Verstande, der seiner Natur nach zersetzend und auflösend ist, sich gar wohl verträgt, so gehört er doch im Wesentlichen der Lehre, die er jetzt zu verfechten genöthigt ist, nicht an, und schätzt sie nur, weil er und seine Ideen durch sie gehalten werden. Mit Einem Wort, Keller hätte vielleicht Eigenschaften, um in einer Monarchie, wo die höchste Autorität des Fürsten seine Herrschsucht zügelt, ein vortrefflicher Minister zu werden; aber in einem Freistaat scheint er ein gefährliches Oberhaupt zu seyn.

Während Keller's Trachten in der Verfassungs-Commission

[1]) Als Gelehrter und vorzüglich als Lehrer ist Keller wahrhaft ausgezeichnet, und es ist ein Unglück für ihn und die Wissenschaft, daß er diesen schöneren Wirkungskreis und diese reinere Ehre gegen die politische vertauscht hat.

hauptsächlich auf die Unabhängigkeit der Gerichte von jedem möglichen Eingriffe von Seiten der vollziehenden Gewalt gerichtet war, so suchte dagegen der damalige Staatsschreiber Meyer, bedeutenden Reformen zwar nicht abgeneigt, doch im Sinne der Mäßigung zu wirken und gegen die gänzliche Herabsetzung der vollziehenden Gewalt und das blinde wüthende Zerstören anzukämpfen. Gründliche Kenntnisse, ausdauernder Fleiß, freisinnige Ansichten und tiefe Einsicht in unsere Verhältnisse und das Staatsleben überhaupt, Liebe zu dem Vaterlande, verbunden mit einem anerkannt edlen Charakter machen ihn achtungswürdig. Leider ist er zu schüchtern, zu bescheiden, um in einer gährenden Zeit, die Keckheit verlangt, da sie selbst keck ist, Großes zu leisten. Als er dem verderblichsten Radicalismus entgegen trat, der sich in gegliederten Vereinen durch den ganzen Canton, ein geordneter Staat im Staat, organisirte, und diese dennoch vom großen Rathe gebilligt und aufrecht erhalten wurden, da mußte auch er aus einer Regierung weichen, welche das Spiel der Clubbs zu werden drohte.

Mehr als in einer Beziehung ist Hirzel das Widerspiel Keller's. Mit großer Wärme faßt er einzelne Ideen auf, und hängt sich mit schwärmerischer Liebe an sie. Auch er spielt mit der Politik, aber auf ganz andere Weise; er gleicht dem Kinde, welches sich über sein Flittergold freut, und sein Spielwerk geschäftig bald so bald anders ordnet. Welt und Menschen erscheinen ihm gleich einem Garten voll Blumen, welcher fortwährend von der Frühlingssonne beglänzt wird. Die Popularität ist ihm seine Religion, das Volk sein Gott. Dennoch verschmäht er, wie viele Schwärmer, auch die kleinen Listen und Kniffe nicht, um seine Absicht zu erreichen. Es ist ein wundersames Gemische in ihm von wirklich edlem Sinne, schönem hohen Muthe, Entschlossenheit und Schnellblick auf der einen, Schwäche, Befangenheit, Verworrenheit und erkünsteltem Wesen auf der andern Seite. Nach der Usterversammlung erklärte er feierlich: sein Le-

bensberuf sey, es mit den Mindern zu halten. Darum trete er über zu der Stadt, nachdem diese der mindere, die Landschaft der mehrere Theil geworden. Und dennoch dauerte es kaum einen Monat, daß er von dem Rufe der Popularität bestochen, wieder entschieden auf die Seite der siegenden Landpartei trat, und seitdem daselbst verweilte. Sein Einfluß auf die Verfassung war im Ganzen genommen nicht günstig. Wir haben vielmehr seinem Bestreben, abgesehen von dem Bedürfnisse und der Natur des Stoffes alles symmetrisch zu ordnen, und für die verschiedensten moralischen Körper, als Staat, Kirche, Schule gleichmäßig gegliederte Organe zu bestellen, manche überflüssige und schädliche Einrichtung zuzuschreiben.

Die Zeit der neuen Verfassung.

Die Gegenwart, bevor sie sich in Resultate verkörpert hat, richtig aufzufassen, aus dem Fließenden das Feste heraus zu fühlen, hält äußerst schwer, und hier ist Täuschung im Einzelnen fast unausweichlich. Dennoch mögen einige Urtheile über Vorhandenes, zumal im Gegensatz gegen das Frühere, so wie einige Besorgnisse für die Zukunft hier ihre Stelle finden.

Was unserm Ländchen am meisten Noth that, Einigung im Innern, ist nichts weniger als erreicht. Es hat sich vielmehr theils durch die Verfassung selbst, theils noch in weit höherem Grade durch die darauf folgenden Ereignisse der Gegensatz zwischen Stadt und Land immer schroffer ausgebildet. Gegenwärtig betrachtet sich die Stadt als unterdrückten und unaufhörlich angefeindeten Theil, die Landschaft sich als mächtigen Sieger, dessen Willen jene sich zu unterwerfen hat. Es ist das umgekehrte Verhältniß vom Jahre 1815, nur daß auch hier das Gefühl des physischen Uebergewichts, wo es nicht durch geistige Bildung gemäßigt wird, die Herrschaft der Masse roher und drückender macht. Während der Hauptentwickelung der Revolution

war es eine der gangbarsten Behauptungen der bewegenden Partei und ihrer Führer, es handle sich zunächst nur um die Stellvertretung in dem gesetzgebenden Rathe, diese müsse zu Gunsten der Landschaft geändert werden; sie verlange nur Einsicht in die Verwaltung des Staates und Garantien, daß diese nicht zu ihrem Nachtheile, und um sie zu belasten, geleitet werde; der Regierung selbst werde sie sich nicht anmaßen, im Bewußtseyn, daß die Städter dazu vorzugsweise gebildet und mit Geschäften vertraut seyen. Anders aber als die Versprechen war die That. Bis auf sehr wenige einzelne Geschäftsmänner wurden die Städter aus allen Verwaltungsstellen, nicht nur auf der Landschaft, sondern selbst in den Cantonalbehörden, welche in der Hauptstadt residiren, theils unmittelbar, theils mittelbar verdrängt, und es fand sich eine hinlängliche Anzahl Landbürger vor, um die leer gelassenen Plätze auszufüllen.

Diese zum wenigsten gewaltsamen und den Wohlstand vieler Familien erschütternden Maaßregeln mußten den Unwillen der Stadt bedeutend vermehren, und es läßt sich recht wohl begreifen, daß Viele zu harten Aeußerungen gegen dieses Verfahren und die neuen Behörden verleitet wurden. Dadurch verstärkte und befestigte sich das Mißtrauen und die Furcht vor Reactionen bei der Landpartei und trieb sie zu immer feindseligeren und gewagteren Mitteln. Unselige Verblendung, welche, statt durch vernünftige Mäßigung und besonnenes Vorwärtsschreiten jede Reaction unmöglich zu machen, sie durch wildes Treiben herbei ruft! Es wurde durch den ganzen Canton ein politischer Verein mit Häuptern und Statuten organisirt, zunächst damals um den Regierungsrath, wo eben um der mehreren Städter willen, eine gewisse Mäßigung die Oberhand behielt, einzuschüchtern, dann auch um die schweizerischen Centralitätspläne vorzubereiten. Die Städter in der Regierung wollten sich nicht von dem Vereine regieren lassen, und mußten, als der große Rath auf die Mahnung Keller's, welcher übrigens selbst nachher aus dem Vereine

austrat, diesen billigte, um ihrer Ehre und Geistesfreiheit willen abtreten.

Daß ein sehr großer Theil der neuen Beamten unwissend und roh sey, versteht sich von selbst. Denn woher hätten sie, die bis ins Mannesalter auf der Schreibstube des Kaufmannes oder als Bauern auf ihren Gütern arbeiteten, Staats- und Rechtsbildung erwerben sollen? Freilich war ein großer Theil auch der Abgetretenen nichts weniger als wissenschaftlich gebildet, und stand jenen an frischer Lebendigkeit und Klugheit nicht selten nach; aber die höheren Beamten unter ihnen hatten doch öfter eine in der Stadt leicht zu erwerbende humane Bildung, welche den jetzigen meist ganz abgeht.

Und nimmermehr kann das der Revolution eine Entschuldigung geben, daß es vormals nicht besser war. Denn wozu diente es, an die Stelle des Verwerflichen ein anderes eben so Schlechtes zu setzen, und dabei den Staat in die furchtbarste Verwirrung zu stürzen?

Das ist gerade das Grundübel unserer schweizerischen Staaten, diese niedere Culturstufe der Beamten, ihre Unwissenschaftlichkeit; und darum hauptsächlich wirkt der Haß gegen die Städter, welche gegenwärtig noch an Bildung hervorragen (Ausnahmen verstehen sich, denn es giebt auch unzweifelhaft Landbürger, welche an gründlicher Kenntniß ihres Fachs und Einsicht den besten Städtern kaum nachstehen) verderblich für das Ganze. Während die Fähigkeit zu dem Amte für die Wahl entscheidend wirken sollte, ist es gegenwärtig nicht weniger als vormals die Neigung oder der Haß der Partei, welche die meisten Wahlen leitet. Im Gegentheil, es wirkt die Leidenschaft, da sie stärker ist, jetzt noch heftiger.

So ist von dem, was die Reform wünschte und was von ihr gepflanzt wurde, durch den Sturm der Revolution Vieles verwüstet worden; statt der Eintracht, die nur durch Anerkennung der verschiedenartigen und durch sorgsame Wahrung har-

monischer Verhältnisse gedeihen kann, ist unter uns die Zwietracht getreten und hält das stamm- und geistverwandte Volk feindlich aus einander.

Wie hätte es aber auch anders kommen können in der schonungslosen Zerstörung! bei der schneidenden Einseitigkeit, welche als Consequenz gepriesen wird!

Man hat es sonst der Preßfreiheit nachgerühmt, sie befördere durch vielseitige Prüfung der Ansichten, durch Beleuchtung von allen Seiten die Wahrheit. Wo sie herrsche, da bleibe keine Meinung verborgen, jede werde nach Verdienen gewürdigt. Bei uns hat sich dieser Ruhm, sey es, daß dieses Institut zu jung und der Verstand zur Auffassung und Benutzung desselben zu unreif war, oder sey es, daß jenem Ruhme eine Verwechselung der politischen Rede mit wissenschaftlichen Bestrebungen zum Grunde liegt, schlecht bewährt. Es ist vielmehr das Gegentheil eingetreten. Die Zeitblätter theilten sich mit den Parteien, jede Partei hatte die ihrigen und las nur diese. Es war ihnen meist nicht um Wahrheit zu thun, jede wollte ihre Neigungen ausgedrückt, ihre Leidenschaften gekitzelt haben. Ueberhaupt lesen die meisten Menschen nur die Zeitung, welche ihre Farbe trägt, und glauben nur der, welche ihrer Partei huldigt. Wenn sie ein entgegen gesetztes Blatt zur Hand nehmen, so thun sie es mit Widerwillen, Mißtrauen und Unglauben, und wie sich die Zeitungen im Namen und als Organe ihrer Parteien befeinden, so wächst auch gegenseitig die Leidenschaft, und immer größer wird die Kluft, immer schroffer die Parteiung.

Die Presse diente hauptsächlich dazu, das Mißtrauen gegen die Stadt unaufhörlich rege zu erhalten, und die Städter als Aristokraten zu verdächtigen. Im engsten Zusammenhange damit stand das Bestreben, so viel möglich jedes Centralsystem zu zerstören. Ueberhaupt sind kleine Staaten, zumal Republiken vorzugsweise geneigt, in noch kleinere Theile zu zerfallen. Damit die Centralkraft wirksam sey, bedarf sie einer ansehnlichen

innern Gewalt, und bedeutender Ausdehnung. In den Städtecantonen der Schweiz waren die Städte historisch die natürlichen Centralpuncte. Wie hätte dieses aber fortdauern können, als aller Kampf gegen sie gerichtet war, und man sie auf jede Weise zu lähmen und zu beschränken suchte.

Sehr natürlich war es indeß, daß je mehr die Stadt und ihre Interessen gefährdet waren, sich in ihr eine tüchtige und eifrige Opposition [1]) entwickelte und zwar gerade aus einem Theile jener Männer, welche vor der Revolution dem alten Systeme abhold sich für die Reform entschieden hatten, Männer wie Ferdinand Meyer, Oberrichter Ulrich, Dr. Finsler und andere. Doch ist diese Partei zur Zeit noch nicht zur Reife gelangt, und gehört noch nicht der Geschichte an.

Aber bestimmt spreche ich die Ueberzeugung aus, in welcher Hoffnung und Furcht noch im Keime liegen (welche von beiden Wurzel fassen und entweder zum fruchtbaren Baume oder zur verderblichen Giftpflanze erwachsen werde, wer weiß es?): Es wird für unseren Staat kein Heil werden, bis Stadt und Land mit ihren Ansprüchen und Interessen, die sich gegenwärtig feindselig entgegenstehen, in ein harmonisches Verhältniß kommen, bis

---

[1]) Es ist gegenwärtig, wo die Stadt allen äußeren Einfluß verloren hat, für diese von dem höchsten Interesse, sich im Innern zu kräftigen durch Anstrengung aller geistigen und vorzüglich auch der industriellen Thätigkeit. In dieser Hinsicht geschieht nicht genug. Bloße Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und Aeußerungen des Unwillens führen so wenig zu erklecklichen Resultaten, als das Verkennen der für uns wenigstens unabwendbaren Forderungen einer verändernden Zeit und steifes Festhalten an allen althergebrachten Pedantereien. Im Innern der Stadt ist ein wohlwollendes, die Verhältnisse der Betheiligten schonendes reformirendes Fortschreiten, verbunden mit kräftiger Vertheidigung der Rechte der Stadt gegen alle feindseligen Anfechtungen möglich und nothwendig. In diesem Geiste ist die neue Stadtverfassung wirklich entstanden. Möge ein friedlicher, lebendiger Wettkampf die Stadt in allen Beziehungen ausdehnen, größer und stärker machen! Das gesammte Vaterland könnte dabei nur gewinnen.

beide sich in dem Sinne gleich stehen, daß kein Theil den andern beherrscht, keiner von dem andern bedrückt werden kann. Durch die Verfassung von 1814 wurde die Aufgabe so wenig gelöst als durch die von 1831. Der Zwiespalt muß ausgeglichen, die Kluft gefüllt werden. Dann wird das gemeinsame, durch beiderseitige Kräfte unterstützte Bestreben nach bessern Institutionen einen wahrhaft segenreichen Erfolg haben; dann gilt es nicht, dem einen Theile den Sieg über den andern zu verschaffen oder zu erhalten, sondern es gilt, die Wohlfahrt des geeinten Ganzen zu fördern.

Zu dieser Ausgleichung ist indeß gegenwärtig nur geringe Hoffnung vorhanden, [1]) denn noch immer wüthet der Geist der Revolution fort. Viele glaubten, durch die Annahme der Verfassung werde die Ruhe dauernd wieder hergestellt werden; allein unter dem Vorgeben, diese consequent ins Leben einzuführen, wirkt die neue zerstörende Richtung weiter fort und greift noch tiefer in die bestehenden Verhältnisse ein, als es zur Zeit der Verfassungsänderung geschah.

So wie es auf der einen Seite als ein Glück angesehen werden muß, daß einzelne ausgezeichnete Talente, wie namentlich Keller, sich der Bewegung angenommen und die Leitung derselben ergriffen haben, indem der Geist seiner Natur nach geistiges befördert, und der Rohheit Schranken setzt, so ist auf der andern Seite gerade diese Leitung um so verderblicher, als nur durch sie und ihre tief eingreifenden klug berechneten Maaßregeln die Revolution innerlich kräftig und dauernd wird. Am auffallendsten zeigt sich dieß bei der Gesetzgebung.

Diese ist seit einigen Jahren thätiger als je zuvor, und unläugbar zeichnen sich einzelne dieser neuen Gesetze sowohl in Form

---

[1]) Obgleich der Anschein gegenwärtig nicht dafür ist, so ist dennoch dieser Friede am ersten möglich, wenn Stadt und See, die früheren Nebenbuhler, in manchen Hauptbeziehungen von den nämlichen Interessen geleitet, sich vereinigen würden.

als Inhalt aus vor den älteren Arbeiten dieser Art. Im Ganzen aber wird dennoch wenig Sorgfalt darauf verwendet und umfassende auf den Wohlstand des Landes bedeutend einwirkende Veränderungen werden schnell gedacht und eben so schnell entworfen und ausgeführt. Große Versammlungen sind überhaupt nur wenig zur Gesetzgebung geeignet, welche, damit sie gut sey, umfassende Vorarbeiten der mit einem besondern Fache vorzugsweise bekannten und bis ins Einzelne mit dem betreffenden Geschäftsgange vertrauten Männer und eine wiederholte Berathung kundiger Behörden voraussetzt. Dagegen hier werden gerade die wichtigsten Gesetze von Commissionen des großen Rathes entworfen, [1]) in welchen höchstens ein paar sachkundige Männer sitzen, und dann sogleich an den großen Rath gebracht, und von diesem ganz gewiß mit den Einzelnheiten der verschiedenen Zweige der Verwaltung und des Staatsorganismus nicht bekannten Körper berathen und schließlich angenommen. Solche Eile in der Gesetzgebung und dieser Trieb, Gesetze zu machen, ist nun aber besonders dann gefährlich, [2]) wenn derselbe, wie jetzt, in die Zeit politischer Aufregung und Leidenschaft fällt. Diese wirkte auch auf doppelte Weise auffallend nachtheilig ein. Einmal wurden die so überaus wichtigen und in der Regel entscheidenden

---

[1]) Wie sollte auch der gegenwärtige Regierungsrath zu gründlichen Vorarbeiten für die Gesetzgebung geeignet seyn, da sich in ihm nur wenige Talente und noch weniger Geschäftsmänner finden!

[2]) Selbst in ruhigen Zeiten ist eine übergroße Thätigkeit der Gesetzgebung, welche ein Gesetz schnell auf ein anderes folgen läßt, auch darum schädlich, weil weder die Beamten noch das Publicum im Stande sind, die sämmtlichen Bestimmungen derselben sich beständig zu vergegenwärtigen. Sie werden verwirrt, und die richtige Anwendung ist unmöglich. Denn die Gesetze werden (worauf mich ein Freund aufmerksam machte) nicht durch bloßes Lesen erlernt, sondern erst durch lange und wiederholte Beobachtung in der Erfahrung und in einzelnen Anwendungen. Wie wäre aber an solche Beobachtung zu denken in den bänderreichen Gesetzeszeiten!

Vorarbeiten meist Einer, und zwar der herrschenden Partei übergeben, und sachkundige Männer nicht selten nur darum nicht in die Commissionen ernannt oder sonst zugezogen, weil sie nicht den politischen Glauben dieser theilten: während doch bei den meisten Gesetzen auf die politische Gesinnung nichts und auf die Sachkenntniß alles ankommt. Andererseits wurde bei der Berathung im großen Rathe selbst eben um dieser politischen Aufregung willen das freie Urtheil über die Sache getrübt und gestaltete sich die Berathung oft zum bloßen Parteikampf, in welchem man blindlings den Führern folgte, statt die Ansichten und Gründe der Sachkundigen ruhig zu prüfen und eine feste Ueberzeugung sich zu erwerben. Nicht selten wurden auch Hauptfragen, zuweilen sogar die Grundzüge der Gesetze als Parteisache behandelt und schnell, ohne Rücksicht auf Gegengründe, beseitigt, so daß die ganze Arbeit einsichtsvoller Geschäftsmänner dann lediglich darin bestand, auf das anders woher als aus der Wissenschaft und Sachkenntniß gegebene Fundament ein so erträgliches und haltbares Gebäude zu gründen, als es nur immer anging, wobei auch die Gefahr, während der Arbeit zur Aufnahme schlechter, unpassender und morscher Bausteine gezwungen zu werden, nicht immer ausblieb.

Am schlimmsten wohl steht es mit der Verwaltung im engern Sinne. Während nämlich gerade die Vollziehungsbehörden großer innerer Kraft bedürfen, um schnell einwirken zu können, so sind diese nunmehr in Folge der leitenden Principien der Revolution von allen Seiten beschränkt und gelähmt; wozu freilich auch beiträgt, daß ein großer Theil der neuen Regierungsräthe nichts weniger als für dieses Fach gebildete und fähige Leute sind. Es kam in der neuesten Zeit einmal so weit, daß die Bürger einer einzelnen Dorfgemeinde es ungestraft wagen konnten, nicht nur den Befehlen des Statthalters, den sie bedrohten, sondern selbst den Aufträgen des Regierungsrathes zu trotzen und daß die zur Beschwichtigung und zur Vollziehung ausgesandte

Regierungs-Commission unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußte. Die Gemeinde setzte ihren Eigenwillen durch. Es läßt sich denken, wie bei einem solchen Zustande, wo das niederste Volk sich im Genusse der Souveränetät fühlt, die Disciplin der Milizen beschaffen seyn mag.

Am wohlthätigsten zeigt sich vielleicht die neue Ordnung in der Rechtspflege. In dieser Hinsicht wurden allerdings manche wahre und durchgreifende Verbesserungen eingeführt, und die Stellung des Obergerichtes, welches freilich mit unbeschränkter Gewalt der gesammten Rechtspflege vorsteht, kann eben darum die vernünftige Gestaltung derselben wesentlich fördern, und mögliche Mißbräuche hindern. Dessenungeachtet können sich die Bezirksgerichte frei und selbständig bewegen: bei ihnen ist es besonders, wo man das Wohlthätige der Unabhängigkeit der Gerichte von den Verwaltungsbehörden empfindet. Dennoch ist auch hier zugleich mit der zweckmäßigen Reform der volksthümliche Mißbrauch mit eingeschlichen. Die Aufstellung der Zunftgerichte, in welchen sich meistens ganz unwissende Männer finden, die von Rechtsbegriffen und Proceßgang durchaus keine klaren Vorstellungen haben, und die Wahl selbst der Bezirksrichter durch Wahlversammlungen aus dem Volke, ohne vorherige Prüfung, sind zwei Institute, welche sich wie Pilze an das neue Gebäude anhängen und dasselbe morsch zu machen drohen.

Endlich müssen wir noch einer Erscheinung erwähnen, welche weit wichtiger ist, als die meisten bei uns ahnen, und die vielleicht in der Zukunft dem gegenwärtigen System einen für dasselbe lebensgefährlichen Kampf eröffnen und die Kräfte dafür aus sich liefern wird, nämlich der Kirche und des Kirchlichen. Der neue Geist, dessen Wesen Verneinung und flache Verstandesrichtung ist, die alles Alte, Wurzelhafte, Organische zersetzt, ist ein natürlicher und geschworener Feind der Kirche, in welcher er Aberglauben und Mysticismus, beide vermengend, erblickt. Die Geistlichen, welche eben vor der Menge durch Bildung und reli-

giösen Sinn hervorragen und als Lehrer und Erbauer wirken, sind ihm Aristokraten, welche das Volk bevogten wollen und sich vermessen, der Gleichheit Aller zu widerstreben. So war auch bei uns die Bewegung ganz vorzüglich dahin gerichtet, die Kirche, die man mißtrauisch ansah, und welche kurz vor der Revolution angefangen hatte, ein regsameres und frischeres Leben zu begründen, so sehr möglich zu beschränken, die Geistlichen, die ihrem Berufe nach vorzugsweise die Träger der religiösen Bildung sind, und unter denen sich namentlich die jüngern durch Eifer für ihren Wirkungskreis und christlichen Sinn auszeichnen, zu verdächtigen und in der öffentlichen Meinung als Feinde der Freiheit zu verketzern. An die Stelle der Religion sollte eine flache Ansicht von Moralität treten. In diesem Sinne namentlich soll die Schule, auch die untere Volksschule, deren natürliche Basis die Kirche ist, von dieser, wie man sich ausdrückt, emancipirt, und der Schulmeister dem Pfarrer wenigstens gleich gestellt werden. Hier aber fragt es sich ob der Kampf, wenn er auch für einmal zu Gunsten des herrschenden Liberalismus entschieden wird, nicht vielleicht in anderen günstigen Zeiten erneuert werden, und durch die ächter Moralität und dem Glauben inwohnende Ausdauer und Aufopferung, durch den Geist unseres Volkes, das die Leichtfertigkeit der Nordfranzosen nicht theilt, und für welches die Religion Bedürfniß ist, durch allgemeine vorherige Nationalleiden, welche die Selbstsucht und den eiteln Hochmuth mürbe machen, und durch Verbündung mit den am Rechte streng haltenden und mäßigen Männern sich für die Kirche und das Recht siegreich enden wird.

Vergleicht man aufmerksam diesen Zustand, wie er gegenwärtig durch die Revolution herbeigeführt wurde, und dessen Früchte überdieß trotz des Treibens noch nicht einmal gereift sind, mit dem Zustande der letzten Zeit vor der Revolution, so wurde unstreitig vieles, was man damals mit großer Anstrengung zu erkämpfen suchte, nunmehr leicht und gleichsam spielend

erworben; viele Vorurtheile sind zerstört, Mißbräuche abgeschafft, heilsame Einrichtungen möglich gemacht. Aber zugleich haben sich, weil man den Weg ruhigen und besonnenen Fortschreitens verließ und die Massen aufregte, die Begierden und Leidenschaften eingedrängt; es sind neue Mißbräuche, neue heftigere Vorurtheile und neben den guten auch innerlich faule und verderbliche Institutionen geschaffen, die Entzweiungen im Innern erweitert und beinahe unheilbar gemacht, eine Menge wichtiger Interessen schonungslos zertreten — der für die Ruhe jedes Staates unentbehrliche Glauben an Autorität und Sinn für Gehorsam ist erschüttert, und der Staat seinem Verfall und seiner Auflösung entgegengeführt worden. Das Gute, was erreicht wurde, lag bereits mehr oder weniger entwickelt in den immer kräftigeren Bestrebungen der früheren Reform. Es hätte sich nach und nach fester ausgebildet; und wenn auch lange Jahre darüber hingegangen wären, nur um so sicherer und unzerstörbarer hätte es sich geltend gemacht. Dabei wären die großen Nachtheile der Revolution, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil unterblieben, und ein gesunder, kräftiger Organismus hätte sich allmählig entwickeln können, während wir jetzt der Revolution ein krankhaftes Leben, welches einzig durch die Anstrengungen und Einsichten der Häupter von neuem baldigen Tode gerettet werden kann, zu verdanken haben.

Traurige Lehre, die uns zu öftern Malen ernst aus der Geschichte entgegen tritt, und doch nur selten beachtet wird! Auch der Canton Zürich, obwohl einer der besten und gebildetsten Cantone der Schweiz, hat ihre Warnung verschmäht. Aber schon ist zum Theil die Strafe eingetreten und noch andere üble Folgen drohen hereinzubrechen. Möge Rückkehr auf den Weg der Mäßigung, der Ausgleichung und Berücksichtigung aller verschiedenartigen Interessen sie so viel möglich abwenden, und Zürich den verscherzten Ruhm besonnener Weisheit wieder gewinnen!

Rom

1815 — 1823.

Staatsverwaltung des Cardinals Consalvi.

Mit dem Namen Rom verbindet man fast unwillkürlich die großartigen und heiteren Erinnerungen des Alterthums.

Wir sind in dem Nachtheil, den Blick auf die nächste römische Vergangenheit richten zu müssen, die einen solchen Reiz freilich nicht hat und ein so rein-menschliches Interesse bei weitem nicht darbietet.

Für uns und das Verständniß unserer Gegenwart indessen ist dieselbe von großer Wichtigkeit. Nicht etwa nur deshalb, weil eine noch unentschiedene europäische Frage den römischen Staat betrifft. Gleich diese Frage führt uns auf ein weiteres Feld, auf dem auch sie ihre Lösung erwartet.

Sie berührt die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt, welche den Charakter des römischen Staats, ich weiß nicht, ob ursprünglich und mit Nothwendigkeit, aber doch schon mehrere Jahrhunderte hindurch ausmacht, und ihm eben seine Bedeutung giebt.

Noch immer bildet Rom einen Mittelpunct hauptsächlich der romanischen Völker, zu denen es selber gehört. Durch seine geistliche Stellung, durch die Wirkung, die es ausübt, durch die Rückwirkung, die es erfährt, erhält es diese Nationen in einer



steten inneren Bewegung. Um so mehr, da es vermöge seiner weltlichen Lage ihre Entwickelung mit Nothwendigkeit theilt.

Aus einer lange fortgesetzten religiös-politischen Gährung, an der alle romanische Nationen, wie in der Sache der Jesuiten offenbar ist, mehr oder minder Theil nahmen, erzeugte sich in der mächtigsten und lebendigsten unter ihnen der Sturm der Revolution.

Kein Wunder, wenn diese, wie sie aus einer entschiedenen Feindseligkeit gegen den Katholicismus hervorgegangen war, sich auch unmittelbar wider den römischen Stuhl wendete. „Wir müssen" schrieb das Directorium bereits 1797, als man den Tod des Papstes erwartete, „die Gelegenheit benutzen, um die Errichtung einer repräsentativen Regierung in Rom zu begünstigen, und die Welt endlich von der päpstlichen Herrschaft zu befreien". [1]) Wiewohl es dahin nicht gekommen ist — die Franzosen waren gerade in dem Augenblicke nicht die Meister, als Pius VI starb, und das Conclave konnte unter dem Schutze der verbündeten Mächte gehalten werden — so ist doch die Hierarchie niemals zugleich in ihren beiden Beziehungen so tief erschüttert worden, als es zwischen 1789 und 1814 geschehen ist.

Endlich folgte die Restauration. Wollte man sie mit Einem Worte und im Ganzen bezeichnen, so müßte man sie als eine Reaction der germanischen Welt und des Nordens gegen die revolutionirten romanischen Völker betrachten, die in ihrem neuen Zustand durch den Gang der Begebenheiten zu einer Weltmacht geworden waren, welche alles mit sich fortriß, und verschlang, neben der keine andere bestehen konnte. Die Restauration ist, daß diese Macht gebrochen wurde. Man sagt wohl, sie stellte die alten Gewalten wieder her. Besser würde gesagt, sie gab ihnen

---

[1]) Dépèche confidentielle de Réveillère Lepeaux au général Bonaparte, 21 Octobre 1797.

Raum sich herzustellen. Ihnen selber blieb die Hauptsache überlassen. Wie den übrigen, so der Hierarchie.

Zu erörtern, wie diese nun nach dem Umschwung der Weltbegebenheiten und mit welchem Glücke sie eine eigentlichere innere Herstellung versuchte, ist die Absicht des folgenden Aufsatzes. Ich wünschte sowohl das Getriebe des römischen Staates in sich selber als seine Stellung zu der Welt, so viel mir möglich zur Anschauung zu bringen.

Um dabei nicht fehl zu gehen, wird es nothwendig seyn, den Blick noch einmal zurückzuwenden und den Kampf zu betrachten, in welchen das Papstthum mit dem Beherrscher jener revolutionnären Weltmacht einige Jahre lang verwickelt war.

Erstes Capitel.

Napoleon und Pius VII.

Als Napoleon Egypten erobert hatte, und St. Jean d'Acre belagerte, dachte er an die Errichtung eines orientalischen Reiches. Die Bewohner der benachbarten Gebirge erwarteten nur seinen Sieg um sich ihm anzuschließen; schon hatte er die Schlüssel von Damask; die ganze arabische Bevölkerung bedurfte nichts als einen Anführer; Constantinopel hätte ihm nicht widerstanden, Indien wäre ihm nicht zu fern gewesen. Es wäre wohl zu viel gesagt, wenn man ihm einen in bestimmten Umrissen hiezu entworfenen Plan zuschreiben wollte; er dachte daran, nur als an eine große Möglichkeit; auf Spazirgängen, in unbeschäftigten einsamen Augenblicken schmeichelte er sich mit dieser gigantischen Aussicht. Zum Theil in so großen Hoffnungen, zum Theil in dem Gefühle der augenblicklichen Nothwendigkeit das Erworbene in Ruhe zu behaupten beschäftigte er sich dann mit dem Glauben jener Völkerschaften. Er sah den Einfluß der Ulemas und suchte sich desselben zu versichern. Er wohnte ihren Festen bei; seine Berichte an die Scheiks und Imams beginnen mit der Glaubensformel der Moslimen; seine Tagesbefehle an die französischen Generale unterscheiden seine Sache von der Sache des Christen: man führt ein Schreiben an Menou an, in welchem sogar „von unserm Propheten" die Rede ist [1]).

Wie viel kam da auf St. Jean d'Acre an! Napoleon sagte: das Schicksal des Orients hängt an diesem Neste. Aber man weiß: er vermochte es nicht zu bezwingen.

---

[1]) Bourrienne, T. II, ch. 12. Er versichert, daß die Gespräche, die er anführt, bis auf die einzelnen Worte genau seyen. Er schrieb sie auf der Stelle nieder.

Napoleon kehrte nach Frankreich zurück. Gar bald sah er Europa und zwar zunächst die katholische Hälfte zu seinen Füßen. Nicht ein orientalisches, sondern ein occidentalisches Reich zu errichten war ihm bestimmt.

Statt der Ulemas des Ostens fand er im Abendland die Priester, zwar heruntergebracht, halb vernichtet, aber selbst in diesem Verfall noch mächtig und von großem Einfluß. Wie dort jene, so zogen nunmehr diese seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es ist doch sehr besonders, daß er in den Bemerkungen zu einem neueren Werke von den Beobachtungen die er über die mahometanischen Secten und ihr Verhältniß zu Constantinopel gemacht habe, ausgeht, um auf die Nothwendigkeit eines Concordates mit Rom zu kommen [1]).

Gewiß, selten hat ein Fürst alle positive Religion mit einer so selbstbewußten Gleichgültigkeit, so entschieden als etwas ihm Aeußerliches, als Material und Hülfsmittel angesehen. Er erklärte sich für das Christenthum, nicht weil es von göttlichem Inhalt sey, sondern weil es diene die Menschen in Zaum zu halten, sie gute Sitten lehre, und ihren Hang zum Wunderbaren befriedige [2]). Er hätte sich für Confucius und Mahomet so gut erklärt wie für Christus. In Egypten, sagte er, war ich ein Mahometaner, in Frankreich bin ich ein Katholik. In dem Moment, daß ihm die Zügel der Regierung zufielen, hätte er vielleicht eben so gut den Protestantismus ergreifen können. Er wählte den Katholicismus, nicht weil er ihm besser geschienen hätte, sondern weil die Mehrzahl der Franzosen diesem Bekenntniß entweder noch anhing, oder leicht wieder zu demselben zu bringen war; er that es auch noch aus einem andern Grunde, auf den es uns hier ankommt. Er zog den Katholicismus vor, weil

---

[1]) Six notes sur l'ouvrage intitulé „Les quatre Concordats.“ Mémoires de Napoléon, Mélanges I, 93.

[2]) A voice from St. Helene I, 444.

derselbe den Papst hatte. Und warum dies? Hatte er nicht gerade von dem Papst einen Widerstand zu erwarten, wie ihn in der Regel alle weltlichen Gewalten gefunden haben. Unverholen legt er uns seinen Gedanken vor. „Ich verzweifelte nicht," sagt er, „durch ein Mittel oder das andere, die Leitung dieses Papstes an mich zu bringen; und alsdann welch ein Einfluß!" [1])

Beobachten wir, wie er sich dieses Einflusses, dieser Leitung Schritt für Schritt zu bemächtigen suchte.

Zuerst brachte er es zu dem Concordat von 1801. Man höre, wie er selbst die Wirkung desselben schildert. „Es stellte," sagt er, „die Altäre und den Einfluß, den sie auf die Ruhe und die Ordnung eines Staates haben können, wieder her; allenthalben ward wieder für die Republik und darnach für den Kaiser gebetet; es machte den Secten der Priester ein Ende, beschwichtigte die Scrupel, welche die Käufer der Nationalgüter hegen konnten, und indem es die altgesinnten Priester absetzte, zerriß es den letzten Faden, durch welchen die Bourbons mit dem Lande zusammenhingen". [2]) Damals war es, daß er sich vernehmen ließ, hätte es keinen Papst gegeben, so hätte man ihn für diesen Fall besonders machen müssen.

Freilich gehörte gerade ein solcher Papst dazu wie Pius VII war.

Man hat uns so viel davon gesagt, wir haben so oft davon gelesen, daß wir am Ende fast unwillkürlich mit dem Gedanken eines katholischen Priesters die Idee von Verschlagenheit und Herrschsucht, von Heuchelei und Aberglauben zu verbinden gelernt haben.

---

[1]) „Le catholicisme me conservait le Pape; et avec mon influence et nos forces en Italie, je ne désespérais pas tôt ou tard, par un moyen ou par un autre, de finir par avoir à moi la direction de ce Pape; et dès-lors quelle influence! Quel lévier d'opinion sur le reste du monde!" Mémorial de St. Hélène, V, 326.

[2]) Avouez, sagte ihm Lafayette, que cela n'a pas d'autre objet, que de casser la petite fiole.

Es giebt gewiß viele Beispiele von dieser Mißbildung.

Sollte aber wohl die christliche Religion, so ganz unweltlich in ihrem Wesen, von einer so innern Lauterkeit, daß sie von selbst zur Nachahmung erzieht, nicht auch da, wo sie in minder reinen Formen erscheint, ihre ursprüngliche Wirkung entwickeln können? Sollte nur die Ausartung wirken, und niemals die innere Kraft, um welche sich jene nur angelegt hat?

Ich bekenne, daß ich in diesem Stande so gut als in irgend einem andern, Männer von dem reinsten und kindlichsten Sinn, ohne Anspruch an die Welt, bescheiden und duldsam, glückselig in ungestörtem Herzensfrieden, voll wahrer Frömmigkeit gefunden habe. Welch ein Abstand zwischen jener Verdorbenheit, von der man uns erzählte, und dem Ideal von Güte und innerm Adel, das in ihnen lebt.

Vielleicht war diese Gesinnung lange Zeit nicht zu einer so vollkommenen Ausbildung gekommen, wie in dem Oberhaupt, das der katholischen Kirche vier und zwanzig schwere Jahre während der Stürme der Revolution vorgestanden hat.

Pius VII hatte einen Ausdruck, der selbst die weltlichsten Menschen hinriß. „Er ist ein Lamm", sagte Napoleon „wahrhaft ein guter Mensch, ein Engel von Güte". „Wenn die Augen der Spiegel der Seele sind", sagt de Pradt [1]), „so muß die Seele Pius VII himmlisch seyn, mehr als die Seele irgend eines andern Sterblichen."

Nicht daß diese Sanftmuth und unerschütterliche Güte ihm so ganz von Natur beigewohnt hätten. Als er Consalvi zuerst in sein Vertrauen aufnahm, sagte er ihm: „Sie haben meinen Vorgänger gekannt; Sie wissen, wie leicht er aufzubringen war. Nun wohl! ich bin eben dieser Leidenschaftlichkeit unterworfen. Gott giebt mir aber die Gnade, daß ich sie besiege". Der Car-

---

[1]) Les quatre concordats par M. de Pradt. Paris 1818. T. II, p. 211.

dinal fand daß dem so war. In dem ersten Augenblick eines Ereignisses, einer Eröffnung, war dem Papst eine innere Erregbarkeit anzusehen. Diese milden Augen verriethen noch ein anderes Feuer, — das indessen bald der gewohnten Erhebung der Seele Platz machte.

Solche Gewöhnung wurde ihm Natur. Wenn irgend ein anderer, so bedurfte er sie.

Schon damals als die Franzosen zuerst den Kirchenstaat demokratisirten. Er war noch Bischof von Imola. Er zeigte sich erhaben über die Leidenschaften des Tages. Diesen wilden Republikanern hielt er weislich vor, daß die Tugend das Prinzip der Republik sey; daß die christliche Religion selber Verbrüderung fordere; sie würden gute Demokraten seyn, wären sie nur erst tugendhaft und gute Christen [1]).

Wie viel mehr in seinem Verhältniß als das geistliche Oberhaupt zu dem aus der Revolution hervorgegangenen neuen Staate und zu dem Kaiserthum.

Zufrieden die Religion wieder anerkannt, das Christenthum wieder hergestellt zu sehen, mußte er in den größten Verlust einwilligen, den die Kirche seit der Reformation erlitten hatte; so viele Diöcesen auf einmal, so unermeßliche Güter entschloß er sich um des höhern Zweckes willen aufzugeben.

Hatte er hiemit den neuen französischen Staat in seinen Elementen bestätigt, so hieß er auch bald darauf die Besitznahme desselben durch Napoleon gut. Mitten im Winter kam er über die Alpen um ihn zu krönen. Mamlucken eröffneten den Zug, als er mit dem Kaiser die Stufen des Palastes von Fontaine-

---

[1]) Ich habe nur die Uebersetzung vor mir: **Homélie du citoyen Cardinal Chiaramonte, évêque d'Imola, actuellement souverain pontife Pie VII. Paris 1814.** Aus dem Original hat Botta längere Stellen, libro XII. Ich will nicht sagen, daß nicht einige Neigung zu demokratischen Formen in dieser Homilie durchscheine; doch ist alles unter den höchsten Rücksichten gefaßt.

bleau hinanstieg; es waren Bischöfe zugegen, welche die Tonsur nicht empfangen hatten; er nahm keinen Anstoß daran [1]). So wie es Gemüther giebt, die in den Ereignissen der Welt zuerst und fast ausschließlich das Schlimme sehen, so wohnte ihm jene tiefe Gutmüthigkeit bei, die in allem Unerwarteten nur das Tröstliche wahrnimmt. Ihm war es genug, daß ihm das revolutionirte Frankreich allenthalben ein Volk auf den Knien zeigte. In Paris erinnert man sich wohl, wie er in dem kaiserlichen Museum erschien; wie er in seinem langen gegürteten weißen Priestergewand segnend durch die Reihen der knienden Männer und Frauen schritt, wie er dann seine Hand auf das Haupt eines Kindes legte, und ihm seinen Ring zu küssen darbot [2]). Die kirchliche Bedeutung dieser Handlungen führte er, daß ich so sage, auf ihren Ursprung zurück. Inbrunst und Güte, Erhebung der Seele, Alter und äußerliche Würde erneueten, vermenschlichten sie wieder. Wie stark mußten sie wirken, da sie die Hauptstadt des Unglaubens hinrissen.

Dieselbe Gesinnung zeigte der Papst in jedem größeren Verhältniß. Er sprach den Kaiser sogar von der öffentlichen Communion vor der Ceremonie los; er wußte wohl, daß derselbe nicht eigentlich gläubig sey, allein er hoffte, es solle noch dahin kommen; mit unschuldiger Wärme stellte er ihm vor, welche Ruhe und Zufriedenheit er in dem Glauben finden werde. Pius willigte ein, daß der Kaiser sich selber die Krone aufsetzte. Man hatte ihn hoffen lassen, daß derselbe, nicht zufrieden den katholischen Glauben in Frankreich hergestellt zu haben, ihn fortpflanzen und über die Welt ausbreiten würde. In dieser Hoffnung

[1]) Mit Willen erwähne ich hier nicht, durch wie listig ersonnene Ceremonien Napoleon dem Papst bei Tafel und im Wagen die rechte Seite abgewonnen haben soll. Bourrienne erzählt das. Bignon bemerkt dagegen, der Moniteur selbst sage, der Papst habe die rechte Seite eingenommen. Bignon, Histoire de France depuis le 18 Brumaire Tom. IV, p. 125.

[2]) Constant, Mémoires sur Napoléon, ch. XVI.



Träger der Unabhängigkeit des Papstes war. Der Besitz eines Landes brachte es mit sich, daß die päpstliche Politik nicht immer so ganz und gar die Linie der kaiserlichen hielt. Dies zu gestatten widersprach seinem System. Gar bald war er denn an dem, an den er wollte. Von jenen Anklagen, wie sie dem Sturme vorauszugehen pflegten, geheimen Einverständnisses mit den Feinden von Frankreich, gefährlicher Anschläge, stummer Feindseligkeiten — sogar die Erhebung einer neuen Auflage ward als eine antifranzösische Maaßregel betrachtet — ging er bald zu offenen Angriffen fort; zur Besetzung der Häfen und festen Plätze, zur Vergabung von Benevent und Pontecorvo, zum Einmarsch französischer Truppen [1]). Ein um so gehässigeres Schauspiel, da der Starke den Schwachen immerfort anklagte und immerfort beraubte. Bis zuletzt der Papst von seiner Hauptstadt weggeführt und diese selber — 1810 — dem großen Reiche einverleibt ward.

War aber damit das Ziel erreicht? War jene Vereinigung der geistlichen Gewalt mit der weltlichen die der Kaiser wünschte, auf diesem Wege durchgesetzt? Hatte er nun die Leitung des Papstes?

Nie war er weiter davon entfernt gewesen.

In dem Moment, daß der Papst von Rom weggeführt wurde, ließ er noch die Bulle der Excommunication gegen den Kaiser ergehen. Hierauf ernannte wohl Napoleon zu den Bisthümern; allein der Papst verweigerte die canonische Institution. In seiner Gefangenschaft selbst fand er Mittel durch ein eigenes Breve die Maaßregeln, die man für diesen Fall ergriffen hatte, zu mißbilligen.

Es bedurfte, daß ich so sage, eines neuen Ganges mit ihm.

---

[1]) Diese Ereignisse kann man in den Urkunden der Archives historiques et politiques ou recueil de pièces officielles etc. par F. Schoell, 1819, Tom. II und III im Detail verfolgen.

Sonderbarer Kampf zwischen dem, der die Welt bemeisterte, wie nie ein anderer, und einem armen Gefangenen. Der Eine in dem Genuß allen Glanzes und aller Gewalt, die die Erde zu geben vermag; voll Verschlagenheit und Kühnheit, Scharfsinn und Entschlossenheit; verbündet mit allen Kräften, welche den Menschen gebieten: immer, ohne Wanken, sein erstes Ziel vor Augen. Der Andere, nachdem man ihn eine Zeitlang mit auffallender Sorgsamkeit behandelt hatte, bald darauf der Gemeinschaft mit der Welt, selbst der Möglichkeit schriftlicher Mittheilung beraubt, von der wachsamsten Polizei umgeben, abgeschnitten von jedermann, völlig vereinsamt. Seine Vorgänger hatten die Kräfte der Welt oftmals für sich aufgerufen: er war ganz auf sich selber angewiesen. Und doch war allein sein Daseyn eine Macht. Nicht mit den offenbaren, aber mit den geheimen inneren Kräften, welche ihm die alte Gewohnheit des Glaubens und der Verehrung so lange Jahrhunderte daher in der ganzen katholischen Christenheit von selber zuwandte, war er verbündet. Aller Augen sahen nach ihm hin; sein Widerstand gegen die Gewalt, sein Leiden, das man um so mehr mitfühlte, da es ein allgemeines war, hatten sein Ansehen unendlich vermehrt und es mit dem Glanze des Märtyrerthums umgeben.

Napoleon rechnete anfangs auf den Beistand seiner Geistlichkeit. Aber schon seine erste Commission, wie sehr ihm auch die Mitglieder derselben persönlich ergeben waren, machte nicht allein Einwendungen gegen die organischen Artikel, die er zu dem Concordat hinzugefügt hatte, sie erkannte von den Beweggründen, die der Papst für seine Verweigerung der Institution anführte, wenigstens einen, und zwar denjenigen, der in dem damaligen Zustande desselben lag, in seinem vollen Gewichte an [1]). Noch

[1]) Demandes adressées à la première commission avec ses réponses bei de Pradt t. III, p. 369—383. A ces dernières plaintes du pape, nous n'avons d'autre réponse à faire que de les mettre

weiter ging die zweite Commission. Auf das dringendste stellte sie die Nothwendigkeit einer gütlichen Abkunft vor. „Schon rege sich allenthalben der Widerstand; es gebe einen geheimen Dienst sogenannter reiner Katholiken; eine alte Partei erwache wieder und nicht so leicht sey das Volk über den wahren Standpunct der Frage aufzuklären [1])." Es folgte das Nationalconcil von 1811. Wer hätte nicht erwartet, daß in einer so mannigfaltig zusammengesetzten Versammlung die oberste Macht, von der ein jeder den Ursprung der eigenen herzuleiten hatte, das Uebergewicht bekommen müsse? Ganz im Gegentheil! Von Stunde zu Stunde wuchs der Widerstand gegen die Regierung. Endlich als man Beschlüsse von der eigenen Competenz zu fassen hatte, fing man an über die Gefangenschaft des Papstes zu sprechen, und es fehlte wenig, so hätte man die Excommunication des Kaisers gebilligt. Der Kaiser war genöthigt sein Concil aufzulösen. Es blieb ihm kein anderes Mittel, als auf die Person des Papstes zurückzukommen. Allerdings bringt es die Natur der katholischen Kirche so mit sich. Es liegt in der allgemeinen und jedwedes ihrer Mitglieder bindenden Bedeutung, die sie der Selbstbestimmung ihres Oberhauptes zuschreibt. Der Herrscher der Welt mußte sich bequemen auf die Ueberredung seines Gefangenen zu denken.

Er wäre aber nicht Napoleon gewesen, wenn er darum im mindesten hätte von der Linie abweichen sollen, die er sich einmal vorgezeichnet.

Er sendete bereits im Mai 1811 eine Deputation seiner Geistlichkeit, der er indeß selbst ihre Instructionen gab, an den Papst.

Es kam ihm dabei auf zwei Stücke an. Einmal mußte der

---

nous-mêmes sous les yeux de S. M. qui en sentira toute la force et toute la justice.

[1]) Réponses de la 2e commission bei de Pradt III, p. 428.

Papst dahin gebracht werden, entweder geradezu oder stillschweigend auf sein Land Verzicht zu leisten. Die Unabhängigkeit, die ihm dieser Besitz gab, konnte ihm nach dem napoleonischen System niemals zugestanden werden. Ohne viel Bedenken ward ihm vorgeschlagen, er möge entweder nach Rom zurückkehren, in welchem Falle er den Eid der Treue zu leisten habe, oder in Zukunft in Avignon residiren. Nicht minder wichtig war der andere Punct. Der Einfluß des römischen Stuhles beruht heut zu Tage fast ausschließlich auf der Institution, das ist auf der Bestätigung der vom Fürsten ernannten Bischöfe. Es ist noch das letzte Ueberbleibsel jenes alten Streites über die Investitur. Der Staat als solcher sieht seinen Vortheil darin, die Einwirkung der geistlichen Macht so viel als möglich zu beschränken. Das Concordat nun hatte sich begnügt die alten Formen wieder herzustellen, welche vor der Revolution gegolten hatten. Schon damals wäre man gern noch weiter gegangen; doch hatte man gefürchtet durch neue Forderungen die bereits erlangten Zugeständnisse zu gefährden. Jetzt aber schien ein neuer Schritt unerläßlich; die ganze Mißlichkeit der Lage, in der man war, schrieb sich von der Ausübung dieses Rechtes her. Napoleon, der für eine Dynastie zu arbeiten glaubte, wiederholte oft, er wolle seinen Sohn nicht der Willkür des Stuhles von Rom überlassen. Er forderte den Papst auf, die Institution, falls er sie binnen drei Monaten nicht selber leiste, auf den Metropolitan zu übertragen [1]).

Man sieht, seine Forderungen gehn gerade auf ihr Ziel los; aber wird es ihm möglich seyn sie durchzusetzen?

Seine Versprechungen, z. B. Bisthümer in Amsterdam und Herzogenbusch, in Hamburg und Bremen zu errichten, oder das heilige Grab wiederherzustellen, konnten wenigstens die Hoffnung des Papstes, seine Religion ausgebreitet zu sehen, wieder beleben.

---

1) Die Instructionen bei de Pradt II, 466.

Wichtiger wurde, daß ihn jene Deputation von einer Seite angriff, an welcher er am leichtesten zu verwunden war. Von dem Widerstand selbst, den er bisher geleistet, nahm sie den Anlaß ihrer Vorstellungen her. Sie schilderte ihm den unglückseligen Zustand so vieler Bisthümer in aller Welt, die ihrer Hirten beraubt seyen, die Gefahr der Religion bei diesem Zustande; ihm selber schrieb sie das Unglück, welches geschehen sey, das Unglück, welches geschehen könne, zu. Kein Wunder, wenn sie Eindruck machte. Gebeugt, wie der Papst durch das eigene Leiden war, alles Beistandes beraubt, überließ er sich um so mehr der Wirkung ihrer Vorstellungen, da die Uebelstände, die sie beschrieb, in der That unläugbar waren. Noch gab er nicht völlig nach; aber in seiner Seele getroffen, trat er einen Schritt zurück. Er gestand der Deputation zu, daß die Institution, falls er sie länger als sechs Monate hindurch aus einem anderen Grunde als wegen persönlicher Unwürdigkeit verzögere, von dem Metropolitan gegeben werden könne [1]).

Zwar unterschrieb er diese Artikel nicht sogleich; ihm selbst kam es bedenklich vor, daß er sich ohne die Cardinäle, seine Rathgeber von Natur, in so wichtigen Sachen entscheiden solle; als aber ein paar Monate darauf eine neue Deputation vor ihm erschien, bei der allerdings auch Cardinäle waren, unter ihnen Roverella, ein Landsmann des Papstes, von Cesena, der immer großen Einfluß auf die Entschließungen desselben gehabt, so daß jene Bedingung erfüllt zu seyn schien, und als diese die alten Vorstellungen und Bitten dringend wiederholte, so ging er sogar noch weiter. Er leistete selbst auf jene Clausel von der persönlichen Unwürdigkeit Verzicht. Falls er die Bestätigung länger als sechs Monate

---

[1]) Article 3 (19 Mai 1811) „Et dans le cas où elle différerait plus de six mois pour d'autres raisons que l'indignité personnelle des sujets, elle investit du pouvoir de donner en son nom les bulles après les six mois expirés le metropolitain etc."



verzögere, solle jedesmal, ohne Ausnahme, der Metropolitan dieselbe zu gewähren bevollmächtigt seyn [1]). In einem Breve, in dem er gleichsam seine Freude über diesen Ausgang bezeugte, nahm er die Artikel förmlich auf. Von der Excommunication war nicht mehr die Rede. Er schrieb eigenhändig an den Kaiser.

Und so ist es wahr, er gab nach; aber man verdamme ihn darum nicht. In jenen schweren Augenblicken, als er offene Angriffe erfuhr, hatte er sich immer unerschrocken und standhaft erwiesen. Mit wahrer Erhebung begegnete er jenen Franzosen, die den Quirinal erstiegen hatten, um ihn fortzuführen. Das Gefühl seines Berufes, an den ihn so viele Eide fesselten, der Kirche, deren Haupt er war, gab ihm einen höheren Schwung. Er erfüllte Pflichten, über die ihm kein Zweifel obwaltete.

Jetzt aber war es anders; er gerieth in einen Kampf zwischen dem was die Lage des Augenblicks, die Noth und das Bedürfniß der Kirche erforderte, und demjenigen was die alte Ordnung des heiligen Stuhles war. Einen so tiefen Eindruck machte ihm die Vorstellung des ersten, daß er sich allgemach von der letzten losriß. Allein er vermochte es nur unter großen inneren Stürmen. „Er kam", sagt de Pradt, „den andern Tag immer auf das zurück was er am Abend zugestanden. Er gab mit Leichtigkeit und selbst mit Anmuth dem Gewicht der Gründe nach, die man ihm anführte: man glaubte am Ziel zu seyn; allein den andern Tag hatten unruhige Scrupel, die seinen Schlaf gestört, auch seinen Entschluß erschüttert und geändert" [2]).

Als er in Savona die ersten entscheidenden Zugeständnisse gemacht, hörte ihn sein Ajutante di Camera, Ippolito Palmieri, der in der Nebenstube schlief, die Nacht hindurch seufzen; er

---

[1]) Bref de N. S. P. le pape en date du 20 septembre 1811. Si au bout de six mois S. S. n'a pas donné l'institution, le métropolitain sera chargé d'y procéder. Art. 3. Pacca versichert, daß er das Concept dieses Breves vor Augen gehabt habe.

[2]) Suite des quatre concordats p. 18.

schloß kein Auge; er fühlte eine tiefe Reue und klagte sich selber an; den andern Morgen fragte er, ob die Franzosen abgereist; als er hörte, sie seyen das, fiel er in eine Art von dumpfer Besinnungslosigkeit [1]).

Und dennoch war er weit entfernt, mit alle dem den Streit zu beendigen. Napoleon war noch nicht wohin er wollte. Nur ein Theil seiner Forderungen war ihm gewährt, und schon hatte die Deputation den Papst Befreiung und Rückkehr nach Rom hoffen lassen. Napoleon war nicht gemeint dies zu bestätigen. Vorlängst war sein Plan gefaßt: vollkommen wollte er ihn ausgeführt haben.

Nur schien es unmöglich den Papst in Savona zu einer Abkunft über die weltliche Herrschaft zu bewegen. Bitten, Ermahnungen, Drohungen waren gleich unwirksam. Ruhig ließ er sich ankündigen, der Kaiser werde die Concordate völlig auflösen und ihm alle Mitwirkung bei der Einsetzung der Bischöfe zu entziehen wissen [2]). In diesem Puncte blieb er unerschütterlich.

Der Kaiser sagte: „ich will alles mit Einem Schlage endigen".

Ja, wir erkennen in Napoleon die Größe der Gesichtspuncte, die Folgerichtigkeit der Ausführung, den Blick und den Flug des Adlers nach seiner Beute; so scharf übersieht er den ganzen Horizont; so geradezu stürzt er auf den entscheidenden Punct. Allein die Erhabenheit persönlicher Gesinnung, die eine solche Stellung einzuschließen scheint, kann ich nicht in ihm finden; jenen Stolz eines großen Herzens, das sich mit dem Gemeinen nicht befleckt. Ihm ist der Zweck alles. Doch nicht ein jeder läßt sich mit Gewalt erreichen: dann ist ihm kein Mittel zu schlecht, keine Maaßregel zu kleinlich; er scheut keine langwierige und

[1]) Memorie storiche del Cardinale Bartolomeo Pacca. Roma 1830. III, 296.

[2]) Botta storia d'Italia dal 1789, libro 25to. Edit. del 1825, X, p. 99.

gehässige Tyrannei um seinen Gegner herabzuwürdigen und wie man sagt mürbe zu machen; endlich in geschmeidigen Windungen fährt er heran ihn zu erdrücken. Wie er denn so viel daran setzte die Seele dieses gutmüthigen Menschen zu bedrängen, zu irren, zu übertäuben.

Im Sommer 1812 ließ er den Papst nach Fontainebleau abführen; in einer Eile, welche die Schwachheit des alten Mannes noch vermehrte. Er umgab ihn mit Männern seines Gefallens. Es waren Cardinäle, wie Giuseppe Doria, der gut und fromm seyn mochte, aber nur die Größe des Kaisers und ihr gegenüber die Gefahr der Kirche wahrnahm [1]). Diese Leute wurden nicht müde dem Papste vorzustellen, wie die Kirche gleichsam ohne Haupt sey, da weder die Gemeine der Gläubigen mit ihm, noch er mit den Gläubigen in Verbindung stehen dürfe, da Rom seines Klerus fast durchaus beraubt worden, da man die Häupter aller Geistlichkeit, die Cardinäle, von Ort zu Ort in der Verbannung herumführe; wie sehr nehme in dieser Anarchie der Kirche die Macht ihrer Feinde überhand, so mächtiger Feinde, daß Napoleon selbst ihnen Zugeständnisse machen müsse! Es war ihre eigene Ueberzeugung; sie machten tiefen und tieferen Eindruck; endlich begannen die Unterhandlungen wieder. Jean Baptiste du Voisin führte sie, noch ein Zögling und Professor der Sorbonne, lange schon das Orakel der französischen Geistlichkeit, der voll ruhiger Ueberlegung, Schritt für Schritt, mit überzeugender Beweisführung seinen Gegner zu fassen gelernt hatte. Endlich war es so weit.

Napoleon selbst — nicht ohne seine Gemahlin, die den Glanz ihrer hohen Herkunft mit dem Ansehen verband, welches ihm Tapferkeit und Glück verliehen, — ging zu ihm hinaus; er selber durch persönlichen Einfluß wollte die Sache zu Ende führen [2]).

---

[1]) Auch Sifrein Maury erschien. Vie du Cl Maury. 1828 p. 126.
[2]) Fain. Manuscrit de 1813 T. I, p. 55. Er war bei der Conferenz.

Wenn er hier anfangs sehr ausschweifende Forderungen aufstellte, wie er z. B. unmittelbaren Antheil an der Ernennung der Cardinäle, und ausdrückliche Anerkennung der vier Artikel der gallicanischen Kirche in Anspruch nahm, so war ihm das nur ein Kunstgriff der Unterhandlung, und allmählig stand er davon ab. Aber indem er auf der einen Seite nachgab, ward er auf der andern um so dringender. Er drohte zugleich und versprach: er war liebenswürdig und heftig; gewaltsam, wie behauptet worden, hat er den Papst nicht angetastet; aber er nahm den Ton der Ueberlegenheit an, und sagte ihm wohl ins Gesicht, er, der Papst, sey in kirchlichen Sachen nicht bewandert genug; endlich wurden die Artikel entworfen. Pius folgte dem Geschwindschreiber mit Aufmerksamkeit; er gestand Punct für Punct zu; als es zur Unterschrift kam, sah er sich noch einmal nach den Cardinälen und Bischöfen um, die zugegen waren; wer wäre aber da gewesen um zu reden, und wer hätte es zu thun gewagt? Einige neigten das Haupt, andere zuckten die Achseln: er ging hin und unterschrieb. Es ist das Concordat von Fontainebleau, 25 Januar 1813.

Dies Concordat spricht nun die Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft nicht eigentlich aus, allein es ist durchweg in Voraussetzung derselben abgefaßt. Der Kaiser hielt eine förmliche Verzichtleistung nicht für nöthig [1]). Es war genug, daß der Papst aufhörte die Zurückgabe des römischen Staates zu fordern. Er hatte versprochen in Avignon zu residiren. Dahin sollten Propaganda, Penitenziaria und Archive gebracht werden; da sollte er Hof halten. Für die verkauften Güter des römischen Stuhles nahm er ein Einkommen bis auf zwei Millio-

---

[1]) Es existirt darüber ein Billet von Napoleon an den Papst, vom 25 Januar.

nen Franken an. Die alten Zugeständnisse in Hinsicht der Institution wurden bestätigt [1]).

Napoleon durfte glauben nahe am Ziele zu seyn. Seine alte Absicht war, im Jahre 1813 wieder eine Kirchenversammlung zu berufen: an deren Spitze der Papst in aller Form auf die weltliche Herrschaft verzichten sollte. Der erzbischöfliche Palast ward auf das prächtigste eingerichtet um ihn zu empfangen. Auf jeden Fall, sagt er, hatte ich jene lange gewünschte Trennung des Geistlichen von dem Weltlichen endlich vollbracht. Von diesem Augenblick an hätte ich den Papst wieder erhoben, ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben; ich hätte ein Idol aus ihm gemacht; nie hätte er seine weltlichen Besitzthümer vermissen sollen. Ich hätte dann meine kirchlichen Sessionen gehalten, wie meine legislativen; meine Concilien wären die Repräsentation der Christenheit: die Päpste, die Präsidenten derselben gewesen; ich hätte sie eröffnet und geschlossen, ihre Decrete gebilligt und bekannt gemacht, wie Constantin und Karl der Große gethan. Wie fruchtbar in großen Resultaten wäre dies geworden! Dieser Einfluß auf Spanien, Italien, Rheinbund, Polen hätte die Bundesverhältnisse des großen Reiches enger geschlossen. Der Einfluß, den das Haupt der Christenheit auf die Gläubigen in England und Irland, Rußland und Preußen, Oestreich, Böhmen und Ungarn ausübt, wäre das Erbtheil von Frankreich geworden.

So ganz gehörten diese Unternehmungen zu der Idee von dem großen Reiche des Occidents, welches Napoleon zu errichten

---

[1]) In dem Report from the select committee appointed to report the nature and substance of the laws and ordinances existing in foreign states respecting the regulation of their roman catholic subjects, etc. etc. ordered by the house of commons to be printed 25 June 1816, wird in dem Index des Appendix S. 60 dies Concordat als „false concordat, purporting to have been signed by the Pope and Bonaparte" bezeichnet, doch ist es nur allzu richtig, wie man bei Pacca sieht.

eine Zeit lang bestimmt schien. Der erste Schritt schließt mit dem letzten zusammen. Diese kaltblütige Berechnung, diese unerschütterliche Verfolgung des nämlichen Gedankens, ohne Einhalt, ohne Rücksicht, waren nahe an ihr Ziel gelangt.

Indessen ward der Papst allmählig inne, was er gethan hatte. Gleich am andern Tage weigerte er sich das Geschenk anzunehmen, das ihm der Kaiser sandte. Aber erst als die Cardinäle ankamen, welchen dieser ihre Freiheit gegeben, sah er es völlig ein. Eine tiefe Melancholie überfiel ihn. Pacca fand ihn gekrümmt, verbleicht und mager; die Augen unbeweglich und tief in ihren Gruben. Er sprach von den Leiden, die er erduldet habe, „aber am Ende," fügte er hinzu, „haben wir uns befleckt. Ich habe," sagte er, „keine Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht: ich kann kaum so viel Speise zu mir nehmen, als nöthig ist um zu leben; ich werde in der Raserei sterben, wie Clemens XIV." — Heiliger Vater, — sagte Pacca, das Uebel wird sich heben lassen. — „Wie", antwortete er, erstaunt und freudig, „sollte es noch möglich seyn?" [1])

Der gute Mensch wußte wenig von der Lage der Dinge; man hatte ihn mit Willen derselben unkundig erhalten; er meinte noch, sein Gegner stehe in dem Gipfel seiner Macht.

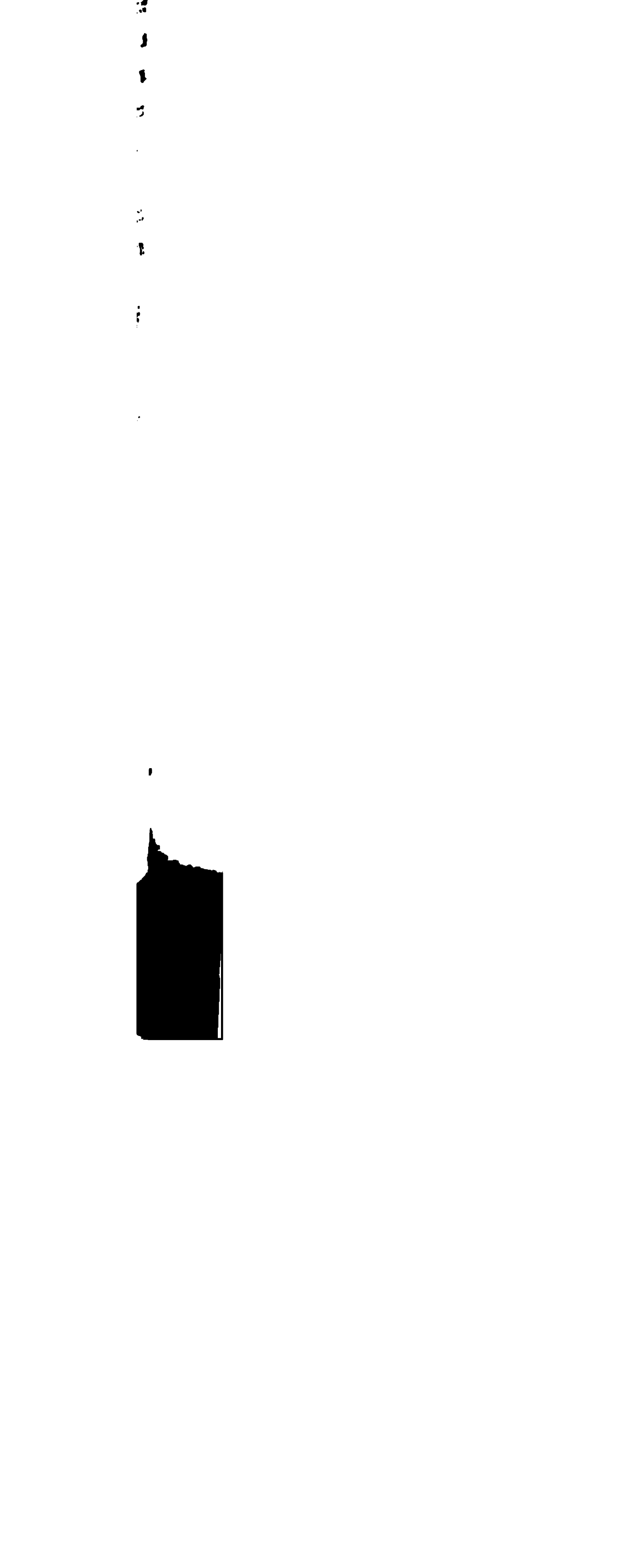
Allein es war schon nach der Rückkehr von Rußland, daß das Concordat geschlossen wurde; eben seine mißliche Lage hatte Napoleon angetrieben, alles daran zu setzen, um die geistliche Streitigkeit zu Ende zu bringen; den Coloß, von dem der Papst noch immer erdrückt zu werden fürchtete, sahen die Cardinäle bereits wanken.

Dieser Umschwung der Begebenheiten allein machte den Widerstand möglich.

Der Papst faßte — es ist nicht zu beschreiben, unter wie viel Pein, mit welchem Geheimniß — den Brief an Napoleon

---

[1]) Pacca II., p. 237—239.



Napoleon hatte dem Papste zugleich die weltliche Unabhängigkeit und die Selbständigkeit des geistlichen Einflusses entreißen wollen. Er sah sich beides zurückgegeben. Die Beschlüsse von Wien stellten ihn in den Besitz des gesammten Kirchenstaates her, wie er ihn nie besessen. Die europäischen Reiche suchten die zerrissenen Fäden der alten Verhältnisse wieder anzuknüpfen.

Pius übernahm jene Verwaltung wieder, deren Gang und Erfolge wir zu betrachten haben.

Ein starker, ein unerschütterlicher Geist, wir sahen es wohl, war dieser Papst nicht.

Lieber hätte er in der Zurückgezogenheit gelebt. Ich will es wohl glauben, daß er in seiner Gefangenschaft die Zeit, die ihm von seinen geistlichen Uebungen übrig blieb, mit den kleinen Beschäftigungen eines Klosterbruders ausfüllte, daß er sich, wie man ihm den Vorwurf gemacht hat [1]), selber einen Knopf annähete; von Bequemlichkeit und Genuß wußte er nichts. Auch in Rom litt er keine persönlichen Dienstleistungen; ganz angekleidet trat er des Morgens aus seinem Zimmer; seine Dienerschaft, welche wohl wußte, daß er ihrer nicht bedürfe, verließ ihn, sobald er sich zurückzog.

Außer den Geschäften sprach er ungern von ihnen. Er liebte unter seinen Vertrauten Anekdoten des Tages zu hören; er erzählte selbst, und nicht immer ohne die Wiederholungen, die dem Alter eigen sind, was ihm in Cesena und Imola begegnet sey. Mag man das nun loben oder tadeln, so erzählte er vortrefflich. Er umgab die Dinge mit der Heiterkeit seiner Stimmung. Er würzte sein Gespräch mit einer gutmüthigen Ironie, mit dem Lächeln stiller Behaglichkeit.

Für die Geschäfte besaß er nicht gerade namhaftes Talent noch auch eindringende Kenntniß. Er hatte aber gesunden Menschenverstand, und man will bemerkt haben, daß seine ersten An-

---

[1]) Mémoires du Duc de Rovigo. T. VII.

sichten in der Regel die richtigen waren. Doch traute er ihnen deßhalb nicht, weil ihm die positiven Kenntnisse mangelten. Er überließ es Anderen: er hörte, und den Gründen, die man ihm entgegenhielt, gab er häufiger nach, als Manche gewünscht hätten.

So hatte denn sein Staatssecretär, es hatten die Vorsteher der geistlichen Congregationen, welche bei ihm vortrugen, den entscheidendsten Einfluß auf ihn.

Vor Allen war der Staatssecretär Cardinal Consalvi in seinem Vertrauen. Dante sagt von Peter de Vinea, er habe beide Schlüssel zu dem Herzen seines Herrn in Händen gehabt, er habe es geöffnet und geschlossen. Man hat in Rom diese Worte auf das Verhältniß Consalvi's zu Pius VII. angewendet. Daß der stille Chiaramonti dort im Conclave zu S. Georgio bei Venedig die Tiara nicht ausschlug, war, wie man glaubt, das Werk Consalvi's. „Seine Rechtschaffenheit, sagte der Papst bei einer feierlichen Allocution an die Cardinäle von ihm, und seine Einsicht haben ihm billig unser Wohlwollen erworben, und vom Anfang unserer Regierung haben wir ihn zum Genossen unserer Rathschläge, zum Gehülfen unserer Verwaltung angenommen. Nur mit bitterem Schmerz und gezwungen haben wir ihn einst vom Amt eines Staatssecretärs entfernen lassen — (es war in den Streitigkeiten mit Napoleon geschehen); kaum war es uns möglich, so haben wir ihn mit eben so großer Freude unserer Seele wieder zurückberufen [1])." Selbst damals, als es noch keinen Staat wieder gab, wartete Pius, auch wenn alle anderen Cardinäle zugegen waren, auf die Ankunft Consalvi's; er beschloß nichts ohne ihn gehört zu haben. Wie viel weniger nun, da man wieder in die alten Verhältnisse eingetreten war, da auch die Rückgabe des gesammten Staates hauptsächlich den Talenten dieses Ministers zugeschrieben wurde.

---

[1]) Allocutio S^mi^ D^ni^ N^ri^ Pii VII., habita in consistorio secreto d. 4to Sept. 1815.

Nicht, daß er demselben allemal unbedingt gefolgt wäre. Zuweilen neigte er den Kopf auf die Schulter: zum Zeichen, daß ihm die Sache mißfalle. Doch war es in ihm nicht gerade Einsicht, oder eigene Meinung, weshalb er annahm oder verwarf. Er arbeitete die Angelegenheiten, ich möchte sagen, nicht mit dem Verstande, sondern mit seinem Gewissen durch; die vornehmste Aufgabe war ihm, sie mit den innerlichsten und höchsten Ueberzeugungen, die in ihm persönlich geworden, in Uebereinstimmung zu bringen.

Sein Gemüth war wie die Goldwage, die das kleinste Uebergewicht auf der einen oder auf der andern Seite mit Sicherheit andeutet.

Da ihm nun Niemand weiter gewaltsam zusetzte; da er mit seinem Gewissen in Frieden lebte, so blieb er in jener unerschütterlichen Heiterkeit und Gemüthsruhe, die seiner Nähe, seinen Gesprächen einen unvergleichlichen Reiz gab.

Man glaube nicht, daß er sich dabei von seiner Confession gedrückt, im mindesten beengt gefühlt hätte. Wir haben von Niebuhr gehört, wie er einst nach einer geschlossenen Unterhandlung dessen Hände zwischen die seinen faßte, und ihm dankte, daß er sich als ein ehrlicher, guter Mann verhalten habe.

Was ihn jetzt betrüben konnte, waren die Erfolge.

Der Gewalt der Dinge gegenüber eine so friedfertige, unschuldige, beschränkte, in sich selbst lebende Natur; — wir werden sehen, in wiefern er etwas ausrichtete.

Fassen wir zuerst die geistlichen Verhältnisse ins Auge.



haben; wie viel mehr aber jetzt, da die Natur der Menschen und der Dinge es mit sich brachte, daß man auf der einen Seite unhaltbare Ansprüche erneuerte, auf der andern das Erbtheil, das die Revolution hinterlassen, nicht aufzugeben, sondern eher in die Fußtapfen des Kaiserthums zu treten dachte.

Nach allen Seiten hin begannen Unterhandlungen. Es ist zwar ein wenig viel gesagt, wenn man dies das Jahrhundert der Concordate genannt hat, aber ein Jahrzehend lang machten sie allerdings einen wichtigen Theil der europäischen Geschäfte aus.

Sollen wir uns aber daran wagen? sollen wir diese Mannigfaltigkeit von Ansprüchen — verschieden in jedem Lande und an jedes Land — in denen sich Staat und Kirche, Theologie und Philosophie, Fanatismus und Unglaube, die Hervorbringungen der vergangenen Jahrhunderte und die Forderungen des heutigen Tages begegnen, darzulegen und den Streit, welchen die feinste Diplomatie der Welt, langsam und geschickt, eine Reihe von Jahren hindurch darüber geführt hat, zu schildern unternehmen? So weit geht weder unsere Absicht, noch würden unsere Quellen so weit reichen.

Es kann uns nur um eine allgemeine Ansicht dieser Verhandlungen, ihres Ganges und des Verhältnisses, in welches Rom dadurch zu den verschiedenen Staaten gesetzt ward, zu thun seyn.

Wir beginnen mit der Bemerkung, daß die Curie nie einen glücklichern Zeitpunkt hatte, als unmittelbar nach der Restauration. Ihre Entwürfe wurden fast allenthalben durch entgegenkommende Willfährigkeit begünstigt.

In einigen südlichen Staaten nahm man auf die Neuerungen der Revolution so gut wie gar keine Rücksicht. In Spanien wurden das Concordat von 1753 und die pragmatische Sanction Karls III von 1762 neuerdings die geltenden Normen [1]).

[1]) Dispatch from Mr. Vaugham to Lord Visc. Castlereagh. Madrid Jan. 28. 1816.




Die Dataria zog von Neuem ihre besten Einkünfte aus Spanien. Ferdinand VII stellte die Inquisition, welche nicht allein gleich Anfangs von Napoleon, sondern auch darnach allen Widersprüchen des Nuntius zum Troß, von den Cortes aufgehoben worden, wieder her, und 1815 las man wieder Edicte des Groß-Inquisitors. Sie lauteten gegen die neuen und gefährlichen Lehren, von denen der größte Theil von Europa auf beklagenswürdige Weise ins Verderben gestürzt worden und jetzt auch Spanien gefährdet werde [1]). Die Wiederherstellung der Jesuiten begrüßte dieser König mit Freuden. Er erklärte die Beschuldigungen die man denselben mache, für erdichtet: erfunden von den Feinden nicht sowohl dieses Ordens, als vielmehr der Religion Christi überhaupt, „welche doch, sagt er, das erste Grundgesetz einer Monarchie ist, in deren Vertheidigung meine Vorfahren ihren Beinamen der Katholischen gerechtfertigt haben; ihrem Eifer und Vorgang wünsche und denke ich mit Gottes Hülfe beizukommen [2])."

Auch Sardinien verschmähte die Erwerbungen der Revolution. Dem englischen Gesandten ist im März 1816 eine sehr unterrichtende officielle Darstellung der geistlichen Verhältnisse des Königreichs eingehändigt worden, welche alle Rechte und Ansprüche lediglich von den frühern Verträgen herleitet [3]). Im Juli 1817 wurden die neuen Diöcesen, in fast allzugroßer Zahl, nicht ohne eine gewisse Freigebigkeit eingerichtet. In allen Dingen zeigte man in Turin dem römischen Hofe Ergebenheit und Gehorsam.

---

[1]) Auszug aus dem Edict Franz Xaviers de Mier y Campello bei Llorente Hist. de l'inquisition IV, 153.

[2]) Real cedula de S. M. y Señores del consejo, por la qual se manda restablecer la religion de Jesuitas. 9 de Junio 1815.

[3]) Memoria giurisditionale (delivered to Lord Burghersh) Report p. 176. Dafür wurden auch die Bisthümer Vercelli und Novara vom Erzbisthum Mailand abgesondert und unter das Erzbisthum Vercelli gegeben. Literae apostolicae in forma brevis etc. Romae 26 Sept. 1818.

Bei dieser Art von Herstellung gab es freilich viele Schwierigkeiten. In Toscana erklärte man zwar, man befolge die alten Maximen und das frühere System der östreichischen Dynastie wieder; allein nur so viel die veränderte Zeit und die Verwirrung der Dinge es erlaube [1]. Wenigstens stellte der Großherzog die regularen Mönchsorden von beiden Geschlechtern wieder her; in Betracht, wie er sagte, von welchem Nutzen für Kirche und Staat sie seyen.

Diese Staaten waren wenigstens äußerlich im Ganzen in ihr altes Verhältniß zurückgetreten.

Schwerer ward es in denen, die sich entweder neu gebildet hatten oder in ganz veränderten Formen erschienen.

Indessen ging es auch hier für den römischen Hof über Erwarten glücklich.

Polen war sogar an einen Fürsten von griechischer Confession gekommen; doch ließ dies Kaiser Alexander nicht spüren. Es war alles was man wünschen konnte, wenn er die polnische Geistlichkeit, sowohl katholische als unirte, aus liegenden Gründen zu dotiren versprach, und diese im Voraus für ihr unveräußerliches Eigenthum erklärte. Er gab den Bischöfen aufs Neue politische Bedeutung: er nahm sie in die Kammer der Senatoren des Königreiches auf [2].

Auch das baiersche Concordat, welches zunächst zu Stande kam, war den Ansprüchen der Geistlichkeit günstiger, als man irgend erwartet hatte.

Die Diöcesen die man bestimmte, waren zahlreich und sie wurden gut ausgestattet. In den Seminarien, deren Einrichtung man beschloß, ward die Aufnahme der Schüler und die Ernennung der Lehrer, Unterricht und Verwaltung den Bischöfen an-

[1]) L. I. R. Segreteria di Stato ai Vescovi etc. nach biglietto di Segreteria intima del di 29 Novbr.

[2]) Charte constitutionnelle du royaume de Pologne, 15—27 Nov. 1815. Titre II, art. 13 et 14.



vertraut. Der König sagte sogar die Herstellung und Dotation einiger Klöster für beide Geschlechter zu.

Dafür — es heißt ausdrücklich „in Rücksicht auf die daher entspringende Förderung geistlicher Dinge" — ward ihm die Ernennung der Bischöfe überlassen, obwohl sich der römische Stuhl die Annaten und einen unmittelbaren Einfluß auf die Capitel vorbehielt [1]). Ich weiß nicht, ob ich recht unterrichtet bin, doch höre ich von glaubwürdigen Männern, daß die meisten Vorschläge von Seiten des Münchener Hofes gemacht worden. Den guten alten Häffelin — der die Unterhandlung zu Rom führte — hat man mit Unrecht darüber so bitter angetastet. Man versichert mich, nur in einem einzigen Punct, in der Art und Weise die Capitel einzurichten, habe er den Anträgen der Curie nachgegeben. Auch ward das Concordat, nach einigen Zögerungen, wirklich ratificirt. Gewiß ein bedeutender Schritt, zumal wenn diese Abkunft als ein Vorbild für die übrigen deutschen Provinzen betrachtet wurde.

Schon hatte man aber noch weiter reichende Entwürfe in Händen.

Ohne Zweifel das Wichtigste von allem was man unternehmen konnte war, die Verhältnisse mit Frankreich wiederherzustellen. Man hatte dazu die beste Aussicht.

Wir sahen, wie nahe es Napoleon bis zu einer völligen Unterwerfung der Kirche gebracht hatte; eben darin lag es, daß die neue Gewalt die Kirche, so viel ihr möglich, begünstigte.

Gerade auf die Institute der Kirche dachten die Wortführer von 1815 den restaurirten Staat zu gründen, welchen sie im Sinne hatten. Unmöglich konnten sie auf so revolutionäre Einrichtungen bauen, wie das Concordat Napoleons gewesen war. Sie drangen darauf, daß dies ausdrücklich aufgehoben würde.

---

[1]) Conventio inter Smum D. Pium VII S. Pontificem et M. S. Maximilianum Bavariae regem. Romae d. 5 Junii 1817. Ratificirt: München, 24 Oct. 1817. Art. 2—4, 5, 7, 9.

In Rom war man nicht so unbedingt dafür. Consalvi sah, wie er offen bekannte, in jenem Concordate das große Denkmal seines Lebens. Ihm wäre es genug gewesen, wenn die organischen Artikel, welche Napoleon hinzugefügt hatte, abgeschafft worden wären, wenn man dann vielleicht die Diöcesen vermehrt hätte. Auf diesen Grundlagen, schien es ihm, lasse sich das festeste Gebäude aufführen.

Und gewiß, man konnte Bedenken tragen, einen so feierlichen Vertrag wieder aufzuheben. Ehrenvoll war dies nicht; es konnte als eine Rechtfertigung der Protestationen des ausgewanderten Klerus erscheinen, die man immer verworfen hatte.

Wenn sich Rom dennoch dazu entschloß, so ward ihm das durch neue Zugeständnisse anderer Art reichlich vergütet. Nicht allein wurden mit dem Concordat zugleich jene organischen Artikel abgeschafft, sondern man beschloß auch eine bedeutende Vermehrung der Diöcesen — von 60 auf 92 — mit einer angemessenen Ausstattung in liegenden Gründen und Renten auf den Staat unverzüglich ins Werk zu setzen [1]). In einigen unbestimmt gefaßten Artikeln erhielt man sich große Aussichten für die Zukunft. Jetzt war von keiner Beschränkung der Institution, von keiner Uebertragung der päpstlichen Gewalt an die Metropolitane die Rede. Was nicht ausdrücklich bewilligt worden, nahm man ohne diese Bewilligung an sich. Wenigstens behauptete der Ambassadeur, daß jene Clausel der Bullen, in welcher der Papst sagte, daß er die Bisthümer errichte und dotire, ohne sein Wissen eingeschaltet worden sey.

Es war dies fast mehr als eine Herstellung der dort so oft bestrittenen und in enge Grenzen eingeschlossenen päpstlichen Gewalt. War doch von der Freiheit der gallicanischen Kirche fast nicht mehr die Rede.

---

[1]) Concordat 11 Juin 1817. Projet de loi art. 3.



Oft ist es bei den Revolutionen so gewesen. Indem man eine chimärische Freiheit zu gründen suchte, hat man die wirkliche vernichtet, welche man besaß.

Jetzt war es so weit gekommen, daß selbst ausgezeichnete und die tadellosesten Geistlichen in der Behauptung der vier Propositionen nur eine Veranlassung zu Mißbräuchen sahen. Und doch waren die gallicanischen Freiheiten selbst noch größer als sie in denselben erschienen. Die Geistlichkeit war weise genug gewesen, nicht alle ihre Vorrechte in Declarationen zu fassen: sie hatte gefürchtet, sie gerade auf diesem Wege zu verlieren. Unter andern hatten die französischen Bischöfe ein sehr ausgedehntes Dispensationsrecht. Die einen hatten es immer ausgeübt und die andern hatten es wenigstens nicht völlig fallen lassen. Schon im Jahre 1801 forderten sie es nicht weiter zurück; Consalvi als Legat, fertigte alles auf der Stelle aus und machte einige Zugeständnisse für die nächsten Jahre. Nach der Restauration aber gedachte Niemand mehr der alten Vorrechte. Man schickte die Sachen ohne Weiteres nach Rom.

Merkwürdiger Erfolg! Wäre das neue Concordat zur Ausführung und der Klerus in Frankreich jemals wieder zu einiger Selbständigkeit gekommen, so würde die Zerstörung, welche die Revolution gebracht, der Curie nicht zum Schaden, sondern zum Vortheil gereicht haben. Der alten Widersetzlichkeit, der örtlichen Freiheiten, jenes Pochens auf die gallicanischen Vorrechte, wäre sie auf lange überhoben gewesen.

Während man mit dem bourbonischen Stammhaus so glückliche Unterhandlungen pflog, hatte man dagegen mit der Nebenlinie zu Neapel lebhafte Zwistigkeiten.

Der König säumte, den Zelter nach St. Peter zu senden, der die alte Abhängigkeit seines Reiches von dem heiligen Stuhle bezeugte. Ueber die Frage ob dies eine rein weltliche Verpflichtung sey oder nicht, gerieth man in lebhaften Eifer, und der

Papst drohte dem König mit dereinstigen Strafen Gottes [1]). Ferdinand dagegen weigerte sich die Jesuiten in sein Land aufzunehmen; er beschränkte die Correspondenz seiner Geistlichen mit Rom auffallend; er schien zugleich die alten Irrungen, die er mit Pius VI gehabt, fortsetzen, und die Erwerbungen der französischen Verwaltung behaupten zu wollen. Der Papst seinerseits versagte den neapolitanischen Bischöfen die Institution. Es kam so weit, daß von 130 Bisthümern in beiden Sicilien 86, in dem eigentlichen Neapel drei Viertheile der bischöflichen Sitze vacant waren. Wenn irgendwo, so war hier ein neues Concordat unumgänglich nothwendig. Lange unterhandelte man vergeblich darüber zu Neapel. Um die Sachen zu Ende zu bringen mußten im Februar 1818 die vornehmsten Minister beider Höfe, Consalvi und Medici, zu Terracina an den Grenzen der Staaten zusammenkommen.

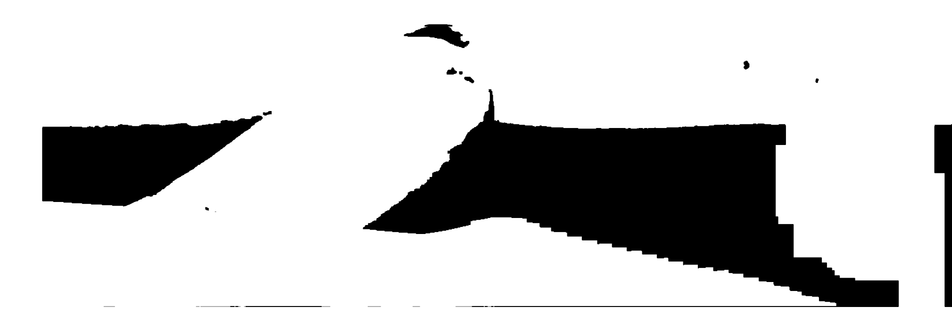
Medici hielt sich für einen außerordentlichen Kopf; er meinte — und gutmüthigerweise glaubten es ihm einige Landsleute — alle europäische Diplomaten zu übersehen. Jetzt erwarb er in der That die Ernennung auch zu denjenigen Stellen, welche bisher von Rom aus besetzt worden waren, und die Abschaffung jener kleinen politischen Rechte, die sich Rom noch immer vorbehalten hatte.

Dafür aber erlangte Consalvi andere Zugeständnisse, wie es scheint, von wesentlicherem Vortheil.

Der Papst behauptete einen bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der unteren Stellen; seine Correspondenz mit der Geistlichkeit ward von aller Beaufsichtigung und jenem Liceat scribere, das man bis jetzt von Staatswegen gefordert, losgesprochen; die bisherige geistliche Jurisdiction des Königs ward beschränkt oder unterdrückt; Klöster wurden wieder eingerichtet;

---

[1]) Auszüge aus den hiebei gewechselten Schriften bei Coppi Annali d'Italia IV, 438.



die Geistlichkeit ward wieder befähigt Güter zu besitzen; man ließ Klagen über die Besteuerung des Klerus einfließen, obgleich dieser im römischen Staate selbst nicht eximirt ist. Die Regierung versprach nicht allein der Geistlichkeit ihre eingezogenen Güter zurückzugeben, sondern auch bei der einstweiligen Verwaltung derselben neben zwei neapolitanischen auch zwei römische Commissarien zuzulassen [1]).

Was konnte die Ernennung zu den Stellen dem Könige so großes fruchten, wenn seine Bischöfe nachher unabhängig von ihm und abhängig von Rom waren.

Man hatte allgemein erwartet, Consalvi werde das meiste zuzugestehen haben; als man dies Resultat kennen lernte, schrieb ihm jedermann einen vollkommenen Sieg zu; nie war seine Geschicklichkeit glänzender erschienen.

Und doch würde man Unrecht haben den guten Fortgang der römischen Interessen der alten Klugheit dieses Hofes oder den Talenten Consalvi's allein beizumessen. Wie wäre sonst in diesem Fortgang ein so plötzlicher Stillstand eingetreten.

Eben damals als das neapolitanische Concordat geschlossen ward, im Anfang des Jahres 1818 regte sich bereits allenthalben eine lebhafte Opposition.

Frankreich ging auch hierin voran. Die Ordonnanz vom 5 September und die Sitzung des Jahres 1816—1817 hatten jener Richtung der öffentlichen Gewalt, unter deren Schutze das Concordat war entworfen worden, bereits ein Ende gemacht, als man damit hervortrat. Die günstige Stunde war vorüber. Rom hat so viel Vorurtheile und gegründete Ueberzeugungen, so viel alte Abneigungen und Leidenschaften wider sich; alle waren aufgewacht. Unglücklicher Weise gab ihnen das Concordat Anlaß

[1]) Conventio inter Smum. D. Pium VII P. et M. S. Ferdinandum I, regni utriusque Siciliae regem. Anxure XVI Febr. 1818. Art. 28, 8, 22—26, 15, 12.

genug. Da waren unbestimmte Versicherungen, welche eine Gefahr für wesentliche Zugeständnisse der Verfassung, für die Toleranz selbst zu enthalten schienen; da war jenes Stillschweigen über die Freiheiten der gallicanischen Kirche; da war der 6te Artikel „die zugesagte Beibehaltung der bisherigen Bischöfe könne wohl aus guten Gründen Ausnahmen leiden", durch welchen Einige von ihnen mit willkürlicher Absetzung bedroht schienen [1]); man nahm die Formeln der Bullen für ernstliche Anmaaßung; man erinnerte sich der Ansprüche die der römische Stuhl auf Avignon zu machen fortfuhr. Auf das lebhafteste regten sich die entschiedenen Gegner. Mit neuen wohlfeilen Ausgaben von Voltaire und Rousseau hatten sie den Empfang des Concordates ausdrücklich vorbereitet. So erhob sich denn ein allgemeines Geschrei und eine Unzahl von Broschüren mahlte die Gefahren der Zukunft aus. „Es war", sagt Guizot [2]), „als ob Gregor VII noch einmal die Tiara nehme; als strecke das Mönchthum bereits seine Hand nach seinen verloren gegangenen Gütern aus; als fasse die Inquisition Fuß auf dem französischen Boden". Vor diesem Geschrei allein, ohne anderen Angriff, fiel das Concordat. Schon bei dem darauf bezüglichen Gesetzentwurf suchten die Minister seine Bestimmungen zu ermäßigen. Dies Zurückweichen aber machte der Opposition nur noch mehr Muth. In der Mitte der Commission, die zur Berathung des Entwurfs niedergesetzt wurde, that sie sich so lebhaft hervor, daß man es gar nicht wagte zu den Berathungen in der Kammer zu schreiten. Das Concordat ging nach Rom zurück. Im Jahr 1819 mußte sich der Papst zu Maaßregeln verstehen, die seiner ursprünglichen Absicht entgegenliefen. Wie viel besser wäre es gewesen das Concordat von 1801 derweile stehn zu lassen und den wesentlichen Mängeln durch wesentliche Verbesserungen abzuhelfen!

[1]) De Pradt Quatre concordats III, p. 96.

[2]) Guizot du Gouvernement de la France, p. 41.

Dann wären vielleicht auch andere Wirkungen dieser Niederlage vermieden geblieben.

In ganz Europa machte sie — es konnte nicht fehlen — den größten Eindruck. Sie gab den Unterhandlungen, die nunmehr folgten, eine neue Farbe.

Vornehmlich machten einige kleinere Staaten Ansprüche, wie sie bisher nicht so leicht vorgetragen worden; unter andern die Schweiz.

Aber darf man überhaupt sagen, daß mit der Schweiz unterhandelt worden sey? Allerdings erschienen 1818 schweizerische Abgeordnete in Rom. Allein es fehlte viel daß sie einen Auftrag von der Tagsatzung gehabt hätten. Es waren nur die Gesandten von Bern und Luzern. Diese Cantone wünschten die Baseler und einen Theil der Constanzer Diöcesanstände zu einem Bisthum zu vereinigen, das seinen Sitz in Luzern haben sollte. Sie dachten wohl demselben eine allgemeinere Bedeutung zu geben. Allein niemals hätte die Eifersucht der Eidgenossen dies zugelassen. Dem Plane von Bern und Luzern widersetzte sich Solothurn. Es hatte Aargau und Thurgau und selbst Zürich auf seiner Seite. Wohlverstanden, es hatte dieselben auf seiner Seite, so lange man sich den andern widersetzte, jedoch nicht mehr, sobald es darauf ankam selbst etwas Gemeinschaftliches auszuführen. Bern hatte wenigstens auf die Beistimmung der Urcantone gerechnet. Aber jene Abgeordneten mußten erleben, daß ihnen zur Seite, ohne ihr Wissen, Schwytz über die Erhebung der Abtei Einsideln zu einem Bisthum unterhandelte. Wer sollte es glauben; auch dies Vorhaben in seinem engeren Kreise erweckte lebhaften Zwist; es fand Widerspruch bei den Betheiligten in der Abtei selbst. Genug, es war Zwiespalt über Zwiespalt; aus jeder Trennung entwickelte sich eine neue; die abgesonderten Glieder entzweiten sich ihrerseits von frischem.

Obwohl es demnach nur zwei Cantone waren, welche unter-

handelten, so machten sie doch, wie gesagt, sehr weit reichende und selbst neue Ansprüche.

In Luzern wollte man sich nicht allein über die Verwaltung der geistlichen Güter und Cassen, sondern vornehmlich über das Seminar, das zu gründen war, und den Unterricht in demselben die Aufsicht von Staatswegen vorbehalten. Kein Zweifel daß man gewisse Lehren katholischer Geistlichen für gefährlich hielt, und sie zu vermeiden wünschte. Die Correspondenz der Geistlichkeit mit Rom sollte besonderer Aufsicht unterliegen.

Ich will Nothwendigkeit und Zulässigkeit dieser Forderungen nicht erörtern; allerdings hat die unmittelbare Einwirkung von Rom in kleinen Gemeinheiten etwas Bedenkliches; auf jeden Fall aber stieß man auf diese Weise mit allen Grundsätzen der Curie zusammen. Rom wollte eine freie Correspondenz mit dem Klerus; allen Einfluß der weltlichen Gewalt auf den geistlichen Unterricht erklärte es für grobe Usurpation. Es forderte ausdrückliche Verzichtleistung auf diesen Anspruch.

So konnte man sich denn freilich nicht vereinigen.

Indem die Gesandten erklärten, sie seyen in der Unmöglichkeit nachzugeben, stellten sie nur noch vor daß sie nicht wüßten, was aus der schweizerischen Kirche werden solle. „Sie wird bleiben, wie sie ist", entgegnete man ihnen. „Mit nichten", versetzten sie, „sie ist in allzugroßer Unordnung; aus dieser kann nichts hervorgehen als eine von Grund aus neue Ordnung, oder wenn man es nicht dazu bringt, eine vollständige Auflösung. Gott weiß, ob diese nicht den Umsturz aller Dinge herbeiführt".

Gewiß hängen kirchliche und weltliche Ordnungen so enge zusammen, daß die einen ohne die anderen nicht bestehen können. Die allgemeine Verwirrung, welche nachher eingetreten, mag nicht viel weniger von dieser, wie von der andern Seite kommen.

Unverrichteter Dinge mußten die Gesandten über die Alpen zurückkehren; zu Hause fanden sie die Ansichten schon wieder verändert. In Luzern hätte man damals bereits Bedenken getragen,



waren mit demselben nicht allemal in deutlicher Uebereinstimmung. Selbst nach der Ratification traten neue Schwankungen ein. Es waren ausweichende Erklärungen von baierscher Seite, es war die ganze Geneigtheit, welche das damalige Rom hatte, wenigstens den Schein zu retten, erforderlich um die Sache nicht zu neuem Bruche kommen zu lassen.

Weit größere Schwierigkeiten aber boten die Unterhandlungen mit den mindermächtigen Staaten dar. Gleich so wie der Entwurf erschien, zu welchem sich eine in Frankfurt zusammengetretene Commission vereinigte [1]), — im April 1818 — fürchtete man in Rom eher ein Schisma, als ein Concordat daraus hervorgehn zu sehen.

Wenn man in dem schweizerischen Entwurfe, der die Aufsicht über die Kirchen oligarchischen Magistraten eingeräumt hätte, eine aristokratische Tendenz wahrnahm, so kamen die Schwierigkeiten, die man in dem deutschen sah, von einer andern Seite: man glaubte darin demokratische Absichten zu erblicken.

Es kam auch hier vornehmlich auf die Besetzung der Bisthümer an. Nach jenem Entwurf nun wollte man die Landpfarrer zu den Wahlen heranziehen. Im Falle einer Vacanz sollten sämmtliche Landpfarrer der Diöcesen einen Ausschuß wählen, an Zahl den Domcapitularen wenigstens gleich; aus beiden zusammen sollte das Wahlcollegium bestehen. Niemand dürfe gewählt werden, der nicht acht Jahre lang das Amt eines Seelsorgers oder eines Lehrers verwaltet habe [2]).

Bestimmungen, welche dem Papst eine entschiedene Tendenz zu haben schienen, einen Geist der Demokratie in die Kirche

---

[1]) Es waren Würtemberg, Baden, die beiden Hessen, Nassau, Oldenburg, Mecklenburg, Schwarzburg, Anhalt, Waldeck, Lippe, Schaumburg-Lippe, Hohenzollern, Reuß, Frankfurt, Lübeck und Bremen.

[2]) Grundzüge zu einer Vereinbarung über die Verhältnisse der katholischen Kirche in deutschen Bundesstaaten. Bei Münch: Concordate, II, S. 338.

einzuführen. Er fürchtete, es sey nur der erste Schritt, um nach und nach dem ganzen Klerus und vielleicht auch dem Volke Antheil an den Bischofswahlen zu verschaffen. Alte Mißbräuche, daher entspringend, die man in frühern Zeiten mit Mühe gehoben, werde man auf diese Weise herstellen. Wie solle er aber die Beschränkung der Wahlen auf gewesene Pfarrer oder Lehrer billigen? Es würden alle ausgeschlossen seyn, die durch Geburt und Glücksgüter abgehalten würden sich solchen Aemtern zu widmen. Man erinnert sich, daß Rom die vornehmste Stütze der deutschen Kirche immer in dem Adel gesehen hat. Dieser wäre hiedurch von den bischöflichen Sitzen vollends entfernt worden. Der Papst erklärte, dies zugeben würde einen Verrath an der Kirche begehen heißen.

Unterdessen hatte man zu Frankfurt der demokratischen Tendenz eine sehr monarchische beizugesellen gewußt.

Nicht so geradezu sollten die Wahlcollegien einen Bischof ernennen. Sie sollten nur drei Personen zu diesem Amt vorzuschlagen haben. Schon im voraus würde dem Landesherren das Recht beiwohnen von diesem Vorschlag auszuschließen; nach demselben würde er aus den dreien definitiv ernennen.

Eine Combination, durch welche so gut wie ein unmittelbares Recht der Ernennung an den Fürsten gekommen wäre.

Denn auch dem Papst sollte keinerlei Einfluß gestattet werden. Eine besondere Clausel besagte, er habe die Institution binnen vier, höchstens binnen sechs Monat zu ertheilen; wofern er sie länger verzögere, so werde der Erzbischof sie zu geben berechtigt seyn.

Man denke, wie dies in Rom aufgenommen werden mußte.

Den protestantischen Fürsten wäre ein Patronatrecht über katholische Kirchen eingeräumt worden. Der Papst hätte ihnen überdies zugestanden, was er Napoleon verweigert hatte. Gerade die Forderungen Napoleons, ganz mit den Gründen, die der Kaiser gebraucht hatte, wiederholte man in Frankfurt. Bit-

ter beklagte sich Consalvi, daß es nach alle dem, was geschehen, wieder dahin gekommen sey.

Es war eben jene Mischung von ministerieller Gewalt und demokratischen Formen, mit Vernichtung aller alten Gerechtsame, die man in jenen Ländern überhaupt beliebte.

Kein Unterhandeln konnte helfen. Da kein Theil weichen wollte, brachte es wenigstens Consalvi nicht bis zum Concordat. Er begnügte sich eine neue Eintheilung der Diöcesen durchgesetzt zu haben.

Auch die hannoverischen Unterhandlungen schlichen langsam hin. Es that sich dabei ein Widerstreit zwischen doctrinären und politischen Ansichten unter den Bevollmächtigten selbst hervor. Wie lange stritt man darüber, ob die Regierung, der das Recht der Elimination zugestanden wurde, auf der Liste der Wählbaren drei oder nur zwei Namen zurück zu lassen habe. Consalvi brachte es nicht bis zum Ziel.

Später begann, auf das rascheste schritt die preußische Unterhandlung vorwärts.

Im August 1820 erhielt Niebuhr seine Instructionen. Sie gingen doch noch etwas weiter, als er gelangen zu können glaubte. Im October war man bereits über die Grundlagen einig. Der römische Hof verstand sich dazu die Diöcesen auf die Weise, wie man es ihm vorgeschlagen, zu beschränken und einige alte bischöfliche Sitze fallen zu lassen. Dafür finden wir auch in der preußischen Unterhandlung nicht jene peinlichen und den wechselseitigen Verdacht rege erhaltenden Bestimmungen über den Umfang der Elimination und den Termin der Institution. Es ist ein großartigeres Verfahren, wie es der Bedeutung und Würde dieses Staates zukam. Von den Zeitumständen ward es begünstigt. Eine Anwesenheit des Staatscanzlers von wenig Tagen, reichte hin die Verhandlungen zu einem Ziele zu führen, das sowohl die Ansprüche des Staates befriedigte, als die gerechten Wünsche der Katholiken erfüllte.

Vielleicht mochte man sich in Rom schmeicheln, daß dies Beispiel Nachfolge bei den Nachbarn finden werde.

Wenigstens lag es in der Natur der Sache, wenn es in den Niederlanden nicht geschah.

Allzu sehr hatte die Parteiung in der Mitte des Landes selber um sich gegriffen.

Gleich bei der Zusammensetzung des Königreichs hatte die Geistlichkeit die Wiederherstellung aller Verträge und Constitutionen gefordert, welche die alten Fürsten in Bezug auf die freie Ausübung, die Rechte, Privilegien, Exemtionen und Prärogative der katholischen Kirche jemals beschworen [1]). Die vornehmsten Bischöfe hatten sich aus religiösen Gründen wider nicht weniger als acht Artikel der Verfassung erklärt. Um so mehr glaubte sich die Regierung verpflichtet, den Widerstand derselben zu brechen; sie begünstigte das liberale Element in dem Lande und in der Geistlichkeit.

Wie hätte die Aufregung, in die man hiedurch mit Nothwendigkeit gerathen war, sich nicht auch in den Unterhandlungen mit Rom zeigen sollen? Die niederländische Gesandtschaft konnte selbst in persönlichen Berührungen eine gewisse Heftigkeit nicht verbergen. Es gehörte Consalvi dazu, um es sich gefallen zu lassen. An eine Uebereinkunft war damals lange nicht zu denken. Als sie später erfolgte, trug sie den Keim neuer Zwistigkeiten in sich.

So ergingen diese Dinge.

Ganz andere Hoffnungen hatte man 1815 gehegt. Man hatte sich schmeicheln dürfen, das Verlorene wieder zu erwerben, die alte Weltstellung noch einmal einzunehmen. Wie weit aber blieb man davon entfernt! Statt besser, war es mit wenigen Ausnahmen immer schlimmer gegangen; einen Anspruch nach dem andern hatte man aufgeben müssen; aus dem Fortschritt war man in die Vertheidigung gerathen. Und noch hatte Pius VII nicht alle Er-

[1]) Mémoire adressé le 8 Octobre 1814 aux hautes puissances.

fahrungen gemacht, die ihm bevorstanden. Er mußte noch erleben, daß selbst die rechtgläubigen Länder, Spanien und Portugal, und diesmal nicht durch eine fremde Gewalt, sondern durch eigene innere Bewegung sich dem Einflusse des römischen Stuhles zu entziehen suchten.

Fragen wir, woher dies kam, so führt es uns zu einer allgemeineren Bemerkung.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, allein es ist mir bei neuern apologetischen Werken der katholischen Kirche oft aufgefallen, wie doch ihr Grundgedanke so viel mehr politischer als religiöser Natur ist. Sey es, daß man einer höchsten Instanz in irdischen Dingen zu bedürfen glaubt, oder daß man das Recht der königlichen Gewalt auf das göttliche Recht der Kirche gründet. Zwar kommen religiöse Momente hinzu, aber die Lebensader, der große Gesichtspunct ist in der Regel politisch.

Nun ist dies wohl nicht zufällig; es hat seinen Grund in der heutigen Stellung der beiden Gewalten zu einander, die in der That von der frühern weit abweicht.

Schon bei Betrachtung der Concordate muß es uns auffallen.

Sonst war ein Streit zwischen Staat und Kirche zu schlichten; es kam darauf an, die öffentliche Gewalt allenthalben mit dem Klerus und seinem gemeinschaftlichen Oberhaupte auseinanderzusetzen; der Staat hatte seine politischen, die Curie ihre kirchlichen Gesichtspuncte. Jeder Theil stand auf seinem eigenen Grund und Boden dem andern gegenüber.

Jetzt war dies Verhältniß wesentlich verändert. Da die Revolution ein so entschieden antireligiöses Element entwickelt hatte, da es die nämlichen Anfälle derselben gewesen waren, durch welche die Staaten umgestürzt und die Kirche in ihrer Grundlage erschüttert worden, so hatte sich zwischen Staat und Kirche eine viel engere Gemeinsamkeit ausgebildet. Die restaurirten südlichen Staaten glaubten in der Kirche ihren sichersten Halt zu finden und sie suchten sich der religiösen Motive zu be-

mächtigen. Die Kirche, die sich durch die entgegengesetzten Bestrebungen dem Verderben geweiht sah, schlug in diesen Bund ein: sie glaubte mit diesen Staaten zu stehen und zu fallen. So bekam die Restauration der Staaten eine kirchliche, die Herstellung der Kirche eine politische Farbe.

Ich weiß nicht, ob diese enge Vereinigung dem einen oder dem andern Theile von Nutzen war.

Ruhen nicht Staat und Kirche zwar auf verwandten, aber doch auf abweichenden geistigen Grundlagen? Wäre es nicht für's erste nothwendig gewesen, daß die restaurirten Staaten, ohne sich so viel auf die geistlichen Dinge einzulassen, ihr politisches Prinzip neu gegründet und innerlich belebt hätten? Hätte nicht auch die Kirche zunächst ihren religiösen Standpunct ganz allein wieder zu gewinnen suchen sollen? Ohne viel Mühe kann sie ihre Feinde unterscheiden. Strengte man wahrhaft seine Kräfte an, um den Naturalismus, der so oft zu systematischer Irreligion wird, und in der einen oder der andern Gestalt die Welt weit und breit beherrscht, wieder zu überwinden? Suchte man ihm von innen heraus überlegen zu werden? — Denn dem Starken gehört die Welt, und nur wahrhafte Ueberlegenheit in voller Entwickelung ihrer Kräfte wird den Sieg erfechten.

Genug, Staat und Kirche vereinigten sich. Der Erfolg war, daß sie den nämlichen Fanatismus für und wider sich erweckten, daß sie die nämlichen Interessen, den vereinigten Strom der alten Feindseligkeiten zu bekämpfen bekamen.

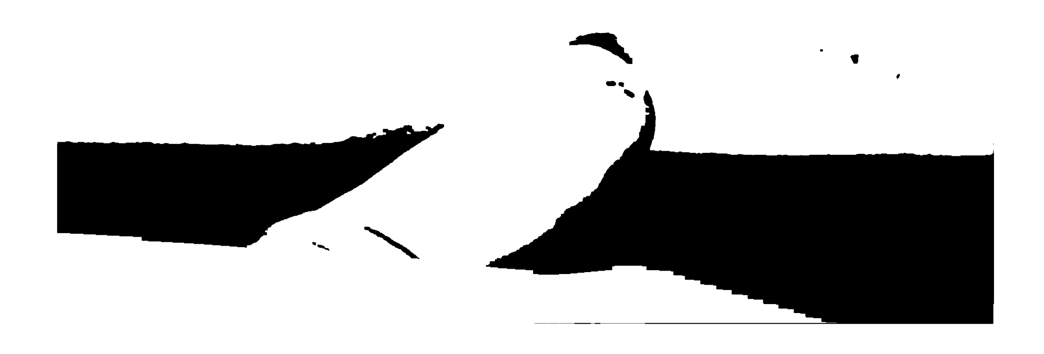
Schadeten in Frankreich die Missionen mehr dem Staat oder der Staat mehr den Missionen?

Auf jeden Fall ergab sich, daß Fortgang und Mißlingen in den Dingen der katholischen Kirche nicht mehr von ihr selber abhing. Nicht sie etwa gab ihnen den allgemeinen und beherrschenden Antrieb. Sie gingen, wie es der Lauf der politischen Ereignisse mit sich brachte, je nachdem die Prinzipien der Revolution in

Aufnahme oder unterdrückt waren, je nachdem sie sich eines Staates mehr oder minder bemächtigt hatten.

In den kirchlichen Ereignissen tritt in der That nur der große Gang der europäischen Begebenheiten wieder vor die Augen.

Darum hatte man im Anfang Erfolge, weil die Prinzipien der Restauration durch den Sieg geltend geworden waren. So wie dieser weiter zurücktrat, so wie die Grundsätze der Revolution allmählig wieder empor kamen, um so mehr sah sich auch die katholische Kirche in Nachtheil und Bedrängniß.



Drittes Kapitel.

Innere Verwaltung.

I.

Der Minister.

Eben in den Verhandlungen über die Concordate erwarb Consalvi seinen Ruhm.

Consalvi war voll von Geist, und alles was diplomatische Geschicklichkeit heißen kann, besaß er in hohem Grade. Er hatte Feinheit und Welt. Das Talent, die Dinge mit überwältigendem Geist nach durchgreifenden Ideen einzurichten, wird man wenigstens in seiner Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten nicht suchen: es geltend zu machen, wenn er es auch besaß, war er bei weitem zu schwach. Eben aber die Stelle des Schwächern füllte er aus. Er ging so weit vorwärts, als er es mit Sicherheit konnte; auch wich er so weit zurück, als es ihm nothwendig und thunlich erschien; zwischen diesen beiden Linien wußte er sich zu halten; niemals brach er ab, niemals gab er auf. Er versprach sehr leicht, ohne sich darum gerade für gebunden zu erachten; auch mit fremden Zusagen nahm er es nicht so genau. Unterzeichnen Sie nur, rief er dem Zögernden zu, im Nothfall wird man Sie nicht drängen! Jede abschlägliche Antwort umgab er noch mit der Hoffnung einer Gewährung, eines Ausweges. Die Kunst, in persönlicher Begegnung zu gewinnen, besaß er vollkommen.

So leichthin, nicht selten mit dem Anscheine, als ob er darüber stände, behandelte er die wichtigsten Geschäfte. Man kann zweifeln, ob sie umfassender oder schwieriger zu nennen sind. Auf jeden Fall gaben sie ihm, auch bei einem unermüdlichen Fleiß, vollauf zu thun. Dennoch lagen ihm noch andere, und die Wahrheit zu sagen, nicht minder wichtige Arbeiten ob.

Man hat später eine Sammlung von Gedichten hervorgezogen, welche die Zöglinge des Seminars von Frascati im Jahr

1772 vor dem Gründer und Beschützer desselben, dem Cardinal von York, recitirten. Vor allen zeichnet sich eins durch edle und jugendlich kühne Begeisterung aus. Der junge Verfasser glaubt die Mühseligkeit personifizirt zu erblicken, mit mürrischen Braunen, wie er sagt, und fleischloser Wange, sie droht ihm lange Nachtwachen und kummervolle Arbeit an. Allein er fürchtet sie nicht. Freudig will er sich den Schweiß von der Stirn wischen, er hofft dafür ein günstiges Lächeln seiner Göttin, die er anruft, der friedlichen Pallas. In ihrem Geleite denkt er zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. „Mich erwarten, ruft er aus, ich weiß es, Ruhm, Ehre und Reichthümer, aber eben dies ist mir ein Sporn, eine erwünschte Ermunterung zu edler Arbeit [1].“

Ercole, Marchese Consalvi, war 15 Jahr alt, als er dies Gedicht verfaßte. Man sagt wohl, was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle, und gewiß, in dem zusammengenommenen Wunsche einer gesunden Jugend liegt ein großes Vorgefühl, eine Art von Forderung der noch verborgenen Kräfte an das Schicksal, der dieses oftmals Folge leistet. Diesem jungen Menschen ward sein Wunsch reichlich erfüllt.

Anfangs schien es zwar, als stehe ihm eine nicht besonders schwierige Laufbahn bevor. Obwohl der Erstgeborne seines Hauses, widmete er sich den geistlich-weltlichen Studien der römischen Prälatur. Er erhob sich von Stelle zu Stelle; er hatte die Gunst Papst Pius VI und die Förderung der einflußreichsten Cardinäle, vornehmlich Johann Franz Albani's, für sich. Jene glänzende Periode, welche auch zu Rom der Revolution unmittelbar vorherging, genoß er in der Kraft und Blüthe des angehenden Mannesalters. Mit den Ersten der Geistlichen und Staatsmänner, der Gelehrten und Künstler, die es schmückten, mit den ausgezeichnetsten Fremden, die es besuchten, war er vertraut. Cimarosa trug Nächte lang seine Compositionen ihm zuerst vor.

[1]) Im Anhang zu Luigi Cardinali Elogio detto alla memoria di Ercole Consalvi, Cardinal diacono di S. Maria a'Martiri. Pesaro 1824.

Aber mit der Revolution war dies alles aus. Man ward gleich Anfangs aus dem Behagen ruhiger Entwickelung, friedlichen Genusses gerissen. Dann kam jener schwache Widerstand, den man voll Verzweiflung leistete; es erfolgte die erste Einnahme; Consalvi ward einmal mit gemeinen Verbrechern zusammen auf einem Wagen von Rom nach Terracina geschafft; mit Mühe entkam er der Gefangenschaft und dem Tode.

Wie sehr sind seitdem alle Selbständigkeiten der Privatpersonen, der Staaten selbst erschüttert worden! Wie haben die allgemeinen Weltgeschicke so alles und jedes in ihrem großen Gange mit sich fortgerissen!

Consalvi theilte mit Pius VII zuerst die Verwaltung, dann das Exil, endlich die Rückkehr. Glücklicherweise hielt ihm die Gewogenheit desselben aus, und die Restauration des Papstes war auch die Herstellung des Cardinals.

Er übernahm das Amt eines Staatssecretärs wieder, das seit geraumer Zeit die Summe aller Geschäfte zu Rom in Händen hat. Den ungetheilten Staat und beide Richtungen der päpstlichen Gewalt hatte er zu leiten.

Früher war dies so schwer nicht, als es nur darauf ankam, die gewohnten Maximen in Anwendung zu bringen. Wie viel aber gehörte jetzt dazu, den geistlichen und den weltlichen Geschäften zugleich vorzustehen, da sie beide aus ihren Fugen gerückt waren!

Und war denn dies Talent, das für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten so glänzend erschien, auch hinreichend für die innere Staatsverwaltung? Hatte Consalvi die positiven Kenntnisse des Landes, die zu derselben gehörte? Hatte er einerseits einverstandene Männer zu seiner Unterstützung und auf der andern Kraft genug, um den Widerstand der Dinge, der Personen, der so unvermeidlich war, zu brechen?

Betrachten wir, wie er es angriff, was er versuchte, wie es ihm gelang.

Beginnen wir mit seiner Gesetzgebung.

II.

Motoproprio vom 6ten Juli 1816.

Man hat sich gewöhnt in der Verwaltung der römischen Päpste ein Muster von Unthätigkeit und Willkür, so wie in der Bevölkerung des Kirchenstaats ein nachlässiges und verwahrlostes Geschlecht zu sehen. Als im vollkommenen Gegensatz dazu denkt man sich die Ideen des 18ten Jahrhunderts und vor allem die Bestrebungen der französischen Revolution, die napoleonische Administration.

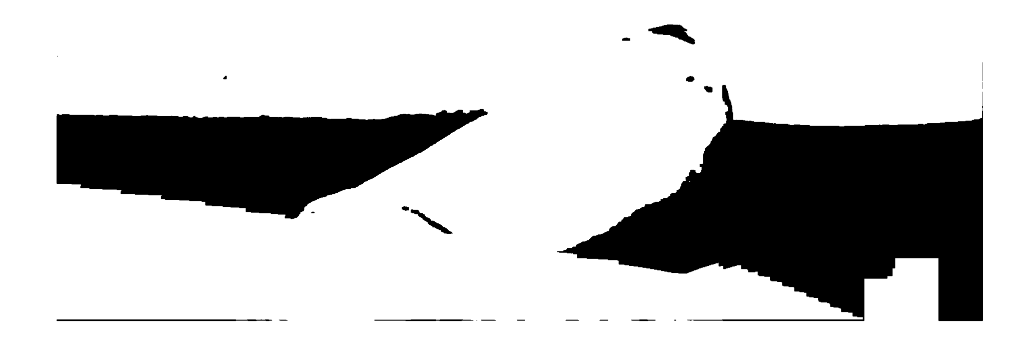
Vor einem Jahre hat Graf Tournon, der von 1810 bis 1814 Präfect von Rom war, ein Buch über diese Stadt, die Provinz umher und seine Verwaltung derselben herausgegeben [1]).

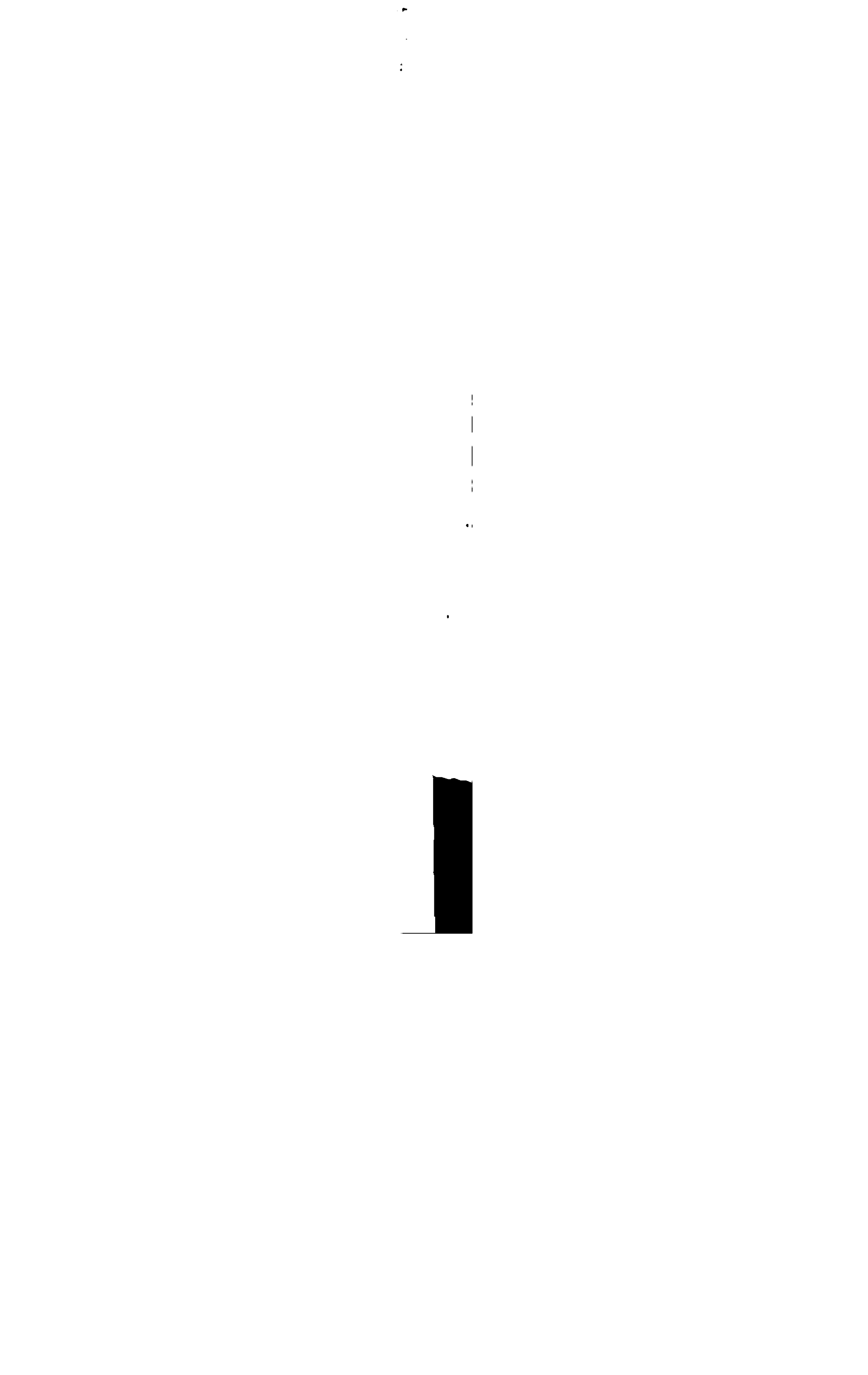
In diesem Buche findet man zwar vielleicht nicht das, was man darin sucht, genaue Darstellung der Lage der Dinge, welche die Franzosen antrafen, der Veränderungen, zu denen sie sich entschlossen; es ist mehr allgemeine Beschreibung des Landes, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der öffentlichen Arbeiten; wobei Bestand und Veränderungen mehr angedeutet als ausgeführt werden. Es gibt aber Veranlassung zu einer anderen Bemerkung.

Wie sehr muß es die Tadler verwundern, daß der napoleonische Präfect weit entfernt ist die Verwaltung der Päpste, die Niemand besser überschauen konnte als er, zu verwerfen. Er findet sie in den meisten Stücken löblich und nachahmungswerth.

Es scheint zwar, sagt er, als müsse die Vereinigung der Gewalten eines Papstes, eines Bischofs und eines Fürsten, wie sie hier Stattfindet, die absoluteste Herrschaft hervorbringen. Aber die Ausübung derselben ist gemäßigt durch Gebräuche; an For-

[1]) Études statistiques sur Rome et la partie occidentale des états Romains. Par le comte de Tournon, paire de France, etc. préfet de Rome de 1810 à 1814. Paris 1831.





trachten mag, wird man von Ehrfurcht und Dankbarkeit für einen Fürsten durchdrungen, der den Gedanken eines so großen Entwurfes faßte und die Standhaftigkeit hatte, ihn auszuführen [1]).

Selbst die commerzielle Lage des Landes weiß er nicht so geradezu zu verdammen. Die Thatsachen, sagt er, welche wir gesammelt, beweisen, daß dies Land, wenn es auch nicht auf den Glanz seiner Manufacturen stolz seyn darf, dennoch darin lange nicht so weit zurück ist, als man so oft wiederholt hat, daß es in der That nur in den Gegenständen des Luxus von dem Ausland abhängt. Dafür hat es aber gewisse Industriezweige, welche, halb Kunst und halb Handwerk, ihm ganz eigen sind, und in zahlreichen Abtheilungen sehr wohl gedeihen [2]).

Nicht einmal daß der Unterricht vernachlässigt sey, giebt dieser Präfect zu. Die erste Unterweisung, sagt er, wird dem Volke mit einer Freigebigkeit dargeboten, in der sich wenige Regierungen mit ihr messen können. Er rechnet über hundert Schulen, die in Rom allein entweder umsonst oder um einen höchst mäßigen Preis eröffnet seyen [3]).

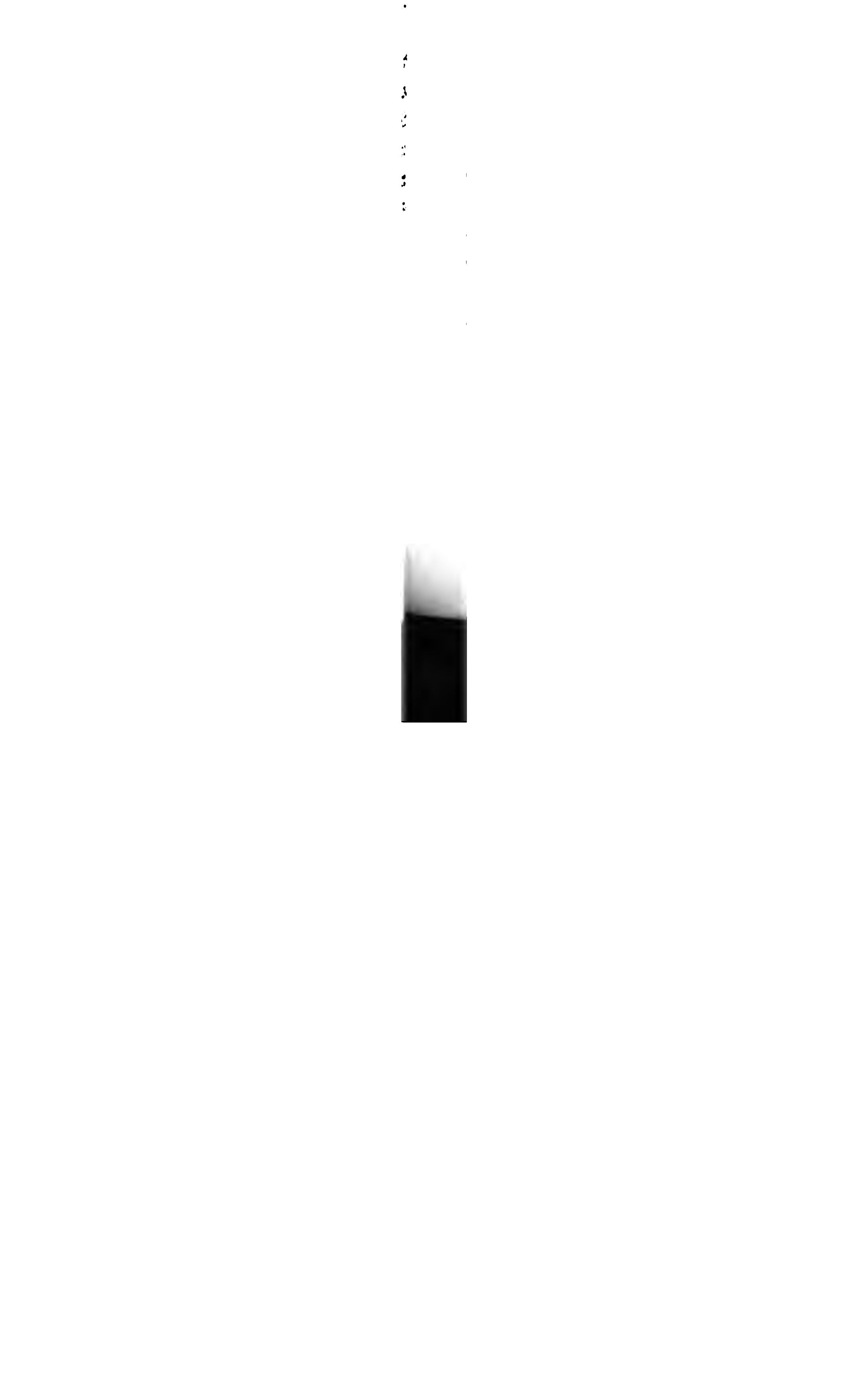
Gewiß, in dem ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich auch die Päpste bemüht ihr Land emporzubringen. Starke und durchgreifende Maaßregeln hatte man besonders seit 1801 genommen. Die französische Verwaltung, welche eine Ehre darin suchte Rom zu begünstigen und die Interessen dieser zweiten Stadt des Reiches vielleicht mehr als die Bedürfnisse irgend einer altfranzösischen ins Auge faßte, fand ihren Weg schon geebnet. Selbst wenn sie geistliche Güter verkaufte, so war dies nicht ohne Beispiel. In den meisten Stücken brauchte sie nur fortzufahren, und umfassender, kühner zu Werke zu gehen, zu vollführen.

---

[1]) Tome II, p. 224—233.

[2]) Tome II, p. 17.

[3]) Tome II, p. 84.



Stadtgebiet dem andern entgegengesetzt war. Die Päpste, unsere Vorgänger, und wir selbst im Anfang unseres Pontificats haben jede Gelegenheit benutzt, die verschiedenen Zweige der Verwaltung auf die Prinzipien der Einheit zurückzuführen. Allein das Zusammentreffen mit mancherlei Interessen, der Widerstreit gegen die alten Gewohnheiten und alle die Hindernisse die man zu finden pflegt, sobald man das Bestehende zu verändern sucht, haben die Ausführung dieses Werkes bis jetzt verhindert.

Erst jetzt konnte er dazu schreiten den Staat nach jenen Prinzipien der Gleichförmigkeit einzurichten, von denen, wie er sagt, Ehre und Erfolg eines Systems abhängen.

Hatte sich demnach die französische Verwaltung an die päpstliche angelehnt, so stützte sich die päpstliche hinwiederum auf die französische.

Nur ist dabei ein Unterschied.

Die Franzosen fanden an der päpstlichen Verwaltung Sorgfalt, Sparsamkeit, Milde zu rühmen; sie billigten die positiven Einrichtungen derselben. Mit alten Mißbräuchen im Kampfe hatten die Päpste nicht selten fördernde und weise Maaßregeln ergriffen. Diese — erkannte man an. Consalvi dagegen, der in früherer Zeit den Widerstand gefühlt, freute sich jetzt, daß er desselben entledigt war. Er billigte nicht sowohl die Schöpfung der Franzosen, als ihre Zerstörung; er fühlte sich endlich frei.

Daher sind die Bestimmungen des Edicts vom 6ten Juli zunächst negativer Art.

Von den alten municipalen und provinzialen Einrichtungen stellte Consalvi keine einzige wieder her.

Man hatte früher Regierungsbehörden von verschiedenen Berechtigungen und Eigenschaften gehabt, von größerem und kleinerem Umfange, für Prälaten oder für Doctoren, einige abhängig, andere unabhängig von der obersten Consulta. Sie blieben vernichtet wie sie waren.

Es hatte mannichfaltige Tribunale gegeben, die nicht selten

unter einander über ihre Competenz in Streit gerathen waren: man hütete sich wohl, sie herzustellen.

Noch bedeutender vielleicht war der Unterschied der Municipalgesetze und der Statuten gewesen. Fast alle Städte und alle Baronalbesitzungen des Staates unterschieden sich von einander; man klagte, von drei Meilen zu drei Meilen gebe es verschiedene Gerechtsame. Sie wurden sämmtlich aufgehoben.

Alle Municipalgesetze, heißt es in diesem Edict [1]), alle Statuten, Verordnungen und ihre Verbesserungen, unter welchem Titel, von welcher Autorität, in welchem Ort dieses Staates auch immer sie ausgegangen seyn mögen, mit Inbegriff derjenigen, die für eine ganze Provinz oder für einen besonderen District erlassen worden, sind aufgehoben, die allein ausgenommen, welche sich auf den Anbau des Landes, den Lauf der Gewässer, Weideland und ähnliche Dinge beziehen.

Hiemit fielen denn auf einmal alle Privilegien der Communen, die sich so häufig in jenen Statuten ausgesprochen, alle Exemtionen und privativen Vorrechte weg. Feudalgerechtsame, Vorbehalt der Jagd und des Fischfangs wurden unterdrückt.

Gerade in diesem Lande hatte dies etwas zu bedeuten.

Immer war ein Theil der Souveränetätsrechte in den Händen der ehedem völlig unabhängigen Communen verblieben. Der alte Vertrag zwischen Bologna und dem Papst war gewesen, daß zwar der Senat die Beistimmung des Legaten zu seinen Beschlüssen bedurfte, aber auch der Legat nichts that ohne die Beistimmung des Senates. Bis zur Revolution wohnte der Senat noch immer mit den Zeichen die früher die Unabhängigkeit bedeuteten, in dem Palaste; er verwaltete den größten Theil der Ausgabe und Einnahme, so daß die päpstliche Casse nur zwei Auflagen, auf Wein und auf Salz, erhob; er besetzte einen höchsten Gerichtshof mit vier auswärtigen Doctoren [2]). Nicht

[1]) Tit. IV, art. 102.

[2]) Gleich 1797 erschien eine Erinnerung an die alten Freiheiten

so ausgedehnte, aber ähnliche Freiheiten hatten auch die anderen Städte.

Wie ganz anders war das nun geworden! Schon das 18te Jahrhundert sah in dem allerdings unvermeidlichen Widerstreite nach und nach gewordener Institutionen nur die Dissonanzen des öffentlichen Willens. Es trat alsdann geradezu im Gefolge der hieraus entspringenden Wirkungen und Rückwirkungen, nicht ohne Anlaß der Communen selbst, welche sich der höchsten Gewalt zu entziehen suchten, die Revolution in dies Land ein. Es ist der oberste Grundsatz derselben, das Ungleichartige auszugleichen, die localen Gerechtsame zu vernichten. Vollständig that sie dies auch in dem Kirchenstaate. In dies ihr Erbtheil trat Consalvi ein.

Allerdings wurden wieder in jeder Commune Rathsverordnete und aus ihnen hervorgehende Magistrate eingerichtet; man hörte wieder die alten Worte, die uns an die Freiheiten des Mittelalters erinnern, Gonfaloniere, Anzianen, Consiglio; jedoch die Rathsverordneten, auf denen die ganze Verwaltung beruhte, sollten von dem Delegaten unmittelbar ernannt werden und es schien genug, diesen zu erinnern, daß die Wahl auf die rechtschaffensten und am meisten unterrichteten Leute fallen müsse. Die Bestätigung der Gewählten war überdies der Consulta* in Rom vorbehalten. Erst in Zukunft, bei eintretenden Vacanzen, sollten die Mitglieder eine Art Selbstergänzung ausüben, doch immer unter Vorbehalt höherer Genehmigung. Bis in die untersten Kreise der Gesellschaft, in das gesammte Gemeindewesen griff dem-

von Bologna, doch war es ihr Interesse sich an die erste Capitulation zu halten ohne auf den späteren Zustand einzugehen. Brauchbar finde ich die Relation Galeazzo Gualdo Priorатos in den **Relazioni delle città Bologna, Fiorenza, Genova e Lucca 1675**; noch unterrichtender sind einige handschriftliche Relationen, die ich hie und da in den Bibliotheken sah.



nach die Regierung unmittelbar ein; und wie der Ursprung, so waren auch die Rechte dieser Räthe beschränkt genug. Die Zeit der Quaranta, die Bologna so lange regiert haben, war mit allen ihren Analogien vorüber, und ihre Paläste blieben Alterthümer, deren Bedeutung der Cicerone Mühe hat, dem Fremden zu erläutern.

Unter diesen Umständen konnte unmöglich der Provinzial-Verwaltung eine größere Unabhängigkeit gestattet werden. Der Staat ward in 17 Delegationen eingetheilt; obwohl diejenigen Legationen heißen, die einen Cardinal zum Vorsteher haben, so macht das doch keinen Unterschied. Die Delegaten haben die Gewalt der Präfecten. Zwar wurde ihnen eine Regierungsversammlung aus Insassen der Provinzen zur Seite gegeben; allein die Mitglieder derselben wurden von Rom aus ernannt, und wie natürlich bloß mit einer berathenden Stimme versehen. Die Entscheidung und die ganze Verantwortlichkeit haftet auf den Delegaten allein.

Unter ihnen stehen Governatoren, nach Maaßgabe der Seelenzahl ihres Bezirks von höherm oder geringerm Range; sie haben zugleich, da alle Sachen unter hundert Scudi vor ihr Forum gehören, eine nicht unbedeutende Gerichtsbarkeit, die dann wieder zu den Tribunalen erster Instanz, Appellationsgerichten und der Rota Romana hinaufsteigt.

So war Alles in eine gleichmäßige Form gebracht, auf eine andern Staaten entsprechende Weise; es war jener durchgreifenden obersten Gewalt, welche man immer auszuüben gewünscht hatte, Raum verschafft.

Es ist leicht zu erachten, daß dies nicht ohne lebhaften Widerspruch geschah. Allein man nahm darauf nicht allein aus allgemeinen, sondern auch aus einem besondern Grunde wenig Rücksicht. In einer kleinen Flugschrift, welche im Jahre 1823 zur Vertheidignng dieser Gesetzgebung erschien, finde ich ihn angeführt. Es wird darin geradezu gesagt, Pius VII habe das Recht

des Krieges, der Eroberung geltend machen dürfen. „Er eroberte sein Land wieder mit fremden Waffen [1].“

III.

Prälatur.

Allerdings ließ sich bei der Wiedereinnahme auch dieses Landes mehr als Ein Weg einschlageu und man konnte fragen, welches der beste sey.

Wenn man sieht, wie es gegangen, so wird man freilich geneigt, die Maaßregeln Consalvi's von vorn herein für fehlerhaft zu erklären.

Indessen hätte er wohl die Privilegien und einseitigen Berechtigungen der früheren Zeit wiederherstellen sollen?

Ich zweifle, ob dies möglich war. Was ist ein Privilegium? Ist es nicht der Ausdruck eines von dem Staate und der höchsten Gewalt noch nicht unterworfenen, selbständigen, mit ihr unter Vertrag lebenden Daseyns? Kann man die Selbständigkeit, wenn sie verloren worden, zurückgeben? Sie ist unwiederbringlich, wofern sie nicht aus eigener Kraft wieder errungen wird. Ueberdies waren seitdem andere Rechte erworben, die jenen zuwiderliefen.

Allein auch jene Gleichförmigkeit, die Consalvi für sein Ziel erklärte, kann an und für sich doch nur wenig bedeuten. Es kommt erst darauf an, ob man mit derselben den Mißbräuchen steuerte, die mit der alten Verfassung zusammengehangen, ob man die Kraft, welche vermöge der neuen Einrichtungen dem Staate zufiel, zu großen Erfolgen anstrengte, ob man einen Zustand herbeiführte, der nicht allein von außen her einen guten

[1] „Riconquistò colle arme altrui.“ Considerazioni sul moto proprio del sommo pontefice Pio VII dei 6 Luglio 1816. Verfaßt im September 1823, während des Conclaves, um der Opposition, die sich damals zeigte, entgegen zu arbeiten.

Anschein hätte, sondern auch in sich selber fest, wohlgeordnet und gedeihlich wäre.

Daß es dahin käme, erforderte vielleicht in dem Kirchenstaate größere Anstrengungen, als in irgend einem anderen Lande.

Wenn Consalvi eine so durchgreifende Gewalt in die Hände seiner Beamten legte, so fragte sich, wer diese Beamten waren.

Waren es Männer für ihren Beruf gebildet, im Dienst der Gesetze allmählig emporgekommen, in strenger Aufsicht und Unterordnung gehalten, Organe der allgemeinen Einsicht, der öffentlichen Bedürfnisse?

Es waren Geistliche. Consalvi hatte so Vieles abgeschafft gelassen, dies führte er wieder ein.

Die gesammte höhere Verwaltung, die zuletzt in dem Staatssecretariat zusammenlief, war doch zunächst in den Händen der Congregationen, di Consulta, del buon Governo, economica, und einiger Cardinäle, des Tesoriere, des Camerlingo. Monsignoren leiteten alles, ordneten alles an. „Die Delegaten, sagt ein Artikel des Motoproprio, müssen Prälaten seyn [1]. Ein anderer gibt nicht allein den Deputationen des Klerus eine Stelle in den Stadträthen; er gestattet auch, daß überdies jeder Geistliche, wenn er die Bedingungen erfülle und ernannt werde, in denselben sitzen könne. „Die Geistlichen," heißt es [2], „sitzen in den Räthen über den Laien." Genug Consalvi gab dem Klerus in diesem Staate ein entschiedenes Uebergewicht zurück.

Seit mehreren Jahrhunderten ist es die Natur des Kirchenstaates, nicht allein, daß das Oberhaupt der Kirche durch seinen weltlichen Besitz eine größere Unabhängigkeit erlange, sondern auch, daß der Staat die Kirche, die Kirche den Staat durchdringe; geistliche und weltliche Verwaltung sind mit einander vermischt, gehen in einander auf. Die doppelseitige Stellung

---

[1]) Tit. I. §. 17.

[2]) Tit. V. §. 158.

des Oberhauptes wiederholt sich mit Nothwendigkeit in den unteren Kreisen.

Dies zu verändern, würde als die größte Neuerung angesehen worden seyn. Consalvi konnte sich nicht dazu entschließen. Nur verwickelte er sich auch, indem er es beibehielt, in ungemeine Schwierigkeiten.

Gehen wir von den allgemeineren aus.

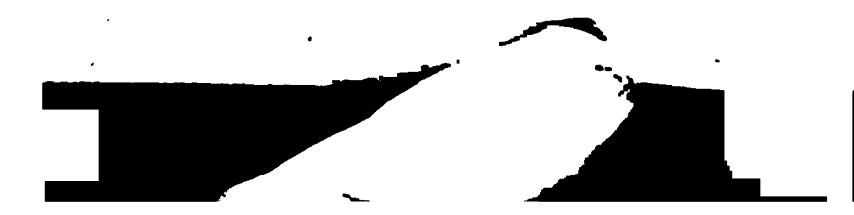
Nicht immer stellt man wirklich her, wenn man dies zu thun glaubt. Zuweilen hat sich die Lage der Dinge in der Zwischenzeit so verändert, daß die Herstellung einer neuen Einrichtung gleich kommt. Ganz eine andere Physiognomie als früher, hatte doch jetzt dieser geistlich-weltliche Staat.

Früher beruhten die kirchlichen Institute auf eigenem Grundbesitz in dem Lande, und einem großen europäischen Einkommen. Durch die Beiträge der gesammten katholischen Christenheit war auch der Staat reich geworden; und eigentlich um die Curie her hat sich die Stadt gebildet. Jetzt waren dagegen die geistlichen Güter eingezogen und verkauft; die europäischen Einkünfte außerordentlich geschmolzen. Wollte man die bestimmte Anzahl von Cardinälen haben, so mußte man, so wenig auch ihre Dienste dem Staate austrugen, dennoch ihre Besoldung von Staatswegen aufbringen. Wollte man Klöster und geistliche Institute, so mußte man sie aus Staatseinkünften dotiren, wie man dies nur allzuoft that. Der Staat wurde der Träger der Kirche; zu seinen übrigen Lasten kam auch noch diese [1]).

Und war etwa die Prälatur, der die Regierung zufiel, was sie früher gewesen?

In den verflossenen Jahrhunderten hatte die Curie eine allgemein italienische Färbung. So lange die Majorate und Fidei-

[1]) Smi Dni N. Pii II Allocutio, habita d. 4to Sept. 1815 hebt bei der Wiedererwerbung des gesammten Landes vor allem hervor, daß man dadurch Kräfte bekomme, um die Kirche zu unterstützen.



commisse bestanden, kamen viele jüngere Söhne aus den besten Häusern nach Rom, um ihr Glück daselbst zu machen; Leute, für die geistlich-weltlichen Geschäfte der Curie vorgebildet; frei von dem Bedürfniß, auf augenblicklichen Erwerb denken zu müssen. Sie wurden eine Zeit lang in der Staatsverwaltung beschäftigt, bis sie hier sich einen guten Namen verschafft, so daß sie in den großen Stellen der Kirche zu einer europäischen Wirksamkeit fortgehen konnten. In Mailand gab es Familien, welche eigene Einkünfte dazu bestimmt hatten, die jüngeren Söhne in das Cardinalat zu befördern.

Durch die Revolution waren Majorate und Fideicommisse in den Provinzen des Königreichs Italien aufgehoben worden: der Glanz der alten Familien war verdunkelt. Viele mochten nicht mehr die Mittel haben, ihre Söhne eine langwierige Laufbahn in Rom einschlagen zu lassen: Anderen fehlte es an dem Ehrgeiz dazu. Wer ein Einkommen von ein paar tausend Scudi besitzt, wird nicht nach Rom gehen, um den Diener des Papstes zu machen.

In dem Kirchenstaate war es selbst nicht viel anders ergangen. Die großen Häuser trugen Bedenken, ihr Glück aufs Neue mit dem Hofe zu verbinden: auch der begüterte geringere Adel hatte dazu nicht immer Lust. Ich weiß nicht, ob dies gerade darum geschah, weil man an dem Bestehen und der Festigkeit der Regierung zweifelte. Sonst hatte man freilich geglaubt, sie sey ewig wie die Religion und jetzt hatte man sie schwanken, fallen gesehen, wie andere Regierungen auch. Auf jeden Fall waren die Dinge nicht mehr in dem alten Zuge.

Man erachtet leicht, welch eine Wirkung diese Veränderung durch den ganzen Körper dieses Staates hervorbringen mußte. Ich will doch noch einen Moment anführen.

Früher hatten die Cardinäle nicht ohne einen gewissen Glanz Hof gehalten: sie hatten Leute von Talent bei sich aufgenommen, die so allmählig in die Geschäfte kamen. Eine natürliche

Schule, welche die ausgezeichnetsten Männer der früheren Jahrhunderte hervorgebracht hat. Jetzt waren sie weit entfernt, Hof zu halten; ihre Einkünfte reichen kaum hin, um den Aufwand zu bestreiten, den ihr Rang nothwendig macht; sie geben ihren Familiaren neun bis zehn Scudi des Monats, wonach kein Mensch trachten mag, der auf irgend eine andre Art fortzukommen weiß.

Genug: früher hatte die Curie bei aller innern republikanischen Einrichtung der Prälatur, doch einen aristokratischen Charakter, der eine freiere und unabhängigere Stellung der Einzelnen vermittelte; und dabei talentvolle Leute von geringerer Herkunft nicht ausschloß.

Diesem Zustande entsprach ein Land, so voll von aristokratischen und localen Berechtigungen. Wenn die Geistlichen die Regierung verwalteten, so waren deshalb die Weltlichen noch nicht zu voller Unterthänigkeit verdammt. Es war eine im Ganzen behagliche, wohlhabige Existenz, nicht ohne ihre eigene Art von Freiheit; in die man sich eingelebt hatte, in der man sich zufrieden fühlte.

Jetzt aber waren die Zügel des Staates auf das straffeste angezogen. Die Geistlichkeit, zum Theil veraltet, zum Theil eben erst aus unteren Ständen emporgekommen, oft mehr durch ein Glück, wie es die Lotterie gibt, als durch Talent und Verdienst, stand mit der Aristokratie des Landes eher in Gegensatz. Alle Rechte des Staates machte sie auf unnachsichtige Weise geltend. Blieb sie aber immer bei diesen stehen?

Die alten Freiheiten hatten gedient, den Unternehmungen des Ehrgeizes oder der Habgier zu begegnen. In diesem Lande, wo ein Jeder sein Amt im eigentlichen Sinne als eine Versorgung ansieht, als einen Besitz, der ihm nicht sowohl Pflichten auflegt, als Rechte gewährt, Rechte, die ein kluger Mann auf das beste zu seinem Vortheil anzuwenden hat, war dies nothwendiger, als irgendwo sonst. Jetzt waren dieselben von Grundaus weggeräumt.



Wie wollte Consalvi nun zuerst seine Geistlichkeit regieren? Sie in Unterordnung halten, ihr jenen Sinn der Mäßigung und des Wohlwollens einflößen, der für jede Verwaltung so unentbehrlich ist? Obwohl die römische Prälatur immer ein weltliches Element eingeschlossen hat, — sie erfordert nur die unteren Weihen — so waren doch die Kenntnisse, welche die Administration erheischt, ihr nicht eben geläufig.

Und wie wollte man auf der andern Seite dem Haß ausweichen, der in diesem Jahrhundert jedes Vorrecht einer Corporation verfolgt?

Man kann zwar sagen, dies ist kein Adel: aus dem Lande selbst steigt die Geistlichkeit auf, die es regieret; Jedermann wird zugelassen und kann sich so weit erheben, als Glück und Talent ihm reichen; allein die Berechtigung ist doch immer mit einem Charakter verknüpft, der mit ihr selber, mit den Erfordernissen des Geschäftes nichts gemein hat.

Man sieht: es waren hier lauter Gegensätze; des Landes gegen die Kirche, die es ernähren mußte; der Provinzen gegen den Hof, der ihre Unabhängigkeit aufhob und die Geschäfte sämmtlich nach Rom zog; der Aristokratie gegen eine zum Theil so eben von unten aufgestiegene Verwaltung; alle aber fielen zusammen in den Gegensatz zwischen Klerus und Laien, welcher zugleich den Widerstreit der Revolution und der Restauration in sich enthält.

Welch eine Aufgabe, diese Gegensätze in ihrer Wirkung aufzuheben! Ihnen zum Trotz diesen Staat zu einem organischen Ganzen zu schließen!

IV.

Finanzen.

Es gab noch viele andere Dinge, die sich einem solchen Vorhaben in den Weg stellten.

Ganz so verderblich wie der kleinsten Haushaltung, ist auch dem Staate finanzielle Unordnung; Consalvi übernahm das Land in einem Zustande, der es äußerst schwer machte, einer solchen zu steuern.

Um denselben einigermaaßen zu übersehen, müssen wir wohl einen Schritt zurück treten, und einen Blick auf die frühere Zeit werfen.

Von jeher war der Zustand der Finanzen im römischen Staate sehr verwickelt. Durch ein altes, Jahrhunderte lang unter mancherlei Wechsel in Uebung gebliebenes Staatsschuldensystem war das öffentliche und private Vermögen mit einander vermischt worden. Da der Staat die wohlfeilsten Anleihen von der Welt machte; selbst Holland schloß keine vortheilhafteren: so ist es zu begreifen daß man sich gehen, daß sich namentlich Pius VI, der große Dinge ausführen wollte, etwas zu weit fortreißen ließ [1]). In zwanzig Jahren hat er für acht Millionen Scudi neue Zettel geschaffen. Wenn sich dennoch der Credit erhielt — wie denn die Zettel im Jahre 1783 fünf, im Jahre 1795 noch immer nicht mehr als sieben Procent verloren — so muß man bemerken, daß dies auf dem bestehenden Zustand, der anscheinenden oder wirklichen Wohlhabenheit und dem Frieden von Italien beruhete. Ein ungünstiger Zufall konnte alles vernichten.

Langsam kam das Unglück, aber um so vollständiger war

[1]) Zulian. Relatione della corte di Roma. 1783. MS. aus Venedig



der Ruin. Erneuen wir einen Augenblick diese unglückliche Erinnerung.

Zuerst, wie die Gefahr von Frankreich her dringender ward, entschloß man sich zu kostspieligen Rüstungen. Es war noch nicht genug an einer Anleihe von 2 Millionen; man verkaufte einige Staatsgüter; man lud die Privatpersonen ein, ihr überflüssiges Silber in die Münze zu schicken und es gegen 4½ Procent darzuleihen. In der That hatten die Anleihen den besten Erfolg.

Was konnten aber jene Rüstungen helfen? Kaum waren die Franzosen diesseit der Alpen erschienen, so war man schon zu dem Waffenstillstand von 1796 genöthigt und Pius VI mußte ihnen eine Contribution von 21 Millionen Livres versprechen. Hierauf lud man nicht mehr ein; man wendete ernstliche Maaßregeln an; Privatleute und Corporationen mußten das Gold und Silber das sie besaßen authentisch angeben; selbst wenn es Fideicommisse oder specielle Hypotheken waren. Noch war man so wohlhabend, daß solche Maaßregeln guten Erfolg haben konnten. Seltsam! der Wetteifer der römischen Fürsten warf sich darauf. Es war eine Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihre Reichthümer auf unbedeckten Wagen, in allem Pomp, am hellen Tag nach der Münze fahren zu lassen. Prinz Doria schickte allein eine halbe Million Scudi: 600,000 Pfund Silber wäre genug gewesen; es kamen 2,900000 Pfund zusammen; mit dem Golde brachte man es bis auf 40 Mill. Scudi; und man kann sagen, daß alle Großen, alle Gutsbesitzer, ihr Vermögen in Schuldverschreibungen und Staatsanweisungen verwandelten.

Der letzte Glanz des altpriesterlichen Roms!

Eben dieser Erfolg, der das Bedürfniß so weit überstieg, machte auf der einen Seite Muth zu neuen Rüstungen und erregte auf der andern Verdacht und Begier. Neue Angriffe folgten; der Friede von Tolentino entriß dem Papst die Hälfte des Landes und legte ihm noch größere Contributionen auf. Nun erst sah man sich zu Zwangsmaaßregeln genöthigt. Man for=

derte das Gold und Silber der Kirchen; man schonte weder Juweliere noch Goldschmiede; von den Privatpersonen verlangte man ihre Edelsteine, sowohl gefaßt als ungefaßt. Jetzt aber war nicht mehr an freiwilliges Entgegenkommen zu denken; jedermann suchte sich dieser allgemeinen Beraubung zu entziehen [1]).

Allein man sieht wie weit es gekommen war. Von der freiwilligen Anleihe ging man zu einer ernstlich befohlenen, von dieser zu den strengsten Maaßregeln, zu einer Art von Beraubung fort. Als endlich die Franzosen Rom einnahmen, folgte Bankerutt des Staates, Plünderung der Privaten. Es war jener allgemeine Ruin, der sich unter der Form der Republik von einem Ort auf den andern warf. In Rom blieben nur drei bis vier Häuser im Besitz eines bedeutenden Vermögens; einige Bankiers, unter ihnen Torlonia, kamen empor. Sie zogen Vortheil von dem allgemeinen Verluste.

Gleich als sey es aber an dieser Vernichtung aller Besitzthümer des Staates und der Privaten nicht genug, nach der ersten Herstellung des Papstes ward eine Maaßregel beschlossen, welche auch die Communen in dieselbe verwickelte. Der Staat übernahm ihre Schulden, aber er zog zugleich ihre Güter an sich. Sowohl jene als diese wurden in eine einzige Masse zusammengeworfen. Nicht alle Communen waren verschuldet; gerade die welche es am wenigsten waren, hatten die bedeutendsten Gemeindegüter; doch machte man zwischen ihnen keinen Unterschied. Die Güter konnten der Natur der Sache unter der Verwaltung des Staates nicht so viel eintragen, als sie den Communen selbst werth gewesen waren; dennoch nahm man sie an sich. Der Erfolg war nun auch danach. Gar bald sah man sich doch genöthigt, die Communalcasse wieder von der Staatscasse zu trennen; dann schritt man zum Verkaufe. Während man verkaufte, setzte man die Zinsen der Schuld herab. Die Gläu-

[1]) Tavanti Fasti di Pio VI. 1804. Tom. III enthält die documentirte Aufzählung aller dieser trostlosen Ereignisse.



biger wurden nicht bezahlt; die Städte welche früher bedeutende Einkünfte genossen, brachten jetzt mit Mühe und nur durch Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse das unumgänglich Erforderliche kümmerlich auf; die Güter kamen in die Hände der großen Geldbesitzer.

Wie sehr nimmt in neuern Zeiten Alles diesen Zug! Wie sehr geräth alles Vermögen, der Staaten, der Communen, der Privatleute, äußerst beweglich geworden, in die Hände der großen Geldinhaber, in das Spiel der Wechselgeschäfte.

Auch die Franzosen schlugen bei ihrer Besitznahme einen Weg ein, der dahin führte. Sie schritten nunmehr ernstlich zum Verkaufe der geistlichen Güter. Sie hatten dabei einen doppelten Vortheil. Sie hoben einmal die Corporationeu auf, welche größtentheils noch im Besitz der Zettel des Staates und die Gläubiger desselben waren; hierdurch entledigten sie sich einer großen Last: sodann benutzten sie den Verkauf der Güter zur Tilgung der übrigen Schulden. So geschah es freilich, daß die Zettel welche übrig blieben, einen Cours von 28 Procent behaupteten; aber die Güter fielen ebenfalls den großen Besitzern in die Hände.

Ohne eigene Hülfsquellen, ohne die alten geistlichen Güter, in einem Theil des Landes ohne Communalbesitzungen, ohne einigermaßen verbreiteten Wohlstand der Privaten war demnach Rom, als es Consalvi nach der zweiten Restauration wieder übernahm.

Zu dem Rest der alten Schulden in ihrem damaligen Cours bekam er bedeutende neue Lasten.

Es verstand sich, daß der Kirchenstaat einen Theil der Schulden des Königreichs Italien zu übernehmen hatte. Es war kein kleines Geschäft sie auseinanderzusetzen. Allesammt, sowohl die früheren der einzelnen Provinzen, als die späteren, die unter dem Titel des Königreichs gemacht worden, waren in das große Buch des Monte Napoleone zu Mailand eingetragen. Welchen Maaßstab sollte man aber wählen, sie wiederum zu vertheilen? Als Napoleon die Schuld consolidirte, bestimmte er ihr verschiedene

Domänen zur Hypothek. Diese Hypothek legte man jetzt bei der Auseinandersetzung zu Grunde. Da aber ein großer Theil derselben in dem Kirchenstaat lag, so fiel diesem ein bedeutender und, wie sie behaupten, unverhältnißmäßiger Theil der Schulden zur Last. Auch die Dotation welche Eugen behielt, war zum guten Theil in den Provinzen der Kirche belegen.

Wie hätte man unter diesen Umständen auf eine wesentliche Herabsetzung der Staatslasten denken können. Man behielt die Auflagen, wie sie die Franzosen hinterlassen, ohne große Abweichungen bei. Glück genug, wenn man mit ihnen durchkam.

Das Deficit von 1816 betrug 1,200000 Scudi, und nur durch Torlonia war es möglich die dringendsten Forderungen zu erledigen.

Jedes neue Bedürfniß setzte in Verlegenheit. Als 1819 der Kaiser von Oestreich nach Rom kam, dachte man ihn prächtig zu empfangen und die Stadt in ihrem alten Glanze zu zeigen. Was war aber nicht nöthig um dies zu vermögen! Man trieb nicht allein die rückständigen Abgaben mit Gewalt ein; man zahlte selbst die Wittwencassen nicht vollständig aus; man machte mit den Unternehmern solche Contracte, daß sie erst in zehn Jahren bezahlt zu werden brauchten. Dennoch mußte man überdies zu Anleihen schreiten und es ist eine besondere Wendung, daß man von Madame Lätitia Bonaparte und der Prinzessin Pauline Geld borgte, um Kaiser Franz I und den Fürsten Metternich zu empfangen.

In diesem Zustand fand dann der Geist des Wuchers, der in dieser Nation schon an sich einheimisch ist, neue Nahrung.

Man verpachtete den größten Theil der Einkünfte; der Vortheil der Pächter war ungeheuer [1]) und dennoch wagte man nicht Regieen einzuführen, aus Furcht nur noch weniger einzunehmen.

---

[1]) Man veranlaßte dies freilich oft gleich von vorn herein. Taback und Salz wurde auf 12 Jahr verpachtet. Man ließ sich 500000 Scudi im Voraus bezahlen.

Man gab die Pflichten des Staates so wie seine Rechte in Unternehmung; von der Art wie dies geschah, werden uns kaum glaubliche Dinge erzählt.

Unter andern bildet die Verwaltung der Gefängnisse einen bedeutenden Theil der öffentlichen Administration. Sie sind immer voll; im Jahr 1820 zählte man elftausend eingezogene Verbrecher. Den Unternehmern wurden 15 Soldi des Tags für den Kopf gut gethan. Es gab aber Pächter zweiter und dritter Hand, welche die Verpflegung um 10, um 8 Soldi übernahmen und doch noch Gewinn machten. So hatte der Staat eine übertriebene Ausgabe; das Geschäft ward auf das schlechteste verwaltet. Ein paar Unternehmer machten ungeheuren Gewinn; die Verhafteten litten Hunger.

Nicht viel besser war die Verpflegung der kleinen Armee, die einen unverhältnißmäßigen Aufwand verursachte und niemals complet war. Konnte man dem abhelfen? Wem sollte man die Aufsicht anvertrauen? Man machte die Erfahrung daß Fabrikanten, denen die Prüfung der Tuchbereitung übertragen wurde, dies Vertrauen zu ihrem Privatvortheil mißbrauchten.

Auch in andern Staaten kommen Verfälschungen vor; aber unerhört ist, wie man sie in Rom trieb.

Im August 1817 entdeckte man ein regelmäßig eingerichtetes Büreau von Verfälschungen mit einem Vorsteher an seiner Spitze. Hier fertigte man Anweisungen auf die öffentlichen Cassen aus, man ertheilte förmlich Gratificationen und Pensionen. Die Documente waren mit den täuschendsten Unterschriften versehen. Welch ein Zustand, daß sie honorirt wurden! Man trieb dies lange ohne entdeckt zu werden. Endlich ging man so weit, mit der Unterschrift des Papstes ein Monopol herzustellen, welches ausdrücklich aufgehoben worden war. Eine solche Acte mußte den höchsten Autoritäten vorgelegt werden, und nur weil es diese mit Besorgniß erfüllte, daß ein Unbekannter sich dem Papste so weit nähern könne, um eine so außerordentliche Gnadenbezeu-

gung zu erlangen, forschte man nach, und kam den Verbrechern auf die Spur. Aber die Entdeckung selbst brachte in neue Verlegenheit. Die Unterschriften waren so gut nachgemacht, daß der Papst Bedenken trug, dieselben für falsch zu erklären. Er sagte nur so viel, die Breven unter denen er sie finde seyen ihm niemals vorgelegt worden.

Was ließ sich in einem Staate hoffen, in welchem es in einem so hohen Grade an der Moralität fehlte, welche allein die öffentlichen Dinge zusammenzuhalten vermag. Welche Verfassung ließ sich ersinnen um so großen und so tiefen Uebelständen zu begegnen?

Wenn irgendwo anders, so wäre hier wenigstens ein genau bestimmtes Recht und eine strenge Handhabung desselben erforderlich gewesen.

V.

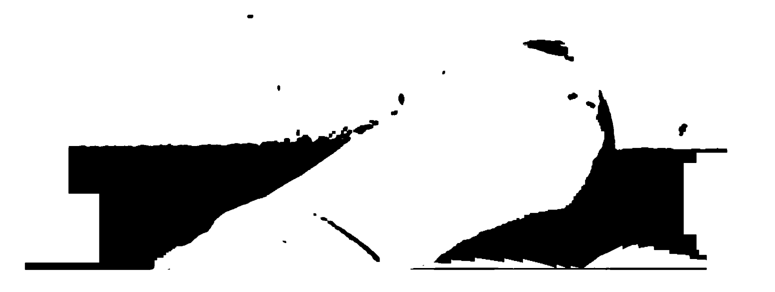
Justiz.

Noch ehe der Papst im Jahre 1814 in Rom eintraf, hatte sein Delegat Rivarola das gesammte französische Recht, bürgerliche und peinliche Gesetzgebung, Prozeßordnung und Handelsrecht in den Herrschaften des heiligen Stuhles für „auf ewig abgeschafft" erklärt, und die alte Gesetzgebung wieder hergestellt, wie sie in dem Augenblick bestanden, als die päpstliche Regierung aufhörte [1]). Nur über die Erbfolge hatte er neue Bestimmungen hoffen lassen.

In dem Edict vom Juli 1816 gab Consalvi allerdings diese Bestimmungen. Uebrigens aber hob er seinerseits, wie gesagt, alle provinziellen Statuten und das Herkommen der Städte auf.

Es mag seyn, daß das französische Recht den Sitten widersprach, daß das statutarische Recht Unbequemlichkeiten in Menge verursachte; allein ein Recht mußte man haben; und es fragte sich nur, was man an die Stelle setzen wollte.

[1]) Edict vom 13 Mai 1814.



Zunächst, antwortet das Edict, die Bestimmungen des gemeinen Rechtes, ermäßigt nach dem kanonischen Rechte und den apostolischen Constitutionen [1]).

Sollte aber dieß genügen? Wer kannte die Unzahl apostolischer Constitutionen, die einander so häufig widersprechen? Wollte man die alten Entscheidungen der Rota Romana wieder in's Leben rufen? Mußten sie nicht, da sie immer neben den örtlichen Statuten bestanden hatten, eine ungemeine Lücke übrig lassen?

Es entstand eine Verwirrung ohne Gleichen. Selbst die Regierung klagt über dieses Meer von Rechtsgelehrsamkeit, die man aus so mannichfaltigen schwer zu erreichenden Quellen schöpfen müsse, die mit den Sitten und gesellschaftlichen Verhältnissen in Widerspruch stehe, deren Anwendung durch tausend Streitfragen, den Conflict der Lehren und selbst die Subtilitäten der Autoren unsicher und schwankend werde [2]).

Sie erkannte sehr wohl, daß die neue Organisation ihrer Tribunale nichts helfe, so lange das Verfahren derselben mehr auf dunkeln widersprechenden Ueberlieferungen, als auf sichern Regeln beruhe, so lange ihr nicht ein analoges, genau bestimmtes System der Gesetze zur Seite stehe.

Wir brauchen nicht zu wiederholen, wie viel sich gegen die Einführung neuer Gesetzbücher sagen läßt. Hier aber, wo man ein bereits ziemlich in Gang gekommenes neues Recht abgeschafft und das alte nicht wiederhergestellt hatte, — wie es denn auch, da die Statuten so lange schon außer Gebrauch gesetzt, die Juristen ihrer unkundig, und zu den schwierigen Studien, die sie erforderten, nicht mehr fähig waren, schwerlich wieder hergestellt werden konnte, — hier waren sie unumgänglich nothwendig.

Consalvi sagte sie zu. Er versprach an die Stelle jener ab-

---

[1]) Tit. II, art. 74.

[2]) Motoproprio de' 22 Nov. 1817. Vorrede.

richtungen den allgemeinen Begriffen zuwider liefen, aber man bemerkte nicht mehr, welchen Uebeln sie hier am Orte abzuhelfen bestimmt waren.

Niemand wird unter andern das Institut der Asyle, wie es früherhin in dem Kirchenstaate bestand, im Allgemeinen billigen. Dennoch ward es ein Mittel dem Ueberhandnehmen des Banditenwesens zu steuern. Es ließ einen Weg offen, auch nach begangenem Verbrechen sich mit der Gesellschaft zu versöhnen.

Man hat die Klagen über die Verödung der *Campagna* und die Sorglosigkeit der heutigen Römer wohl sehr übertrieben. Wenn man überschlägt, welche Mannichfaltigkeit von Arbeit und Arbeitern, welche berechnende Umsicht und bedeutende Auslagen der Ackerbau in diesem Lande erfordert (wo man ihn treibt, widmet man ihm die größte Sorgfalt), und wenn man dann dagegen wahrnimmt, wie bei dem ersten Regen des Octobers diese unermeßlichen Gefilde sich mit jungem Grün bekleiden und unzähligen Heerden die vollkommenste Weide darbieten, im Herbst und Winter so voll und frisch wie im Frühling, so hört man auf sich zu verwundern. Auf das mühevollste bearbeitet, bringt das Land nur in guten Fällen einen Gewinn hervor, wie ihn diese verführerische Freigebigkeit der Natur ohne alles Zuthun gewährt [1]).

Man muß sich eher wundern, daß bei dieser Lage der Dinge der Ackerbau nicht gänzlich verdrängt wird.

Eben darum hatte sich die alte Regierung zu einigen Zwangsmaaßregeln entschlossen, die man unter dem Namen der *Annona* begriff. Es ist wahr, diese Maaßregeln widersprachen allem, was man in andern Ländern über den Landbau dachte und lehrte. Wenn man dann berechnete, wie ein geringer Theil der *Campagna*

[1]) Man hat berechnet, daß der reine Ertrag von 100 Rubbi Saatfeld, abgezogen Aussaat und Kosten, noch nicht 4000 Franken beträgt, während 100 Rubbi Wiese ungefähr 4600 Franken eintragen. Tournon I, 362.



besäet werde, so maß man wohl der Annona selbst die Schuld davon bei. Ganz Europa rief, und sie wurde aufgehoben. Allein welches war der Erfolg! Unter Pius VI im Jahre 1783 hatte man 16,340 Rubbi besäet; damals bestand die Annona; 1809, nachdem sie acht Jahre abgeschafft gewesen, bebauete man wenig über 8000; 1816 nur 7000, und noch immer nahm es ab.

Wie viel hat man von jeher über den Umfang und die Menge der geistlichen Güter geklagt, gleich als wären diese vornehmlich an der Verödung einiger Provinzen Schuld. Die Franzosen hoben sie auf. Der Erfolg aber war ganz anders, als man hätte erwarten sollen. Die Güter wurden nicht in kleine zerschlagen, wie in Frankreich, sondern sie wurden von den großen Besitzern und Geldinhabern angekauft, welche ihre Latifundien damit nur noch erweiterten. Die geistlichen Güter hatten wenigstens reichlich Almosen gespendet; sie hatten die Communalabgaben mitgetragen. Den großen Besitzern fiel es nicht ein, für die Armen zu sorgen. Durch ihre einflußreichen Verbindungen gelang es ihnen leicht sich den Communalverpflichtungen zu entziehen.

Als Pius VII im Anfange seines Pontificats die Annona abschaffte, dachte er allerdings zugleich auf eine Vertheilung der großen Besitzungen; man hatte vor, Colonien auf den Agro Romano auszuführen und Dörfer daselbst anzulegen. Allein es blieb alles bei den ausführlichen und mit großer Beredsamkeit verfaßten Werken, die man darüber schrieb. Vielmehr trat das Gegentheil ein. Es bildete sich das Institut der Mercanti di Campagna nunmehr erst recht aus. Ein solcher Mercante, der einen bedeutenden Fonds zu seiner Speculation bedarf — unter andern muß er die Arbeiter besolden, die so weit aus den Abruzzen bis hieher kommen — pachtet mehrere von den großen Herrschaften zusammen; es gibt Pachtungen von anderthalb Quadratmeilen; die Eigenthümer bedürfen in der Regel ihren Päch-

ter und dessen Vorschüsse, sie müssen alles zugeben was er vernimmt. Nun sind deren nur Wenige und es gibt keine Concurrenz. Wenn die Mercanti di Campagna sich unter einander und mit den Bankiers verstehn, so können sie den Markt nach Gutdünken beherrschen. Das ganze Geschäft kommt in äußerst wenige Hände. Glücklicherweise setzt die Zufuhr aus den Häfen des schwarzen Meeres ihrer Betriebsamkeit Grenzen. Sie ihres Orts sind über dieselbe nicht wenig mißvergnügt. Ja man könnte überzeugt seyn, wie sie denn das selbst sagen, daß sie auch noch den kleinen Theil der Campagna, den sie bebauen, ungefähr ein Zehntheil, brach liegen lassen würden, wofern nicht die Natur ihnen in den Weg träte, wofern es nicht nothwendig wäre das Land wieder zu brechen und zu besäen, um feines und frisches Gras zu bekommen. Sonderbarer Zustand! Für die Verluste, welche der Ackerbau häufig verursacht, entschädigt man sich durch den Vortheil, den derselbe für die Viehzucht darbietet. So erhält sich noch der Ackerbau mühselig. Er ist, so zu sagen, ambulant geworden. An sich bedeutet er nichts; man kommt damit nur dem Wiesewachs und der Viehzucht zu Hülfe.

VII.

Räuber.

In dem nördlichen Italien habe ich über nichts so oft klagen hören, wie über die Einführung eines deutschen Gesetzbuches. Nicht weil es zu hart, auch nicht gerade weil es ausländisch sey, sondern weil es mit seinen breiten und milden Formen der hinterlistigen Gewandtheit allzuviel Ausflüchte darbiete.

Wir sehen auch an den Beispielen des Kirchenstaates, wie so überaus schwer es ist, in diesem Lande Gesetz und Ordnung zu handhaben. Die Neigungen, denen man sich zum allgemeinen Besten entgegenstellen, die Richtungen, die man in leidliche Gren-

zen einschließen möchte, entschlüpfen der Hand, die sie fassen will, und lachen der vermeinten Schranken.

Wie viel hat man nicht von jeher versucht, die Räuberei zu dämpfen. Aber selbst die Franzosen haben es nicht vermocht. Bald nach dem Anfang ihrer Herrschaft konnten sie berechnen, daß sich ungefähr hundert Menschen dem Wirkungskreis der Gesetze entzogen hatten, und jener tapfere und gutmüthige, lustige Räuberhauptmann Pietro machte sich unter ihren Augen einen Namen. Er nannte sich Peter I, Kaiser der Gebirge, König der Wälder, Protector der Conscribirten. Man sieht, wen er damit verspottete, und wirklich hatte die Räuberei damals zugleich eine politische Farbe. Um so schärfer, wie sich versteht, verfolgte sie die französische Gerechtigkeit. Aber 1811 nahm sie eher zu als ab; 1814 wußte man noch fünf und funfzig zu zählen, deren man niemals hatte habhaft werden können [1]).

Wie sollte nun die so viel schwächere päpstliche Verwaltung sich ihrer sofort zu entledigen vermögen?

Zwar fiel der politische Grund weg, allein es gab tausend andere. Es kam so weit, daß ein Bürger von Tivoli mitten in der Stadt von Räubern angefallen und ermordet wurde. Eine Dame von Sermoneta klagt, daß sie sich seit Jahren nicht mehr nach ihrem Schlosse auf dem Lande wage; ihr Haushofmeister kenne die Raubgesellen, aber er werde nie den Muth haben sie anzugeben; er beköstige sie bei einem Besuch. In Ferentino zahlte man eine Brandschatzung, um ohne Gefahr auf das Feld, an die Arbeit gehen zu dürfen. An vielen andern Orten hielten sich die Einwohner, eingeschüchtert, hinter ihren Mauern [2]). Wer eine Villa gemiethet, traute sich nach Sonnenuntergang nicht mehr in den Garten.

---

[1]) Tournon. Études statistiques II, 101.

[2]) Herr von Rumohr hat so eben von dieser Lage der Dinge sehr anschauliche Beispiele erzählt.

Zuweilen schien es als wolle der Staat ernstliche Maaßregeln gegen dieses Unwesen ergreifen. Er errichtete 1817 Communalmilizen unter der Anführung der vornehmsten Grundbesitzer zur Verfolgnng der Banditen und versprach Belohnungen für Jeden den man einbringen würde. Mit vielem Pomp wurde diese Einrichtung angekündigt; alle vierzehn Tage sollte über ihren Erfolg Bericht erstattet werden. Niemals ist Bericht erstattet worden: es kam zu keinem Erfolg; niemals hat man einen Räuber eingebracht. Als die Banden drohten, sich ernstlich zu wehren, sich auf Leben und Tod zu schlagen, hatte kein Mensch Lust, die Belohnung zu verdienen.

Gewiß, um irgend eine Unternehmung durchzusetzen, wird etwas mehr erfordert, als Einsicht, daß sie nützlich sey. Das Uebel dem man steuern wollte hing so tief mit der Sinnesweise dieses Volkes zusammen, daß es auf solche Weise nicht auszurotten war.

Die Leidenschaft, die zu einem Verbrechen führt, wird in diesen Gegenden nicht als ein moralischer Fehler, sie wird als ein Unglück betrachtet; sie erweckt nicht sowohl Abscheu, als eine Art von Mitleiden. Der Staat verfolgt das Verbrechen: das ist seine Pflicht; der Verbrecher rettet sich, so gut er es vermag. Niemand hindert ihn daran.

Wer irgend eine schwere Ahndung verwirkt hat, der er sich entziehen will, begibt sich in die Gebirge; von den Gesetzen ist er geächtet, aber nicht von der öffentlichen Moral. Er ist in dem Gebirge, heißt es von ihm, er hält sich in den Wäldern auf.

Auch er selbst glaubt, indem er sich dergestalt in Kriegszustand mit der Gesellschaft setzt, keine wesentliche Pflicht, am wenigsten der Religion zu verletzen. Das Crucifix kommt nicht von seiner Seite; er küßt es jeden Augenblick. Er nöthigt vielleicht einen seiner Gefangenen, ihm aus einem Gebetbuche vorzulesen. Seht da, sagt er, indem er ihm sein Asyl im Gebirge zeigt,





nicht; seine Frau begleitete ihn ins Gefängniß. Alles lief, sie zu sehen, Fremde und Einheimische; man wiederholte sich ihre Thaten. Die Herzogin von Devonshire trat heran, nahm ihr Halsband ab und schmückte das Weib Masocco's damit.

Es kam nur darauf an, ob man sich nun auch der anderen erwehren würde. In der That war in Kurzem nur noch Cesari mit einer Bande von vierzehn Mann übrig, und auch dieser fing an zu unterhandeln. Endlich versprach er, wenn man ihm vollkommene Verzeihung zusichere, mit Hülfe eines Vertrauten seine übrigen Cameraden sämmtlich auszuliefern. Er sandte ein paar Uhren zum Unterpfand.

Masocco, der die Unterhandlung geführt hatte, sollte auch die Leute in Empfang nehmen. Mit einer kleinen Anzahl von Bewaffneten erschien er, an dem festgesetzten Tage, an dem bestimmten Orte. Auch Cesari ließ nicht lange auf sich warten. Allein er hatte es nicht vor wie man glaubte. Er rief den beiden zu, sie möchten allein herankommen, das sey die Abrede, sonst werde man auf seiner Seite Verdacht schöpfen. Sie glaubten ihm und näherten sich allein. In dem nämlichen Moment wurden sie aus dem Dickicht erschossen. Hiedurch bekam diese Sache eine entsetzliche Verwickelung. Man hat wohl gesagt, daß mit den Albanesen die Blutrache im Neapolitanischen eingewandert sey und sich von da aus durch die umliegenden Landschaften verbreitet habe. Vielleicht hängt sie mit einem Zustande wie dieser ist, ohnehin und natürlicher Weise zusammen. Wenigstens ist wohl selten ein Mensch grausamer gerächt worden als Masocco.

Einer seiner alten Gefährten, Amarini ging noch im ersten Ingrimm der Rachsucht geradezu auf San Prassede los, wo die Familie Cesari's wohnte. Schon hatte die Regierung ihre Abführung veranstaltet, vielleicht um sie sicher zu stellen, vielleicht um selbst ein Pfand in den Händen zu haben. Amarini begegnete dem Zuge unterweges. Es waren



sechs Weiber und Mädchen. Er forderte von dem Offizier der sie geleitete ihre Auslieferung. „Wo hast du den Befehl dazu?" — „Diese Flinte enthält ihn." Ein römischer Soldat wird sich nicht für Kinder eines Räubers schlagen. Er überließ sie dem Menschen der sie ein Miglie seitab führte. Hier befahl er seinen Gefährten auf sie zu schießen. Sie warfen sich in ihrem Instinkt zur Erde. Amarini sprang wie ein Raubthier auf sie los, und ermordete sie zum Todtenopfer für seinen Hauptmann. Dann ging er und lieferte sich selber der Gerechtigkeit aus.

Cesari fing hierauf einen offnen Krieg an. Er drang in Prassede ein; erschoß einige Menschen und steckte ein paar Wohnungen in Brand. Hierauf faßte er an den römisch-neapolitanischen Grenzen Fuß. Er nahm Neapolitaner und päpstliche Unterthanen gefangen, jedoch machte er den Unterschied daß er jenen gestattete sich loszukaufen, diese aber ohne Erbarmen tödtete. Er war bald hie bald da, mit außerordentlicher Geschwindigkeit entging er seinen Verfolgern.

So führte ihn sein Weg auch einmal wieder nach der Gegend von Prassede zurück. Als er auf die Stelle gelangte wo Amarini seine Familie getödtet hatte, ergriff ihn eine wilde Wuth. Er sah eine Bäuerin und ohne daran zu denken wer sie sey oder wo er selber war, jagte er der Fliehenden nach. Ein römischer Carabiniere, glücklicher Weise von etwas härterem Stoffe als gewöhnlich, und den Anderen deshalb unleidlich, befand sich in der Nähe. Es gelang ihm den Räuber zu erschießen ehe er noch seine Beute erreicht hatte. An der Silberplatte auf seiner Brust erkannte man daß es der Hauptmann, daß es Cesari war. Im Triumph empfingen die Einwohner von Prassede ihren Befreier.

So bewegen sich die wildesten Leidenschaften, welche zu zähmen eben der Staat bestimmt ist, auf freier Bahn; in entsetzenvollen Ausbrüchen machen sie sich Luft und nur durch sich selber reiben sie sich auf.

Und noch war es hiemit nicht geendigt. Noch öfter em-

hörte sich das räuberische Gebiet von Sonnino, man mußte noch öfter unterhandeln; und man war einmal im Begriff, Sonnino ganz zu zerstören. Allein nach und nach ward das Uebel mäßiger. Als die Carbonari in diesen Gegenden emporkamen, schien es als seyen die Räuber verschwunden.

VIII.

Opposition der Geistlichkeit.

So viel ist offenbar, daß dieser Staat die Elemente aus denen er zusammengesetzt war, nicht einmal zu überwältigen und zusammenzuhalten, geschweige in Harmonie zu vereinigen vermochte.

Selbst wenn es Consalvi'n besser gelungen wäre, so würde er doch ohne Zweifel Widerstand genug zu bekämpfen gehabt haben. Wie viel stärker mußte sich dieser erheben, da es ihm nicht gelang.

Unter den Cardinälen hatte er nur wenige gleichgesinnte Freunde oder Anhänger. Vornehmlich war ihm Lante befreundet, ein Mann, der vielleicht von allen die meiste Kenntniß des Landes und des Details der Verwaltung besaß. Der schwierigen Aufgabe, Bologna zu regieren, welches die alten Ansprüche mit der neuen Unzufriedenheit vereinigte, wußte er glücklich zu genügen. Einen Zustand der Dinge, welcher große Lasten auflegte und von der Meinung gemißbilligt wurde, hielt er dennoch aufrecht und gewann die allgemeine Zuneigung. Allein schon im Jahr 1818 starb er. St. Petronio war den ganzen Tag mit Leuten erfüllt gewesen, die für ihn beteten. Die gesammten Bevölkerungen der benachbarten Ortschaften wallfahrteten dazu baarfuß herein.

Auch der Nachfolger Lante's, Cardinal Spina, zeigte sich geschickt und brauchbar. Man trug lange Zeit Bedenken, ihn an den Congreß von Laibach zu senden; seine Gegenwart schien nothwendig, um die Parteien von Bologna in Zaum zu halten.

Wie hätten indessen alle Cardinäle von Consalvi's Meinung seyn sollen?

Er machte die Geschäfte nach seinem Sinne; er schloß seine Collegen von Berathung und Theilnahme aus; er huldigte so sehr den modernen Ideen. Sie, bejahrte Männer, von Natur dem Alten zugethan, durch die Neuerungen des Jahrhunderts so oft bedroht, so lebhaft bedrängt, und auch nun zurückgesetzt, in der Ueberzeugung, der Ursprung aller Uebel, so der übrigen Welt, wie dieses Staates, liege in dem Abfall von den alten Maximen — wie hätten sie sich nicht Dem entgegensetzen sollen, der den Kirchenstaat auf die neue Weise einzurichten und zu regieren unternommen hatte?

In Rom selbst waren die einflußreichsten und bedeutendsten Cardinäle von einer ihm widerstrebenden Gesinnung. Cardinal Mattei, der einzige von altem römischen Adel in dem Collegium, behauptete in seinem Bisthum Velletri die abgesonderte Regierung und Gerichtsbarkeit mit großer Hartnäckigkeit. Er war ein abgesagter Feind aller Maaßregeln, durch die man sich der Administration anderer Länder zu nähern suchte.

Cardinal Litta war wohl ein exemplarischer Bischof der suburbicanischen Diöcesen. Er ritt, trotz seines hohen Alters, zu den kleinen Burgflecken in den Gebirgen, die den größern Theil seines Sprengels ausmachten; alle Einkünfte, die er anderswoher zog, verwandte er auf sein Bisthum, dessen Wohlthäter und Vater er war, wo er auch den Unterricht zu verbessern suchte. Allein in den öffentlichen Geschäften zeigte er beinahe Starrsinn. Jede Abweichung von dem Gehorsam gegen den römischen Hof, sah er als Rebellion an. Er haßte nicht allein Preußen — er war nämlich Nuntius in Polen gewesen, — auch Oestreich war ihm bei weitem nicht katholisch genug, und er war ein geschworner Feind der Politik dieses Staates.

Einen bedeutenden Einfluß hatte Cardinal Pacca, zumal da er sich bei dem gemeinen Volk von Rom in Ansehen zu erhalten

die Mittel wußte und brauchte. In seinen Memoiren über die Zeit der Gefangenschaft des Papstes zeigt er sich nur in dem Dogma sehr streng. Obwohl er die frühern Maaßregeln Consalvi's nicht billigt, so ist doch auch er nicht völlig unbeugsam; er erzählt mit Vergnügen, wie sehr der puristische französische Klerus durch die gemäßigten Gesinnungen in Erstaunen gesetzt worden sey, die er geäußert. In Rom aber, insofern er auf die Verwaltung Einfluß hatte, erschien er vor Andern streng und hartnäckig. So wie ihn Napoleon für seinen entschiedensten Feind gehalten, so schrieb man die Absetzungen, Excommunicationen und Verfolgungen, mit denen man Diejenigen belästigte, welche unter Napoleon Stellen angenommen und ihm den Eid geleistet hatten, vor Allen dem Cardinal Pacca zu.

Cardinal Somaglia war gelehrt und voller Einsicht. Allein mit dem Fiscus, als Bischof von Porto, in Prozesse verwickelt, hielt er die Widerpart Consalvi's. Unter andern gelang es ihm die Akademie der schönen Künste, der Consalvi den Palast San Apollinare eingeräumt hatte, wieder aus demselben zu vertreiben, und ihn seiner geistlichen Bestimmung zurückzugeben. Ein Vortheil, der ihm in der Meinung der Menschen ein gewisses Uebergewicht gab.

Schon erschienen auch Castiglione und della Genga, später die Nachfolger Pius VII, jener ein gemäßigtes aber entschiedenes, dieser ein heftiges Mitglied der Partei der Eifrigen, der Zelanti. Cardinal della Genga war Generalvicar von Rom. In dieser Eigenschaft verbot er den Geistlichen einen Ueberrock zu tragen, wie die Weltlichen. Er stellte die Verpflichtung der Juden her, alle Sonnabend sich mindestens 300 an der Zahl in einer Kirche einzustellen, um eine Bekehrungspredigt anzuhören. Er hatte die Absicht, alle Abend ihr Quartier zu schließen. Consalvi's Feind war er auch deshalb, weil dieser ihm einen Viceregenten zur Seite zu stellen gewußt hatte, der andere Gesinnungen hegte.

Und wie nun diese Verwaltung zwei Richtungen hatte, so



erfuhr sie in beiden, der geistlichen und der weltlichen, eine starke Opposition von diesen Gegnern. Am meisten machte Dieselben in geistlichen Dingen ihre Meinungen geltend. Ihrer Einwirkung ohne Zweifel war die Wiederherstellung der Jesuiten zuzuschreiben. Pacca selbst erzählt es. Noch in Fontainebleau, nachdem das Concordat widerrufen war, benutzte er seine täglichen Unterhaltungen mit dem Papst, um ihn auf die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Gesellschaft aufmerksam zu machen. Er merkt es als etwas Besonderes an, daß ein Mann wie er, dem man noch in der Kindheit die Provinzial-Briefe des Pascal zu lesen gegeben, und ein anderer, ein Benedictiner, der antijesuitische Lehrmeister gehabt, wie der Papst, daß sie beide bestimmt gewesen seyen die Jesuiten wiederherzustellen [1]). Es mag wohl seyn, daß der Unterricht noch mehr verfallen war, seit ihn die Jesuiten nicht mehr gaben; selbst in ihren Schriften bewiesen sie gar bald eine gewisse Ueberlegenheit. Es kam dies unter andern daher, weil der Orden die Censur der Schriften seiner Mitglieder selbst ausübte, während die Dominicaner in allen übrigen Büchern jeden Schein eines neuen Gedanken zu ersticken wußten. Im Ganzen aber läßt sich nicht bezweifeln, daß ihre Herstellung zu den Hauptmaaßregeln der Reaction gehörte, die man beabsichtigte. Allmählig machten sie wieder, obwohl nur langsam, Fortschritte. Ende 1818 hatten sie in dem Kirchenstaat zwar viel Novizen, aber nur das Collegium von Ferrara in ihren Händen. Weder in Neapel, noch in dem östreichischen Italien waren sie zugelassen; nur in Piemont hatten sie drei Häuser. In Portugal und Brasilien duldete man sie nicht, doch erschienen sie wieder in Mexiko. Das Collegium, das sie in Lancastershire errichteten, ward von protestantischen Lords begünstigt, aber es gewann nur mittelmäßigen Fortgang. In Frankreich hatten sie dagegen be-

---

[1]) Memorie di Pacca, parte III, capo 8, pag. 362.

reits damals sieben Seminare, welche eine so große Hoffnung der Ultra bildeten.

In diesem Sinne der Wiederherstellung des alten Kirchenglaubens, griff man auch zu einigen andern Maaßregeln. Die Congregation des Index der verbotenen Bücher gab dann und wann wieder ein Lebenszeichen von sich. Welche Bücher aber waren es, die sie verbot! Bücher, die Niemand las, und die bereits ganz vergessen waren, z. B. im Jahre 1820 die politischen Gedanken von Vincentius Ruffo, an die Niemand mehr dachte, 1823 die Memoiren von Gorani, die ihre Wirkung vollständig gehabt und schwerlich eine weitere hervorzubringen vermögen. Auch Sachen von Alfieri, die in Jedermanns Händen sind, die sich die Nation nicht wieder wird entreißen lassen, verbot man nun erst. Man verbot selbst Bücher, wie das östreichische Kirchenrecht von Rechberger und die Kirchengeschichte von Dannenmaier. Die englische Geschichte von Goldsmith verurtheilte man zu einer Correctur. Schwerlich hat jemals eine Behörde stärkere Beweise von Unfähigkeit gegeben, als diese Congregation.

So einseitige Maaßregeln dienen freilich mehr eine Meinung auszusprechen, als eine Wirkung zu erzielen.

Eins rief gleichsam das Andere hervor. Gerade das Triviale und Falsche von den neuen Theorien hatte den meisten Einfluß auf diese Staatsverwaltung. Gegenüber erhoben sich entgegengesetzte Maaßregeln, aber sie waren auch flach und einseitig. Wie weit war man von dem lebendigen Bewußtseyn des Nothwendigen, dem vollen Gefühle des Daseyns in seiner Gemeinschaftlichkeit entfernt. Von verschiedenen Seiten folgte man seichten Meinungen. War die geistige Gesundheit dieses Volkes angegriffen, so konnte sie auf solche Weise nicht hergestellt werden.

Auch in den weltlichen Geschäften trat jene Opposition hervor. Unter andern machte die Bestimmung des Gesetzes vom 6

Juli, durch welche die Jurisdiction über Mündel, Frauen und Arme den gewöhnlichen Tribunalen und den Delegaten überwiesen wurde, viel böses Blut bei den geistlichen Behörden. Früher hatten Bischöfe und Vicare diese Jurisdiction ausgeübt. Sie fühlten sich nicht wenig beeinträchtigt, als sie ein so bedeutendes Attribut verlieren sollten. Der Cardinal Severoli, dem der Delegat von Viterbo nach langer Zögerung (es hatte anderthalb Jahr gedauert) diese Geschäfte abnehmen wollte, erließ einen Brief an den Secretär der Congregation der Immunitäten, dem er die möglichste Oeffentlichkeit gab, worin er sich nicht allein über diese Maaßregel, sondern über den Geist der Regierung überhaupt, auf das bitterste ausließ. Er tadelte den Minister, daß er in den Fußtapfen der weltlichen Regierungen wandele, jener Regierungen, die durch die geschworenen Widersacher der Religion verleitet, der bischöflichen Würde ihre edelsten Prärogative eine nach der andern entrissen. Einem weltlichen Hofe, der ein solches Gebot wie das obige ergehen lasse, würde er sich widersetzen. Dem Papst gehorche er. Denn freilich habe dieser die Macht, die heiligen Canones zu verändern; aber sey nicht die Veränderung von dem Geiste eingegeben, der Alles zerstöre, um die Religion zu vernichten? Die ganze neue Gesetzgebung athme keine andere als diese Gesinnung. Er trug darauf an, eine Congregation von Cardinälen niederzusetzen, aber wohlverstanden, unabhängig vom Staatssecretär, mit dem Auftrag, die Beschwerden der Prälaten zu hören.

Wer hätte glauben sollen, daß die Delegaten, die hier als Feinde der Geistlichkeit betrachtet werden, eben auch Geistliche waren?

Heftiger noch als Severoli griff, bei Gelegenheit seines Prozesses, Cardinal Somaglia die Verwaltung an. In Rom werden die Vertheidigungsschriften der Advocaten gedruckt an die Mitglieder der Tribunale vertheilt. In jenem Prozeß ließ der Advocat Somaglia's, ohne Zweifel mit dessen Vorwissen, eine

sehr heftige Invective auf die bestehende Verwaltung einrücken. Er sagte, er würde kein Wort verlieren, wenn er wüßte, daß auch diese Sache nach den Maximen des Jahrhunderts entschieden werden sollte. „In der That,“ fuhr er fort, „was sind diesen Maximen zufolge die Bedürfnisse eines Staates? Elegant gekleidete Truppen, welche dem Volke imponiren; Entwürfe einer neuen Gesetzgebung, die uns der angeblichen Barbarei der alten Gesetze zu überheben verspricht; eine strenge Polizei, welche sich erlaubt die Geheimnisse jeder Familie auszuforschen; lärmende und kostbare Schauspiele; neue Finanzsysteme, welche die Reichthümer der Bevölkerung in die Cassen des Fiscus ableiten; Vermehrung der Aemter und der Beamten ohne Ende; Straßen, Brücken und Canäle. Nach den liberalen Ideen muß der Dienst des lebendigen Gottes, müssen Kirchen und die Diener des Altars sich begnügen, wenn ihnen einige erbärmliche Brosamen von den öffentlichen Reichthümern zu Gute kommen. Glück genug, wenn die Priester des neuen Gesetzes tolerirt werden, wie es die Heiden wurden, unter der Regierung Theodosius des Großen. Allein glücklicher Weise,“ fährt die Schrift boshaft fort, „sind das nicht die Maximen von Rom.“ Sonst bleiben diese Drucke unbekannt; diese Stelle aber welche nicht ohne Wahrheit ist, wurde mit reißender Geschwindigkeit in unzähligen Abschriften verbreitet.

Sonderbare Manier der Opposition; in den Acten der Prozesse, in Privat-Briefen denen man eine gewisse Verbreitung zu geben weiß. Zuweilen erschienen auch Pamphlete, aber man bemerke wohl: bloß in der Handschrift.

Es gab viel zu reden als der Governatore Pacca, Neffe des Cardinals, auf den Consalvi ein unbedingtes Vertrauen gesetzt, der Rom eine Zeit lang beherrscht hatte, im April des Jahres 1820 plötzlich verschwand. Consalvi selbst, obwohl er zuletzt an seinem Günstling irre geworden, und gewünscht hätte ihn zu entfernen, wäre es ihn nur um des Oheims willen möglich gewesen, zeigte sich darüber mißvergnügt, und erschüttert.

Welche Gründe legte man in Rom nicht dieser Flucht un-
ter! Bald behauptete man, der Papst habe insgeheim einen Pro-
zeß gegen den Governatore instruiren lassen, und Consalvi habe
darin einen Versuch gesehen ihn, den Staatssecretär, selbst anzu-
greifen. Andere sagten, der Governatore sey mit den geheimen
Gesellschaften einverstanden gewesen, und man habe es entdeckt.
Andere schrieben seine Flucht seinen Schulden zu, und wahr ist,
daß er sich durch Quittungen im Voraus von einem Pächter
der Einkünfte bedeutende Summen verschafft hatte, die er spä-
terhin zu decken außer Stand war. Wir wollen nur bemer-
ken, daß dieser Vorfall zu einem neuen Angriff auf Consalvi die-
nen mußte.

Ein gewisser Marietti, dem man ein nicht-politisches Jour-
nal, das er angefangen, mehr aus literarischer Eifersucht als aus
andern Gründen unterdrückt hatte, ein Hausgenosse des Cardi-
nals Pacca, ergriff diese Gelegenheit, in einem Pamphlet, das
man — immer handschriftlich — in den Kaffeehäusern verbreitete,
einen Anfall auf den Staatssecretär zu wagen. „Es gibt zwei
Hypothesen," hieß es darin: „entweder der Tyrann unseres unglück-
lichen Vaterlandes hatte sich mit den fremden Mächten verschwo-
ren um freiheitsmörderische Entwürfe auszuführen, und der un-
glückliche Pacca war in dieselbe eingeweiht. Jetzt verzweifelt
man dieselben auszuführen, und er muß verschwinden. Dies ist
die erste Vermuthung. Ich will auch noch eine zweite aufstellen.
Man weiß daß der Dictator, unser Despot, dem seine unermeß-
liche Macht noch nicht genügt, unsern ausgezeichneten Cardinal
Pacca dahin bringen wollte das Amt eines Camerlingo — in
der That das zweite unter den römischen Staatsämtern — auf-
zugeben. Der würdige Cardinal fühlte was er dem Lande schul-
dig ist. Er hat diese unverschämte Forderung abgeschlagen.
Der treulose Tyrann, der sein väterliches Herz kennt, hat ihm
einen Dolch in dasselbe stoßen wollen und seinen Neffen geopfert.
Allein er enttäuschte sich. Der Cardinal wird statt seine Stelle

Digression.

Erinnerungen an römische Zustände.

Während alle Einrichtungen so vollständig mißlangen, die Anstalten des Staates sich sämmtlich so ungenügend erwiesen, nahm doch die Stadt an Einwohnern zu und die Fremden wallfahrteten in Schaaren dahin.

Man sollte glauben, in diesem Zustande hätte sich der Gemüther eine allgemeine Unbehaglichkeit bemeistern, und der Aufenthalt Fremden wie Einheimischen unbequem werden müssen.

Man möchte es voraussetzen, doch wird Niemand sagen können, daß es der Fall gewesen sey. Weder in den häuslichen, noch in den öffentlich zu Tage kommenden Verhältnissen trat es hervor.

Vielleicht rührt dies auch daher, weil, wie wir wohl gesehen, der Staat sich in diesen südlichen Ländern viel weniger des gesammten Lebens bemächtigt. Einrichtungen werden geändert; der Besitz wird gewechselt; hartnäckiger sind die Sitten und Lebensformen, in denen der Charakter sich ursprünglich ausgesprochen und die ihn nun wieder bestimmen und festhalten.

Glücklich preise ich den, der eine Vaterstadt hat, die ihn durch edle Sitten aufzieht, mit großen Erinnerungen nährt, und zugleich seinem Leben einen angemessenen Schauplatz darbietet. Von verwandten Elementen umgeben, wächst er auf. Ohne viel Suchen, Entbehren und Schwanken, umfangen ihn die natürlichsten Verhältnisse; er hat festen Boden unter seinen Füßen.

Vorzüglich den niedrigeren Volksklassen wäre es zu gönnen. Sie bedürfen einer geistigen Atmosphäre, die sie unbewußt einathmen und aufnehmen; und es ließe sich denken, daß ihnen ihre Umgebung zu einer höhern Erziehung würde, die ihr Leben, das dem Gemeinen so nahe steht, mit geistigen Stoffen zu durchdringen, mit dem Anflug freier Humanität zu erheben vermöchte.

weil man nicht hoffen konnte, nach so langjährigen Bewegungen, ihre Wirkungen wieder zu vertilgen; das zweite schien der Begriff des Kirchenstaates so mit sich zu bringen. Und es mag seyn, daß es nicht wohl anders gemacht werden konnte. Allein offenbar hatte man dadurch die schneidendsten Gegensätze vereinigt, die einander ohne Zweifel bekämpfen mußten. Die weltlichen Zustände beruhten auf einer Opposition gegen alle geistliche Macht. Diese dagegen bekam eine Gewalt, wie sie früher niemals gehabt und wie sie ihr schwerlich gut war.

Wie sollten nicht beide Theile den Geist entwickeln, auf dem sie ursprünglich beruheten?

Auf irgend eine Weise mußte man beflissen seyn, diesen Widerstreit aufzuheben.

Consalvi sollte es thun, ein Mann in den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts erzogen, ohne tiefe Kenntniß weder des Staatshaushaltes überhaupt, noch dieses Landes insbesondere, allerdings wohlgesinnt und voll Talent, aber mehr geschmeidig und vielseitig, als kraftvoll und von schöpferischem Genius.

Unmittelbar neben ihm die Großwürdenträger der Kirche, Männer, größtentheils von anderer Richtung; schon darum seine Gegner, weil er im Besitze der Gewalt war; die ihm geradezu sagten, seine Einrichtungen würden nicht länger dauern, als das Leben eines alten Mannes; die indessen schon jetzt das Ohr eben dieses alten Mannes immer mehr gewannen. Consalvi mußte ihnen ausbeugen, er mußte sich hüten, ihnen einen Vorwand darzubieten; um nur das eine oder das andere durchzusetzen, hatte er seinerseits in vielen Puncten nachzugeben.

Auch gab es noch eine zahlreiche Aristokratie, welche durch die Revolution herabgebracht, bei Seite geschoben, aber nicht vernichtet worden. Die Restauration hatte sich mit derselben nicht einzuverstehen gewußt. In großer Entrüstung über einige Beschränkungen hatten die römischen Fürsten auf ihre Patrimonialgerichtsbarkeit Verzicht geleistet. Aber sie hielten noch im-

mer Opposition und zuweilen waren sie stark genug, sich den Pflichten des Staates zu entziehen. Consalvi hätte wohl eine und die andere angemessenere Auflage einzuführen gewünscht; man sagte ihm geradezu, man werde sie ihm nicht zahlen.

Unmittelbar an diese schlossen sich die großen Capitalisten an, zwar dem Staate, mit dem sie unaufhörlich in Rechnung standen, so weit ergeben, aber um so mächtiger, je weniger an Zahl sie waren. Man lebte von Tag zu Tage, brauchte sie immer, und durfte sie nie verletzen.

Es folgten die höheren Beamten. Consalvi hatte auf sie den größten Einfluß, doch nicht einen ausschließlichen, und eigentlich Keiner war in seinem Vertrauen. Hat er doch die Censur der römischen Zeitung, des Diario, dann und wann selbst übernehmen zu müssen geglaubt. Einsicht, Talent, Integrität waren seltene Eigenschaften. Ueberdies behaupteten diese Beamten schon vermöge ihres geistlichen Charakters eine gewisse Unabhängigkeit; in ihren Händen war das Land.

Ein Land ohne Institutionen: in welchem der Privatvortheil unaufhörlich mit dem öffentlichen Krieg führte; ohne rechte Gesetze, denn beide Legislationen waren aufgehoben, sowohl die altpäpstliche durch die Franzosen, als die französische durch den Papst; ohne Ordnung in den Finanzen; in wandelbarem, immerfort provisorischen Zustande.

Will man Consalvi verdammen, daß es nicht besser ging? Er bewährte auch hier sein diplomatisches Talent. Er suchte eine Abkunft zwischen den Prinzipien und Interessen; und so viel gelang ihm, einen Ausbruch ihrer Feindseligkeit zu vermeiden; mit ungemeiner Thätigkeit wußte er die Forderungen der jedesmaligen Gegenwart zu erledigen. Allein ein Gründer, wie die großen Staatsmänner des Alterthums gewesen, ein Gründer auf immer war er nicht. Wenn es ein Tadel ist, in der allgemeinen Bewegung von Europa eben auch nicht mehr als Andere gethan, und nicht den entgegenstrebenden Elementen zum



Ich weiß nicht, ist der Vortrag der Passion die Tage darauf mehr ein Verlesen, oder ist es mehr Gesang. Es ist erst ein Anfang, die vortragende Stimme mit dem Sinne der Worte zu durchdringen; nur dann und wann tritt ein vollständiger Ausdruck hervor; doch fehlt er noch in den größern Partieen. Ungefähr wie es lange dauerte, ehe die altchristliche Malerei den Typus bis zu individuellem Ausdruck durcharbeitete; wie sie dies Anfangs nur dann und wann nur hie und da versuchte. Damit stimmt denn sehr wohl jene zugleich Darstellung, Nachahmung und Verehrung des Symbols, das Fußwaschen der Priester-Apostel (den Donnerstag) und ihr Mahl, das Grab der Hostie, vor dem die tausend Lampen brennen, und die dogmatischen Gesänge, unter denen sie hinaus- und hereingetragen wird. Schade, wer sich daran ärgert. Es ist Alles ein halbverständliches Alterthum. Jedoch berühren uns dann und wann jene Momente der Kunst, in denen sie, ewig dieselbige, in allen Jahrhunderten neu und faßlich ist. Die Lamentationen Palestrina's, mannichfaltig und streng, einfach und zusammengesetzt, athmen einen hohen Ernst, eine reine Würde. Nichts ist rührender als die Improperi dieses Meisters. Wie wehet in diesem Sanctus-Immortalis die unnahbare Heiligkeit der Gottheit! Eben diese Gottheit macht dem Menschengeschlechte Vorwürfe über seinen Abfall. Sie haben den Ausdruck großherzigen Erbarmens, innige Wärme, hinreißende Wahrheit.

Auf die Tage der Trauer folgt dann das freudige Ostern.

Wie könnte man wohl die stabilen Schöpfungen der Architectur zu einem rasch vorübergehenden Genuß, zum Dienste einer Feierlichkeit des Augenblicks heranziehen? Es geschieht durch die Art von Erleuchtung, wie sie in Rom üblich ist. Unzählige Lampen erhellen die Linien der Peterskirche; gleichsam brennend sieht man den Riß der Façade, wie ihn der Baumeister mit der Bleifeder entwarf, vor seinen Augen; die steinerne Pracht löst sich in ihre leichtesten Elemente auf, bis mit dem vollen Eintritt der Nacht,

Digression.

Erinnerungen an römische Zustände.

Während alle Einrichtungen so vollständig mißlangen, die Anstalten des Staates sich sämmtlich so ungenügend erwiesen, nahm doch die Stadt an Einwohnern zu und die Fremden wallfahrteten in Schaaren dahin.

Man sollte glauben, in diesem Zustande hätte sich der Gemüther eine allgemeine Unbehaglichkeit bemeistern, und der Aufenthalt Fremden wie Einheimischen unbequem werden müssen.

Man möchte es voraussetzen, doch wird Niemand sagen können, daß es der Fall gewesen sey. Weder in den häuslichen, noch in den öffentlich zu Tage kommenden Verhältnissen trat es hervor.

Vielleicht rührt dies auch daher, weil, wie wir wohl gesehen, der Staat sich in diesen südlichen Ländern viel weniger des gesammten Lebens bemächtigt. Einrichtungen werden geändert; der Besitz wird gewechselt; hartnäckiger sind die Sitten und Lebensformen, in denen der Charakter sich ursprünglich ausgesprochen und die ihn nun wieder bestimmen und festhalten.

Glücklich preise ich den, der eine Vaterstadt hat, die ihn durch edle Sitten aufzieht, mit großen Erinnerungen nährt, und zugleich seinem Leben einen angemessenen Schauplatz darbietet. Von verwandten Elementen umgeben, wächst er auf. Ohne viel Suchen, Entbehren und Schwanken, umfangen ihn die natürlichsten Verhältnisse; er hat festen Boden unter seinen Füßen.

Vorzüglich den niedrigeren Volksklassen wäre es zu gönnen. Sie bedürfen einer geistigen Atmosphäre, die sie unbewußt einathmen und aufnehmen; und es ließe sich denken, daß ihnen ihre Umgebung zu einer höhern Erziehung würde, die ihr Leben, das dem Gemeinen so nahe steht, mit geistigen Stoffen zu durchdringen, mit dem Anflug freier Humanität zu erheben vermöchte.



In einem so großen Sinne ist dies nun hier zu Lande wohl nicht der Fall; jedoch die vielleicht beschränkende, aber erfüllende Genüge der Heimath, kann nicht leicht ein anderer Ort in vollerem Maaße gewähren, als Rom, die Hauptstadt der Alterthümer, der Kunst, der katholischen Religion.

Durch tausend Anschauungen von der ersten Jugend auf, wird eine Sinnesweise genährt, die durch keine Neuerung zu erschüttern ist.

Der Römer lebt sein religiöses Jahr. Die Religion hat äußerlich eine sehr heitere Seite; gern verknüpft sie sich mit Zusammenkunft und Belustigung des Volkes und das religiöse Fest ist zugleich an und für sich ein weltliches. Ich habe sagen hören, es könne ein neuer Ovid neue Fasten über das katholische Rom schreiben. Gewiß er würde den Stoff nicht lange zu suchen brauchen.

Von den unscheinbarsten, naivsten Anfängen des Gottesdienstes, wie wenn im November die Hirten der Abruzzen, die Pifferari in der Stadt erscheinen, in den Häusern, auf den Straßen die Novena blasen, und mit einfacher Melodie und ungeschmücktem Text die Geburt des Herrn verkündigen, könnte er beginnen.

Dann folgt Weihnachten, die bedeutungsvolle Andacht der Christmesse, mit den prächtigen Präsepien.

Das Fest der Kinder und der Geschenke ist ein wenig weiter auf Epiphanias hinaus verlegt. Ich weiß nicht, ob es noch ein anderes so schlagendes Beispiel gibt, wie aus dem Wort die Mythe wird, gleichsam eine philologische Fabel. Die Fee Befana heißt es, und man mag sie wohl hie und da für die Tochter des Herodes ausgeben, schwarz und unschön, bringt die Geschenke auf den Heerd in den Kamin.

Bald sind dann die Fasten gekommen. Für die Stationen eröffnen sich die entfernten Kirchen außerhalb der Mauern, zwischen den Weingärten; während der Kunstfreund geht, sich an dem Anblick der schönen Mosaiken in S. Lorenzo oder der alten Grab-

måler in S. Balbina zu erbauen, wallfahrtet das Volk zu den Reliquien seiner Heiligen. Jedoch bleibt es diesmal nicht dabei stehen. Fasten ist die Zeit der Predigt, Stådte und Kirchen wetteifern die besten Prediger an sich zu ziehen. Nicht sowohl zu belehren sucht man dich dann, als zu rühren, zu erschüttern, hinzureißen. Diese Prediger gehen auf ihrer großen Kanzel umher, sie beugen sich über, sie treten weit nach hinten zurück; sie nehmen ihr Baret ab und setzen es wieder auf; sie küssen das Kreuz auf ihrer Brust und wenden sich an das große Crucifix zu ihrer Seite; sie äußern eine heftige Bewegung und befleißigen sich eindringlicher Popularitåt. So suchen sie die Seele von irdischen Gedanken zu himmlischen, gleichsam mit Gewalt fortzureißen und auf den Genuß des Abendmahls vorzubereiten, mit dem ein Jeder sein Pascha feiert.

Die Charwoche zu Rom genießt einen alten Ruhm. Zwar finden sich Viele unserer Glaubensgenossen von diesen Ceremonien geårgert, und sie mögen Recht haben, insofern sie dieselben gleichsam wörtlich verstehen und darin einen gegenwärtigen Aberglauben erblicken. Es sind aber, scheint mir, mehr Reliquien vergangener Zeit: christliche Alterthümer in lebendiger Wiederholung.

Wie fremdartig erschallt, den Palmsonntag, wenn die Thür für die Procession eröffnet worden, jenes alt-jubelnde »Gloria, laus et honor« des Raimund von Angers zwischen den modernen Musiken! Es ist aus dem Jahrhundert, in welchem man die Ceremonie noch verstand, in welchem sie noch nicht ein äußerliches Abmachen war und zum Aberglauben wurde. Die sichtbare Kirche, welche zugleich die unsichtbare zu seyn behauptet, feiert hier, als wäre sie schon die Versammlung der Seligen, den durch den Tod des Erlösers erworbenen Eintritt in den Himmel. Freilich tritt ein so kindlich einfacher Sinn vor den Umgebungen zurück; kaum kann er neben einem jüngsten Gerichte bestehen, wie es eben hier in aller Fülle der Formen, bis an die Grenze des Ausdrucks hin, Michel Angelo abgebildet hat.



Ich weiß nicht, ist der Vortrag der Passion die Tage darauf mehr ein Verlesen, oder ist es mehr Gesang. Es ist erst ein Anfang, die vortragende Stimme mit dem Sinne der Worte zu durchdringen; nur dann und wann tritt ein vollständiger Ausdruck hervor; doch fehlt er noch in den größern Partieen. Ungefähr wie es lange dauerte, ehe die altchristliche Malerei den Typus bis zu individuellem Ausdruck durcharbeitete; wie sie dies Anfangs nur dann und wann nur hie und da versuchte. Damit stimmt denn sehr wohl jene zugleich Darstellung, Nachahmung und Verehrung des Symbols, das Fußwaschen der Priester-Apostel (den Donnerstag) und ihr Mahl, das Grab der Hostie, vor dem die tausend Lampen brennen, und die dogmatischen Gesänge, unter denen sie hinaus- und hereingetragen wird. Schade, wer sich daran ärgert. Es ist Alles ein halbverständliches Alterthum. Jedoch berühren uns dann und wann jene Momente der Kunst, in denen sie, ewig dieselbige, in allen Jahrhunderten neu und faßlich ist. Die Lamentationen Palestrina's, mannichfaltig und streng, einfach und zusammengesetzt, athmen einen hohen Ernst, eine reine Würde. Nichts ist rührender als die Improperi dieses Meisters. Wie wehet in diesem Sanctus-Immortalis die unnahbare Heiligkeit der Gottheit! Eben diese Gottheit macht dem Menschengeschlechte Vorwürfe über seinen Abfall. Sie haben den Ausdruck großherzigen Erbarmens, innige Wärme, hinreißende Wahrheit.

Auf die Tage der Trauer folgt dann das freudige Ostern.

Wie könnte man wohl die stabilen Schöpfungen der Architectur zu einem rasch vorübergehenden Genuß, zum Dienste einer Feierlichkeit des Augenblicks heranziehen? Es geschieht durch die Art von Erleuchtung, wie sie in Rom üblich ist. Unzählige Lampen erhellen die Linien der Peterskirche; gleichsam brennend sieht man den Riß der Façade, wie ihn der Baumeister mit der Bleifeder entwarf, vor seinen Augen; die steinerne Pracht löst sich in ihre leichtesten Elemente auf, bis mit dem vollen Eintritt der Nacht,

mit einem Schlag, an den bedeutendsten Puncten tausend Fakkeln erscheinen und die Kuppel der Peterskirche in eine ungeheure Feuersäule verwandeln. In diesem ernsten Glanze feiert die Metropole der Christenheit die höchsten Feste.

Feuerwerke und Musik gehören zu allen Festlichkeiten. Die Tage so vieler Heiligen, jedes in seiner Kirche, werden mit denselben begangen.

Könnte man die, welche sich um die Menschheit wohl verdient gemacht hätten, besser verehren als durch diese Hallen, zu ihrem Gedächtniß aufgerichtet, in denen von Chören, einander gegenüber, feiernde Hymnen gesungen werden. Diese Bevölkerung betet; aber sie hat ihr Vergnügen dabei. Des Abends bei dem Feuerwerk giebt es Musik; selbst weltlich, beinah militärisch, und man applaudirt; die Leuchtkugeln, die zu Ehren des Heiligen fliegen, erglänzen sonderbar in den runden Scheiben der altväterischen Façade. So sah schon in Aegypten dieser Obelisk bei der Minerva Feuerwerke und munteres Volk um sich her.

Noch ein Hauptelement der Feste ist die Prozession. Corpus Domini wird acht Tage lang durch Prozessionen begangen. Bei Sanct Peter erscheint das ganze Heer der Geistlichen; — alle Basiliken der Stadt mit ihren Abzeichen und Angehörigen, die Priesterschaften mit ihren Fahnen und Kreuzen. Wir bemerken die ausgebildeten, von scharfen Zügen durchfurchten Gesichter der Weltpriester; neben ihnen Mönche, als gehörten sie der Stiftungszeit ihres Ordens an, eine so gläubige Einfalt ist auf ihre Stirn geschrieben, so deutlich tragen sie das Glück eines beschränkten Daseyns vor sich her; Andere, voll verstellter Devotion, mit gemessenem Schritte; Viele nichtssagend; nicht Wenige nur wohlgenährt. Auch der Papst fehlt nicht. In seltsamer Haltung wird er hoch einher getragen. Mitren und Kronen gehen vor ihm her. Aber das geistliche Heer schließt das weltliche nicht aus, und der Gesang der Capelle wird von militärischer Musik unterbrochen.



Man mag sich anstellen wie man will, so wird man immer zu erkennen geben, wie man steht, was man ist.

Uebrigens ist dies eine Religion der Nacht. Alle ihre Feste werden mit Fackeln, Lampen, Laternen und Leuchten begangen. Auch der Papst trägt wohl zu Fuß seine Fackel hinter dem Hochwürdigen her. Man sieht diese Fackelzüge nicht allein über den Platz Sanct Peter eine helle gekrümmte Straße durch die Menschenmenge bilden, hie und da von großen Schatten unterbrochen; man sieht sie auch nach dem Capitol hinaufziehen, man sieht sie in das heitere Pantheon am hellen Tage hineingetragen, gleich als wären es noch jene Katakomben, in denen ein geheimer, nächtlicher, unterirdischer Dienst vollbracht wird.

Freilich wird man in unsern Gegenden zweifeln, ob hierbei überhaupt von Religion die Rede sey; man wird fragen, was tiefere und wahre Religion mit diesen Aufzügen und Festlichkeiten, alle diesem Pomp, selbst dieser Musik, gemein habe.

In der That, wenn man die Erscheinungen des täglichen Lebens betrachtet, auf der einen Seite den strengen Gottesdienst, auf der andern eine durchgehende raffinirte Weltlichkeit, ohne daß jene auf diese einen besondern Einfluß auszuüben vermöchte, so könnte man überhaupt zweifeln, ob hier Religion in ihrer innerlichen Wirksamkeit und Bedeutung vorhanden sey.

Irre ich nicht, so gibt es doch einen Punct, auf dem ein wahrhafteres und tieferes Gefühl des Zusammenhanges mit Gott erscheint.

Gehen wir davon aus, daß nach einer unverbrüchlichen Sitte die Mitglieder jeder Familie dem Hausvater zu Ostern ein Zeugniß einreichen, daß sie die Communion empfangen haben. Dies ist eine unerläßliche Bedingung des Zusammenwohnens. Es beweiset, daß die Pflichten, welche die Kirche auflegt, erfüllt worden sind; es beweiset auch, daß man in keiner größern Sünde lebt.

Könnte man aber nicht die Communion genießen, auch ohne solcher Sünde abzusagen?

Eben hier ist ein Lebenspunct der nationalen Religion. Niemals wird man das thun. Nie wird man die Eucharistie nehmen ohne Absolution empfangen zu haben. Man würde das schwerste, das größte Verbrechen zu begehen glauben, ein Sacrilegium, das niemals vergeben werden könnte, durch welches man sich mit Gott in Widerspruch setzen und seine Seligkeit ohne Rettung zu verscherzen fürchten müßte.

Daher kommt es, daß bei diesem Glauben die Ohrenbeichte ein so nothwendiges Stück ist. Man will seine Sünden bekennen, alle und jede, ausführlich; thäte man es nicht, so würde die Absolution selber zweifelhaft werden. Der Priester weiß, wie weit er absolviren darf; er ist nachsichtig, doch nur bis auf einen gewissen Punct. Mildernde Umstände erkennt er an; doch wird er die Verletzung der Fasten des Tempo paschale niemals dulden: er wird die Absolution auch versagen.

Nun ist wohl wahr, daß Manche dennoch in ihren Sünden verharren. Da es Leute gibt, welche ein Gewerbe daraus machen, die Communionzettel zu verfälschen, so weiß man sich deren zu verschaffen; man bedient sich ihrer um im Hause Frieden zu haben; allein es muß bemerkt werden, entschlossen, wie man ist, sich nicht zu bessern, begeht man diesen Betrug; niemals würde man durch Verschweigen seiner Sünde sich die Absolution zu verschaffen, niemals würde man ohne diese die Eucharistie zu genießen wagen.

Man glaubt demnach an das höchste Mysterium der Menschwerdung Gottes und die Vereinigung im Abendmahl: die Hostie ist der Mittelpunct der Religion.

Aber diese Religion ist nicht Lehre: sie ist Mysterium. Der Priester ist nicht Lehrer; er ist Inhaber und Vollzieher des Geheimnisses, durch mystische Vollmacht, man küßt die Hand, die zu so erhabenem Dienst bestimmt ist.

Man kniet nieder, wo die Messe gelesen, wo das Wunder



Regierung erscheint mit allen den Mannschaften auf allen Seiten fast militärisch.

In ähnlichem Stil sind die Vergnügungen des spätern Abends. In den Familien improvisirt man Ritornelle in denen man wie billig die Fremden lobt, den Befreundeten ihre Fehler vorrückt. In der Osterie wird die Tarantella vorgetragen. Erzählung eines Ereignisses aus dem täglichen Leben; nicht erhaben; keinesweges; ruhiges Gespräch, aber voller Lebenszüge, wie es sich begibt, ohne Zuthat; in dem Spiegel einfacher Auffassung. Man möchte sagen, es ist das nämliche Talent, das sich in den Kriegsgesängen kriegerischer Völker ausspricht; nur besingt man eben, was man erlebte.

Genug Alles hat Gestalt und eine gewisse Tendenz: selbst jener wilde Abend der Moccoli, wo Alles die lange Straße des Corso entlang Lichter trägt, und den Anderen auslöscht; ein so toller Spaß, daß man die Gutmüthigkeit des Volkes, das ihn nicht schlimmer benutzt, oft bewundert hat. Wir wissen es Consalvi Dank, daß er ihn herstellte. Um mich dem Getümmel zu entziehen, stieg ich auf den Balcon des Palastes Chigi, der die Aussicht über den Corso hat. Welche Erleuchtung! Die lange Straße von oben bis unten ein einziger Strom von Feuer. Je ferner je dichter. Ueber diesem Strom des Feuers toste verschmolzen und unvernehmlich die Menschenstimme. Wie ward uns so wohl bei dem Gesammtanblick, da oben, einsam, in der frischen Luft.

Und so wird das Jahr von Festlichkeiten umfaßt. Die Religion, welche die Seele in ihrem tiefsten Geheimniß ergreift, das Vergnügen, das die flüchtigen Stunden mit leichtem Reize erheitern soll, treten in breiter Aeußerlichkeit, in festen und großen Formen vor uns auf. Sie schließen die Erinnerungen einer ganzen Vergangenheit in sich; von dem bildenden Vermögen werden sie immer neu durchdrungen; sie gewähren ein Lebenselement, das unabhängig von den Wandelungen des Staa-

tes den Geist der Eingebornen nährt und erfüllt, dem Fremden aber anmuthend entgegentritt.

Was man auch übrigens von den Untugenden dieser Bevölkerung sagen mag, so wird es den Fremden wohl unter ihnen.

Obschon sich die Römer so wenig an diese, wie an ihre Landsleute eng anschließen, so haben sie doch den Ausdruck der Sanftmuth, eine gewisse Milde und freie Höflichkeit im Umgang. Die halbe Welt bringt ihnen, wie einst gezwungen, so jetzt freiwillig ihren Tribut.

Auch verdient es kein Ort der Erde so sehr. Alle Jahrhunderte haben ihm ihre Spuren zurückgelassen; das Schicksal des Occidents knüpft sich an diesen Boden. In den Resten des Alterthums, die wir voll Bewunderung aufsuchen, hat sich auf eine reizende Weise die Natur selber wieder eine Wohnung gemacht. Natur und Alterthum, wie sie zusammengehören, so bieten sie sich in diesem Anblick die Hand. Ihnen vornehmlich ist die allgemeine Aufmerksamkeit gewidmet. Immerfort gräbt man nach, und noch immer bietet die so oft umgewühlte Erde neue Entdeckungen dar. Die Franzosen hatten jenes kleine Thal der Ruinen — vom Capitol bis zum Colisenm — so voll der merkwürdigsten Denkmale des Alterthums, bis auf das Niveau des alten Bodens auszugraben unternommen. Diese großartigen Arbeiten setzte Consalvi fort. Man entdeckte den capitolinischen Weg zwischen dem Tempel der Concordia und des Jupiter tonans; man fand, wie ein Deutscher bereits vermuthet hatte, daß die Basis der Säule des Phokas früher ein anderes Denkmal getragen; zwischen dem Titusbogen und Santa Francesca Romana stieß man auf die Trümmer der Stufen und Säulen, die nach dem Venus- und Roma-Tempel geführt hatten; man sah, bis wie weit der Palatin gereicht; zu der nämlichen Zeit, als eine glückliche Entdeckung die Republik des Cicero wiederherstellte, glaubte man bestimmen zu können, wo das Haus dieses Redners gelegen hatte; man fand die wichtigen Fragmente der Fasten, mit

Regierung erscheint mit allen den Mannschaften auf allen Seiten fast militärisch.

In ähnlichem Stil sind die Vergnügungen des spätern Abends. In den Familien improvisirt man Ritornelle in denen man wie billig die Fremden lobt, den Befreundeten ihre Fehler vorrückt. In der Osterie wird die Tarantella vorgetragen. Erzählung eines Ereignisses aus dem täglichen Leben; nicht erhaben; keineswegs; ruhiges Gespräch, aber voller Lebenszüge, wie es sich begibt, ohne Zuthat; in dem Spiegel einfacher Auffassung. Man möchte sagen, es ist das nämliche Talent, das sich in den Kriegsgesängen kriegerischer Völker ausspricht; nur besingt man eben, was man erlebte.

Genug Alles hat Gestalt und eine gewisse Tendenz: selbst jener wilde Abend der Moccoli, wo Alles die lange Straße des Corso entlang Lichter trägt, und den Anderen auslöscht; ein so toller Spaß, daß man die Gutmüthigkeit des Volkes, das ihn nicht schlimmer benutzt, oft bewundert hat. Wir wissen es Consalvi Dank, daß er ihn herstellte. Um mich dem Getümmel zu entziehen, stieg ich auf den Balcon des Palastes Chigi, der die Aussicht über den Corso hat. Welche Erleuchtung! Die lange Straße von oben bis unten ein einziger Strom von Feuer. Je ferner je dichter. Ueber diesem Strom des Feuers toste verschmolzen und unvernehmlich die Menschenstimme. Wie ward uns so wohl bei dem Gesammtanblick, da oben, einsam, in der frischen Luft.

Und so wird das Jahr von Festlichkeiten umfaßt. Die Religion, welche die Seele in ihrem tiefsten Geheimniß ergreift, das Vergnügen, das die flüchtigen Stunden mit leichtem Reize erheitern soll, treten in breiter Aeußerlichkeit, in festen und großen Formen vor uns auf. Sie schließen die Erinnerungen einer ganzen Vergangenheit in sich; von dem bildenden Vermögen werden sie immer neu durchdrungen; sie gewähren ein Lebenselement, das unabhängig von den Wandelungen des Staa-

Man könnte nicht sagen, daß Rom undankbar gegen sie sey. Nirgends werden die Fremden besser aufgenommen. Man wetteifert, den ausgezeichneten Personen, besonders den Fürsten, welche sich einfinden, die größte Ehre zu erweisen: dann wird die Kuppel erleuchtet, man veranstaltet Wettrennen auf der Piazza navona, vielleicht die einzigen die es auf der Welt gibt, welche das Bild eines antiken Circus einigermaßen gewähren. Herrlich ist alsdann die Erleuchtung des Capitols und seiner Bildwerke. Der Mark Aurel mitten auf diesem Platz macht einen magischen Eindruck. Aber in dem mannichfaltigen Fall der Lichter schien es fast als bewegte er sich, als wäre der Schatten des Alten über das Schauspiel entrüstet, zu dem er dienen mußte.

[...]nen man die bereits bekannten völlig ergänzt haben würde,
[...]ären nicht kleinliche persönliche Rücksichten der Fortsetzung der
[A]rbeit an der günstigen Stelle hinderlich gewesen. Freilich ge-
[w]ann hiebei die Wissenschaft des Antiquars mehr als etwa die
Kunst. Indessen schlug auch zuweilen für diese eine glückliche
Stunde.

Wäre es auch nur gewesen, daß man den Kunst-Denkmalen
des Alterthums neue Stätten gründete. Im Februar 1822 ließ
Consalvi den Braccio Nuovo des vatikanischen Museums eröffnen.
Vielleicht erinnerte die Verschiedenartigkeit der Marmorn, die man
in Anwendung gebracht, und die ganze Architektur, mehr an die
späteren als an die eigentlich klassischen Zeiten der Baukunst; doch
hatte das neue Rom nichts Glänzenderes aufzuweisen. Der sinn-
reiche in großartiger Naivetät ausgeführte Nil, die bis zu
menschlich charakteristischem Ausdruck durchgebildete Minerva und
einige unnachahmliche Reste griechischer Bildnerei, fanden hier
die würdigste Aufstellung.

Man sagt, Consalvi habe den Gedanken gehegt, daß Rom,
wie es einst durch die Waffen und hernach durch die Religion
geherrscht, so jetzt durch die Kunst einen weltbeherrschenden Ein-
fluß ausüben könne. Es ist wahr, jene Kunst, die nicht gerade
aus einer ursprünglichen Quelle der Hervorbringung strömt, son-
dern sich in der Nachahmung der alten Muster aufbildet, hat in
Rom ihre Hauptstadt. Die Meisterwerke der alten und neuen
Zeit sind hier versammelt. Das etwas freiere Leben ladet zu
neuer Beobachtung der Menschengestalt und der Natur ein. Him-
mel und Luft und die schönste Wüstenei der Welt, die Cam-
pagna, die reinen Umrisse der Berge rufen den Bildungstrieb des
Landschafters auf, so daß die Meister hier Platz nehmen und gar
bald eine Universität von Jüngern um sich versammeln. Auch
finden sich die Liebhaber ein, begüterte Fremde. An diesem Orte
bildet sich der Ruf und sammelt sich der Gewinn. Die Künstler
ziehen die Fremden an, die Fremden fesseln die Künstler.

Man könnte nicht sagen, daß Rom undankbar gegen sie sey. Nirgends werden die Fremden besser aufgenommen. Man wetteifert, den ausgezeichneten Personen, besonders den Fürsten, welche sich einfinden, die größte Ehre zu erweisen: dann wird die Kuppel erleuchtet, man veranstaltet Wettrennen auf der Piazza navona, vielleicht die einzigen die es auf der Welt gibt, welche das Bild eines antiken Circus einigermaßen gewähren. Herrlich ist alsdann die Erleuchtung des Capitols und seiner Bildwerke. Der Mark Aurel mitten auf diesem Platz macht einen magischen Eindruck. Aber in dem mannichfaltigen Fall der Lichter schien es fast als bewegte er sich, als wäre der Schatten des Alten über das Schauspiel entrüstet, zu dem er dienen mußte.

Viertes Kapitel.

Revolutionnäre Bewegungen.

Wir kehren zu unserm eigentlichen Gegenstande zurück.

Die römische Kirche, sahen wir, hatte sich keine unabhängige, uf ihrer eigenen Kraft beruhende Stellung verschafft, aus der e sich neuen und ungestörten Fortschritt hätte versprechen kön- en. Ihre Erfolge und ihre Verluste hingen von den großen Schwingungen der Weltbegebenheiten ab.

Noch bei weitem schlimmer stand es, wenn wir nicht irren, n dem Staate.

In der Kirche waren doch die alten Grundlagen unerschüt- ert geblieben; man hatte den Feinden des Glaubens nie einen Schritt breit nachgegeben; wenn man es nicht dahin brachte, urch Erneuung und Verjüngung der religiösen Ideen die Wider- acher heranzuziehen und zu unterwerfen, so hatte man doch noch as uralte Herkommen für sich, Kräfte, die so viele Jahrhunderte irksam gewesen, und in so vielen Nationen tiefe Wurzeln ge- hlagen.

Der Staat dagegen hatte beide Elemente und beide Prin- pien in sich aufgenommen; es war ihm nicht gelungen, sie u verbinden und zu verschmelzen; der Lebensmoment, der sie mfangen und durchdrungen hätte, wie gesagt, war nicht ge- unden worden. In den höheren Organen des Staates machte ch das eine geltend; es war stark durch die Erinnerung n einen ungeirrten Bestand in früheren Zeiten, gestützt von iner Theorie, die sich mindestens eben so gut hören läßt, wie ie liberale, und ward durch den schlechten Erfolg der neuen Maximen bestätigt. In den tieferen Kreisen herrschte das andere or. Man strebte nach den Formen der Selbstregierung, wie sie n einigen anderen Ländern üblich waren; durch diese wollte man ich für die verloren gegangenen Vorrechte entschädigen; man er-

gab sich dem Einfluß französischer Theorien. Die eigentliche Stärke auch dieser Partei lag in dem mangelhaften Gange der inneren Angelegenheiten.

Durch keine höhere Kraft zusammengehalten, unvermittelt, und losgebunden, suchten beide ihre Stütze in der allgemeinen Gährung von Südeuropa.

Denn über den ganzen Boden hin waren dieselben Elemente in Kampf. Wie entstand dieser Kampf? Aus welchen Quellen ist die Revolution hervorgebrochen? Wo liegt die innere Kraft, die ihr Widerstand leistet? Fragen welche die ganze Geschichte der romanischen Nationen in neuerer Zeit umfassen.

Nur so viel sehen wir hier, daß der römische Staat, da er es nicht zu einer inneren Festigkeit brachte, unmittelbar in den Kampf dieser Prinzipien fortgerissen ward.

Bald machten sich die revolutionnären Grundsätze, in der Form der Carbonneria, in seiner Mitte geltend.

Carbonneria.

Wenn es schon schwer ist sich über Zustände und Ereignisse der neuesten Zeit, welche offen am Tage liegen, zu unterrichten: wie viel schwieriger wird es, den geheimen Verzweigungen verborgener Gewalten, die lange ein unterirdisches der Sonne entzogenes Daseyn fortsetzen, auf die Spur zu kommen. Begnügen wir uns, wenn wir zu dem Unbezweifelten nicht gelangen können, noch einen Augenblick mit dem Wahrscheinlichen.

Das aber wird man nicht erwarten daß auch wir die Carbonneria von Isis und Mithras, oder nur von jenem mythischen König von Frankreich, heiße er Heinrich oder Franz, herleiten, wie diese Gesellschaft es selbst zu thun versucht, und man es ihr wohl geglaubt hat [1]). In der Art, wie sie in Italien erschien, war sie ohne Zweifel ein sehr modernes Institut.

---

[1]) Constitution et organisation des Carbonari, ou documens

In ihren Abzeichen, Sinnbildern, dem Charakter ihrer Unter-
rdnung zeigt sie eine genaue Verwandtschaft mit der Freimau-
erei; wie sich dieselbe im südlichen Europa, namentlich in Frank-
eich, ausgebildet hatte [1]).

Die französische Maurerei war während der Revolution in den
Clubbs untergangen. Nicht sobald aber waren diese wieder geschlos-
sen und erhob sich das Kaiserthum aus den Elementen der Revolu-
tion, als sich auch die Freimaurerei wieder zeigte. Sie war mit der
Gestalt, welche ihre Ideen in dem neuen Staate angenommen hatten,
wohl schwerlich zufrieden. Napoleon aber wußte sie zu beherr-
schen. Er setzte ihr seine Vertrauten an die Spitze; er ließ ihr
einen Theil ihrer alten Beschäftigungen; er nährte sie mit Priester-
haß, so daß sich die mittelmäßigen Geister, die mehr ein bedeu-
tendes Spiel und einen glänzenden Anschein lieben als Ernst und
Wahrheit, befriedigt fühlten.

Nicht alle aber waren es. In Erinnerung an die alten
Grundsätze, die sie immer vorgetragen, gedrückt und beherrscht
von oben her, suchten sie für ihren Trieb die Welt umzugestal-
ten neuen Raum, indem sie sich in die untern Klassen ausdehnten.
Einige Gesellschaften, die schon früher, aber minderbedeutend be-
standen, vor allen die Gesellschaft der Köhler, charbonniers,
die in dem östlichen Frankreich nicht unwichtig war, und sich
von dem Jura bis nach der Picardie ausdehnte, zogen sie an
sich, oder ließen sich von ihnen aufsuchen, und bildeten sie in
ihrem Geiste um. Die Vettern Köhler, les bons cousins char-
bonniers, und ihre Märkte, ventes, traten an die Stelle der
Brüder Maurer und ihrer Logen. Hier fand man eine minder
glänzende Wohlthätigkeit, aber eine größere und wahrhaftere

exacts sur tout ce qui concerne l'existence, l'origine et le but de
cette société secrète, par M. Saint-Edme. Paris 1821. S. 8.

[1]) In den Prozeßacten von Macerata: Talun più instruito settario
le (sette dei Carbonari, Guelfi Adelfi etc.) appella direzioni del
Massonismo.

Theilnahme des einen an dem andern; wie es scheint, wenigstens in den untern Graden positivere religiöse Meinungen; eine Verfassung, welche auf eine nachdrückliche Weise das Verbrechen zu unterdrücken wußte; eine Gewalt, welche jeden Ehrgeiz befriedigte, da sie in Folge freiwilliger Abdankungen immer von Hand in Hand ging. Das Institut hatte auch noch eine andere Bedeutung. Es nahm eine Richtung gegen den, dessen Aufsicht die Oberhäupter sich eben entziehen wollten. Charles Nodier, der eine Zeit seiner Jugend in diesen Gesellschaften zubrachte, gesteht es selbst. „In dieser unschuldigen und friedlichen Vereinigung," sagt er, „machte doch eine zügellose Liebe zur Freiheit, daß wir unter der Herrschaft von Napoleon den Samen von Unruhen auszustreuen suchten, der so fruchtbar in Unglück wurde [1])."

In Italien war die Maurerei erst durch den Einfluß der Franzosen recht verbreitet worden. Sie erhielt sich bei dem öftern Wechsel der Regierungen. Es ist merkwürdig, daß die Personen, welche dem General Miollis bei der nächtlichen Ersteigung des Quirinals behülflich waren, später immer als Freimaurer bezeichnet worden sind. In der That ward die Freimaurerei seitdem von den Franzosen befördert. Man wollte die Logen benutzen, um den öffentlichen Geist zu regieren und das Priesterthum vollends zu zerstören.

Allein indem man ein Institut begünstigte, welches die Absichten der Regierung befördern sollte, gründete man zugleich die Abart desselben, welche der Regierung so ganz entgegen war. Die Charbonniers traten als Carbonari auf.

---

[1]) Souvenirs, épisodes et portraits pour servir à l'histoire de la révolution et de l'empire; par Charles Nodier. Paris 1831. Tome II, p. 344. Auch hat Cauchard d'Hermilly ein Schriftchen über die Carbonari und die fendeurs charbonniers in der Picardie bekannt gemacht, das ich nicht habe bekommen können.



Daß sie einen nationalen Grund in Italien gehabt, ist wohl sehr unwahrscheinlich. Der Heilige, den sie als ihren Beschützer anerkennen, die mythische Geschichte, die sie zu glauben vorgeben, ihre Abzeichen und Ausdrücke, alles weist nach Frankreich zurück.

Schon im Jahre 1810 fand ein englischer Agent Oberitalien voll geheimer antinapoleonischer Gesellschaften. Bald erschienen sie auch in Unteritalien. Daß Königin Caroline von Sicilien sie gegründet habe, ist nun wohl erdichtet. Sie selbst aber knüpften mit ihr an. Der Fürst von Canosa versichert, und zwar, wie er sagt, nach den genauesten Untersuchungen — die er auch gewiß vor allen Andern anzustellen im Stande war — daß zuerst im Jahre 1810 ein Franzose von der Secte der Charbonniers, ein Verbannter, den Carbonarismus in Capua gepredigt habe [1]. Anfangs war sein Erfolg nicht besonders. Es dauerte lange, ehe er es bis zu einer mäßigen Anzahl von Anhängern gebracht hatte. Allmählig aber, und um so mehr, je drückender die französische Verwaltung ward, vermehrten sich dieselben. In den untern Graden wenigstens zeigte sich die Gesellschaft noch religiöser, als sie in Frankreich gewesen war. Ihre Versammlungen waren auf Erbauung berechnet; Ceremonien umfingen die Sinne; die sonore Wiederholung christlicher Formeln fesselte die Gedanken. Man gab vor, hauptsächlich die theologischen Tugenden üben zu wollen [2]. Allein hiemit verknüpften sich unmittelbar die alten Ideen von Freiheit und Gleichheit. Der Staatsverwaltung, die allerdings in ihrem Wesen revolutionnär war, gegenüber, erhielt sich das Prinzip der Revolution in den Gesellschaften; und bedrohte seine eigene Schöpfung. Die Carbonari bildeten die Opposition von Murat. Erst als dieser die Waffen ergriff, um, wie er sagte,

---

[1]) J Piffari di Montagna ossia cenno estemporaneo sulla congiura del principe di Canosa e sopra i Carbonari. Faenza 1822. Von Canosa. P. 84.

[2]) Coppi annali d'Italia. IV, p. 62.

die Einheit von Italien herzustellen, zog er sie an sich. Wenn die Carbonari späterhin unter dem Namen Unionisten erscheinen, und vor allem Italien in Einen Staat zu verwandeln beabsichtigen, so hat das dieser Einfluß wo nicht hervorgerufen, doch begünstigt.

Schon aus einer solchen Richtung ist offenbar, wie wenig die neue Ordnung der Dinge, die nach dem Falle Napoleons eingeführt wurde, den Wünschen dieser und ähnlicher Gesellschaften entsprechen konnte. Hatten sie sich früher in der Opposition gegen die napoleonische Gewalt zu den Feinden derselben, den legitimen Regierungen, gehalten, so erschienen sie nun auf der Stelle im Gegensatz gegen diese. Sie schlossen sich wohl eher an die Napoleoniden und deren geheimes Treiben an. Statt sich aufzulösen, wie man hätte erwarten können, wurden sie nun erst thätig; nach allen Seiten breiteten sie sich aus.

Carbonari im Kirchenstaat.

In Oberitalien bestand die Gesellschaft der Guelfen. Der vornehmste Sitz derselben, und ihrer obersten Würdenträger war Mailand. Sie hatte durch die große lombardische Ebene hin diesseit und jenseit des Po ihre Mitglieder. In Bologna bestand ein hoher Guelfischer Rath, der den Mittelpunct für die Legationen bildete.

In Unteritalien erhielten sich die Carbonari; ihre oberste Vereinigung war „das hohe Licht" zu Neapel. Die Truppen Mürats hatten die Gesellschaft zuerst außer den Grenzen des Königreichs ausgebreitet; in den Marken hatte sie Fuß gefaßt. Der ersten größeren Vereinigung der Carbonari begegnen wir im November 1816 am Bord eines türkischen Fahrzeugs vor Ancona.

In diesen Gegenden selbst, wie es scheint, war indeß eine Gesellschaft entsprungen, die unter dem sonderbaren Titel: Fratelli seguaci (dei?) protettori republicani; Brüder, Nach-

folger der Beschützer Republicaner, — denn so möchten diese Worte zu deuten seyn [1]) — Proselyten machte und in jener Zeit auf ein americanisches Geschwader rechnete, das, mit vielen italienischen Flüchtlingen am Bord, in den Gewässern des adriatischen Meeres erscheinen sollte.

Die ursprünglichen Absichten dieser Vereinigungen waren so viel wir sehen, ein wenig verschieden. Sie wünschten wohl alle die Unabhängigkeit von Italien, doch waren die Guelfen mehr in der Richtung des übrigen Europa: sie hätten Italien einem fremden Fürsten, unter der Bedingung der Annahme einer Constitution, gegönnt. Die Carbonari hatten das christlich-philanthropische Element am meisten ausgebildet; nach ihren oft wiederholten Versicherungen wünschten sie die eingebornen Fürsten zu behalten. Die Brüder waren entschieden republicanisch; sie rechneten auf die Einführung von lauter Republiken durch ganz Europa.

Indessen würde man irren, wenn man in diesen Gesellschaften sogleich eine eigentliche Organisation, und strenge Ordnung voraussetzen wollte. In den Jahren 1816 und 1817 finden wir alles in der lebhaftesten Bewegung; und eben im Werden.

Die Guelfen stifteten in den meisten bedeutenden Städten Räthe mit Präsidenten; sie bedienten sich eines Katechismus ihres politischen Glaubensbekenntnisses, und eines eigenen Wörterbuches für ihre geheime Correspondenz: sie hatten eine Art von Beamten, welche sie die Sichtbaren, Visibili, nannten, und diese erschienen dann am häufigsten. Die Brüder-Nachfolger sendeten ihre Ausbreiter, Propagatori, mit Empfehlungsbriefen von Ort zu Ort:

---

[1]) Niebuhr erklärte uns, daß es heiße: republicani, seguaci (dei) fratelli protettori, und wollte darin eine neue Spur ihres Zusammenhanges mit der Maurerei erkennen; da aber diese Gesellschaft gleich anfangs auf die Americaner baute, und da hernach eben hier eine republicanische Gesellschaft, geradezu unter dem Namen Americaner erschien, welche nichts als die Fortsetzung der fratelli seguaci zu seyn scheint, so wäre ich für die einfachere Erklärung.

sie nahmen bedeutende Männer auf und ließen sie jenen rasenden Eid auf Giftflasche und glühendes Eisen schwören: Tag und Nacht auf die Ausrottung der Tyrannen zu denken, und das Geheimniß der Gesellschaft zu bewahren: „wo nicht, so sey die Giftflasche mein Trank und das glühende Eisen brenne mein Fleisch.“ Am thätigsten aber waren die Carbonari: sie vereinigten sich mit den Andern, und nahmen sie in sich auf: ihre Bewegungen liegen am deutlichsten vor uns [1]).

Unter allen Mitgliedern derselben war Giacomo Papis, zu Ancona, ein Handelsmann, nicht ohne Vermögen und von ausgebreiteten Verbindungen, der früher an der Verwaltung der Domänen des Königreichs Italien Antheil gehabt, wohl das wirksamste. Er veranstaltete jene Versammlung am Bord des türkischen Fahrzeugs, und stiftete darauf eine obere Vereinigung — die alta Vendita — zu Ancona. Von ihm gingen die Instructionen für die untergeordneten Verbindungen aus; wie mit den Guelfen zu Bologna, so unterhielt er mit allen Carbonari des Kirchenstaates eine lebhafte Correspondenz; er gab die Pässe und unterstützte die Bedürftigen.

Zunächst stand ihm Conte Cesare Gallo zu Macerata, aus guter und noch nicht heruntergekommener Familie, nicht ohne persönliches Ansehen. Mit der Regierung des Königreichs Italien hatte er in genauer Verbindung gestanden; doch rühmte er sich, daß er diese Stellung nur gebraucht habe, um die Interessen der legitimen Regierung zu verfechten, Kirchen und Klöster vor der Zerstörung zu beschützen, Priestern fortzuhelfen. Zwar aß er gern

---

[1]) Ristretto del processo informativo A. S. E. Mons. Pacca etc. — Macerata ed altri luoghi — di fellonia — contro G. Papis etc. Roma 1818. In den verschiedenen, von Bartholdy herrührenden Büchern über die Carbonari findet man einen Auszug aus dem allgemeinen Theile dieser Acten. Noch wichtiger aber sind die Untersuchungen über die einzelnen Angeklagten von B, 3. an; sie machen uns erst eine eigene Ansicht möglich. Wir benutzen sie in dem ganzen folgenden Abschnitt.

Mittag bei dem Delegaten seinem Verwandten, aber dies hin-
te ihn nicht, den Carbonari Feste in seinem Hause zu geben;
als sie Macerata zu einer Vendita Madre constituirten, nahm
den Rang eines Großmeisters an. Er scheint es für eine
t von Ehre gehalten zu haben, geheimen Gesellschaften anzu-
hören; einen solchen Antrag wies er niemals von sich. Es
iel ihm, sich selbst mit außerordentlichen Hoffnungen schmei-
ln zu dürfen.

Die Theuerung von 1816, die man in diesem Lande der
gierung Schuld gab, und die Unzufriedenheit, welche sie ver-
sachte, mochten nicht wenig dazu beitragen, die Carbonneria
szubreiten.

Gar bald gab es Vendite in Tolentino, Camerino, Loretto.
e Carbonari von Loretto kamen und stifteten eine Vendita zu
onte-lupone. Jenseit der Apenninen machte man geringere
rtschritte; wenigstens klagten die Oberhäupter zu Foligno, daß
wenig zuverlässige Anhänger fänden. Diesseit war man
ht immer ganz einig. Papis hatte das Leiden, daß sich die
ndita zu Fermo der anconitanischen und mithin seinem Groß-
isterthume niemals unterwerfen wollte. Ueberhaupt zeigte
schon auch in diesem Puncte eine gewisse Eifersucht der
ädte und Cesena führte mit vieler Sorgfalt aus, weshalb es
Ehre verdiene, eine Vendita Madre zu haben. Allein
Ganzen nahm der Bund außerordentlich zu; die Vendite
len mit den guelfischen Räthen zusammen; man machte keinen
terschied mehr; trotz einzelner Zwistigkeiten hielt man die beste
eundschaft. Vendite madri, und Vendite figlie mehrten sich
glich.

Was man nun aber in denselben getrieben hat?

Die seltsamen Ceremonien mit so mannichfaltiger Bedeu-
ng, ihre Würden und Grade, ihre Correspondenz und Einrich-
ng gaben ihnen schon an und für sich Beschäftigung. Bei
lagen und Zusammenkünften aber erwärmte man sich mit hef-

tigen Liedern und Reden. „Bald werde der große Schlag ergehen: man möge sich mit Waffen versehen, selbst mit vergifteten; man müsse, wie Brutus die Tyrannen entthronen, den Purpur des päpstlichen Mantels in Blut verwandeln. Endlich," sang man, „werde das erwachende Italien den Stahl zücken, den es vorbereitet; schon gehe das blutrothe Gestirn auf." Ihr Toast war: „Tod oder Unabhängigkeit."

Und ob nun mit dieser gewaltsamen Aufregung eigentliche und festgesetzte Plane verbunden waren? — Dann und wann hören wir davon. Aber auch Vorschläge, die ein so wenig entschlossener Großmeister, wie Gallo in Macerata machte, wurden von den Mitgliedern verworfen; und wenn man ja dort etwas für thunlich gehalten, so erklärte man es in Bologna für unausführbar.

Papis drückte sich nur sehr gemäßigt aus. Bei einer Zusammenkunft auf einem Landhause, unfern Monte Granaro ermunterte er nur im Allgemeinen zur Thätigkeit, zu weiterer Ausbreitung der Gesellschaft. Er erlaubte sich wohl, an Gallo eine gewisse Nachlässigkeit zu tadeln, doch fügte er hinzu nur in seiner Eigenschaft als Oberer gestatte er sich dies. Seine Briefe haben den Meisterton eines wirklichen Vorgesetzten, so etwas von herablassender Ermahnung, was gar seltsam läßt. Dieser geheime Staat ist zugleich eine Nachahmung und unbewußte Parodie des öffentlichen.

Größere Kraft und Energie darf man ihm wohl auch nicht zuschreiben. Man erwartete einen Anlaß aus der Fremde. Bald war es eine allgemeine Erhebung der Revolutionnäre von Lissabon bis Petersburg, von Petersburg bis Neapel: — man hatte so wenig Kenntniß von den wahren Verhältnissen der Welt, daß Papis selbst im Jahre 1817 „als eine gewisse Nachricht [1])" meldete, in London sey volle Revolution ausgebrochen: königliche

[1]) „Vi do notizia certa."

milie und Parlament seyen massacrirt worden: — bald hoffte
n auf eine Entzweiung der großen Mächte, selbst einen Krieg
ischen Oestreich und der Türkei, vor allem aber auf eine Her-
lung der Revolution in Frankreich: „wenn der Hahn kräht,
nn die Adler streiten, dann wird Italien auferstehn.“ Für
s Innere erwartete man die Gelegenheit einer Sedisvacanz.

Unternehmung von Macerata.

Eine so weit verbreitete Verbindung kann indeß der Natur
Sache nach nicht lange bestehn, ohne Zeichen ihres Daseyns
n sich zu geben. Das vulcanische Feuer kann unmöglich un-
dem ganzen Boden hin thätig seyn, ohne hier oder da zum
sbruch zu kommen.

Es wird wohl gesagt, daß solche Gesellschaften der Leitung
bekannter Oberen hingegeben, von ihnen nach Belieben re-
rt werden. Hier kam die Bewegung von einer andern Seite.

Wie sollte eine geheime, im Gegensatz wider die Regierung
griffene, zu gewaltsamen Unternehmungen aufgelegte Verbin-
ng bestehen können, ohne die verderbten Stoffe der bürger-
hen Gesellschaft an sich zu ziehen, Elemente, die sie selber
rdammt, aber nicht von sich abhalten kann.

Unter den Carbonari unterschied man gar bald die Guten
d die Bösen. Die Bösen waren die, welche auf Kosten der
brigen lebten, und selbst Mordanfälle unter dem Schein, als
schehe es im Namen der Gesellschaft, ausübten. Oft war die
ede davon, sie auszuschließen, doch geschah es niemals, viel-
hr machten gerade sie sich geltend.

Da war der Mastro Terribile der Vendita zu Macerata,
rletti: der schon um der schnödesten Verbrechen willen vor
ericht gestanden. Dennoch erwarb er sich das Vertrauen Gal-
s und erschien als dessen erklärtes Organ. Während er sich
f der einen Seite dieses Namens, der in jenen Gegenden nicht

wenig gegolten zu haben scheint, zu seinen Zwecken bediente, mißhandelte er auf der andern den Grafen, und zwang ihm durch Drohungen Geld ab. Gallo hatte sich nämlich so weit herausgelassen, daß er sich plötzlich in der Gewalt dieses Menschen befand.

In Ancona war ein Fechtmeister Riva, ein Mensch, der als man ihm irgendwo die Erlaubniß zu seinen Fechtstunden zu versagen Miene gemacht, geradezu gedroht hatte, ins Gebirge zu gehen und als Räuber zu leben.

Bald hatten sich diese Beiden gefunden und vereinigt. Immer in Thätigkeit, immer unterweges, machten sie an jedem Ort die Verbindungen geltend, die sie an den andern hätten. Prahlerisch übertrieben sie die Kräfte, die ihnen zu Gebote ständen. Riva meinte, mit zwölf Mann wolle er sich der Festung von Ancona bemächtigen: Carletti lachte der päpstlichen Truppen.

Ihr Plan war, sich an dem Johannisabend 24 Juni 1817 der Stadt Macerata zu bemächtigen; Feuersignale von dem Glockenthurme gegeben, sollten die Nachricht nach allen benachbarten Orten tragen; den nächsten Tag wollte man über Ancona herfallen: für hohen Sold würde man gar bald Truppen finden, das ganze Land sollte in Aufstand gebracht, und von diesem Puncte aus die große Weltveränderung ins Werk gesetzt werden.

Zwar drangen sie mit diesem Entwurfe bei ihren Oberen nicht durch. Papis zerriß dem Riva seinen Plan; selbst Gallo erklärte, es sey jetzt keine Zeit dazu; der guelfische Rath zu Bologna versagte seine Mitwirkung. Sie fürchteten die Ausschweifungen die diese so rohen Anführer veranlassen würden.

Allein Carletti, der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hätte, ließ sich nicht zähmen. Der Widerspruch setzte ihn nur in größere Wuth. Er hatte eine Anzahl Bauern, obwohl sie nicht Carbonari waren, durch die Aussicht auf gute Beute gewonnen; ein Sergente Maggiore war mit funfzehn Scudi bestochen, ihnen

Thor zu öffnen; dann sollten sie sich mit den Verbündeten Innern der Stadt vereinigen.

Eine Combination, die nur im glücklichsten Falle gelingen nte. Aber, wie sich denken ließ, keineswegs erschienen alle es versprochen: weder draußen, noch innerhalb; Graf Gallo man zum Consul machen wollte hielt sich zu Bette. Gleich erste Schuß, der das Zeichen geben sollte, ein Vetturin gab auf eine Schildwacht, traf nicht. Die Carabinieri rückten aus, und zersprengten die Versammelten.

Eine erbärmliche Unternehmung, die aber natürlich großes ſehen machte. Freilich wäre es auch möglich gewesen, daß besser entworfen und vorbereitet, mit größerer Uebereinstim- ng und Klugheit ausgeführt worden wäre. Dann hätte sie dem Zustand dieses Landes eine große Verwirrung hervor- ngen können. Jetzt war ihr einziger Erfolg, daß der Staat seine Gefahr aufmerksam wurde. Die Häupter denen man nals auf die Spur kam, wurden eingezogen: sie sind hernach immerwährendem Gefängniß verurtheilt worden.

Indeß zerstörte man damit die Gesellschaften lange nicht. Jahre 1819 trat ein Ereigniß ein, das ihr fortwährendes stehen und nicht minder ausgebreitete Anschläge verrieth.

Illuminati.

Ein geringfügiges Ereigniß, doch gehört es in diesen Kreis d zeigt eine so eigene Mischung des Charakters, daß ich es hl erzählen kann.

Ein Offizier der alten italienischen Armee, Illuminati, ward zu om eingezogen. Wie er dort an der Piazza Colonna ein paar Briefe f die Post gab, hatte man ihm eine gewisse Unruhe anzumer- geglaubt, die Briefe gesucht, und sie verdächtig gefunden. o räthselhaft sie lauteten, so sah man so viel, daß es Berichte

eines Emissärs an die Brüder einer Loge waren, in denen er ihnen seine Beobachtungen mittheilte.

Der Eingezogene läugnete nicht lange, daß er diese Briefe geschrieben, allein er weigerte sich, sie zu erklären. Indem er sich selber anklagte, daß er sich nicht sogleich erschossen habe, als er sich beobachtet gesehen, fügte er hinzu, doch solle man darum nichts von ihm erfahren; sein Entschluß sey gefaßt; er werde zu sterben wissen.

In der That aß er von Stund an nicht wieder. Auch nahm er nicht zu trinken, zumal da er fürchtete, man gebe ihm etwas, das ihm den Kopf verwirre und ihn doch reden mache; er kleidete sich nicht mehr aus, er legte sich nicht mehr zu Bett.

Man begreift, daß gerade ein solches Betragen nur um so begieriger machte, seine Geheimnisse zu erfahren. Mußten sie nicht höchst wichtig seyn, da ein Mensch sich selbst einem grausamen Tode weihete, um sie mit sich sterben zu lassen? Auch enthielten die Briefe, so weit man sie verstand, merkwürdige Andeutungen. „In Rom gebe es wenig Anhänger der Revolution, aber sie seyen dafür desto entschiedener." „Der Herbst sey lachend, noch schöner werde es im Frühjahr werden." Welche Drohungen und Gefahren schloß dies ein!

Was man aber auch an Illuminati versuchen mochte, es war alles vergeblich. Er kehrte die Zunge um, wenn man ihm mit Gewalt nährende Stoffe einflößen wollte. Schon ward er so schwach, daß man seinen Tod in Kurzem erwartete.

In diesem Moment lief eine Zuschrift an ihn ein. Illuminati, der nachdem er seine Anstellung verloren, Weib und Kind in Ferrara verlassen, hatte darauf in Venedig mit einer andern Frau gelebt. Von dieser Venezianerin war der Brief.

Der Governatore hielt es doch für der Mühe werth, zu gehen und ihn persönlich zu überbringen, um einen so räthselhaften Gefangenen selber noch einmal zu beobachten.

Illuminati, halb ohne Leben, saß auf seinem Stuhl am Bett;



er nährte seine Seele mit dem Bewußtseyn seiner Unbeugsamkeit; es dauerte eine Weile ehe er den Governatore bemerkte; indem er dann seine Kräfte zusammen nahm, um ihm die gewöhnliche Höflichkeit zu bezeugen, empfing er jenen Brief.

Wie sonderbar ist der Mensch zusammengesetzt! Dieser hartnäckige Italiener, ein Kriegsmann, in Verschwörungen verflochten, entschlossen zu sterben, ward von ein paar Zeilen besiegt. In dem Zustande der äußersten Schwäche, in den ihn seine Enthaltung versetzt, hatte er kein Mittel übrig behalten, um dem Eindruck derselben zu widerstehen. Ein Gefühl, das in ihm schlummern mochte, als er auf das Leben verzichtete, erwachte plötzlich wieder, und nahm ihn völlig ein: von seiner Leidenschaft in der Liebe ward seine politische Leidenschaft überwunden. Er brach in einen Strom von Thränen aus. Um wenigstens antworten zu können, überließ er sich einem Arzt. Endlich brachte er es so weit; dann war auch die natürliche Liebe zum Leben wieder aufgewacht und er fing sogar an einige Erklärungen zu geben.

Nicht alles wird uns bekannt geworden seyn, was er gesagt hat. Man glaubte abzunehmen, Mailand und Neapel seyen in dem engsten Verhältniß; Guelfen und Carbonari völlig vereinigt; in Mailand sey der Comitédirecteur; er bestehe aus fünf Personen; er habe Verbindungen bis nach Rom. Es schienen die engsten Verhältnisse zwischen den Italienern und einigen Engländern unterhalten zu werden. Die Hoffnungen, die man hegte, gingen auf die nächste Zukunft. Italien, sagte Illuminati, bedürfe der Winde des Nordens; nicht allein das Frühjahr werde schön, auch der Winter werde heiter seyn.

Nur allzuwohl trafen seine Prophezeiungen ein. In dem Winter von 1820 ward der Herzog von Berry ermordet und brach die spanische Revolution aus; in dem Sommer kam es zur neapolitanischen: Ereignisse, die ganz Europa in eine neue Gährung versetzten und den Weltverhältnissen eine andere Gestalt gaben.

Vor allem bedrohten sie den Kirchenstaat.

Dieser schwache Staat von feindseligen Elementen durchdrungen, ohne wahrhafte innere Festigkeit, wie sollte er einer europäischen Bewegung widerstehen, die sich mit fortreißender Gewalt heranwälzte.

Benevent und Pontecorvo wurden gleich im Juli 1820 von ihr ergriffen. Es erschien eine Erklärung, „es sey der Wille des beneventinischen Volkes, frei und vereinigt mit Neapel zu leben und zu sterben.“ In Pontecorvo pflanzte man einen Freiheitsbaum.

Von dieser neapolitanischen Enclave drang dann die Bewegung bald in die eigentlich römischen Provinzen vor. Im Gebiet von Frosinone trat gleichsam die ganze Bevölkerung zu den Carbonari.

Wie sehr aber mußten diese Revolutionen die Reste jener Gesellschaft in Bewegung setzen, welche schon so lange auf einen Antrieb von Außen gewartet hatten. Noch immer erfüllten sie die Legationen, vornehmlich Romagna. Noch immer ward von Halbjahr zu Halbjahr das Erkennungswort ausgetheilt; Versammlungen wurden gehalten und tausend Entwürfe gemacht. Es bestand eine entschieden republikanisch gesinnte Gesellschaft, die sich Mericani, Americani nannte. Vielleicht hatten sie sich aus jenen Brüder-Nachfolgern entwickelt. Sie hatten ihre Versammlung in den Gehölzen; da sangen sie ihr romagnuolisches Lied: „Wir sind Alle Soldaten für die Freiheit.“ Mit welchem Jubel begrüßten sie Lord Byron, wenn er einmal bei ihnen vorüberritt. Der Dichter, von jenen magischen Worten, Italien und Rom und Freiheit bezaubert, — der seine Poesie lebte, — der nicht zufrieden mit dem politischen Gedicht, sich in eine poëtische Politik geworfen hatte, deren Opfer er später wurde, gab ihnen Geld und verschaffte ihnen Waffen. Oft fand man dann An-



äge an den Palästen: Tod den Priestern, nieder mit dem Adel, lebe die Republik. In dem Theater brach diese Gesinnung . Den Carbonari standen die Sanfedisten gegenüber und eilen rüsteten sich beide Parteien [1]).

Diesmal drang die Bewegung selbst nach Rom vor. Auch Rom verkaufte man Ringe mit Todtenköpfen und anderen nbildern der Carbonari; die abgedankten Soldaten des napo-ischen Heeres erschienen in Schaaren. Man fand die trotzig- Anschläge voll aufrührerischen Inhaltes. „Wie lange, ete einer, der mit den räthselhaften Buchstaben der Carbo-i anfing, und an der Stelle der Unterschrift ihre Zeichen te, wie lange wollt ihr nur, Römer, eure feigherzige Geduld setzen? Das Beispiel eurer Nachbarn, der braven Neapolita-, wird es euch nicht aufwecken? wollt ihr noch länger zö-n den Cardinal Tyrann zur Rechenschaft zu ziehen über den ßbrauch seiner Gewalt, seine Verruchtheit und seine heuchleri-n Ausreden? Erhebt euch! erobert eure Rechte wieder! Chri- wird euch beistehen!

Da ist nur merkwürdig, welch eigene Gestalt die Sache in römischen Gebiete annahm.

Wenn irgendwo, so ist in diesen Gegenden die spanische Con-ition gefährlich. Gerade das, was sie unausführbar macht, ihr ihren Reiz. So rein ist sie auf das Prinzip der Na-alsouveränetät gegründet: so ganz legt sie alle Gewalt in die nde der Cortes [2]). Recht verführerisch aber wird sie dort dadurch, daß sie die Ausübung jeder andern Religion, außer r einzig wahren römisch-katholisch-apostolischen" verbietet, daß nicht allein die Wahlen mit geistlichen Ceremonien um-

---

[1]) Letters and Journals of Lord Byron. By Th. Moore. 0. 21.

[2]) Vom constitutionellen Standpunct hat sie noch Martignac be-heilt, Essai historique sur la révolution d'Espagne. T. I. p. 97.

gibt, und unter den Augen des Pfarrers vornehmen läßt, sondern auch die Wahl der Weltgeistlichen zu Deputirten ausdrücklich billigt [1]). Für den niedern Klerus und die ganze gläubige Bevölkerung hat dies viel Anziehendes.

Mit ungemeinem Enthusiasmus ward sie darum bewillkommt; es fanden sich in Rom alte Exemplare auf dem Lager, welche reißend verbreitet wurden. Die Erläuterungen, mit denen sie begleitet ist, erlangten einen ungetheilten Beifall.

Wie sehr auch immer die Natur des Kirchenstaates und der päpstlichen Gewalt eine solche Constitution auszuschließen schien, so dachte man doch auch hier geradezu auf eine Einführung derselben.

„In Erwägung," heißt es in einer erdichteten Proclamation, welche die Freunde der Neuerung auf einen Tag sämmtlichen Delegaten in die Hände zu bringen wußten, „in Erwägung, daß das Recht eine freie Constitution zu fordern, von dem Wiener Congreß anerkannt worden, daß das Volk von Rom die Constitution von Spanien fordert, daß es die Tyrannei eines Consalvi nicht länger ertragen kann — hier folgt eine lange Aufzählung aller Beschwerden, die man gegen den Cardinal vorbrachte, nicht ohne die Bemerkung, daß er die kirchlichen Interessen des heiligen Stuhles als ein Verräther aufopfere — endlich in Erwägung, daß, wenn man den gerechten Forderungen des Volkes Widerstand leisten sollte, den 8ten August um die 4ste Stunde das Geschrei Amazza, Amazza erschallen und ein allgemeines Gemetzel erfolgen würde, aus allen diesen Gründen hat sich der heilige Vater entschlossen, den Feind des Volkes der Rache desselben zu überlassen und die göttliche spanische Constitution anzunehmen, worin ihn der ehrwürdige Körper der Cardinäle unterstützen wird. Er wird die Abgaben vermindern, er wird künftig nach dieser Constitution, dem Evangelium und dem

[1]) Art. 12. 46, 91.



oncil von Trident regieren; in San Lorenzo in Damaso wird sich hiezu verpflichten und vor allen die braven Bolognesen lohnen, die ihn hiezu besonders veranlaßt."

Wie seltsam sind hier geistliche und weltliche Interessen, die anische Constitution und die kirchlichen Gesetze in einander ge= ischt! Aber eben dies ist das Unterscheidende dieser Entwürfe.

In der That glaubte man, daß die constitutionnelle Richtung gar in die Cardinäle eingedrungen sey. In jenem Pamphlet gen Consalvi, das nach der Entweichung des Governatore er= ien, hieß es wörtlich: „der weise und patriotische Cardinal acca hat die tiefe Ueberzeugung, daß in unserm Jahrhundert r eine liberale Constitution zu retten vermag. Andere würdige Mitglieder des heiligen Stuhles denken wie er. Schließt euch sie an! Von ihren Händen werdet ihr eine Cardinalconstitu= on (constituzione cardinalizia) empfangen."

Und wäre es ein Wunder, wenn einige ehrgeizige Cardinäle, ngedenk der alten Bedeutung ihres Standes, durch die Ver= chlässigung die ihnen der Staatssecretär widerfahren ließ auf= bracht, und fortgerissen von dem Strome der Meinung hierauf enigstens im Stillen eingegangen wären? Sie dachten wohl h zu einem italienischen Senat auszubilden; sie schmeichelten h, das Unterhaus das man ihnen zur Seite setzen würde, durch r Ansehen im Zaum zu halten. Gewiß, es wäre nichts ge= hrlicher gewesen, als wenn sich die römische Curie an die Spitze r italienischen Bewegung gestellt hätte.

Hier trat dann die seltsamste Annäherung ein.

Consalvi hatte, wie wir sahen, beiden Parteien nachgegeben. Wäre es ihm besser gelungen, hätte er einen Staat hergestellt, r an innerem Bestand dem alten zu vergleichen gewesen wäre, würde er auch ohne Begünstigung der einen oder der andern ine zu fürchten gehabt haben. Allein da es nicht ging, da es it dieser Art von Staat, wie Jedermann einsah, nicht fortwollte, erhoben sich beide wider ihn. Unzufrieden mit dem was ihr

gewährt worden, sah eine jede die Ursache des öffentlichen Unglücks nur in dem, was ihr versagt geblieben. Von beiden Seiten erhoben sie sich wider Consalvi.

Wer hätte es glauben sollen? In dem Moment, den wir betrachten, war es nahe daran, daß sich beide vereinigten. In einem Senat aus Geistlichen hätte man das eine, in einem demokratischen Unterhause das andere Element repräsentirt. Es ist wahr, eine Bewegung in rein liberalem Sinne mochte in Rom nicht zu erwarten seyn. Eine zugleich liberale und klerikalische dagegen wäre so unmöglich nicht gewesen; der Einfluß der Curie und die Neigungen der Mittelclasse hätten sich dann vereinigt. Zwar würde es auf keinen Fall lange gedauert haben; zum ersten Anstoß aber hätte es füglich dienen können.

Es bedurfte nur eines Zunders für diese brennbaren Stoffe.

Und hätte man sich so sehr verwundern dürfen, wenn sich die Neapolitaner bemüht hätten, eine Bewegung im Kirchenstaate hervorzubringen? Man konnte nicht in Zweifel seyn, wozu die östreichische Macht in der Lombardei sich rüste; und kein Mensch konnte sich einbilden, daß der Papst den Durchmarsch derselben verhindern werde. Auch hatte Pepe eine förmliche Petition, unterzeichnet von ein und siebzig ausgewanderten Römern, in Empfang genommen, in der er geradezu um eine Invasion ersucht ward.

Es kam alles darauf an, die Berührung zwischen Rom und Neapel zu verhindern, von welcher Seite sie auch gesucht werden mochte. Sehr wohl faßte es Consalvi.

Der Forderung der Neapolitaner, Rom solle sich einem Durchmarsch der Oestreicher widersetzen, wo nicht, so werde man auch von neapolitanischer Seite die Grenzen überschreiten, setzte Consalvi eine sehr geschickte Antwort entgegen. Er sagte, noch sey kein Antrag in jener Beziehung an ihn gelangt. Damit leugnete er nicht, daß ein solcher geschehen könne, er versprach auch nicht



denselben zurückzuweisen: er band sich die Hände für die Zukunft nicht. „Uebrigens aber," fügte er hinzu, „sey die Unverletzlichkeit der päpstlichen Staaten von allen großen Mächten anerkannt; ohne Zweifel werde jede Regierung sie respectiren." Auch damit sagte er nichts wider Oestreich — es war weit entfernt, den Durchmarsch erzwingen zu wollen — aber gegen Diejenigen hatte die Unverletzlichkeit Bedeutung, welche ohne die Bewilligung des Papstes einzurücken drohten. Auf das klügste abgewogen, wie wir sehen, war diese Antwort und in der That hatte sie ihre Wirkung. Die Neapolitaner, an sich nicht kriegerisch gesinnt, dachten für's Erste an keinen Angriff.

Nur war es nöthig, auch jeden Ausbruch einer inneren Bewegung zu vermeiden.

Es lag eine gewisse Gefahr darin, daß eines Tages die Tuchfabriken, weil man ihnen ein Recht, auf das sie angetragen, versagt hatte, ihre sämmtlichen Arbeiter auf einmal zu entlassen Miene machten. Dieser Arbeiter waren mehrere tausend. Mit ihrem Anhang, ihren Frauen und Kindern hätten sie wohl einen Kern für eine Bewegung bilden können und es gab Leute, welche Feuerzeichen, die man alle Nacht von der neapolitanischen Grenze her bis zu den albanischen Höhen von Berg zu Berg bemerkte, damit in Verbindung setzten. Consalvi versäumte nichts, bis er Herren und Arbeiter beruhigt hatte. Er wandte, wie man sagt, selbst eine bedeutende Summe daran. Alle seine Maaßregeln waren wohlberechnet. Er hatte die Waffen der Bürgergarden anfangs nach dem Castell S. Angelo abführen lassen. Auf ihre Bitten stellte er sie nunmehr unter die Obhut der sichersten Einwohner. Sie schwuren ihm dafür die Stadt gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Noch einmal zeigte Consalvi hiebei sein Talent in glänzendem Lichte. Ihn vor Allen, den beide Parteien haßten, bedrohte ein gräßliches Schicksal. Doch verlor er darüber niemals Ruhe und Geistesgegenwart. Er ließ sich die Dinge nicht persönlich

anfechten; besonnen ermaß er sie. Er zeigte eine überlegene feste Klugheit und gerade die rechte Vereinigung von Güte und Strenge.

Hiebei kam ihm die ruhige Fassung des Papstes, der schon ganz andere Gefahren erlebt hatte, sehr zu Hülfe. Als eines Abends im Februar 1821 über die Nachricht, die Neapolitaner seyen in vollem Marsch auf Velletri, ganz Rom in Verwirrung gerieth — Fiakerpferde wurden requirirt, Kanonen aufgefahren; die Bürgergarde zog auf, die Truppen machten sich fertig, nach Civita vecchia abzugehen —: blieb der Papst fast allein gelassen. Man redete ihm zu mit den Truppen aufzubrechen. Höre Frosini, sagte er zu seinem Maggiordomo, wenn du Furcht hast, so kannst du abreisen; ich lege mich zu Bette. Den andern Tag wies sich auch alles als ein falscher Schrecken aus.

Indessen wissen wir doch, daß gerade damals eine gewisse Gefahr drohte. Mitten in dem Carneval, während man nur Tanz, Theater und Maske zu kennen schien, hatten die Carbonari von Bologna und Romagna eine Bewegung vor. Sie hatten den Ausbruch einer Revolution auf den zehnten oder elften Februar festgesetzt [1]). In der That erschien, wahrscheinlich ausdrücklich bestimmt dieselbe zu begünstigen, ein revolutionnärer Haufe über dem Tronto. Er rückte in Ancarano ein und machte bekannt, man werde in dem römischen Staate vier patriotische Lager aufschlagen, zu Pesaro, Macerata, Spoleto und Frosinone; man werde eine provisorische Junta ernennen, die ihren Sitz anfangs zu Spoleto nehmen, aber sich alsdann nach Rom verfügen solle, um daselbst bis zur Zusammenberufung eines Nationalparlaments zu regieren [2]). Vielleicht war dies in der That

---

[1]) Diese Notiz finde ich allein in Lord Byron's Journal, February 9th. 1821.

[2]) Auch Lesur Annuaire 1821, p. 322. gedenkt dieser Proclamation.



der Plan der Carbonari beider Länder. Aber einmal war dieser Haufe doch sehr schwach; da er sich dabei vermaß Contributionen einzufordern, brachte er die Bevölkerung wider sich auf; die Besatzung von Ascoli trieb ihn zurück.

Sodann und dies ist die Hauptsache, schon am fünften überschritten die Oestreicher den Po. Der Anblick ihrer Armee allein war hinreichend jede Bewegung zu erdrücken. Eine Zeit lang hofften die Carbonari des Kirchenstaates noch auf den Widerstand der Neapolitaner. Aber diese täuschten alle Erwartungen. Auch Pontecorvo und Benevent kehrten ohne Weiteres unter die päpstliche Herrschaft zurück.

Noch einmal hatte der Cardinal das Land in seiner Gewalt.

Nur täuschte er sich, wenn er sich überredete, es sey durch seine eigene Kraft dahin gekommen. Es ist wahr, ein eigentlicher Ausbruch der Bewegungen war vermieden, immer ein Anfall der Neapolitaner, wenn gleich ein schwacher, war zurückgewiesen worden; aber die Hauptsache war durch Ereignisse geschehen, denen seine Klugheit nur zu Hülfe gekommen. Von andern Gewalten wurden die Weltschicksale bestimmt.

Verhältniß zu den Mächten. Rathschläge.

Und hier müssen wir wohl des großen Weltverhältnisses — von allen, die sich in neuerer Zeit ausgebildet haben, vielleicht des wichtigsten, — zwischen dem östlichen Europa und den romanischen Völkern noch besonders gedenken.

Mir erzählte ein Priester von Ascoli auf's ausführlichste, wie alles gekommen und welche Ehre sich seine Landsleute dabei erworben. Ohne ihre Standhaftigkeit, meinte er, wäre der Ausbruch der Revolution unvermeidlich gewesen.

Wie andere, beruht auch dies auf dem Geschehenen, dem Ereignisse, aus dem es unmittelbar hervorgegangen ist.

Die Weltmacht, die sich aus den revolutionirten romanischen Nationen entwickelt hatte, den Continent umspannte, und in Fesseln schlug, fand nach so langen Siegen doch endlich, bei der ersten Gunst der Umstände, ihre Rückwirkung. Die germanischen und slawischen Mächte, zwar besiegt, aber nicht völlig überwunden, erhoben sich in aller Kraft, die ein lange verhaltener Ingrimm aufzurufen vermag; mit den niemals besiegten Gegnern des Gewaltigen, die ihm fortwährend allenthalben zur See und und bereits auch zu Lande in Spanien nicht ohne Erfolg den Krieg machten, mit den Engländern im Bunde, sprengten sie ihre Fesseln. Aber indem sie sich befreiten, vernichteten sie zugleich — es war keine Willkür, es war der nothwendige Gang der Dinge, — die Gewalt, von der die romanischen Völker umschlungen waren. Diese wurden, mit wenigen Anomalien, sich selber überlassen. Man könnte sagen, es war, als hätte sich unser Armin nicht begnügt, den Varus zu schlagen, als wäre er gezwungen gewesen, August vom Thron zu stoßen und hätte dann die südliche Welt sich selber überlassen.

Jetzt stellten sich, ohne daß man viel dazu gethan hätte, in allen oder fast in allen romanischen Ländern die alten Gewalten wieder her. Sie stützten sich auf Die, deren Siegen sie ihre Herstellung verdankten, doch waren diese weit entfernt, ihnen für die innere Regierung ihrer Länder Maaß zu geben und Vorschriften zu machen. Genug, wenn sie weise und vernünftig verfuhren, wenn sie sich hielten.

Fragen wir, welche Maaßregeln die südlichen Regierungen im Allgemeinen ergriffen, so beruhen sie hauptsächlich auf folgendem Moment.

Auch in den romanischen Ländern hatte die Revolution fortwährenden Widerstand gefunden. Niemals hatten sich ihr die Priester von Herzen ergeben. Wo die katholische Kirche mit



Cultus und Heiligendienst, mit ihren Formen, die das
ausfüllen, einfach=gesinnte Bevölkerungen beherrschte, war
einem Kampfe auf Leben und Tod gekommen. In der
e und in Calabrien, in allen Gebirgen von Spanien. Das
e Volk in Italien, und in dem Süden von Frankreich,
so wenig wie das spanische die Ideen der Revolution ei=
an sich kommen lassen.
nd so lag es in der Natur der Dinge, daß die hergestellten
ungen dies Element begünstigten. Darauf wollte die Ma=
der Kammer von 1815 ihr restaurirtes Frankreich gründen;
ahen, wie ernstlich Ferdinand VII den Beinamen eines
ischen Königs zu verdienen gesonnen war; in Piemont, wie
apel, wenigstens in einigen Rücksichten auch in dem Kirchen=
verfolgte man die nämliche Richtung.
Dürften wir sagen, daß dieselbe durchaus genügend und
lich gewesen? daß sie nicht einseitig ausgeführt worden sey?
e nicht viele falsche Maaßregeln herbeigeführt habe? Auf
Fall hatte sie folgende nothwendige und unausbleibliche
ung.
Wenn die Revolution die romanische Welt nicht vollkommen
vorfen, so war sie doch daselbst entsprungen und hatte in
antireligiösen, so wie in ihrer politischen Tendenz tiefe Wur=
n derselben getrieben. Der Geist der Revolution wurde
ch nicht beschwichtigt, daß man seinen geraden Gegensatz
Erscheinung brachte. Eine Zeit lang bei Seite getrieben,
er sich sofort, als die Sachen, wie man sie anfing, nicht
, als sich neue Verwirrungen zeigte, in seiner ganzen Kraft.
traten sich diese feindseligen Elemente, durch alle restaurirte
r, Angesicht gegen Angesicht entgegen und fingen an, sich
neuem zu bekämpfen. Im Jahre 1820 brachen die Empö=
n aus; von Cadiz verbreiteten sie sich mit reißender Ge=
ndigkeit, bis in die Alpen von Savoyen; es war nahe ge=
an einer Bewegung in Frankreich, die indeß glücklicherweise

Wie andere, beruht auch dies auf dem Geschehenen, dem Ereignisse, aus dem es unmittelbar hervorgegangen ist.

Die Weltmacht, die sich aus den revolutionirten romanischen Nationen entwickelt hatte, den Continent umspannte, und in Fesseln schlug, fand nach so langen Siegen doch endlich, bei der ersten Gunst der Umstände, ihre Rückwirkung. Die germanischen und slawischen Mächte, zwar besiegt, aber nicht völlig überwunden, erhoben sich in aller Kraft, die ein lange verhaltener Ingrimm aufzurufen vermag; mit den niemals besiegten Gegnern des Gewaltigen, die ihm fortwährend allenthalben zur See und und bereits auch zu Lande in Spanien nicht ohne Erfolg den Krieg machten, mit den Engländern im Bunde, sprengten sie ihre Fesseln. Aber indem sie sich befreiten, vernichteten sie zugleich — es war keine Willkür, es war der nothwendige Gang der Dinge, — die Gewalt, von der die romanischen Völker umschlungen waren. Diese wurden, mit wenigen Anomalien, sich selber überlassen. Man könnte sagen, es war, als hätte sich unser Armin nicht begnügt, den Varus zu schlagen, als wäre er gezwungen gewesen, August vom Thron zu stoßen und hätte dann die südliche Welt sich selber überlassen.

Jetzt stellten sich, ohne daß man viel dazu gethan hätte, in allen oder fast in allen romanischen Ländern die alten Gewalten wieder her. Sie stützten sich auf Die, deren Siegen sie ihre Herstellung verdankten, doch waren diese weit entfernt, ihnen für die innere Regierung ihrer Länder Maaß zu geben und Vorschriften zu machen. Genug, wenn sie weise und vernünftig verfuhren, wenn sie sich hielten.

Fragen wir, welche Maaßregeln die südlichen Regierungen im Allgemeinen ergriffen, so beruhen sie hauptsächlich auf folgendem Moment.

Auch in den romanischen Ländern hatte die Revolution fortwährenden Widerstand gefunden. Niemals hatten sich ihr die Priester von Herzen ergeben. Wo die katholische Kirche mit

ihrem Cultus und Heiligendienst, mit ihren Formen, die das Leben ausfüllen, einfach-gesinnte Bevölkerungen beherrschte, war es zu einem Kampfe auf Leben und Tod gekommen. In der Vendée und in Calabrien, in allen Gebirgen von Spanien. Das gemeine Volk in Italien, und in dem Süden von Frankreich, hatte so wenig wie das spanische die Ideen der Revolution eigentlich an sich kommen lassen.

Und so lag es in der Natur der Dinge, daß die hergestellten Regierungen dies Element begünstigten. Darauf wollte die Majorität der Kammer von 1815 ihr restaurirtes Frankreich gründen; wir sahen, wie ernstlich Ferdinand VII den Beinamen eines katholischen Königs zu verdienen gesonnen war; in Piemont, wie in Neapel, wenigstens in einigen Rücksichten auch in dem Kirchenstaate, verfolgte man die nämliche Richtung.

Dürften wir sagen, daß dieselbe durchaus genügend und förderlich gewesen? daß sie nicht einseitig ausgeführt worden sey? daß sie nicht viele falsche Maaßregeln herbeigeführt habe? Auf jeden Fall hatte sie folgende nothwendige und unausbleibliche Wirkung.

Wenn die Revolution die romanische Welt nicht vollkommen unterworfen, so war sie doch daselbst entsprungen und hatte in ihrer antireligiösen, so wie in ihrer politischen Tendenz tiefe Wurzeln in derselben getrieben. Der Geist der Revolution wurde dadurch nicht beschwichtigt, daß man seinen geraden Gegensatz zur Erscheinung brachte. Eine Zeit lang bei Seite getrieben, regte er sich sofort, als die Sachen, wie man sie anfing, nicht gingen, als sich neue Verwirrungen zeigte, in seiner ganzen Kraft. Bald traten sich diese feindseligen Elemente, durch alle restaurirte Länder, Angesicht gegen Angesicht entgegen und fingen an, sich von neuem zu bekämpfen. Im Jahre 1820 brachen die Empörungen aus; von Cadiz verbreiteten sie sich mit reißender Geschwindigkeit, bis in die Alpen von Savoyen; es war nahe genug an einer Bewegung in Frankreich, die indeß glücklicherweise

noch vertagt blieb. So wenig erfocht das geistliche, und dem alten zugewandte Prinzip den Sieg über die Neuerung und die Revolution, daß eine völlige Umkehrung der südlichen Welt neuerdings zu besorgen war.

Sieht man die Sache nur von außen, und obenhin an, so scheint es wohl, als seyen die Mächte, durch welche die Weltveränderung geschah, mit jener geistlich-politischen Richtung verbündet. Und wahr ist es, daß sie das revolutionnäre Prinzip bekämpfen. Es hat ihnen so lange einen so gefährlichen Krieg gemacht; es feindet sie in neuen Gestalten immerfort an; durch die Analogien, welche es bei der engen Verbindung aller europäischen Dinge aller Orten hervorruft, bedroht es sie in ihrer Nähe; in Rücksicht auf Italien und die darauf mitgegründete europäische Ordnung der Dinge schließt es noch besondere Gefahren ein.

Sollten die Mächte aber deshalb mit dem im Süden zur Erscheinung gekommenen äußersten Gegensatz desselben so geradehin im Bunde stehen? Sollten sie die falschen Schritte billigen, zu denen das geistliche Prinzip veranlaßt? Sollten sie es in seinen Ausschweifungen, in seinem Fanatismus begünstigen? Sollten sie Gefallen haben an dem Mißbrauch der Gewalt?

Nimmermehr! —

Ich will einen einfachen Grund anführen, weshalb nicht. Es treten neue Empörungen ein und sie sind wieder genöthigt, dieselben unmittelbar oder mittelbar zu dämpfen. Dennoch können sie sich in die innere Regierung der beruhigten Länder nicht wohl mischen. Indessen gerathen sie in den Nachtheil als Beschützer der Tyrannei zu erscheinen, und dadurch den Argwohn der Welt, ihre eigenen Völker nicht ausgeschlossen, auf sich zu laden; als liebten sie Willkür, Priesterherrschaft und Gewaltsamkeit.

Wie seltsam! Es war Befreiung und plötzlich nimmt es die Gestalt von Unterdrückung an.

In der That aber hat der große Bund nie etwas Anderes

gewünscht, als eine gesetzmäßige ruhige Entwickelung; nie lag etwas Anderes in seinem Interesse; es war ihm genug, wenn das südliche Europa ihm nur nicht geradezu in feindseliger Stellung gegenüber trat; nichts Anderes, als Mäßigung und Weisheit, hat er jemals empfohlen.

Man dürfte einwerfen: warum hat er es nicht durchgesetzt, warum nicht selbständig angeordnet?

Es ist nicht schwer hierauf zu antworten. Einmal ist man genug mit sich selbst beschäftigt und wie viel schwerer noch, als den eigenen ist es, einen fremden Staat einzurichten. Sodann aber würde man niemals durchdringen. Kaum hergestellt ist ein jeder Staat doch wieder unabhängig; er fordert die abgemessenste Rücksicht; je schwächer er sich fühlt, um so mehr will er jeden Schein von Unterwürfigkeit vermieden wissen; er hütet seine Integrität als den Kern seines Lebens.

Es bleibt dann nicht viel mehr übrig, als Rathschläge zu ertheilen, wie man das auch nicht versäumte.

Wenn es nicht zu leugnen war, daß die mangelhafte Verwaltung, daß die tausend Mißbräuche, die in den italienischen Staaten seit der Herstellung der alten Gewalten eingerissen, wo nicht der oberste Grund, doch die vornehmste Veranlassung der Bewegungen waren, so lag am Tage, daß denselben für die Zukunft nur durch eine innere Verbesserung, die mit Verstand entworfen und mit Festigkeit durchgeführt würde, vorgebeugt werden könne.

Nur mit Mühe entzog sich König Ferdinand in Laibach der Zumuthung, eine Consulta zur Seite zu haben. Wer weiß auch, ob eine solche Form etwas genügt, ob sie nicht durch die Schwächung des höchsten Ansehens eher geschadet hätte. Viel mehr kam es auf eine vernünftige gemäßigte, weise Verwaltung an.

Eben dahin zielten die Rathschläge, welche die großen Mächte den italienischen Höfen ertheilten. Im Mai 1821 ließen sie denselben gemeinschaftliche Vorstellungen machen.

„Die Autorität," hieß es in einer derselben, „ist in den italienischen Staaten nur allzuhäufig, zugleich unterdrückend und schwach; unterdrückend im Einzelnen, schwach im Allgemeinen. Die Justiz ist langsam, zuweilen ungleich, willkürlich und selbst feil. Die Verwaltung hat oft weder Ordnung noch Prinzip: sie ist zugleich habsüchtig und verschwenderisch; sie versteht nicht das Privateigenthum heranzuziehen, wo es möglich und nothwendig wäre. Es fehlt an der nothwendigen Sicherheit: die Erziehung wird vernachlässigt; die scheinbare Güte der Regierung ist Schwäche oder Apathie."

Schon in diesem Tadel liegt das Gegentheil, das man empfiehlt. Noch deutlicher wird dies ausgedrückt, wo von den Mitteln die Rede ist, durch welche man die Revolution zu vermeiden habe. „Diese Mittel, heißt es, sind die Unterdrückung und Vernichtung der geheimen Gesellschaften; eine feste und väterliche Verwaltung, welche offenbar das Wohl der Unterthanen bezweckt; allmählige und wohlüberlegte Verbesserung, welche unmerklich und ohne Erschütterung heilsame und unentbehrliche Reformen herbeiführt; Strenge und Unparteilichkeit in der Anstellung der Beamten; endlich Institutionen, die, indem sie den Völkern Bürgschaften für ihre realen Interessen und ihre wahren Bedürfnisse geben, dabei die Prinzipien des monarchischen Systems nicht gefährden, welches heut zu Tage das letzte Bollwerk gegen die Anhänger der Revolutionen und der Anarchie bildet."

Siehe da die Rathschläge, welche die Mächte den italienischen Staaten gaben, die Grundsätze, welche sie befolgt zu sehen wünschten.

Und gewiß durften die Mächte, nachdem durch ihre Vermittelung die Ruhe wieder hergestellt, und eine feindselige Faction unterdrückt war, auch hoffen, daß ihr Rath einigen Nachdruck haben, eine gewisse Wirkung hervorbringen werde.

So viel ich habe vernehmen können, täuschten sie sich hierin. Wenigstens hätte man von Consalvi vermuthen sollen, nachdem

er die Fehler der Verwaltung in seinem Staate so oft einge- standen, und über die unübersteiglichen Hindernisse jeder Verbesserung so oft geklagt hatte, er werde die Vorstellungen, die man ihm machte, gut aufnehmen und sie vielleicht als eine Stütze ergreifen; allein man versichert mich, daß er sich sogar beleidigt glaubte. Er meinte die Unabhängigkeit seiner Regierung bedroht zu sehen. Dies Gefühl war stärker als jedes andere. Jeder gemeinschaftlichen Maaßregel, die etwa für Italien in Vorschlag kam, entzog er sich. Es war ihm unerträglich, zu denken, daß der h. Vater auf irgend eine Weise auf gleicher Stufe mit Toscana oder Modena erscheinen sollte; es war nichts mit ihm anzufangen und nichts ging er ein.

Die einzige Wirkung so wohl gemeinter Vorstellungen war eine stärkere Irritation.

Schon bemerkten Einige, was daraus erfolgen müsse. „Ihr habt," sagte Niebuhr zu einem römischen Staatsmann, „die Einmischung zurückgewiesen, die euch mit Zartheit und großer Rücksicht angeboten ward. Denkt an mich! Es wird eine Zeit kommen, wo ihr euch derselben unter ganz anderen Formen zu unterwerfen habt."

Letzte Zeiten Pius VII.

Eine so unerwartete Wendung nahmen diese Dinge. Offenbar war der Kirchenstaat aus einer Gefahr errettet, die ihn zu vernichten drohete; und Consalvi konnte es sich nicht verbergen. Aber kaum gerettet, lehnte er sich — wer hätte es glauben sollen — wider seine Retter auf; auch von einem unfehlbar wohlthätigen Einfluß derselben, der ihm selbst erwünscht seyn mußte, wollte er nichts wissen.

Ja im Gegentheil. So wie Consalvi nie zu den Beschlüssen von Laibach hatte einstimmen, so wie er nie seine Hülfsbedürftig-

keit hatte geschehen wollen, so trug er Bedenken mit dem Princip, das ihm eben den Untergang gedroht hatte, zu brechen.

Selbst wider die Anhänger der Revolution in dem eigenen Staate griff er nur ungern zu kräftigen Maaßregeln. Die Strafen, die er verhängte, fand man nicht eben schwer. In Benevent unterzeichneten die Oberhäupter der Rebellen selber die Unterwerfungsacte. Man begnügte sich die Verbannung der Schuldigsten auszusprechen. Da diese während der Revolution Geld genug erworben hatten, mit dem sie sich nun entfernten, so war das so gut wie eine Begnadigung. In der Romagna strafte man anfangs fast Niemand. Es waren eine Menge Ermordungen vorgefallen; man kannte die Namen der Schuldigen; doch beunruhigte man sie nicht. Priester, welche gegen den Aufruhr predigten, bekamen noch immer anonyme Warnungen, die ihnen mit dem Tode droheten. Die Anhänger der Regierung wagten noch immer nicht nach Sonnenuntergang auszugehen. In Faenza hielten die Vendite ihre Sitzungen, und kein Mitglied bemühte sich sehr seine Theilnahme zu verbergen.

Gewiß ein unglückseliger Zustand; aber sollten wir, nachdem wir manchen andern Fehlgriff Consalvi's der Entschuldigung würdig gefunden, jetzt seine Milde verdammen?

Es scheint doch, als habe er Ursache gehabt zu verfahren, wie er verfuhr.

Er entschloß sich endlich, jene Rebellen der Romagna, die so viel Mordthaten verübt hatten, einziehen zu lassen. Aber der Cardinal, der diese Maaßregel ausführen sollte, gerieth in die Hände der übertriebenen Faction. Auf das empörendste wurden die Verhaftungen vorgenommen. Sie begriffen über 150 Individuen, von denen einige keine andere Schuld hatten als ihren Reichthum.

Hieraus erfolgte, wie natürlich, daß man inne hielt; daß man kein Gericht niedersetzte; daß man keine Strafe vollzog.

Das Uebel war, daß Consalvi des Landes nicht völlig mäch-

tig war, daß ihm die Factionen zu stark geworden, daß er sie nicht mehr beherrschen konnte. Wie wären da durchgreifende Verbesserungen möglich gewesen! Im September 1821 war ein neuer Finanzplan im Werke, der die droits réunis in dem ganzen Lande einführen sollte und freilich wohl die Auflagen erhöht haben würde. Pacca, Somaglia und die ganze Congregation erklärten sich dawider. Als Consalvi dennoch den Entwurf dem Papste vorlegte, nahm dieser die Papiere, legte sie auf den Tisch, und sagte: „das ist eine Sache, von der wir weiter nicht reden wollen.“ Man hatte ihn zuvor dawider eingenommen.

Auf die Vorschläge der Höfe konnte er auch eben dieser Opposition halber nicht eingehen. „Ich bedaure den Cardinal,“ sagte einer seiner vertrauten Freunde, „wenn er den Wunsch der Höfe erfüllen will, so wird die ganze Welt gegen ihn seyn, und er wird doch nichts ausrichten. Der Widerstand der Ignoranten gegen jede Reform ist unüberwindlich. Thut er es aber nicht, so verliert er die einzige Stütze, die ihn aufrecht erhält.“

Und so paralysirte der Gegensatz der Parteien in dem Lande selbst alle freie politische Thätigkeit.

Wie auffallend, daß es in geistlichen Dingen ziemlich eben so ging.

Nicht so nahe als die neapolitanische, aber nicht minder empfindlich berührte die Bewegung von Spanien und Portugal den römischen Hof.

Wiewohl die spanische Constitution eine geistliche und katholische Farbe hatte, so nahmen doch die Berathungen der Cortes gar bald eine entschiedene Richtung wider die bisherige Verfassung der Kirche.

Der erste Beschluß, bei welchem dem König Gewalt geschah, betraf die Ordensgeistlichkeit, welche man ihrer Güter beraubte. Ein Bischof, Castrillo, empfahl ihn. „Die Klöster mit ihren Anhäufungen von Eigenthum, sagte er, seyen an dem Ver-

noch vertagt blieb. So wenig erfocht das geistliche, und dem alten zugewandte Prinzip den Sieg über die Neuerung und die Revolution, daß eine völlige Umkehrung der südlichen Welt neuerdings zu besorgen war.

Sieht man die Sache nur von außen, und obenhin an, so scheint es wohl, als seyen die Mächte, durch welche die Weltveränderung geschah, mit jener geistlich-politischen Richtung verbündet. Und wahr ist es, daß sie das revolutionnäre Prinzip bekämpfen. Es hat ihnen so lange einen so gefährlichen Krieg gemacht; es feindet sie in neuen Gestalten immerfort an; durch die Anlagen, welche es bei der engen Verbindung aller europäischen Dinge aller Orten hervorruft, bedroht es sie in ihrer Nähe; in Rücksicht auf Italien und die darauf mitgegründete europäische Ordnung der Dinge schließt es noch besondere Gefahren ein.

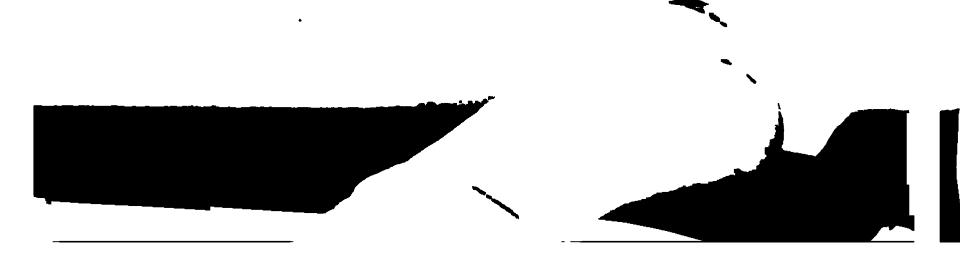
Sollten die Mächte aber deshalb mit dem im Süden zur Erscheinung gekommenen äußersten Gegensatz desselben so geradehin im Bunde stehen? Sollten sie die falschen Schritte billigen, zu denen das geistliche Prinzip veranlaßt? Sollten sie es in seinen Ausschweifungen, in seinem Fanatismus begünstigen? Sollten sie Gefallen haben an dem Mißbrauch der Gewalt?

Nimmermehr! —

Ich will einen einfachen Grund anführen, weshalb nicht. Es treten neue Empörungen ein und sie sind wieder genöthigt, dieselben unmittelbar oder mittelbar zu dämpfen. Dennoch können sie sich in die innere Regierung der beruhigten Länder nicht wohl mischen. Indessen gerathen sie in den Nachtheil als Beschützer der Tyrannei zu erscheinen, und dadurch den Argwohn der Welt, ihre eigenen Völker nicht ausgeschlossen, auf sich zu laden, als liebten sie Willkür, Priesterherrschaft und Gewaltsamkeit.

Wie seltsam! Es war Befreiung und plötzlich nimmt es die Gestalt von Unterdrückung an.

In der That aber hat der große Bund nie etwas Anderes



gewünscht, als eine gesetzmäßige ruhige Entwickelung; nie lag etwas Anderes in seinem Interesse; es war ihm genug, wenn das südliche Europa ihm nur nicht geradezu in feindseliger Stellung gegenüber trat; nichts Anderes, als Mäßigung und Weisheit, hat er jemals empfohlen.

Man dürfte einwerfen: warum hat er es nicht durchgesetzt, warum nicht selbständig angeordnet?

Es ist nicht schwer hierauf zu antworten. Einmal ist man genug mit sich selbst beschäftigt und wie viel schwerer noch, als den eigenen ist es, einen fremden Staat einzurichten. Sodann aber würde man niemals durchdringen. Kaum hergestellt ist ein jeder Staat doch wieder unabhängig; er fordert die abgemessenste Rücksicht; je schwächer er sich fühlt, um so mehr will er jeden Schein von Unterwürfigkeit vermieden wissen; er hütet seine Integrität als den Kern seines Lebens.

Es bleibt dann nicht viel mehr übrig, als Rathschläge zu ertheilen, wie man das auch nicht versäumte.

Wenn es nicht zu leugnen war, daß die mangelhafte Verwaltung, daß die tausend Mißbräuche, die in den italienischen Staaten seit der Herstellung der alten Gewalten eingerissen, wo nicht der oberste Grund, doch die vornehmste Veranlassung der Bewegungen waren, so lag am Tage, daß denselben für die Zukunft nur durch eine innere Verbesserung, die mit Verstand entworfen und mit Festigkeit durchgeführt würde, vorgebeugt werden könne.

Nur mit Mühe entzog sich König Ferdinand in Laibach der Zumuthung, eine Consulta zur Seite zu haben. Wer weiß auch, ob eine solche Form etwas genützt, ob sie nicht durch die Schwächung des höchsten Ansehens eher geschadet hätte. Viel mehr kam es auf eine vernünftige gemäßigte, weise Verwaltung an.

Eben dahin zielten die Rathschläge, welche die großen Mächte den italienischen Höfen ertheilten. Im Mai 1821 ließen sie denselben gemeinschaftliche Vorstellungen machen.

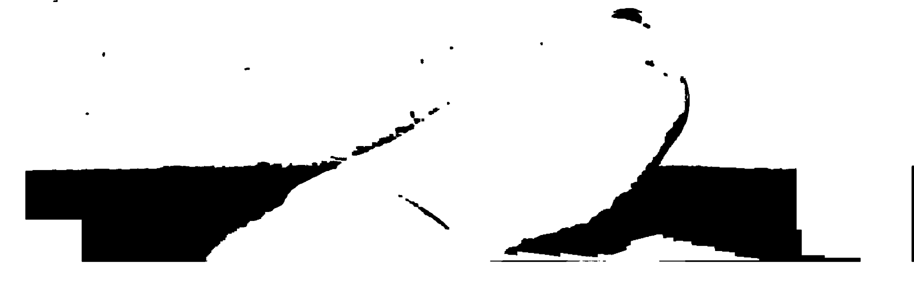
„Die Autorität," hieß es in einer derselben, „ist in den italienischen Staaten nur allzuhäufig, zugleich unterdrückend und schwach; unterdrückend im Einzelnen, schwach im Allgemeinen. Die Justiz ist langsam, zuweilen ungleich, willkürlich und selbst feil. Die Verwaltung hat oft weder Ordnung noch Prinzip: sie ist zugleich habsüchtig und verschwenderisch; sie versteht nicht das Privateigenthum heranzuziehen, wo es möglich und nothwendig wäre. Es fehlt an der nothwendigen Sicherheit: die Erziehung wird vernachlässigt; die scheinbare Güte der Regierung ist Schwäche oder Apathie."

Schon in diesem Tadel liegt das Gegentheil, das man empfiehlt. Noch deutlicher wird dies ausgedrückt, wo von den Mitteln die Rede ist, durch welche man die Revolution zu vermeiden habe. „Diese Mittel, heißt es, sind die Unterdrückung und Vernichtung der geheimen Gesellschaften; eine feste und väterliche Verwaltung, welche offenbar das Wohl der Unterthanen bezweckt; allmählige und wohlüberlegte Verbesserung, welche unmerklich und ohne Erschütterung heilsame und unentbehrliche Reformen herbeiführt; Strenge und Unparteilichkeit in der Anstellung der Beamten; endlich Institutionen, die, indem sie den Völkern Bürgschaften für ihre realen Interessen und ihre wahren Bedürfnisse geben, dabei die Prinzipien des monarchischen Systems nicht gefährden, welches heut zu Tage das letzte Bollwerk gegen die Anhänger der Revolutionen und der Anarchie bildet."

Siehe da die Rathschläge, welche die Mächte den italienischen Staaten gaben, die Grundsätze, welche sie befolgt zu sehen wünschten.

Und gewiß durften die Mächte, nachdem durch ihre Vermittelung die Ruhe wieder hergestellt, und eine feindselige Faction unterdrückt war, auch hoffen, daß ihr Rath einigen Nachdruck haben, eine gewisse Wirkung hervorbringen werde.

So viel ich habe vernehmen können, täuschten sie sich hierin. Wenigstens hätte man von Consalvi vermuthen sollen, nachdem



er die Fehler der Verwaltung in seinem Staate so oft eingestanden, und über die unübersteiglichen Hindernisse jeder Verbesserung so oft geklagt hatte, er werde die Vorstellungen, die man ihm machte, gut aufnehmen und sie vielleicht als eine Stütze ergreifen; allein man versichert mich, daß er sich sogar beleidigt glaubte. Er meinte die Unabhängigkeit seiner Regierung bedroht zu sehen. Dies Gefühl war stärker als jedes andere. Jeder gemeinschaftlichen Maaßregel, die etwa für Italien in Vorschlag kam, entzog er sich. Es war ihm unerträglich, zu denken, daß der h. Vater auf irgend eine Weise auf gleicher Stufe mit Toscana oder Modena erscheinen sollte; es war nichts mit ihm anzufangen und auf nichts ging er ein.

Die einzige Wirkung so wohl gemeinter Vorstellungen war eine stärkere Irritation.

Schon bemerkten Einige, was daraus erfolgen müsse. „Ihr habt," sagte Niebuhr zu einem römischen Staatsmann, „die Einmischung zurückgewiesen, die euch mit Zartheit und großer Rücksicht angeboten ward. Denkt an mich! Es wird eine Zeit kommen, wo ihr euch derselben unter ganz anderen Formen zu unterwerfen habt."

Letzte Zeiten Pius VII.

Eine so unerwartete Wendung nahmen diese Dinge. Offenbar war der Kirchenstaat aus einer Gefahr errettet, die ihn zu vernichten drohete; und Consalvi konnte es sich nicht verbergen. Aber kaum gerettet, lehnte er sich — wer hätte es glauben sollen — wider seine Retter auf; auch von einem unfehlbar wohlthätigen Einfluß derselben, der ihm selbst erwünscht seyn mußte, wollte er nichts wissen.

Ja im Gegentheil. So wie Consalvi nie zu den Beschlüssen von Laibach hatte einstimmen, so wie er nie seine Hülfsbedürftig-

fall der Nation hauptsächlich Schuld, und diese habe das Recht, solche nach Belieben bestehen zu lassen oder zu unterdrücken [1]."

In größtem Umfang wurden die Beschlüsse durchgesetzt. Alle Reclamationen waren vergebens. Als der König seine Sanction verweigerte, organisirten die Minister selbst, wie Martignac versichert, einen Aufstand, in welchem sie ihm dieselbe entrissen [2].

Wie hätte man bei der Heftigkeit, mit der man diese Dinge trieb, das Verhältniß schonen sollen in welchem man zu Rom stand? Die Cortes berechneten, welche ungemeine Geldsendungen man jährlich an die Curie mache. Sie befahlen, dieselben einzustellen. Von der Summe, die sie angenommen, boten sie nur ungefähr den 30sten Theil dem römischen Stuhl an [3]. Ein ungemeiner Verlust für diesen, da die Dataria ihre besten Einkünfte aus Spanien zog, und einige geistliche Tribunale auf dieselben gegründet waren. Der Prodatar war gar bald genöthigt, sich an die Staatscasse zu halten.

Es ist doch merkwürdig, daß hiebei der Jansenismus, der schon unter Ferdinand VI unterdrückt geschienen, dessen Name indeß noch unter Carl IV zu Anklagen gedient hatte, wieder erschien und sich thätig hervorthat. Vornehmlich Jansenisten saßen in den Cortes. Der Präsident der Cortes erklärte einmal dem Nuntius geradezu, man werde den reinen Jansenismus einführen, ohne sich vor einem Schisma zu fürchten. Sonst schickt man Gesandten, die dem fremden Hofe angenehm sind. Die damaligen Minister von Spanien wählten den Canonicus Villanueva zu ihrem Repräsentanten, der den römischen Hof in eigenen Schriften angegriffen hatte, und einen völligen Bruch herbeizubringen sehr geeignet war.

Wie in Spanien, so ging es in Portugal. Es wäre wohl

---

[1]) Rede des Castrillo, 21 September 1820.

[2]) Martignac, Essai sur la révolution. I. 247.

[3]) Sie berechneten 6 Millionen Realen und boten in Zukunft 200,000 (10,000 Sc.) an.



der Untersuchung werth, in wiefern der Jansenismus, der in diesem Lande einheimisch geworden, als Alexander VII so lange zögerte, das Haus Braganza anzuerkennen, an den Bewegungen dieses Landes wesentlichen Antheil hat. In den damaligen Cortes wenigstens erschienen Jansenisten. Ich werde unterrichtet, daß noch in diesem Augenblick Don Pedro eine jansenistische Partei unter den Weltgeistlichen für sich habe; während die entgegengesetzte seinen Bruder begünstigt. Unter dem Namen der Constitution bekämpfen sich zugleich geistliche Meinungen. Damals schritt man, wie unvermeidlich, zu vielen Neuerungen in Sachen des Klerus. Man hob die königliche Capelle auf und brachte das Patriarchat auf den Rang eines Erzbisthums zurück. Man ertheilte dem Geschäftsträger Pereira Instructionen, die der Erklärung eines Schisma ziemlich gleichkamen.

Und so waren diese altrechtgläubigen Länder so gut wie andere mit der revolutionnären zugleich in eine antirömische Richtung verwickelt worden. Sie blieben katholisch; ihre Gesetze behaupten diese Farbe. Allein sie schlossen sich an die Oppositionspartei an, die in der katholischen Kirche selber besteht. Wie weit dies führen kann, hat man in der französischen Revolution gesehen, an deren ersten Bewegungen wider die Geistlichkeit die Jansenisten so großen Antheil hatten. Sie mit zu veranlassen waren sie stark genug, unfähig aber, sie wieder einzuhalten.

Mithin konnte es auch jetzt als eine bedeutende Gefahr erscheinen. Es fragt sich, was der römische Hof that, um ihr vorzubeugen.

Er hielt sich in großer Mäßigung. Daß man seinen Tribunalen die gewohnten Einkünfte entzog, hätte ihm wohl zu einem Anlaß dienen können, die Dispensationen zu verweigern. Doch hütete er sich diesen Schritt zu thun. Den eifrigen Katholiken war der Nuntius bei weitem zu gemäßigt. Es half ihm freilich nichts; die Revolutionnäre wollten ihn doch nicht leiden, und drangen ihm seine Päße auf. Aber in Rom hielt man sich ruhig,

Anhang.

Ein Wort über die gegenwärtigen Irrungen im Kirchenstaate

Frühere Päpste fanden die Dinge entweder in gewohntem Gange, oder sie schritten mit der Gunst der öffentlichen Meinung zu neuen Einrichtungen fort.

Pius VII fand alles aus seinen Fugen gerückt und die Meinung war ihm nicht mehr günstig. Zu einer eigentlichen Herstellung konnte er es nicht bringen.

Auch seine Nachfolger haben es nicht dahin gebracht.

La Genga, Leo XII, um ihn mit einem Wort zu erwähnen, gehörte als Cardinal und als Papst zu der Partei der *Zelanti*; wider die Verwaltung Consalvi's hielt er sich in entschiedenem Gegensatz. Er mußte indeß bald selber erfahren, wie wenig dies zum Ziele führe. Unter andern hatte Consalvi nach eigenem Willen regiert, ohne einen Cardinal um Rath zu fragen. Der neue Papst, der sich am lautesten hiewider erklärt, und dieser seiner offenen Opposition wenigstens zum Theil seine Erhebung verdankte, begann damit, die Cardinäle heranzuziehen und *ihnen* wesentlichen Einfluß zu gestatten. Der Erfolg war, da sie *ihren* Meinungen nachhingen, ihren Einbildungen folgten, und nicht eben ein Jeder seinen Vortheil außer Acht ließ, daß eine Menge falscher Maaßregeln ergriffen wurden. Endlich sah es Leo XII ein. Mißtrauisch von Natur ward er es mehr, als jemals; auch er entschloß sich alles selber zu machen. Er arbeitete nun auch wie Consalvi; von früh bis in die Nacht saß er an dem Schreibtisch. Gewiß er hatte gute Absichten; er suchte nichts für sich selber; er bestritt seine Tafel mit einem Scudo des Tages. Allein neu in diesen Geschäften, wie er war, erfüllt von Doctrinen, ohne rechte Vorbereitung, ohne wahre Kenntniß der Sachen,

feindseligen Elemente fürchtete, oder daß man eine entschiedene,
Rache und gewaltsamen Leidenschaften zugängliche Partei
rch Begünstigung aufzuwecken besorgt war, man enthielt sich
iel als möglich, aller thätigen Theilnahme, zufrieden, sich
Augenblick zu Augenblick durchzubringen. Den Stürmen,
die Welt bewegen, überließ man sie; nicht von sich selber
hm man die Entscheidung über Seyn und Nichtseyn.

Noch einmal erlebte Pius VII die Herstellung des allge-
inen Friedens, die Befestigung seines obersten kirchlichen An-
ens, allein diese Unruhen hatten seine Seele tief erschüttert.
nn er sich jemals der Hoffnung hingegeben, daß die Revolu-
nen beendigt seyen, daß die Religion, die er glaubte und lebte,
ch die ihr inwohnende Kraft schon an sich den Sieg davon
gen werde, wie sehr sah er sich getäuscht! Er erkannte die
ze Bedeutung der Ermordung des Herzogs von Berry. Er
wohl, welch ein tiefer, unversöhnlicher, plötzlich in gewalt-
nen Ausbrüchen sich entladender Haß die alte Ordnung der
nge in diesem Lande verfolge. Wie weit sich derselbe verbreite,
ten ihm gar bald die Revolutionen um ihn her, die ihn sel-
so nahe berührten, so hart bedrohten. Er beweinte die
ten, in die er zu fallen das Unglück gehabt. Er seufzte nach
Tode.

Schon war er auch sehr schwach geworden; den Gram
r alle diese Ereignisse sah man ihm an, und das gemeine Volk
Rom, das eine Veränderung an ihm wahrnahm, rief ihm
zu, wenn er durch die Straßen fuhr, er möge doch seiner
sundheit schonen. Wenn man kam, um ihm die Hand zu
sen, so machte er nur noch eine Bewegung, als wolle er sich
seinem Lehnstuhle erheben, doch vermochte er es nicht mehr.
deß empfing er auch die Protestanten, obwohl es damals we-
des Kirchhofes einige Irrungen gab, immer mit der gleichen
te. Nur noch wie ein leiser Hauch, aber in ihrer ursprüng-

50 *

lichen Reinheit und Wohlgestalt, wohnte die Seele in diesem der Auflösung nahen Körper. Der geringste Zufall — ein Fehltritt am Bücherbrett — reichte hin denselben zu zerstören.

Consalvi war zugegen, als Pius am 21sten August 1823 verschied. Obwohl er eben selbst an einer alten Krankheit litt, und das Fieber nur mit Mühe durch Chinchina dämpfte, sogar in den Schauern desselben, hatte er alle Dienste eines Krankenwärters verrichtet. Der Penitentiere sprach das gewohnte Gebet an dem Lager des Verstorbenen. Kaum war es geendigt, so warf sich Consalvi vor dem Bette nieder; unter lautem Schluchzen mit heftiger Zärtlichkeit umfaßte er die Füße seines Gebieters.

Freilich heißt leben: daseyn; athmen; Sonne und Luft genießen. Wenn es aber allein Leben ist, seine Kräfte entwickeln, sie an den Dingen üben, in großen Verhältnissen ihrer froh werden, Bedeutung haben, so verdankte Consalvi dies sein eigentliches Leben dem Papste, der ihm in unwandelbarer freier Gewogenheit den Raum und die Möglichkeit dazu verliehen hatte. Mit dem Tode desselben war dies aus. Consalvi trat sofort von den Geschäften zurück: bereits im Januar 1824 starb auch er.

Gestehen müssen wir wohl, daß sie die Welt nicht überwältigt. Allein wie Viele sind deren, alle Jahrhunderte hindurch, die dies ausgerichtet, die der gewaltigen Fluth der Dinge entgegenzustehen, oder ihr eine neue Richtung zu geben vermocht hätten. Danach kann man den Werth eines Menschen nicht messen, was er gewirkt hat. Es würde sein Daseyn auf die Erde beschränken und Jeder, der sich das überlegt, müßte verzweifeln. Darauf allein kommt es an, wie er in sich selber war. Glücklich, wer aus diesem Kampfe, in den ihn die Dinge versetzen, aus diesem Reize, mit dem sie ihn ansprechen, dem Widerspruch, den sie in ihm aufrufen, ohne Flecken, in ursprünglicher Reinheit hervorgeht.

Vielleicht erinnert sich auch noch ein Anderer eines Basreliefs aus dem spätern Alterthume, das in dem capitolinischen



useum zu Rom aufbewahrt wird. Man sieht die Elemente
d die Liebe: Prometheus bildet den Menschen. Um den eben
schaffenen stehen die Götter des Geschicks: in den Sternen
rd es ihm verzeichnet: die Parze spinnt ihm seine Tage; ver-
llt steht die Nemesis bei ihm. Auf der anderen Seite sieht
n ihn wieder sterben: die Seele geht an ihren Ort; von den
ttern erscheint nur Nemesis; sie sitzt neben dem Leichnam;
nmehr enthüllt, mit aufgeschlagenem Buche. So ist der Wan-
des Menschen; in einer Umgebung, die ihn mit Nothwendig-
ergreift, auf einem Wege, den er nicht zu bestimmen vermag,
seiner gesetzten Zeit. Wie er war, wie er sich hielt, dies
ein ist sein Verdienst. In den ewigen Büchern ist es ver-
hnet; es bestimmt ihm das richtende Gedächtniß, das nach
n bleibt.

---

von dieser Behörde ernannt werden." Sie finden, daß eine solche Corporation all zu unabhängig sey, und daß sie es um so mehr bleibe, weil sich die Regierung das Recht vorbehalte, die Versammlung nöthigenfalls aufzulösen. Jedermann werde fürchten, sein Amt zu verlieren, und sich lieber unterwürfig zeigen. Es ist demnach das Recht der Ernennung und fortwährenden Beaufsichtigung, welches den Provinzen diese Concessionen illusorisch zu machen schien; und welches dem Factionsgeist eine erwünschte Gelegenheit gab, eine neue Aufregung hervorzubringen.

Wie groß dieselbe war, davon liefern ein paar Anschläge, die man am 16. und 17. Januar 1832 in Bologna fand, einen merkwürdigen Beweis.

Der eine ist begütigend. Er fußt darauf, daß bei fortdauernder Opposition eine neue Besetzung der Provinzen durch die Oestreicher unvermeidlich seyn werde. Er lautet: „Stimme der Wahrheit. Entweder die Oestreicher oder die Räthe — Wählt Bürger. Die Oestreicher in kürzester Frist. Die Räthe auf der Stelle, damit jene nicht kommen. Wählet. Morgen an dem nämlichen Orte erwartet man die Antwort. Denkt darüber nach. Ein einziges Wort kann Euch glücklich machen oder in's Verderben stürzen. Wählet."

Hierauf folgte diese Antwort. „Bürger, man sagt euch: entweder die Oestreicher oder die Räthe. Antwortet: weder die einen noch die andern; das Heil des Vaterlandes beruht auf der Repräsentation des Volkes und auf kräftigem Widerstand gegen das Gold und die Nachstellungen von Rom und von dessen bezahlten Anhängern."

Man weiß, daß die Räthe in der That verworfen wurden und die Oestreicher wieder einzurücken genöthigt waren.

Nicht allein aber im Widerstand, in der Verneinung hielten sich die Provinzen; sie machten auch positive Forderungen.

Zwar ist es nicht anders, als daß sie sich in allem was Räsonnement und Deduction ist, außerordentlich abhängig von

er viele Mißgriffe. Was durch Consalvi ja noch zu Stande
nmen, ging nun wieder zu Grunde. Auch andere Päpste
n sich verhaßt gemacht, aber einige Anhänger hatten sie
er. Leo XII war bei allen verhaßt; vom Prinzen bis zum
ler, Niemand war sein Freund.

Der gute Castiglione, Pius VIII, der früherhin auch zu den
gen gehört, aber sich hernach nicht minder den Maaßregeln
XII widersetzt hatte, suchte wieder einzulenken. Er wollte
hun, ohne aufzufallen, nach und nach und unmerklich. Je-
in so hohem Alter, mit Krankheit beschwert, und während
r kurzen Verwaltung mehr als einmal dem Tode nahe,
te er nur wenig ausrichten.

Und so blieben die Gegensätze, welche in der Natur dieses
ates liegen, unvermittelt; die Verwaltung Leo's hatte sie erst
aufgeweckt. Es waren im Allgemeinen gefaßt, die nem-
n, die überhaupt in dem Jahrhundert mit einander strei-
Jener Kampf, den sie in Frankreich mit einander bestanden,
dem bei der ungemeinen Verbreitung der französischen Blätter
gesammte Europa Antheil nimmt, erhielt sie in stetem Be-
tseyn. Endlich brach dort der Sturm von 1830 aus: die Revo-
n schien nach 15 Jahren wieder einen entschiedenen Sieg
on getragen zu haben. Auch hier geriethen sofort die Par-
durch Furcht auf der einen, Frohlocken auf der andern
e in Gährung. Niemals waren wohl die geheimen Gesell-
ften völlig unterdrückt worden; sie waren in unaufhörlicher
amorphose begriffen; in der einen Form besiegt, waren
n einer andern aufgelebt; allenthalben regten sie sich wieder [1]).
n hatten die Guelfen in Bologna immer auf zwei Dinge ge-
tet, die Erhebung des revolutionnären Prinzips in Frank-

[1]) Der Bund des jungen Italiens sollte sich aus den fratelli se-
ci, und Mericani entwickelt zu haben scheinen. Er ist es entschie-
republicanisch und sendet seine propagatori aus.

reich, woraus eine Entzweiung der großen Mächte, ein Bruch der europäischen Ordnung hervorgehen mußte; und eine Sedisvacanz. Beides trat ein. Der Papst starb. Die Partei der Bewegung in Frankreich gab die entschiedensten Versicherungen; es konnte nicht fehlen; neue Unruhen brachen aus.

Hatte die Empörung anfangs die Absicht, die Provinzen von dem römischen Stuhle loszureißen, so sind diese durch die Niederlage beseitigt worden; erst seitdem sind die eigentlichen Fragen zur Sprache gekommen; eben die, welche das Verhältniß der geistlichen Gewalt zu dem Staate und die gesammte innere Administration anbetreffen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesen Fragen und den gegenseitigen Forderungen.

Es ist bekannt, daß sich Gregor XVI zu wichtigen Zugeständnissen erboten, und unzweifelhafte Verbesserungen vorgenommen hat.

Für die gesammte Rechtspflege sind einige gute Einrichtungen getroffen, die Prozeßordnung Consalvi's ist mit den erforderlichen Abänderungen hergestellt worden.

In den Finanzen ist man noch einen Schritt weiter gegangen. Nachdem ein Tilgungsfonds gegründet war, hat man einen Rechnungshof, unabhängig von der Verwaltung, zu allgemeiner Controlle derselben gestiftet, und wenigstens der französische Gesandte versichert, daß er mit den tauglichsten und zuverlässigsten Männern besetzt worden sey.

Bei einfachen Verbesserungen ist man aber dies Mal nicht stehen geblieben. Das Grundgesetz selbst, daß die ganze höhere Verwaltung in den Händen der Geistlichen seyn solle, hat man ermäßigt. Der Paragraph Consalvi's: „die Delegaten müssen Prälaten seyn,“ ist aus dem neuen Edicte weggeblieben: und man hat mehrere weltliche Prolegaten angestellt. Wenigstens von dem Bolognesischen versichern uns einige Flugschriften, daß er sich das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade erworben



schlagen worden, als eine vollkommene Säcularisation der Aemter unübersteigliche Schwierigkeiten darbietet.

Nur ist damit nicht gesagt, daß jene Corporation nun völlig unumschränkt seyn müsse, ja es ist wohl nicht zu läugnen, daß auch die neuen Edicte noch viele Schwierigkeiten übrig lassen.

Denn mit welchem Rechte kann man hoffen, daß eine Errichtung von Gemeinderäthen, fürs erste durch Ernennung nach dem Muster Consalvi's, jetzt eine nachhaltigere Wirkung haben werde, als zu dessen Zeit? Wohl sind auch in früheren Jahrhunderten Consiglien auf eine ähnliche Weise zu Stande gekommen, allein die Städte behielten als solche größere Berechtigungen; und eine hatte das Beispiel der andern vor Augen; jetzt, wo Alles auf einmal einzurichten ist, und man sich nur an so viele heut entworfene, morgen vorüber gegangene Einrichtungen zu erinnern weiß, wird es schwer seyn, das locale Gemeingefühl, das ein so bedeutendes Moment in allem und namentlich in dem italienischen Staatsleben bildet, das die Regierungen sonst so wesentlich unterstützt hat, auf solche Weise zu erneuern.

In den Edicten ist überdies eine Anordnung, die noch besondere Schwierigkeiten machen muß und wenn ich nicht irre eine gewisse Gefahr hat.

Alle Mitglieder der Consiglien, sowohl in den Städten als in den Provinzen, heißt es, sollen sich durch reine politische und moralische Prinzipien auszeichnen; selbst die Ernennung der untergeordneten Beamten der Gemeinde, die übrigens dieser überlassen ist, soll um politischer Meinungen willen verworfen werden können. Und ohne Zweifel ist Reinheit der Gesinnung an sich eine löbliche Forderung. Allein wo ist die Linie, welche Reinheit und Unreinheit absondert? Wer soll sie ziehen? Ist es nicht bei der inneren Bewegung dieses Landes nur allzuleicht möglich, daß sich eine Faction der Ausführung dieser Maaßregel bemächtige? Ich entnehme

von dieser Behörde ernannt werden." Sie finden, daß eine solche Corporation all zu unabhängig sey, und daß sie es um so mehr bleibe, weil sich die Regierung das Recht vorbehalte, die Versammlung nöthigenfalls aufzulösen. Jedermann werde fürchten, sein Amt zu verlieren, und sich lieber unterwürfig zeigen. Es ist demnach das Recht der Ernennung und fortwährenden Beaufsichtigung, welches den Provinzen diese Concessionen illusorisch zu machen schien; und welches dem Factionsgeist eine erwünschte Gelegenheit gab, eine neue Aufregung hervorzubringen.

Wie groß dieselbe war, davon liefern ein paar Anschläge, die man am 16. und 17. Januar 1832 in Bologna fand, einen merkwürdigen Beweis.

Der eine ist begütigend. Er fußt darauf, daß bei fortdauernder Opposition eine neue Besetzung der Provinzen durch die Oestreicher unvermeidlich seyn werde. Er lautet: „Stimme der Wahrheit. Entweder die Oestreicher oder die Räthe — Wählt Bürger. Die Oestreicher in kürzester Frist. Die Räthe auf der Stelle, damit jene nicht kommen. Wählet. Morgen an dem nämlichen Orte erwartet man die Antwort. Denkt darüber nach. Ein einziges Wort kann Euch glücklich machen oder in's Verderben stürzen. Wählet."

Hierauf folgte diese Antwort. „Bürger, man sagt euch: entweder die Oestreicher oder die Räthe. Antwortet: weder die einen noch die andern; das Heil des Vaterlandes beruht auf der Repräsentation des Volkes und auf kräftigem Widerstand gegen das Gold und die Nachstellungen von Rom und von dessen bezahlten Anhängern."

Man weiß, daß die Räthe in der That verworfen wurden und die Oestreicher wieder einzurücken genöthigt waren.

Nicht allein aber im Widerstand, in der Verneinung hielten sich die Provinzen; sie machten auch positive Forderungen.

Zwar ist es nicht anders, als daß sie sich in allem was Räsonnement und Deduction ist, außerordentlich abhängig von



Theorien zeigen, wie sie in Frankreich ausgebildet worden.
hren Vorschlägen indeß gehen sie ihren eigenen Weg. Die
räsentation von der sie reden, hat eine sehr besondere Bedeutung.
Sie gehen davon aus, daß geistliche und weltliche Ver-
ung völlig zu trennen, die weltliche aber ausschließlich den
tlichen anzuvertrauen sey.

Dann bleiben sie wohl zunächst bei den von dem Papst be-
ffenen Behörden stehen: allein sie wollen sie ganz anders or-
siren. Die Gemeinderäthe sollen nicht ernannt, sondern
h Wähler von bestimmtem Census erwählt werden. Ohne
eren fremdartigen Einfluß sollen aus ihnen die Provinzialrä-
hervorgehen; beide sollen die Verwaltung der Provinzen und
mmunen wesentlich in Händen haben und alle drei Jahre durch
hl erneuert werden.

Hiemit sind sie jedoch noch nicht zufrieden. Nach den Vor-
ägen der Provinzen soll ein Staatsrath gebildet werden, dem
außerordentlichsten Rechte zugedacht sind. Er soll die Mini-
en anordnen und beaufsichtigen, und dem Provinzialrath zum
urs dienen; seine Zustimmung soll zu Gesetzen und Aufla-
nothwendig seyn; Commissionen, nach seinem Vorschlage er-
nt, sollen Justiz, Finanzen und Polizei neu einzurichten haben [1]).

Und so unterscheiden sich die Liberalen des Kirchenstaates
anderen Liberalen unserer Tage dadurch, daß sie nicht das
ht einer gesetzlichen Opposition, die freilich auch oft zur Ge-
t führt, sondern vielmehr gleich die Gewalt selbst, unmittel-
und ohne Frage für sich verlangen.

Diese beiden Entwürfe laufen einander, wie offenbar ist,
urstracks zuwider. Den päpstlichen Beschlüssen zufolge wür-
zwar einige Aemter säcularisirt, und überhaupt freiere For-
zugelassen werden, aber alle eigentliche Wahl würde völlig

---

[1]) Es sind Petitionen gedruckt, in denen diese Vorschläge gemacht
den.

so auf die ersten Versuche des Ackerbaues, wo die junge Erde, in flacher Furche, ohne Düngung überschwengliche Aehren spendet, überzugehen, und die Stufenleiter zu verfolgen bis zur künstlichsten Cultur eines indischen Reisfeldes, eines lombardischen Mais-, eines brabantischen Waizenackers, oder eines Gemüsgartens in Berlin. Hier zeigen sich zwei entgegengesetzte Progressionen. Die Erde bringt reichliche Frucht, aber dem in der Vermehrung seines Geschlechtes der Erzeugung des Bodens voraus eilenden Menschen nie genug; daher immer emsigere Bearbeitung, immer stärkere künstlichere Düngung, mannichfaltigere Benutzung des Bodens, um jede inwohnende Kraft zu entwickeln und für sich zu gewinnen. Indem so einerseits die Freigebigkeit der Natur allmählig abzunehmen scheint, wird auf der anderen Seite die Betriebsamkeit des Menschen immer mehr angeregt und gesteigert. Die Bodenrente bleibt stehen oder geht rückwärts, während gegenüber die ihre Gewinnung bedingende Arbeit (Betriebsamkeit, Capitalanlage u. s. w.) im Wachsen ist. Es ist unläugbare Thatsache: je cultivirter ein Land ist, um so größer ist die Summe von Arbeit, einschließlich des Anlage- und Betriebscapitals, welche auf eine gleichgroße und gleichartige Fläche Landes zur Gewinnung der Bodenrente verwendet wird [1]).

Mit der Uebervölkerung des Landes, dem allgemein fühlbaren Mißverhältnisse der Bodenrente zu der Arbeit wird das Uebermaß der Bewohner hinausgedrängt in frische Länder, um

---

[1]) Diese Wahrheit wird nicht dadurch widerlegt, daß nach der Meinung Vieler in Posen oder Preußen zur schwunghaften Bewirthschaftung eines Landgutes ein größeres Betriebscapital erforderlich seyn soll, als zu einem gleich großen Gute in Sachsen. Wird genau ermittelt, was das letzte schon früher in Gebäuden, Gräben, Dämmen, Acker- und Wiesencultur, durch werthvolle Arbeit jeder Art an Capital in sich aufgenommen hat, und was dagegen das erste nun empfangen soll, so wird sich nur der obige Satz bestätigen.

schlagen worden, als eine vollkommene Säcularisation der Aemter unübersteigliche Schwierigkeiten darbietet.

Nur ist damit nicht gesagt, daß jene Corporation nun völlig unumschränkt seyn müsse, ja es ist wohl nicht zu läugnen, daß auch die neuen Edicte noch viele Schwierigkeiten übrig lassen.

Denn mit welchem Rechte kann man hoffen, daß eine Errichtung von Gemeinderäthen, fürs erste durch Ernennung nach dem Muster Consalvi's, jetzt eine nachhaltigere Wirkung haben werde, als zu dessen Zeit? Wohl sind auch in früheren Jahrhunderten Consiglien auf eine ähnliche Weise zu Stande gekommen, allein die Städte behielten als solche größere Berechtigungen; und eine hatte das Beispiel der andern vor Augen; jetzt, wo Alles auf einmal einzurichten ist, und man sich nur an so viele heut entworfene, morgen vorüber gegangene Einrichtungen zu erinnern weiß, wird es schwer seyn, das locale Gemeingefühl, das ein so bedeutendes Moment in allem und namentlich in dem italienischen Staatsleben bildet, das die Regierungen sonst so wesentlich unterstützt hat, auf solche Weise zu erneuern.

In den Edicten ist überdies eine Anordnung, die noch besondere Schwierigkeiten machen muß und wenn ich nicht irre eine gewisse Gefahr hat.

Alle Mitglieder der Consiglien, sowohl in den Städten als in den Provinzen, heißt es, sollen sich durch reine politische und moralische Prinzipien auszeichnen; selbst die Ernennung der untergeordneten Beamten der Gemeinde, die übrigens dieser überlassen ist, soll um politischer Meinungen willen verworfen werden können. Und ohne Zweifel ist Reinheit der Gesinnung an sich eine löbliche Forderung. Allein wo ist die Linie, welche Reinheit und Unreinheit absondert? Wer soll sie ziehen? Ist es nicht bei der inneren Bewegung dieses Landes nur allzuleicht möglich, daß sich eine Faction der Ausführung dieser Maaßregel bemächtige? Ich entnehme

so auf die ersten Versuche des Ackerbaues, wo die junge Erde, in flacher Furche, ohne Düngung überschwengliche Aehren spendet, überzugehen, und die Stufenleiter zu verfolgen bis zur künstlichsten Cultur eines indischen Reisfeldes, eines lombardischen Mais=, eines brabantischen Waizenackers, oder eines Gemüsgartens in Berlin. Hier zeigen sich zwei entgegengesetzte Progressionen. Die Erde bringt reichliche Frucht, aber dem in der Vermehrung seines Geschlechtes der Erzeugung des Bodens vorauseilenden Menschen nie genug; daher immer emsigere Bearbeitung, immer stärkere künstlichere Düngung, mannichfaltigere Benutzung des Bodens, um jede inwohnende Kraft zu entwickeln und für sich zu gewinnen. Indem so einerseits die Freigebigkeit der Natur allmählig abzunehmen scheint, wird auf der andern Seite die Betriebsamkeit des Menschen immer mehr angeregt und gesteigert. Die Bodenrente bleibt stehen oder geht rückwärts, während gegenüber die ihre Gewinnung bedingende Arbeit (Betriebsamkeit, Capitalanlage u. s. w.) im Wachsen ist. Es ist unläugbare Thatsache: je cultivirter ein Land ist, um so größer ist die Summe von Arbeit, einschließlich des Anlage= und Betriebscapitals, welche auf eine gleichgroße und gleichartige Fläche Landes zur Gewinnung der Bodenrente verwendet wird [1]).

Mit der Uebervölkerung des Landes, dem allgemein fühlbaren Mißverhältnisse der Bodenrente zu der Arbeit wird das Uebermaß der Bewohner hinausgedrängt in frische Länder, um

---

[1]) Diese Wahrheit wird nicht dadurch widerlegt, daß nach der Meinung Vieler in Posen oder Preußen zur schwunghaften Bewirthschaftung eines Landgutes ein größeres Betriebscapital erforderlich seyn soll, als zu einem gleich großen Gute in Sachsen. Wird genau ermittelt, was das letzte schon früher in Gebäuden, Gräben, Dämmen, Acker= und Wiesencultur, durch werthvolle Arbeit jeder Art an Capital in sich aufgenommen hat, und was dagegen das erste nun empfangen soll, so wird sich nur der obige Satz bestätigen.

dort die reichere Ertragsfähigkeit der Erde zu benutzen, die üppigen Erzeugnisse des Bodens gegen die künstlichen Producte der Bewohner des alten Landes zu vertauschen, und in dieser Wechselwirkung die natürlichen Kräfte aller Zonen zur Entwickelung, zur Reife zu bringen, die Genüsse und Bedürfnisse des gesammten Menschengeschlechtes zu vervielfachen und den Verkehr aller Länder und Völker unter einander zu erleichtern und zu beschleunigen. Das rohe Erzeugniß wird immer künstlicher bearbeitet und in neue Formen und Erfindungen verwandelt, so daß an dem einzelnen Gegenstande der durch Arbeit erzeugte Werth unendlich groß erscheint gegen den in dem rohen Stoff enthaltenen ursprünglichen Antheil der Natur.

Dieser Gang der Dinge, aus welchem wir später noch weitere Folgen ziehen werden, findet sich überall wieder, so weit wir in die Geschichte der Menschheit blicken können. Einen schlagenden Beweis liefert die neuere Zeit seit der Entdeckung von Amerika mit dessen ungeheuerem Naturschatz. Ueber diesen fielen die cultivirten Völker der alten Welt mit aller ihrer Kenntniß und Kunstfertigkeit her, und mußten durch die allmählige Hebung desselben eine unermeßliche Rückwirkung auf den Zustand der Heimath hervorbringen. Der Vorrath edler Metalle trat gleich als der beweglichste und dauerndste Repräsentant materieller Kraft auf und wirkte in höherer Potenz als andere Naturgaben auf die Steigerung der europäischen Cultur.

Ziehen wir aus diesen Erscheinungen ein Ergebniß für unsere Aufgabe, so finden wir folgenden Satz, welcher sich an die zuvor Seite 778 aufgestellte Behauptung anschließt:

In der Summe der Dinge, der Bedürfnisse, des Verbrauchs und der Genüsse, in deren Gesammtheit der Wohlstand und Reichthum eines Volkes sich darstellen, ist das Verhältniß des durch Arbeit geschaffenen Werthes zu der inwohnenden Naturgabe (Bodenrente) in gleichem Maaße steigend, als die Cultur des Volkes fortschreitet.

so auf die ersten Versuche des Ackerbaues, wo die junge Erde, im flacher Furche, ohne Düngung überschwengliche Aehren spendet, überzugehen, und die Stufenleiter zu verfolgen bis zur künstlichsten Cultur eines indischen Reisfeldes, eines lombardischen Mais, eines brabantischen Waizenackers, oder eines Gemüsgartens in Berlin. Hier zeigen sich zwei entgegengesetzte Progressionen. Die Erde bringt reichliche Frucht, aber dem in der Vermehrung seines Geschlechtes der Erzeugung des Bodens voraus eilenden Menschen nie genug; daher immer emsigere Bearbeitung, immer stärkere künstlichere Düngung, mannichfaltigere Benutzung des Bodens, um jede inwohnende Kraft zu entwickeln und für sich zu gewinnen. Indem so einerseits die Freigebigkeit der Natur allmählig abzunehmen scheint, wird auf der anderen Seite die Betriebsamkeit des Menschen immer mehr angeregt und gesteigert. Die Bodenrente bleibt stehen oder geht rückwärts, während gegenüber die ihre Gewinnung bedingende Arbeit (Betriebsamkeit, Capitalanlage u. s. w.) im Wachsen ist. Es ist unläugbare Thatsache: je cultivirter ein Land ist, um so größer ist die Summe von Arbeit, einschließlich des Anlage- und Betriebscapitals, welche auf eine gleichgroße und gleichartige Fläche Landes zur Gewinnung der Bodenrente verwendet wird [1]).

Mit der Uebervölkerung des Landes, dem allgemein fühlbaren Mißverhältnisse der Bodenrente zu der Arbeit wird das Uebermaß der Bewohner hinausgedrängt in frische Länder, um

---

[1]) Diese Wahrheit wird nicht dadurch widerlegt, daß nach der Meinung Vieler in Posen oder Preußen zur schwunghaften Bewirthschaftung eines Landgutes ein größeres Betriebscapital erforderlich seyn soll, als zu einem gleich großen Gute in Sachsen. Wird genau ermittelt, was das letzte schon früher in Gebäuden, Gräben, Dämmen, Acker- und Wiesencultur, durch werthvolle Arbeit jeder Art an Capital in sich aufgenommen hat, und was dagegen das erste nun empfangen soll, so wird sich nur der obige Satz bestätigen.



die reichere Ertragsfähigkeit der Erde zu benutzen, die üp-
n Erzeugnisse des Bodens gegen die künstlichen Producte
Bewohner des alten Landes zu vertauschen, und in dieser
hselwirkung die natürlichen Kräfte aller Zonen zur Entwicke-
, zur Reife zu bringen, die Genüsse und Bedürfnisse des ge-
nten Menschengeschlechtes zu vervielfachen und den Verkehr
Länder und Völker unter einander zu erleichtern und zu
leunigen. Das rohe Erzeugniß wird immer künstlicher be-
itet und in neue Formen und Erfindungen verwandelt, so
an dem einzelnen Gegenstande der durch Arbeit erzeugte
th unendlich groß erscheint gegen den in dem rohen Stoff
altenen ursprünglichen Antheil der Natur.

Dieser Gang der Dinge, aus welchem wir später noch wei-
Folgen ziehen werden, findet sich überall wieder, so weit
in die Geschichte der Menschheit blicken können. Einen
genden Beweis liefert die neuere Zeit seit der Entdeckung
Amerika mit dessen ungeheuerem Naturschatz. Ueber diesen
die cultivirten Völker der alten Welt mit aller ihrer Kennt-
und Kunstfertigkeit her, und mußten durch die allmählige
ung desselben eine unermeßliche Rückwirkung auf den Zu-
der Heimath hervorbringen. Der Vorrath edler Metalle
gleich als der beweglichste und dauerndste Repräsentant ma-
ller Kraft auf und wirkte in höherer Potenz als andere Na-
aben auf die Steigerung der europäischen Cultur.

Ziehen wir aus diesen Erscheinungen ein Ergebniß für un-
Aufgabe, so finden wir folgenden Satz, welcher sich an die
r Seite 778 aufgestellte Behauptung anschließt:

In der Summe der Dinge, der Bedürfnisse, des Verbrauchs
der Genüsse, in deren Gesammtheit der Wohlstand und
hthum eines Volkes sich darstellen, ist das Verhältniß des
h Arbeit geschaffenen Werthes zu der inwohnenden Natur-
(Bodenrente) in gleichem Maaße steigend, als die Cultur
Volkes fortschreitet.

Erläutern wir uns diesen Satz durch die Vergleichung des großen Landbesitzers in älterer und neuerer Zeit. Ohne sonderliche Arbeit, geistige und leibliche Anstrengung, fast ohne Capital, ohne Geldauslage gewährte ihm hauptsächlich die Bodenrente einen Zustand, einen Rang, eine Macht in der bürgerlichen Gesellschaft, welche sich ungleich höher, glänzender zeigten, als welche er heute aus dieser Quelle zu unterhalten irgend im Stande ist. Ja wir sehen, daß derjenige, welcher nicht selbst eine höhere Thätigkeit auf sein Gut verwendet, die Betriebsamkeit und die Erfindungen der Zeit sich nicht aneignet, nicht mühsam erworbene oder zufällig überkommene, allenfalls auch mit Vortheil geliehene Capitalien verständig und erfolgreich auf seinen Grundbesitz anlegt, unfehlbar allmählig zu Grunde geht.

Zu dieser allgemeinen Schwächung der Bodenrente tritt noch die besondere, durch die unumgänglichen positiven Staatseinrichtungen. In demselben Maaße als die Bedürfnisse und Lebensansprüche der Einzelnen in einem Volke sich vervielfältigen und wachsen, müssen auch die Bedürfnisse der großen Gesammtheit des Staates zunehmen. Daher nothwendig steigende Beiträge zu den gemeinen Lasten, Vermehrung der öffentlichen Abgaben. Das scheinbar vollkommenste Abgabensystem wäre nun freilich, wenn ein jeder Staatsbürger nach Maaßgabe der ihm eben durch die Staatseinrichtung gewährten Sicherheit und Fülle des Lebensgenusses, in soweit sich dieser auf das allgemeine Ausgleichungsmittel des Geldes zurückführen läßt, beisteuerte. Man braucht aber eben nicht mit tiefer Staatsweisheit, sondern nur mit schlichtem Menschenverstande begabt zu seyn, um einzusehen, daß jener Maaßstab der Besteuerung überall nicht zu fixiren, jenes vermeintliche System also ein leerer Traum sey. Jedes gute und haltbare Steuersystem läuft vielmehr allezeit darauf hinaus, daß man zuerst die häufigsten am allgemeinsten verbreiteten und zu erfassenden steuerbaren Größen aufsucht, um sich einen reichlichen Ertrag zu sichern; dann aber die Bestimmung der Steuer-



ihre Kräfte und Künste entwickelt, ja sich vielleicht schon über den Wendepunct ihres Glanzes hinüber dem Untergange entgegen geschwungen haben, der allem Irdischen unausbleiblich beschieden ist. Dort schießt alles üppig, riesenmäßig von selbst empor, was hier kaum noch zwerghaft mit Hülfe menschlicher Kunst gedeiht. Man vergleiche die Ufer des Orinoko, des Amazonenflusses in Amerika mit denen des Euphrats und Tigris im alten Asien. Wo sind die hundertfältig tragenden Felder des alten Mesopotamiens? Von ganzen Strömen und ihren grünenden Ufern in Mittel-Asien ist gegenwärtig jede Spur verweht in öden Sandsteppen. Wo sind die Cedern des Libanon? Was ist Vorder-Asien unter den Türken gegen die Zeiten der Perser, der Griechen und noch der römischen Imperatoren. Eben so Aegypten mit der ganzen afrikanischen Küste des Mittelmeeres, Sicilien u. s. w. Ja selbst an den vor kaum drei Jahrhunderten erst entdeckten westindischen Inseln läßt sich schon jetzt ein ähnliches Rückschreiten der Ertragsfähigkeit wahrnehmen, zumeist an Jamaika, welche gerade die raffinirteste Cultur durch ihre eben so reichen als emsigen Besitzer erfahren hat.

Doch wir brauchen uns in Zeit und Raum nicht so weit von unserem Standorte zu entfernen. Auf den Alpen sausen die scharfen Winde durch krüppelhaftes Gebüsch, bei 40 Jahrringen kaum zur Stärke eines Fingers aufgekümmert, während unter dem Steingeröll dicht daneben die Stöcke alter Arven und Ahorne von Manns- und Ellendicke gefunden werden. Die Zahlen der Kühe, nach welchen die Sommerweiden in den Höhen geschätzt werden, gehen periodisch zurück. Die Lichtung der Wälder vertrocknet den Boden und öffnet den rauhen Lüften den verderblichen Zug über die hungernden Matten [1]). Auf un-

[1]) Wer sich ausführlich hierüber belehren will, lese K. Kasthofer's Erfahrungen über die Cultur der Alpen und Betrachtungen über die Veränderungen in dem Klima des bernischen Hochgebirges. (Aarau bei

im weitesten Sinne treffen, hat meines Wissens noch Niemand behauptet, viel weniger erwiesen. Nicht einmal mit dem Preise der rohesten Arbeit werden die Getreidepreise in einem sich höher entwickelnden, nicht etwa sinkenden Staate Schritt halten können, geschweige denn mit dem Preise des Verdienstes, welcher den Einzelnen aus ihrer steigenden Betriebsamkeit, der vielseitigeren, tieferen Ausbildung aller Kräfte des Leibes und der Seele erwächst, und welcher in seiner Totalsumme eben so die Steuerfähigkeit des ganzen Volkes bedingt, als hinwiederum die gemeinsamen öffentlichen Ansprüche und Bedürfnisse der Gesammtheit des Volkes die Höhe der dem Staate unentbehrlichen Einnahme bestimmen. Das Staatsregiment vermag wohl diesen Lauf der Dinge in gewissem Maaße zu stören, zu hemmen, wie in England, wo Getreidesperre, oder hohe Zölle gegen das Ausland die Kornpreise zu Gunsten des Grundbesitzers steigern, und dagegen die kaum erschwinglichen Armensteuern dem Tagelöhner einen Rückhalt gewähren, so daß dieser sich mit geringerem Lohn begnügen kann, weil er für den Fall der Noth aus Gemeindemitteln reichlich unterstützt wird. Aber kein Unbefangener wird diesen Zustand des Volkes gesund, glücklich nennen, und ihn dahin zu verpflanzen wünschen, wo er nicht ist.

Zu b). Muß die bereits mehrmals angedeutete Frage: ob die erzeugende Kraft, die natürliche Ertragsfähigkeit des Bodens, auf welchem wesentlich die Bodenrente beruht, einer beständigen Steigerung fähig sey, hier näher beleuchtet werden.

Der klare Forscher in der Natur und Geschichte unseres Erdballes wird diese Frage eher verneinen als bejahen. Vergleichen wir den natürlichen Reichthum, die Größe und Fülle der Pflanzen- und Thierwelt in jungen von der Cultur des Menschen noch verschonten Erdstrichen mit den rein von der Natur gereichten Erzeugnissen in solchen Ländern, auf welchen schon Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch zahlreiche Völkerschaften sich umhergetummelt, den Boden zerfurcht und durchwühlt, alle



Kräfte und Künste entwickelt, ja sich vielleicht schon über Wendepunct ihres Glanzes hinüber dem Untergange entge- geschwungen haben, der allem Irdischen unausbleiblich be- eden ist. Dort schießt alles üppig, riesenmäßig von selbst vor, was hier kaum noch zwerghaft mit Hülfe menschlicher ast gedeiht. Man vergleiche die Ufer des Orinoko, des Ama- enflusses in Amerika mit denen des Euphrats und Tigris im n Asien. Wo sind die hundertfältig tragenden Felder des n Mesopotamiens? Von ganzen Strömen und ihren grünen- Ufern in Mittel-Asien ist gegenwärtig jede Spur verweht öden Sandsteppen. Wo sind die Cedern des Libanon? Was Vorder-Asien unter den Türken gegen die Zeiten der Perser, Griechen und noch der römischen Imperatoren. Eben so ypten mit der ganzen afrikanischen Küste des Mittelmeeres, ilien u. s. w. Ja selbst an den vor kaum drei Jahrhunder- erst entdeckten westindischen Inseln läßt sich schon jetzt ein liches Rückschreiten der Ertragsfähigkeit wahrnehmen, zumeist Jamaika, welche gerade die raffinirteste Cultur durch ihre n so reichen als emsigen Besitzer erfahren hat.

Doch wir brauchen uns in Zeit und Raum nicht so weit unserem Standorte zu entfernen. Auf den Alpen sausen scharfen Winde durch krüppelhaftes Gebüsch, bei 40 Jahr- gen kaum zur Stärke eines Fingers aufgekümmert, während er dem Steingeröll dicht daneben die Stöcke alter Arven und rne von Manns- und Ellendicke gefunden werden. Die len der Kühe, nach welchen die Sommerweiden in den Hö- geschätzt werden, gehen periodisch zurück. Die Lichtung der lder vertrocknet den Boden und öffnet den rauhen Lüften den derblichen Zug über die hungernden Matten [1]). Auf un-

---

[1]) Wer sich ausführlich hierüber belehren will, lese K. Kasthofer's ahrungen über die Cultur der Alpen und Betrachtungen über die änderungen in dem Klima des bernischen Hochgebirges. (Aarau bei

seren deutschen Gebirgen lassen sich allenthalben übereinstimmende Thatsachen auffinden. Die Kuppen der Sudeten, der Inselsberg im Thüringer Walde u. a. m. tragen da, wo die frische Waldvegetation in Blöße übergeht, die deutlichen Spuren von dem allmähligen Verschwinden des Baumwuchses an sich, ganz der zunehmenden Lichtung auf dem Scheitel des alternden Menschen vergleichbar. Wo man Wiesen und Weiden im Gebirg durch Ausrottung schützender Waldwände zu vergrößern gedachte, wie z. B. bei dem Veßraer Gestüt bei Schleusingen am Thüringer

---

Sauerländer, 1822.) Ein anderer geistreicher Beobachter der Natur, Hirzel-Escher in seinen Wanderungen (Zürich bei Orell, 1829.) sagt S. 141 über den Thalabhang am Durnagelbach im Kanton Glarus: „Dieser steile Thalabhang liefert ein auffallendes und belehrendes Beispiel, wie die Holzbekleidung, so lange man sie nur schonend benutzt, und nicht ganz oder größtentheils wegschlägt, auch die steilsten Gehänge sammt den darauf ruhenden Alpenweiden vor dem Ruine bewahrt. Wie häufig trifft man in den Alpen viel weniger steile Thalwände an, die von oben bis unten kahl und öde das nackte Gestein zur Schau und zur immer stärkeren Verwitterung darbieten, und von denen man bei näherer Nachfrage erfährt, daß sie vor 20 bis 40 Jahren noch mit Wald und Weide grün bekleidet gewesen seyen, daß aber Lavinen, Regengüsse, kalte Sommer und ähnliche Naturereignisse, denen der Mensch lieber als sich selbst die Schuld aufbürdet, in so kurzer Zeit diese schnelle, verderbliche mit unersetzlichem Schaden begleitete Veränderung herbeigeführt haben. Ihre wahre aber und einzige Ursache ist nichts anderes, als das schonungslose Abschlagen und Vertilgen der Waldungen, dieser stärksten und dauerhaftesten Schutzwehren gegen jene atmosphärischen Einflüsse. Würden die Waldungen des Durnachthales der augenblicklichen Gewinnsucht so unbesonnen preisgegeben, wie viele andere, so wäre auch hier die unausbleibliche Folge, daß das wenige am Felsen klebende jetzt noch beschützte und durch ein Wurzelnetz zusammengehaltene Erdreich in wenigen Jahren hernach losgerissen, weggewaschen und so der ganze Abhang kahl gelegt würde. Dann könnten in 20 bis 30 Jahren die Söhne der unbesonnenen Väter ihren Zeitgenossen erzählen, daß früher ihre Väter an dem rechtseitigen Gehänge des Durnachthales bis gegen den Grat hinauf eine große Zahl von Kühen, Schafen und Ziegen zur Weide geführt haben, wo zu ihrer Zeit nicht viel anderes mehr als kahler Fels zu erblicken sey."



wo jetzt viele Tausende von Menschen wohnen und ergiebige Felder bestellen, wo zahllose Heerden weiden, während man vor einem Jahrhunderte daselbst nur eine Wildniß von Wasser, Schilf und Gebüsch mit Schwärmen wilden Geflügels antraf, welches sich von dem Unmaaß der Fische, Amphibien und Gewürme nährte.

Alles sey zugegeben, es folgt aber hieraus nicht, daß die ursprüngliche Ertragsfähigkeit der Erde im Zunehmen sey. Bei näherer Prüfung jener Erscheinungen werden wir nur erkennen, was dem Landbesitzer allein übrig bleibt, die Producte seines Grundstückes zu vermehren und wohlfeiler zu erzielen, um so mit den wachsenden Bedürfnissen seiner selbst, wie des Staates, Schritt zu halten. Bleiben wir bei den erwähnten Beispielen der Oder- und Wartaniederungen stehen. Sie geben genügenden Aufschluß über alle ähnliche, von den glücklichsten Erfolgen begleiteten Unternehmungen. Der natürliche sich überall wiederholende Gang der Sache ist, daß der lang urbare Acker die darauf zu verwendende Arbeit nicht mehr hinreichend lohnt, daher der Blick auf noch ungenutztes, den natürlichen Schatz der Productivität noch unentwickelt in sich tragendes Land gelenkt wird; oder daß durch den Andrang der Bevölkerung die Nachfrage nach den Erzeugnissen des Bodens sich dermaßen vermehrt, daß die Arbeit, das Capital, welche auf Entwässerungen, Ausrodungen, Dammschüttung, Ansiedelung, Ankauf von Viehheerden u. s. w. verwendet worden, genügenden Ersatz versprechen. Ob die Operation im Großen von dem weisen und mächtigen Landesvater, oder im Kleinen von dem verständigen Hausvater gemacht wird, ist im Wesentlichen gleich, wenn schon der endliche Ertrag für den einen und anderen sich in scheinbar verschiedenartigen Größen darstellt. Die Elemente sind an sich dieselben, aus welchen Wohlstand und Macht des Staates und des einzelnen Bürgers, zumal des Grundbesitzers, erwachsen. Wenn aber der Landesherr sich damit begnügt, weite Sümpfe trocken gelegt, vor Ueberfluthungen

Auf der kurischen Nehrung, wo sich jetzt Wellen und Wind um den unsteten Sand streiten, fanden im Anfange des vorigen Jahrhunderts noch Menschen und Thiere Schutz, Obdach und Nahrung in stattlicher Waldung. Das verderbliche Fortschreiten der Dünen an der Ostseeküste bietet überall ähnliche traurige Erscheinungen dar. Wenige Meilen von Berlin, im Teltow-Storkowischen Kreise, verwendete vor etwa 30 Jahren die Forstverwaltung beträchtliche Summen ohne den mindesten Erfolg auf den Anbau von unabsehbaren flüchtigen Sandstrecken, an deren Stelle laut vorhandener Abschätzungsregister noch vierzig Jahre zuvor guter Gerstacker angetroffen wurde. Bei Oranienburg drohte der Sand ganze Scheunen zu überwehen, in einer Gegend, wo noch lebende Menschen mächtige Eichen grünen und üppiges Gras sprießen sahen.

Wird nicht bei allen natürlichen, lange schon regelmäßig benutzten Wiesen erweislich eine Abnahme des Heuschnittes bemerkt, den oft selbst künstliche Hülfe nicht zu beseitigen vermag? Und wo schwindet nicht die Zahl der ungezähmten Thiere in Wald und Feld, der Fische im Wasser? Wo endlich klagen nicht die Müller über abnehmenden Wasserzufluß, das erste Bedingniß gedeihlicher Vegetation?

Aber, wendet man ein, was sollen diese Einzelnheiten, diese trübsinnigen Andeutungen von der Erschöpfung unserer allnährenden Mutter Erde? Zeugen die statistischen Tabellen nicht von erfreulicher Zunahme unserer Bevölkerung, von der Mehrung und Veredlung unserer Viehheerden: werden nicht allenthalben, besonders in Folge unserer neueren Gemeinheitstheilungen, Sümpfe ausgetrocknet, Wälder urbar gemacht, Wohnungen nebst Keller und Scheunen vermehrt und erweitert; eilt nicht die Production laut unserer wohlfeilen und doch nicht ungewöhnlich fruchtbaren Jahre dem steigenden Verbrauche der wachsenden Volksmenge fast voraus? Betrachten wir nur die Ergebnisse der großartigen Unternehmungen Friedrichs des Großen an der Oder und Warta,



jetzt viele Tausende von Menschen wohnen und ergiebige Fel-
bestellen, wo zahllose Heerden weiden, während man vor
em Jahrhunderte daselbst nur eine Wildniß von Wasser, Schilf
d Gebüsch mit Schwärmen wilden Geflügels antraf, welches
von dem Unmaaß der Fische, Amphibien und Gewürme
hrte.

Alles sey zugegeben, es folgt aber hieraus nicht, daß die
sprüngliche Ertragsfähigkeit der Erde im Zunehmen sey. Bei
herer Prüfung jener Erscheinungen werden wir nur erkennen,
s dem Landbesitzer allein übrig bleibt, die Producte seines
undstückes zu vermehren und wohlfeiler zu erzielen, um so
den wachsenden Bedürfnissen seiner selbst, wie des Staates,
ritt zu halten. Bleiben wir bei den erwähnten Beispeilen der
er- und Wartaniederungen stehen. Sie geben genügenden
schluß über alle ähnliche, von den glücklichsten Erfolgen be-
teten Unternehmungen. Der natürliche sich überall wieder-
nde Gang der Sache ist, daß der lang urbare Acker die dar-
zu verwendende Arbeit nicht mehr hinreichend lohnt, daher
Blick auf noch ungenutztes, den natürlichen Schatz der Pro-
ivität noch unentwickelt in sich tragendes Land gelenkt wird;
daß durch den Andrang der Bevölkerung die Nachfrage
den Erzeugnissen des Bodens sich dermaßen vermehrt, daß
Arbeit, das Capital, welche auf Entwässerungen, Ausrodun-
Dammschüttung, Ansiedelung, Ankauf von Viehheerden u. s. w.
endet worden, genügenden Ersatz versprechen. Ob die Ope-
n im Großen von dem weisen und mächtigen Landesvater,
im Kleinen von dem verständigen Hausvater gemacht wird,
m Wesentlichen gleich, wenn schon der endliche Ertrag für
einen und anderen sich in scheinbar verschiedenartigen Größen
ellt. Die Elemente sind an sich dieselben, aus welchen Wohl-
und Macht des Staates und des einzelnen Bürgers, zumal
Grundbesitzers, erwachsen. Wenn aber der Landesherr sich
begnügt, weite Sümpfe trocken gelegt, vor Ueberfluthungen

gesichert, Wälder ausgerottet und den Boden zugänglich gemacht zu haben für Licht und Wärme, so steigert nun der Besitzer des einzelnen Grundstückes die Betriebsamkeit durch alle Verzweigungen zur äußersten Höhe. Der Boden wird umgearbeitet, aufgelockert, erwärmt und gereizt durch den Dünger nicht allein der von dem Boden selbst genährten Heerden, nein die unterirdischen Vorräthe an Mergel, Kalk, Gips u. s. w. werden aufgewühlt, ja die künstlichsten Mischungen versucht, um die Erde zu einem reicheren Ertrage zu nöthigen. Keineswegs vermögen aber diese Mittel den die organische Erzeugung begründenden Kraftvorrath, die Ertragsfähigkeit in unserer Erdkruste wirklich und dauernd zu vermehren; vielmehr werden nur allmälig alle physischen Bedingungen realisirt, unter welchen die höchst mögliche Entwickelung der ursprünglichen Productivität des Bodens vor sich gehen kann. Ein Morgen tragbaren Landes kann durch den Dünger aus sich selbst mit der hinzutretenden Bearbeitung allmählig ergiebiger gemacht werden; allein sobald diese fortgesetzte Cultur abgebrochen wird, tritt der ursprüngliche Zustand ein, wenn die Tragbarkeit nicht gar unter die des rohen Zustandes zurücksinkt. Jeden Falles erreicht jene Entwickelung ihre Grenze, und zwar eher als das Verlangen, die Thätigkeit und Erfindsamkeit, ja das Bedürfniß des unersättlichen Menschen.

Die sonst so üppigen natürlichen Wiesen des Oderbruches sind in neuerer Zeit fast gänzlich verschwunden; die Erde wird gedüngt und beackert. Da aber die kaum einen Fuß dicke Lage der Dammerde auf purem Schwemmsande ruht, welcher mehr und mehr trocken gelegt wird, so wird der Ausfall der Aerndten in dürren Jahren immer mißlicher. Aehnliches ist in dem später kultivirten, in der Güte seiner Erdschicht aber dem Oderbruche weit nachstehenden Wartabruche wahrzunehmen, so daß schon die Frage aufgeworfen worden ist, ob durch die Entwässerung und Eindeichung dieser Niederungen die benachbarten Höhegegenden nicht um eben so viel verloren haben, als in den Niederungen



wirkt worden, so wird im Vergleich mit einem ähnlichen Stücke Zeug aus früherer Zeit, als die Fabrikation auf ungleich niedrigerer Stufe stand, die verwendete menschliche Thätigkeit im Ganzen zwar quantitativ geringer, aber qualitativ edler, von der gedankenlosen mechanischen und thierischen Kraftäußerung entfernter seyn. Diesem folgereichen Satze scheint manche Thatsache unserer Tage zu widersprechen, wie z. B. die Ueberschwenglichkeit und Wohlfeilheit aller möglichen Erzeugnisse des Gewerb- und Kunstfleißes. Eine nähere Beleuchtung wird jedoch den Zweifel beseitigen.

Der durchschnittliche Werth und zuletzt auch Preis der menschlichen Arbeit in einem Volke muß sich endlich reguliren nach dem durchschnittlichen Verbrauche, d. h. nach der Theilung des Totalverbrauches der gesammten Bevölkerung durch die Zahl dieser Bevölkerung selbst. Hier muß aber Verbrauch im weitesten Sinne des Wortes verstanden werden, so daß darunter auch der Genuß an solchen durch menschliche Erfindung und Arbeit entstandenen Werken begriffen wird, welche dem Verbrauche wenig oder gar nicht zu unterliegen scheinen, wie Straßen, Kanäle, Kirchen und andere öffentliche Gebäude, Schulen, gelehrte und Kunstanstalten, Sammlungen, Kunstwerke u. s. w. Alle diese nach dem Anlagecapitale auch der Unterhaltung bedürftigen und zuletzt vergänglichen Gegenstände, bilden in ihrer Gesammtheit die Consumtion des Volkes, welches sie schafft und zu seinem Besitzthum rechnet, auch die Mittel der Anlage und Unterhaltung durch Staats-, Communal- oder freiwillige Steuern und Gaben aufbringen muß. Diese Mittel, Steuern und Gaben aller Art, sind dasjenige, was die Totalität von ihrem täglichen Verdienst (Einnahme) nach Abzug des eigenen und Privatverbrauches entübrigt und zum allgemeinen und öffentlichen Verbrauche beiträgt. Nun kann aber die steigende innere Cultur eines Volkes sich anders gar nicht offenbaren, als durch die Vermehrung und Ver-

Lage, Eintheilung der Felder um denselben, Stellung und Einrichtung der Gebäude, Wegeanlagen, Thier- und Fruchtgattungen, welche gezogen werden, Acker- und Wirthschaftsgeräthe, Anwendung künstlicher Maschinen, Verbindung von Fabricationsanstalten mit der Landwirthschaft u. s. w. — alles wird von dem einsichtsvollen Wirthe nach jenem Maaßstabe beurtheilt, angeordnet und betrieben. Vor allem wichtig ist Geschicklichkeit und Fleiß des einzelnen Arbeiters, jedes auf seiner Stufe; sie werden angeregt und belohnt in der Landwirthschaft, wie in den Gewerben.

Knüpfen wir nun hieran die Untersuchung, wie dieses Streben und Fortschreiten in der Cultur eines Volkes überhaupt, die Veredlung seiner Arbeit im Ganzen, auf Werth und Preis der rohesten Tagearbeit, derjenigen Leistung, welche man in einer staatswirthschaftlichen Berechnung als Einheit setzen würde, wirken muß.

Die unendlich mannigfaltige Anwendung der Mechanik und der Naturwissenschaften in allen Gewerbszweigen hat zur Folge, daß an den täglich durch den Willen des Menschen beschafften Werken aller Art der Antheil der darauf verwendeten, gleichsam neu entdeckten und gezähmten Naturkräfte immer größer und größer wird, in Vergleich mit den sonst verwendeten rohen menschlichen und thierischen Kräften. Dieser verminderte Verbrauch der rohen organischen Kraft — der gemeinen Arbeit — muß in der Summe der Arbeit überhaupt, einschließlich der thierischen und mechanischen, oder in der Summe der durch Arbeit geschaffenen Werke, den in diesen begriffenen Antheil der Kraftäußerung des Menschen veredeln, folglich auch den durchschnittlichen Werth und Preis der überhaupt erforderlichen menschlichen Arbeit steigern. Wenn z. B. an einem Stück wollenen oder baumwollenen Zeuges heutiger Fabrication erwogen würde, was daran durch Maschinen- und was durch Menschenkraft be-



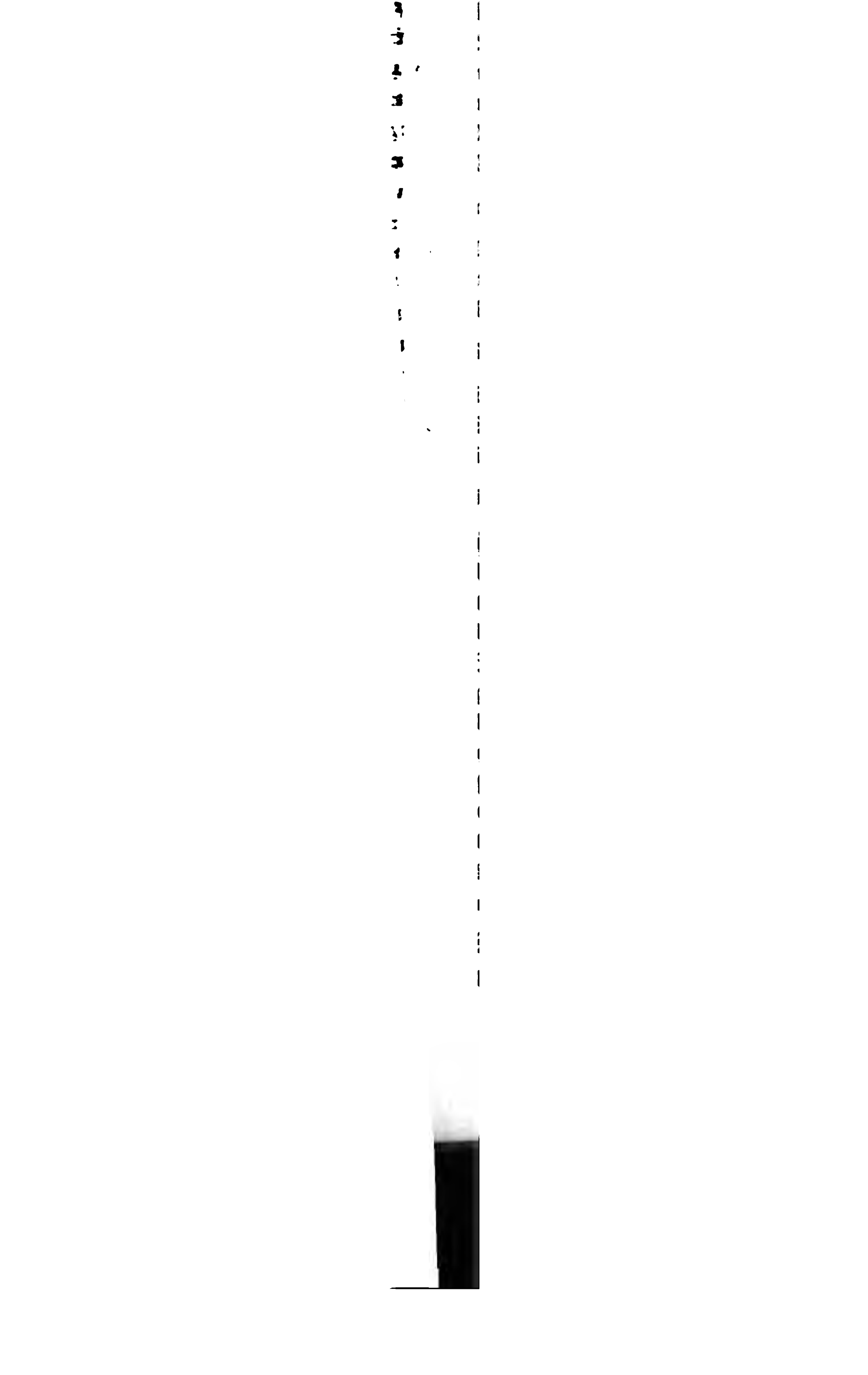
edlung seiner äußeren und insonderheit seiner öffentlichen gemeinnützigen Werke [1]). Daraus folgt, daß mit der Cultur auch die Abgaben, d. h. der von dem Einzelnen zu fordernde Beitrag von seiner Einnahme, seinem Verdienst zu den Werken des öffentlichen Verbrauches und Genusses steigen müssen, und zwar nicht bloß gleichmäßig mit der möglicherweise überhaupt wachsenden Einnahme, sondern so, daß die Quote des Aufwandes für den öffentlichen Verbrauch verhältnißmäßig steigt gegen die Quote des Aufwandes für den Privatverbrauch. Ob die Abgaben gerade in Form von Steuern, oder scheinbar freiwillig von den Einzelnen aufgebracht werden, wird sich danach richten, ob die Herstellung und Unterhaltung der gedachten gemeinnützigen Werke und Anstalten mehr der Staatsverwaltung, oder den einzelnen Corporationen und Privatpersonen obliegt. In Bezug auf den Grundsatz, um welchen es sich hier handelt, ist es aber gleichgültig, ob der Bau der Kirche, die Einrichtung der Schule, die Anlage des Kanals aus dem Säckel eines Stiftes, aus einer Staatscasse, aus einer Stadtkämmerei oder aus den gesammelten Beiträgen oder Actien eines Privatvereins bestritten werden. Eben so ist es auf dem hier gewählten Standpuncte gleichgültig, ob die polizeiliche Ordnung einer Stadt, eines Districtes, ja selbst der Geldhaushalt eines solchen Abschnittes aus dem Ganzen von einem oder einigen Repräsentanten der Commune umsonst, oder vom Staate durch besoldete Beamte verwaltet werde. Der

[1]) Unter diese gemeinnützigen Werke gehört alles, was zum Nutzen und Genuß Aller dienen soll, ohne Rücksicht darauf, ob es äußerlich und in Vergleich mit anderen Werken in einem concreten Falle mehr oder weniger zweckmäßig und nothwendig erscheine, dauernd oder vergänglich sey. Ein Kriegsheer, eine Flotte mit allen dazu gehörigen Einrichtungen, eine Universität, eine Handels- und Gewerbs-, eine Kunstschule, eine Kirchenmusik, ein öffentlicher Park müssen deshalb nicht minder zu jenen Werken gerechnet werden, als Kunststraßen, Brücken, Kanäle, Häfen u. s. w.

äußersten Falles bis zu einer gewissen Stufe sich gleich bleiben, dann aber dadurch sinken, daß der Nenner in höherem Maaße wächst, als der Zähler zu steigern ist. Nehmen wir dessen ungeachtet in der Erfahrung bei einem in Bevölkerung, Cultur und Macht fortschreitenden Volke ein entschiedenes Wachsthum des Gesammtverbrauches und gleichermaßen des Nationalreichthums wahr, so kann dieses Wachsthum nur in $\frac{a}{P}$ oder ganz absonderlich in a, dem Zähler dieses Bruches beruhen, da wenn dieser nicht in höherem Maaße zunähme als der Nenner P, nur ein Gleichbleiben oder eine Verminderung des Werthes stattfände. Wäre aber a nur rohe physische Kraft, so würde $\frac{a}{P}$ eben so wenig in seiner Bedeutung, in seinem Werthe steigen können, als die Muskelstärke eines heutigen Menschen für größer anzunehmen ist, als die eines vor einem oder vor mehreren Jahrhunderten Verstorbenen war. Die Steigerung von a, und somit von $\frac{n+a}{P}$ überhaupt, liegt also lediglich in der qualitativen Zunahme, in den Fortschritten der menschlichen Uebung, Erfindung, der praktischen Anwendung von Künsten und Wissenschaften auf die Bedürfnisse, Genüsse und gesammten Verbrauchsgegenstände des Lebens. Im Allgemeinen wird aber bei einem noch gesunden und kräftigen Volke, welches nicht bereits auf dem Rückwege zu seinem Untergange ist, das Ganze seiner Hervorbringung, seiner Leistung oder, nach dem hier gültigen Ausdruck, seiner Arbeit gleich gestellt werden müssen dem Ganzen seines Verbrauches im weitesten Sinne. Die Summe des Verdienstes, des Lohns der Staats-Gesellschaft steht gegenüber dem gesammten äußeren Genuß und Verbrauche, und beide Gegensätze können wiederum als Eins mit n+a bezeichnet werden. Beziehen wir Verdienst und Lohn auf die Zeit eines einzigen Tages, so bezeichnet $\frac{n+a}{P}$ durchschnittlich die tägliche Verbrauchsportion eines Menschen und eben so dessen Tage-

lohn, den allgemeinsten Tagelohnsatz. Indeß ist dieser Ausdruck nicht im gewöhnlichen Sinne zu verstehen, sondern ganz allgemein als Repräsentant des Durchschnitts-Werthes und Preises einer täglichen menschlichen Leistung jeder Gattung, vom eigentlichen Tagelöhner aufwärts bis zum ausgezeichnetsten Künstler, Gelehrten, Staatsmann oder Feldherrn. Der Müßiggänger verdient selbst zwar nichts, aber andere Lebende, oder die Verstorbenen, deren Ersparnisse ihm zufielen, übertragen ihn, so daß die eingemischte Niete weder den Durchschnitt noch das Prinzip stört. Die Steigerung jenes Tagelohnsatzes in weitester Bedeutung muß ebenfalls auf der Steigerung von a, selbst in der untersten Stufe, nicht etwa wie die gemeine Meinung ist, nur auf dem Preise der gewöhnlichsten Nahrungsmittel beruhen. Auch der Lohn des geringsten Handarbeiters richtet sich nicht allein nach dem Preise seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung und Erwärmung, sondern zugleich nach dem, was er zu Kirchen, Schulen, Wegen, Brücken u. s. w. in Communal- und Staatskassen steuern, oder selbst durch unbezahlte Arbeit für seine Theilnahme an dem öffentlichen Verbrauche, an den Gesammtvortheilen der bürgerlichen Gesellschaft beitragen muß. In der Wirklichkeit verdunkeln sich oft die Grundverhältnisse. In England liegt in der Armensteuer ein Theil des gemeinen Tagelohns, wenn der Tagelöhner, so wie Arbeit und Verdienst stocken, der Armencasse des Kirchspiels zur Last fällt. Der Gutsbesitzer in Preußen, welcher nicht umhin kann, die Classensteuer oder das Schulgeld für seine Tagelöhner und deren Familien zu bezahlen, muß den Betrag dieser Zahlungen eben so wohl in Rechnung stellen, als Wohnung, Brennmaterial und andere Naturalien, welche er seinen Arbeitern neben dem baaren Geldlohne gewährt. Erst aus der Summe dieser verschiedenen Gegenstände bestimmt sich der wirkliche Preis des Tagewerkes.

Wenn nun die Steigerung von a in dem Gesammtverbrauche $n+a$, wie in dem Durchschnittsverbrauche des Einzelnen $\frac{n+a}{p}$



lohn, den allgemeinsten Tagelohnsatz. Indeß ist dieser Ausdruck nicht im gewöhnlichen Sinne zu verstehen, sondern ganz allgemein als Repräsentant des Durchschnitts-Werthes und Preises einer täglichen menschlichen Leistung jeder Gattung, vom eigentlichen Tagelöhner aufwärts bis zum ausgezeichnetsten Künstler, Gelehrten, Staatsmann oder Feldherrn. Der Müßiggänger verdient selbst zwar nichts, aber andere Lebende, oder die Verstorbenen, deren Ersparnisse ihm zufielen, übertragen ihn, so daß die eingemischte Niete weder den Durchschnitt noch das Prinzip stört. Die Steigerung jenes Tagelohnsatzes in weitester Bedeutung muß ebenfalls auf der Steigerung von a, selbst in der untersten Stufe, nicht etwa wie die gemeine Meinung ist, nur auf dem Preise der gewöhnlichsten Nahrungsmittel beruhen. Auch der Lohn des geringsten Handarbeiters richtet sich nicht allein nach dem Preise seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung und Erwärmung, sondern zugleich nach dem, was er zu Kirchen, Schulen, Wegen, Brücken u. s. w. in Communal- und Staatskassen steuern, oder selbst durch unbezahlte Arbeit für seine Theilnahme an dem öffentlichen Verbrauche, an den Gesammtvortheilen der bürgerlichen Gesellschaft beitragen muß. In der Wirklichkeit verdunkeln sich oft die Grundverhältnisse. In England liegt in der Armensteuer ein Theil des gemeinen Tagelohns, wenn der Tagelöhner, so wie Arbeit und Verdienst stocken, der Armencasse des Kirchspiels zur Last fällt. Der Gutsbesitzer in Preußen, welcher nicht umhin kann, die Classensteuer oder das Schulgeld für seine Tagelöhner und deren Familien zu bezahlen, muß den Betrag dieser Zahlungen eben so wohl in Rechnung stellen, als Wohnung, Brennmaterial und andere Naturalien, welche er seinen Arbeitern neben dem baaren Geldlohne gewährt. Erst aus der Summe dieser verschiedenen Gegenstände bestimmt sich der wirkliche Preis des Tagewerkes.

Wenn nun die Steigerung von a in dem Gesammtverbrauche $n+a$, wie in dem Durchschnittsverbrauche des Einzelnen $\frac{n+a}{p}$





und jetzigen Holzhauers, Gartenknechtes u. dergl. leicht das Gegentheil zu erweisen ist. Allein wer läugnet auch, daß mancher heute sich mit der Feder zu ernähren sucht, der damals die Axt oder den Spaten geführt haben würde. Gerade aus dieser verhältnißmäßig geringeren Zahl der gemeinsten Arbeiter folgt natürlich die Erhöhung ihres durchschnittlichen Lohnes, und zwar selbst in einem größeren Maaße, als der allgemeine Durchschnittssatz für das Tagewerk aller Stufen — $\frac{n+a}{P}$ — wegen der Steigerung von a sich erhöht.

$\frac{n+a}{P}$ ist heute im preußischen Staate eine beträchtlichere Größe, ein höherer Werth, als vor hundert Jahren. Zerlegt man nun aber P in eine Reihe von thätigen, verdienenden Gliedern der Gesellschaft, vom Tagelöhner aufwärts bis zum Künstler, Staatsmann, oder zum glücklichsten Banquier, so werden gerade die untersten Glieder der Reihe, wegen der nach der Mitte und so weiter nach oben sich drängenden Concurrenz, bei der ihnen zufallenden Quote des täglichen Verdienstes gegen die frühere Zeit im Vortheile seyn. Es darf nur niemals übersehen werden, daß bei der Vergleichung des Tagelohns mit dem Verbrauch und Lebensgenuß, welchen sich der Arbeiter dafür verschafft, immer die Theilnahme, oder doch der freie Anspruch jedes Gliedes der Gesellschaft an den Genuß und Verbrauch der dem Nutzen Aller gewidmeten öffentlichen Anstalten und Werke in Anschlag gebracht werden muß, obwohl der Einzelne diese Theilhaftigkeit oft gar nicht würdigt, ja nicht einmal beachtet, da ihm jene Werke nur für das Bedürfniß, die Ueppigkeit und den Uebermuth der Reicheren und Vornehmeren vorhanden zu seyn scheinen, ihn selbst aber weder sättigen noch erwärmen; außer etwa, wenn ihn die Ungunst des Schicksals ins Armenhaus, oder gar ins Gefängniß bringt, wo die Humanität des Zeitalters ihm bessere Pflege angedeihen läßt, als er sich durch ehrlichen Erwerb zu verschaffen vermochte.



thierischer Kräfte, das Verhältniß der roheren menschlichen Arbeit zu der feineren vermindert und deshalb a) der Durchschnittspreis der Arbeit erhöht — b) der Preis der gemeinsten schweren Handarbeit dabei aber durch verminderte Concurrenz in den untersten Arbeitsclassen noch vorzugsweise gesteigert wird [1]).

---

[1]) Zur Erläuterung des wichtigen Satzes, daß Werth und Preis des gemeinen Tagelohns einen Maaßstab für den Grad der Civilisation, welchen ein Volk einnimmt, abgebe, verweise ich noch auf einige anderweit gesammelte Thatsachen: 1) Glasgow, Abhandlung in den Verhandlungen des Gewerbvereins von Preußen, von dem wirklichen Geh. O. Reg.-Rath Herrn Beuth, Jahrg. 1824, S. 156 ꝛc. mit dem Motto: „Wer die erste Stelle behaupten will, darf nie ruhen.“ — 2) Ueber den Betrag des Tagelohns in den Reg.-Bezirken Königsberg und Potsdam, von dem Herrn Staatsrath Hoffmann, ebendaselbst, Jahrg. 1827, Seite 180 ꝛc. — 3) Crawfurd's Reise nach Siam und Cochinchina, Weimar 1831, S. 32. „Der geringere oder höhere Lohn, welcher diesen verschiedenen Classen (auf der Insel Penang an der malabarischen Küste) — ein buntes Gemisch aller asiatischen Völkerstämme — in 3 Hauptclassen abgetheilt — nach Maaßgabe ihrer Beschäftigung bezahlt wird, gibt ein sehr überraschendes Gemälde ihrer Kenntnisse, Industrie und physischen Kraft — mit einem Worte, man erkennt daran vielleicht den Grad ihrer Civilisation. Ein malaischer Feldarbeiter arbeitet nur 26 T. des M. und erhält nicht mehr als 2¼ Doll. Lohn; ein Chuliah arbeitet 28 T. bei 4 Doll. Lohn; und der Chinese arbeitet 30 T. gegen 6 Doll. Lohn. Sonach ist die Arbeit eines Chin. um 50 p. C. für ihn selbst und für das Publ. mehr werth, als die eines Chul.; des Chul. Arbeit 75 p. C. besser als die eines Malaien; und die eines Chinesen um 120 p. C. besser, als jene des letztern. Nur dann erst lernt man den großen Unterschied in diesem Betreff erkennen, sobald Kunstfertigkeit zur Vollendung einer Arbeit erfordert wird. Der chinesische Zimmermann zieht, gleich dem persischen, zu Penang ein Monatlohn von 15 Doll.; der Chuliah von 8 und der Malaie von 6. — Ich möchte kaum bezweifeln, daß diese Ansichten nicht den richtigen Maaßstaab abgeben sollten, nach welchem der Culturzustand mehrerer Nationen gegen einander verglichen werden muß, oder, was so ziemlich gleichbedeutend ist, nach welchem der respective Werth ihrer verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen erwogen werden muß.“ — 4) Reisenotiz aus Preußen. 1828. „Bei dem Kunststraßenbau in Preußen, noch mehr aber bei dem Festungsbau

Erträge verschwinden, hängt innig mit jener überwiegenden Bedeutung der Arbeit in Vergleich zu der bloßen Naturgabe zusammen. Nur für denjenigen Zweck, welcher gemeiniglich als der erste und letzte alles irdischen Strebens ausposaunt wird, nämlich für den der allgemeinen Glückseligkeit, ist wenig durch diese Betrachtungsweise zu entdecken. Diese sogenannte Glückseligkeit wird aber in Wahrheit mehr in den Träumen der Menschen als in der Wirklichkeit angetroffen. Das Loos der Sterblichen hienieden ist zu allen Zeiten und auf jeder Stufe des Alters und der Cultur eine Mischung von Freude und Leid, von Genießen und Entbehren, von mehr Mühe und Arbeit als behaglicher Ruhe. So wenig man den in allen seinen leiblichen und geistigen Anlagen herrlich ausgebildeten Mann, im Bewußtseyn seines Willens und seiner Kraft im vollen Lebensgenuß dennoch beladen mit der mannichfachen Sorge des Daseyns, gerade glückseliger preisen kann, als das frische in schuldloser Lust spielende Kind, eben so wenig kann das reifere gebildete Volk hinsichts der Behaglichkeit des Lebens merklich viel vorausharben vor dem jugendlich rohen Volke. Dieses zehrt noch sorglos an dem reicheren natürlichen Schatze seines Landes (n), nicht ahnend, noch begehrend, was jenes durch seine Anstrengung (a) aus jener ihm spärlicher zugemessenen Naturgabe, für seine großen erkünstelten Bedürfnisse in reichster Mannichfaltigkeit zu gewinnen sucht. Dennoch bleibt es eine dem Menschen eingeborene Nothwendigkeit, daß der Knabe strebt und ringt, dem vollendeten Manne ähnlich zu werden, und daß die schwere, gefährliche Freiheit des letzten für ein edleres Gut gehalten wird, als der dem Kinde genügende Kreis schwacher Willkür, und unfühlbarer bequemer Abhängigkeit.

Das Ergebniß der vorstehenden Untersuchung, so weit es hier festgestellt werden soll, wäre demnach: daß bei steigender Cultur in der Summa der Arbeit der gesammten Gesellschaft, vermöge des Einflusses von Wissenschaft und Kunst, insonderheit vermöge der Anwendung von Maschinen statt menschlicher und



Reflexionen.

Belgien.

Jener Kampf, der das ganze romanische Europa bewegt, zwischen dem liberalen und dem geistlichen Prinzip, fand auch während der Jahre der oranischen Herrschaft in Belgien Statt. In Frankreich waren die geistlichen Tendenzen mit der königlichen Gewalt verbündet; in Belgien standen sie in Opposition gegen die Regierung.

Was man in anderen Ländern wohl auch dann und wann für möglich gehalten, ohne daß es doch dazu gekommen wäre, geschah im Jahre 1830 in Belgien; Liberale und Katholische vereinigten sich; begünstigt von der großen französischen Bewegung, stürzten sie das Haus Oranien.

Anfangs hofften die Liberalen die Oberhand zu bekommen. Sie haben Lafayette, wie wenigstens dessen Adjutant behauptet, die Präsidentenwürde oder sogar die Krone angetragen [1]).

Allein es hat sich anders ergeben. Während aller der Bewegungen, welche die Aufmerksamkeit von Europa gefesselt haben, ist das geistliche Prinzip in Belgien zur Herrschaft gekommen. Man weiß, in welchen Händen die Wahlen sind, welche Majorität die Kammer darstellt, aus welchen Kreisen die Ministerien hervorgehen. Der König selbst, obwohl von protestantischem

---

[1]) Sarrans Lafayette et la révolution de 1830, ch. 13. II, 3.

Bekenntniß, aber von dieser Partei überflügelt, und in der Meinung, daß seine Aristokratie eher oranische Farben trage, schließt sich an sie an, und gründet seine Schritte auf ihre Beistimmung.

Gewiß ein sonderbarer Erfolg! Die französische Revolution, die aus einer antigeistlichen Richtung entsprungen — die meisten Feinde machte Karln X ohne Zweifel die Meinung, daß er die Jesuiten begünstige — hat in Belgien das Uebergewicht der Priesterpartei bewirkt. Unter dem Schutze der Franzosen ist das neue Königreich gegründet worden. Die aus dem Juli hervorgegangene Macht hat es sich viel kosten lassen, einer Gewalt von so entgegengesetztem Prinzip Unabhängigkeit und ein freies Gebiet zu verschaffen.

Holland.

Wollte man dies Niederland, wie es sich nach langer Zeit in unseren Tagen wieder einmal so glänzend hervorthut, in seinem Ursprunge aufsuchen, so müßte man, dünkt mich, bis zu jenen Schiffen der Wassergeusen zurückgehen, auf welche die im Anfange der Unruhen des 16ten Jahrhunderts vom Herzog Alba Vertriebenen ihre Personen und Güter gerettet hatten. Es waren die entschiedenen Protestanten aus allen Provinzen. Vom Lande verjagt, bildeten sie eine Macht zur See. Sie umschwärmten lange die Küsten; endlich griffen sie dieselben an. Als es ihnen erst gelungen, Fuß zu fassen, Brielle zu nehmen, erhob sich im nördlichen Lande eine Stadt nach der andern für sie; alle verwandten Elemente sammelten sich zu ihnen. Ein paar Jahre schien es selbst, als würden auch die südlichen Provinzen zu ihnen treten. Allein ein Bund, den hier zuerst die Wallonen für die Behauptung der katholischen Religion schlossen, bewirkte, daß man ihnen dort zu Utrecht einen andern für den Protestantismus entgegen setzte. Beide Theile trennten sich auf immer.

Seitdem entwickelte die Republik der Niederlande in fort-

Reflexionen.

Belgien.

Jener Kampf, der das ganze romanische Europa bewegt, ...ischen dem liberalen und dem geistlichen Prinzip, fand auch ...ährend der Jahre der oranischen Herrschaft in Belgien Statt. ...n Frankreich waren die geistlichen Tendenzen mit der königlichen ...ewalt verbündet; in Belgien standen sie in Opposition gegen die ...egierung.

Was man in anderen Ländern wohl auch dann und wann ...r möglich gehalten, ohne daß es doch dazu gekommen wäre, ...schah im Jahre 1830 in Belgien; Liberale und Katholische ...reinigten sich; begünstigt von der großen französischen Bewe-...ng, stürzten sie das Haus Oranien.

Anfangs hofften die Liberalen die Oberhand zu bekommen. ...ie haben Lafayette, wie wenigstens dessen Adjutant behauptet, ...e Präsidentenwürde oder sogar die Krone angetragen [1]).

Allein es hat sich anders ergeben. Während aller der Be-...egungen, welche die Aufmerksamkeit von Europa gefesselt haben, ... das geistliche Prinzip in Belgien zur Herrschaft gekommen. ...an weiß, in welchen Händen die Wahlen sind, welche Majori-...t die Kammer darstellt, aus welchen Kreisen die Ministerien ...rvorgehen. Der König selbst, obwohl von protestantischem

[1]) Sarrans Lafayette et la révolution de 1830, ch. 13. II, 3.

Und so wurde die Trennung ausgesprochen; die europäischen Mächte haben sie genehmigt.

Nur kann man sich nicht verbergen, daß so wie man hier Elementen, die einander von Ursprung feindselig sind, eine freie Entwickelung gestattet, die alten Bewegungen, die das frühere Europa von diesem Puncte aus so oft erschütterten sich wiederholen werden, und daß es von nun an eine der Hauptaufgaben der europäischen Politik seyn wird, den Ausbruch des Krieges an dieser Stelle zu vermeiden.

Vielleicht wäre von Anfang an, wenn starker Wille und selbstbewußte Einsicht diese Dinge einzurichten übernommen hätten, der Gefahr vorzubeugen gewesen. Jedoch hat man es gehen lassen, wie es gehen wollen.

Auf der Stelle hat man dann die Aufgabe, den Krieg zu verhindern, in aller ihrer Schwierigkeit und Bedeutung vor sich bekommen.

Immer am größten ist die Gefahr alsdann gewesen, wenn England und Frankreich sich in einem antiholländischen Interesse vereinigten. Wie dies wohl zuweilen durch innere Combinationen englischer Politik geschehen ist.

Was wir erlebt haben, erinnert an die Allianz von England und Frankreich von 1672. Nur sonderbar, daß der Erfolg, welchen damals die Absicht Karls II und des Cabal Ministeriums, zu einer so vollkommenen Gewalt zu gelangen, wie sie Ludwig XIV besaß, herbeiführte, jetzt durch die Reformfrage, die einen entgegengesetzten Charakter zu haben scheint, bewirkt wurde. Doch ist ihnen dies gemein, daß sich England beide Mal der auswärtigen französischen Politik in demselben Maaße anschloß, wie es sich der innern näherte.

Diese auswärtige französische Politik, so friedlich sie auch gegenwärtig ihrer Natur nach ist, ward aber selbst wieder durch



eine innere politische Nothwendigkeit bestimmt, unverweilt und ohne länger auf den Abschluß des Friedens zu warten, zu einer Auseinandersetzung der Territorien zu schreiten.

So ist es zu jener sonderbaren Expedition gegen Antwerpen gekommen, die ihres Gleichen in der Welt nicht gehabt hat.

Neunzehn Tage lang bestürmte eine französische Armee, bei der die Prinzen von Frankreich waren, eine holländische Besatzung aus aller Macht, ohne mit Holland in Krieg zu seyn. Ihr gegenüber hielt eine holländische Armee, gerüstet wie nie, sich lehnend auf eine zum Kriege entschlossene Nation, doch that sie keinen Schritt; und machte keine Bewegung. Ganz Europa stand zu beiden Seiten: die Waffen in der Hand; und ließ es geschehen.

Es erschien wie ein Manöver; wie eins jener Turniere des Mittelalters, die auch oft Belagerungen waren; da der Erfolg nicht zweifelhaft seyn konnte, so blieb das einzige Interesse, wer die meiste Geschicklichkeit und Tapferkeit zeigen, wie lange es dauern werde.

Denn darüber war man von allen Seiten einverstanden, daß man den Frieden behaupten wolle.

Die Franzosen erboten sich zu allen erforderlichen Garantien; und wenn die französische Thronrede die Nothwendigkeit neuer Anstrengungen beklagte, so kündigte sie doch eine allgemeine Ausgleichung der europäischen Angelegenheiten als nahe bevorstehend an. Der Vertrag vom 22sten October hatte den ausgesprochenen Zweck, die Unternehmung der Franzosen auf die Citadelle von Antwerpen zu beschränken und ein englischer Commissär begleitete die französische Armee.

Jedermann weiß, daß auch die Aufstellung preußischer Mannschaften an der Maaß keinen andere Absicht hat, als friedestörenden Ereignissen vorzubeugen, die sich unerwarteter Weise aus der Anwesenheit französischer Truppen in Belgien ergeben könnten.

Ob dies aber möglich seyn wird?

Ist es nicht, sagt man, im Ganzen doch wieder wie 1792? Sind nicht die nämlichen Prinzipien nochmals im Kampfe? Das Schwert ist gezogen: die ersten Schüsse sind geschehen; und einer einmal angefangenen Bewegung wird es schwer seyn, Einhalt zu thun. Auch damals, fährt man fort, waren es *einige* nicht allzubedeutende Fragen, die den Ausbruch veranlaßten: mit der Einnahme von Antwerpen wird die belgische Sache nicht erledigt: wie leicht kann sie zu weiteren Entzweiungen führen.

Eine Möglichkeit, die Jedermann in Bewegung setzt, und wohl Niemand ohne Furcht läßt.

Wer den Gang, den der Kampf in jenen Jahren nahm, und die Folgen betrachtet, die er herbeigeführt hat, *kann ähnlichen* Ereignissen nicht ohne äußerste Bekümmerniß entgegensehen.

Und so viel ist wohl gewiß, daß auch damals Niemand eigentlich den Krieg wünschte. Jene angeblichen Tractate vom Jahre 1791 über eine Invasion und Theilung von Frankreich, mit denen die Franzosen sich noch immerfort in ihrer Feindseligkeit wider die Verbündeten aufreizen, sind wie man weiß ohne Zweifel erdichtet [1]).

Obwohl man bewogen durch die persönliche Gefahr Ludwigs XVI und von ihm aufgefordert, Zusammenkünfte gehalten, Maaßregeln berathschlagt hatte, so war doch Jedermann zufrieden, als dieser König die Constitution von 1791 annahm. Der Kaiser erklärte, er betrachte denselben als frei; König Friedrich Wilhelm II ergriff pacificatorische Maaßregeln

---

[1]) Soll man sich nicht wundern den Tractat von Pavia mit allen seinen Artikeln noch 1832 bei Herrn Cabet (Révolution de 1830 p. 14.) paradiren zu sehen?



und erklärte er werde Frankreich nicht bekriegen, wenn es Kaiser und Reich nicht angreife.

Man darf es sich nicht verbergen; noch im Dezember 1791 hätte Jedermann den Frieden zu erhalten gewünscht, und hofften die Meisten ihn erhalten zu sehen. England hielt sich neutral, und Pitt hatte die Bemühungen der Franzosen, sich eine freiere Verfassung zu geben, öfter ausdrücklich gebilligt.

Daß es aber dennoch sofort zum Kriege kam und zu welchem Kriege! eben dies könnte trotz der friedlichen Absichten aller Mächte auch im gegenwärtigen Augenblick in Besorgniß setzen.

Es ist wohl der Mühe werth, sich zu vergegenwärtigen, wie es damals dahin kam.

Man erinnert sich jener Rede des Brissot, vom 29 Dezember 1791, in der er auseinandersetzt, daß die Fürsten von Europa entweder nicht die Macht oder doch nicht den Willen hätten, Frankreich anzugreifen. Er geht sie alle durch; er zeigt es auf seine Weise von einem jeden. Was schließt er aber daraus? Daß man sich auch ruhig halten, daß man die etwanigen Mißverständnisse vollends beilegen müsse? Mit nichten. Der Krieg ist nothwendig, ruft er aus, er ist eine Wohlthat der Nation, das einzige Unglück das wir zu fürchten haben ist, ohne den Krieg zu bleiben.

Und weßhalb fordert er den Krieg so entschieden?

Es hat damit folgende Bewandniß:

Girondisten und Jacobiner waren noch vereinigt und in offener Fehde mit den Constitutionnellen der damaligen Zeit begriffen. Schon hatten sie in der legislativen Versammlung einige Beschlüsse zu ihrem Vortheil durchgesetzt, doch ohne die Sanction des Königs zu erlangen. Um so heftiger, mit um so größerer Anstrengung warfen sie sich auf die auswärtigen Angelegenheiten, und der arme König, ausdrücklich um die Wirkung seines Veto in den geistlichen Dingen zu schwächen, ließ ihnen in den auswär-

tigen freieren Spielraum. Die große europäische Lebensfrage ward ein Mittel innerer Parteiung. Wollten die Constitutionellen den Frieden, auch darum weil ihr eigenes Bestehen an eine ruhige Entwickelung, an das Beharren auf dem gewonnenen Standpunct gebunden war, so wollten die Jacobiner den Krieg, weil nur Bewegung und Unruhe ihnen eine Erhebung ihrer Partei, ein Gelingen ihrer Pläne, und die Gewalt selbst verhieß. Bald waren sie die Stärkeren: es gelang ihnen, das constitutionnelle Ministerium erst mit sich fortzureißen, — schon am 14 Januar 1792 war alles entschieden, — dann zu stürzen; es konnte nicht fehlen; auch von der andern Seite schonte man ihrer nicht: selber zur Gewalt gelangt, brachten sie es zur Kriegserklärung.

Genug es war eine innere Entwickelung französischer Verhältnisse, welche den Krieg unmittelbar hervorrief. Die Constitutionellen in dem Lande waren damals gewissermaaßen mit den Mächten verbündet. Frau von Stael erzählt, daß entscheidende Noten welche Kaunitz einsandte, von einigen leitenden Mitgliedern der Constituante abgefaßt worden seyen [1]. Der Umsturz dieser Constitution und der auswärtige Krieg hingen genau zusammen.

Vergleichen wir nun hiemit die heutige Lage der Dinge, so hat es menschlicher Weise wohl wenig Anschein, daß es so bald zu einem ähnlichen Ergebniß kommen möchte.

Die Regierung von Frankreich hat in ihrer Kammer eine Majorität gefunden, die sie selbst nicht erwartet hatte; sie ist mit den lebendigen Interessen der Mehrzahl unter den Wählern und der Nationalgarde verbündet; so schwach ihre Doctrinen seyn mögen, so wird sie stark durch diesen Anhalt; die Gesetze, die sie vorgeschlagen, schreiten auf dem Wege, den sie genommen, sich eine durchgreifende Gewalt zu verschaffen, folgerichtig weiter:

[1]) Considérations sur les principaux événements de la révolution, Part. III, ch. V.

ihr Interesse ist der Friede, schon darum, weil ihre Gegner immer den Krieg gefordert haben.

Wie sehr unterschied sich 1830 von 1789. Ganz so verschieden sind die Folgen dieser Jahre.

Steht es nun so viel anders in Frankreich, so ist man auch außerhalb desselben in einer sehr verschiedenen Lage.

Es ist nicht wieder eine verjagte Bevölkerung über Europa verbreitet, welche alle Mittel des persönlichen Einflusses anzuwenden vermöchte, um ihre Sache zur Sache aller Fürsten zu machen. Auch ist kein König jeden Augenblick in Lebensgefahr, wie sie damals alle Gefühle der Menschlichkeit unaufhörlich aufregte. Und was könnte man mit einem Angriffe auszurichten hoffen? 1814 als man den Sieg in Händen hatte, ließ man die Restauration mehr geschehen, als daß man sie mit selbständiger Absicht herbeigeführt hätte; wem sollte es beikommen, sie jetzt mit Gewalt bewirken zu wollen?

Uebrigens liegt in der engen Allianz der drei großen Continentalmächte, die von Jahr zu Jahr wahrer und vertraulicher geworden ist, eine besondere Bürgschaft des Friedens. Zur Vertheidigung werden sie immer fertig und gerüstet seyn; wäre von einem Angriff die Rede, so würden ihre Interessen sich gar leicht trennen. Da jeder Schritt zwischen allen dreien berathen wird, so werden sie sich nur zu vorsichtigen und wohlerwogenen entschließen.

Man sagt wohl, es ist ein Krieg der Prinzipien, allein die Ereignisse spotten dieser Behauptung. Frankreich und Belgien sind im Wesen ihres Prinzipiums einander sehr entgegengesetzt, dennoch ergreift das größere für das kleinere Land die Waffen. England und Holland sind einander durch Ursprung, Beschäftigung, Religion und Verfassung so nahe verwandt, wie nur irgend zwei Länder der Welt, dennoch hat England zu dem schlechten Erfolg der holländischen Unterhandlungen das Meiste beigetragen, und wenigstens bisher in die Maaßregeln der Ge-

walt eingewilligt. Und worin wäre wohl die französische Regierung den anderen so sehr entgegengesetzt? Sie will, wie die anderen die Monarchie mit einer gesetzlichen, aber so viel möglich starken und durchgreifenden Macht ausgerüstet. Das Prinzip der Volkssouveränetät läßt sie wie billig derweile auf sich beruhen.

In der That hätte ein allgemeiner Krieg in der Lage, in der wir uns befinden, weder Sinn noch Zweck.

Hat man schon einmal Vorkehrungen getroffen, um jeden Anlaß zu einer größeren Bewegung zu vermeiden, so wird man auch ferner alles anwenden, um einer solchen zuvorzukommen.

Sichere Folge des Krieges.

Dazu muß schon eine andere Betrachtung antreiben. Die Entscheidung des Schlachtfeldes kann Niemand im Voraus wissen. Obgleich es ganz wahrscheinlich ist, daß zuletzt alles ziemlich bleiben würde, wie es jetzt steht, so kann doch von allen möglichen Erfolgen nur Einer als gewiß bezeichnet werden.

Die Kriege werden nicht ohne Anleihen geführt werden können.

Nun wird aber Jedermann gestehen, daß wenn unsere Gesellschaft sich unbehaglich fühlt, wenn wir einen unbequemen Druck empfinden, und die Kräfte mehr als wir wünschten anspannen müssen, dazu nichts so sehr die Veranlassung gegeben und den Grund gelegt hat, als die Masse der Staatsschulden. Wie schwer trägt jedes Land an seinen vergangenen Jahren, vor allem an den Folgen der Revolutionskriege, welche diesem Schuldenwesen eine so ungemeine Ausdehnung gegeben haben! Wie gern würde England den ganzen Zuwachs seiner Colonien entbehren, wenn es des Zuwachses seiner Schuld dafür erledigt werden könnte!

Ist aber wohl im Fall eines Krieges etwas anderes abzusehen, als daß noch neue Hunderte von Millionen angeliehen, aufgebraucht würden und den künftigen Jahren zur Last fielen? Entweder würde man einen Bankerutt zu erklären haben, was



einen Umsturz aller Glücksgüter und des gesammten Privatvermögens herbeiführen müßte, oder man würde sich unter noch schwerere Anstrengungen fügen müssen. Täusche sich doch Niemand hierüber. Es ist in dieser Rücksicht fast gleichgültig, wer gewönne oder verlöre: nur so viel ist augenscheinlich, daß alle Länder neue Schulden machen, alle Steuerpflichtigen neue Lasten bekommen, und die Unbehaglichkeiten unseres Zustandes sich überaus vermehren müßten.

Wir in Preußen können bereits davon ein Wort sagen. In den letzten zehn Friedensjahren war es gelungen, nicht allein das Schuldenwesen überhaupt in Ordnung zu bringen, sondern neben den Zinsen zugleich 40 Millionen Thaler vom Capital abzutragen und überdies ein nicht unbedeutendes Ersparniß zurückzulegen. Im Jahre 1830 waren die Finanzen des Staates so weit gediehen, daß man daran denken durfte, ein paar Millionen an den Steuern zu erlassen. Es war alles beschlossen und vorbereitet, um zunächst den unteren Classen wesentliche Erleichterungen zu verschaffen. Einmal auf diesen Weg eingetreten, würde man gar bald zu weiteren Maaßregeln gelangt seyn. Allein die Unruhen von 1830, welche sich von Augenblick zu Augenblick drohender entwickelten, die Gefahr der polnischen Ereignisse, und eine verderbliche Krankheit die sich hinzugesellte, machten einen so großen Aufwand nöthig, daß Alles unterbleiben, und sogar das Ersparniß jener früheren Jahre angegriffen werden mußte.

Deutschland.

Wie kostspielig aber auch die Maaßregeln gewesen seyn mögen, die man zur allgemeinen Sicherheit ergriff, so wird Niemand sie tadeln wollen.

Denn sollte man wohl der innern Entwickelung von Frankreich allein das künftige Geschick der Welt überlassen?

Nachdem einmal die Bewegungen der Revolution sich wie-

der entbunden haben, ist es unerläßlich, sich ihnen gegenüber in starke Verfassung zu setzen.

Glücklicherweise sieht Jedermann in Deutschland diese Nothwendigkeit ein.

Einmal haben wir doch alle zu fühlen bekommen, daß das äußerste Uebel die Herrschaft der Fremden ist. Welches auch der Unterschied unserer politischen Ueberzeugungen seyn mag, — obwohl ich dafür halte, daß er nicht so groß ist, als man glaubt, wofern man nur dasjenige abrechnet, was entweder als Stoff oder in unmittelbarer Nachahmung von den Ausländern herübergenommen wird — so sind wir über die Nothwendigkeit einer angestrengten gemeinschaftlichen Vertheidigung einig. Als ein gutes Zeichen hiefür kann man die Erklärung der darmstädter Kammer bewillkommnen. Wiewohl diese Kammer sich sonst nicht eben gefügig zeigt, so erklärt sie doch in einem Paragraph ihrer Adresse, „die eifersüchtige Bewachung der Nationalehre sey das Recht und die Pflicht des kleinsten so gut wie des größten Bundesstaates;" indem sie für die Vervollständigung der Ausrüstung der Bundestruppen besonders dankt, spricht sie ihre Hoffnung aus, daß das Bundes-Gebiet unversehrt bleiben werde. Wie die Pflicht uns dahin weist, so geht unfehlbar die allgemeine Meinung eben dahin.

Halten wir aber zu einander, was könnte uns anfechten? Gewiß würde uns Frankreich auch ganz anders gerüstet finden, als früherhin.

Ich kann denen nicht beistimmen welche noch immer von einem Verfall der deutschen Macht reden. Wenn ich betrachte wie gewaltig Deutschland innerhalb seiner Grenzen ist, wie weit es auch außerhalb derselben herrscht, wie es in dem großen europäischen Rathe zwei Stimmen hat, wie starke und wohlgerüstete Heere es im Süden und Norden aufweist, so vermag ich in vielen Jahrhunderten keinen Zeitpunct zu finden, in welchem es so mächtig gewesen wäre wie jetzt.



Wie über allen Vergleich mit dem ehemaligen Reichsheere in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert sind die süddeutschen Armeen erhaben!

In dem siebzehnten beraubten uns Schweden und Franzosen: und rissen Theile unseres Vaterlandes an sich; so stark wir auch in dem sechzehnten Jahrhundert waren, so ließ es doch die religiöse Entzweiung niemals wieder zu einer eigentlichen Vereinigung kommen und wir litten Verluste an unseren Grenzen.

Die Zeiten Friedrich's III, die Periode der Gegenkönige seit dem Interregnum, wird man nicht anführen. So wohlgerüstet man im Einzelnen seyn mochte, so war man doch zu einer allgemeinen Vertheidigung des Vaterlandes wenig in Bereitschaft.

Nie aber hatte man eine stärkere Defensivverfassung, als in diesem Augenblick, nachdem zumal die Militärconferenzen ein Resultat zu allgemeiner Genugthuung geliefert haben.

Es gab wohl früher eine größere formale Einheit. Die reale Einheit und Macht war niemals größer als jetzt.

Und immer stärker verspricht sie zu werden, wofern sich zumal noch einige innere Fragen erledigen, das Verhältniß der Stände — die doch endlich von der Nachahmung fremder Kammern ablassen sollten — zu der rechten Nutzbarkeit entwickelt wird, die Talente, die unter unsern Schriftstellern sind, statt mit dem Ausland zu buhlen, oder einem falschen Separatismus zu huldigen, sich die Beförderung der nationalen Interessen zu ihrer Aufgabe machen, auch einige andere Einrichtungen endlich zu einem befriedigenden Ziele gelangen.

Weitere Uebersicht.

Und so können wir allerdings hoffen, das allgemeine Geschick nicht sofort wieder auf der Spitze des Schwertes schwan-

ken, oder wenn es ja zu einem Angriff kommen sollte, solchem einen starken Widerstand entgegengesetzt zu sehen.

Wer wollte sich aber überreden, daß damit die Welt beruhigt seyn werde?

Man braucht nur die Augen zu erheben, allenthalben vom Aufgang bis zum Niedergang sieht man die Staaten in Gährung.

Nur ist dieselbe auf keine Weise mit Krieg und Gewalt beizulegen; überall beruht die Spaltung auf einheimischen, inneren Verhältnissen.

Selbst in dem osmanischen Reiche ist es eine Frage über die inneren Reformen, was der großen Bewegung die sich dort ereignet, Raum gemacht hat. Der geistlich-weltlichen Macht des Großherrn unterlagen bisher alle Paschas. Seine Neuerungen scheinen die Wirkung seines geistlichen Charakters geschwächt zu haben; und die Altgesinnten sämmtlich in Europa und Asien sehen in den Aegyptiern ihre Verbündeten.

In Griechenland kommt es darauf an, die barbarisirte Natur der Einwohner mit Europa, dem sie sich angeschlossen haben, dem sie ihre Freiheit verdanken, in Uebereinstimmung zu setzen. Einem Griechen, der dazu geschaffen schien, ist es mißlungen; er hat seinen Versuch mit dem Leben bezahlt. Ein deutscher Fürstensohn ist gegangen es zu vollbringen. Finde er so viel Unterstützung bei seinen Verbündeten, so viel Hülfsquellen in seinen Dienern, daß ihm diese schwere Unternehmung gelingen möge. Es ist wahr, daß Deutschland damit eine Schuld bezahlen würde. So tief ist die Wirkung griechischer Bildung in uns eingedrungen, so viel verdanken wir den erhabenen Werken, die jener Boden in glücklichen Tagen hervorgehen sah. Diesem jungen Fürsten ist es aufgetragen, sein Vaterland zu vertreten.

Nicht minder bedenkliche Aufgaben bietet, wie wir sahen, Italien dar.

Eine unerwartete Verwickelung hat so eben die Gegensätze in Spanien aufgeweckt. Die Schwester jener neapolitanischen

Fürstin um deren Gefängniß sich die Trümmer der royalistischen Partei in Frankreich sammeln, war bestimmt, die Ueberreste der Liberalen in Spanien wieder zu beleben. Schon ist das ganze Land darüber in neuer Gährung und Complot auf Complot wird uns gemeldet. Noch ist die Partei, an deren Auferbauung die letzten Jahre gearbeitet, ohne Zweifel die stärkere; aber bald könnte die andere mächtig genug werden, sich mit ihr messen. Die Formen des Staats und der Kirche, alle inneren und äußeren Verhältnisse würden dann neuerdings in Frage kommen.

Schon ist es in Portugal dahin gediehen. Es ist nicht wie ein anderer Successionskrieg. Der Sache seiner Tochter möchte Don Pedro eher geschadet haben, indem er sie so unwiderruflich an die Constitution knüpfte, welche zwar eine Partei für sich, aber wie es doch ausgemacht scheint, den größten Theil der Nation wider sich hat. Genug es bekämpfen sich hier zwei entgegengesetzte Systeme des Lebens und Denkens, welche die geistlichen Fragen wesentlich einschließen. Eine mittlere Meinung durchzusetzen, wie es Einigen möglich scheint, dürfte wohl nur einer großen und beherrschenden Persönlichkeit, die sich aber nirgends zeigt, gelingen können.

Frankreich, das den anderen romanischen Ländern und aller Welt so gern zum Vorbilde dienen möchte, gewährt doch selbst einen sehr eigenen Anblick. Die Regierung, die sich in der That auf die stärksten Interessen zu gründen scheint, ist in den Händen einer Aristokratie, wie sie wohl noch nie bestanden, nicht der Geburt, noch des Besitzes, selbst nicht schlechthin des Talentes, sondern des Talentes, das sich der zum Siege gelangten Meinung gewidmet hat. Es ist die Meinung, die ihrer Natur nach jenen Interessen am meisten entspricht. Doch kann sie darum ihre Gegner nicht unterdrücken. Vielmehr sind in diesem Lande alle Möglichkeiten politischer Denkungsart, von einem Aeußersten zum andern, zu Wirklichkeiten geworden, im Besitz besonderer Organe, und in Parteien fixirt. Diese Parteien, möchte

man sagen, behaupten der Regierung gegenüber eine Freiheit, wie sie sonst zur Seite des alten Regimentes die Provinzen besaßen. Die Charte und einige gesetzliche Bestimmungen enthalten ihre Privilegien. An die Stelle der localen Unabhängigkeiten ist die Freiheit der Meinung und der Parteiung, die doch ziemlich weit gehen kann, getreten. Nur ist der Unterschied, daß die alten Provinzen sich unterworfen hielten bis man ihnen zu nahe trat, jetzt aber die zur Herrschaft gelangte Meinung von den entgegengesetzten fortwährend einen heftigen wilden Krieg erfährt.

In England sind endlich die Whigs, nach so langer Unterbrechung wieder zur Gewalt gelangt. Nicht ohne große innere Veränderungen haben sie es dahin gebracht. Es fragt sich nun, ob sie vermögen werden, die Bewegung, zu der sie den Anstoß gegeben, wieder einzuhalten und die alte Verfassung, so weit sie noch besteht, zu behaupten. Der Angriff auf das Kircheneigenthum, der so unvermeidlich scheint, wird es ergeben. Es ist zwar etwas viel gesagt, wenn einige englische Blätter behaupten, man stehe wie 1640; es war bisher hauptsächlich ein Streit zwischen den beiden Parteien der Aristokratie; allein man ist in Bezug auf die inneren Fragen, auf welche sich derselbe warf, doch bis auf einen sehr gefährlichen Punct gekommen. Ginge man weiter, wer will sagen, wohin man gelangen könnte?

Wie scharf sind indeß in der Schweiz die bei den alten Verfassungen verbliebenen und die durch die neueren Ereignisse umgewälzten Cantone einander gegenüber getreten! Schon hat sich, wie natürlich, ihre Entzweiung auf das erstreckt, was ihnen gemeinschaftlich ist, auf die Bundesverfassung. Der Vertrag von 1815 ließ die centrale Gewalt in ziemlicher Beschränkung und gewährte den einzelnen Cantonen ein sehr selbständiges Daseyn. Die neue Verfassung, deren Entwurf im Dezember 1832 erschienen ist, würde das Gegentheil bewirken, und ohne gerade die Selbständigkeit der Cantone völlig aufzulösen, doch der Bundes-Gewalt ein bedeutendes Uebergewicht verschaffen.



nisse. Allmählig sieht dies Jedermann ein. Die wilden Bewegungen halten mehr und mehr inne. Man heftet sein Augenmerk auf die vielen Bedürfnisse des inneren Zustandes *einzelner* Länder. Es ist zu hoffen, daß allmählig praktische Einsicht den Sieg über die heftigen Factionen davon tragen werde.

Gibt es aber nicht, wird man fragen, allgemeine Forderungen der Theorie, die nun, was es auch kosten möge, überall durchzusetzen sind?

Ich will mich nicht scheuen, hierauf einzugehen. Jede Gedankenreihe fordert doch zuletzt eine Art von Vollendung und Abschluß; und wir müssen es schon wagen, uns von dem bestimmtesten Anfangspunct zu der allgemeinsten Betrachtung zu erheben.

Vom Einflusse der Theorie.

Selbst wenn es glücklicher Speculation gelänge, *die allgemeinen* Forderungen der Theorie über jeden Zweifel zu erheben, so wäre erst von Neuem zu erörtern, welches vernünftigerweise ihr Einfluß auf das Leben und die praktischen Elemente seyn könnte.

Vielleicht wirft es ein gewisses Licht auf diese Frage, wenn wir verwandte Disciplinen mit der Politik vergleichen.

Betrachten wir aber, daß in den Kreis der großen menschlichen Hervorbringungen, mit dem Staate zunächst die Sprache und die Kunst gehören, so erscheinen philosophische Grammatik und Aesthetik in der nächsten Verwandtschaft mit der Politik.

Sprache und Kunst beruhen wie der Staat auf den ursprünglichen Gesetzen des menschlichen Geistes, welche dann die Wissenschaft zu erkennen und mit dem Product zu vergleichen hat.

Schon oft ist indessen ein naheliegender Abweg bemerkt worden. Diese Disciplinen haben ein speculatives Element, doch gehören sie zugleich einer geistigen Naturforschung an. Wenn die philosophische Sprachlehre untersucht, in wie fern sich die Regel des menschlichen Denkens in den feinen und leisen, aber we-

entlichen Abwandlungen des Wortes offenbart, so ist sie unmittelbar auf ein Gegebenes angewiesen. Indem die Aesthetik die Gesetze poetischer und künstlerischer Hervorbringung aus der Natur des Geistes entwickelt, und die Bedingungen der verschiedenen Gattungen unterscheidet, würde sie doch in ihrem Urtheil fehlgreifen, wofern sie nichts als ihre Regeln in die Augen faßte. Sind doch diese, man wird es nicht läugnen, häufig nur Abstracta von dem bereits Geleisteten. Aber ewig neu und unerschöpflich ist der Genius und die Aufgabe wird alle Mal seyn, sich in den Gegenstand zu vertiefen, sey es eine Sprache oder ein Kunstwerk, und seine innere Nothwendigkeit aufzufassen, denn in sich selber trägt er sein Gesetz.

So bemüht sich Aristoteles, wie er sagt, das Göttliche seines Gegenstandes zu begreifen; es ist das demselben inwohnende Wort, das er zu entdecken und auszusprechen sucht.

Auch die Staaten aber sind Producte eines schöpferischen Genius: nicht einzelner Menschen, noch einer einzigen Generation, so wenig wie die Sprache, sondern einer Gesammtheit und vieler Geschlechter; wie groß auch der Einfluß seyn möge, den ausgezeichnete und hochgestellte Männer darauf ausüben können: sie sind der Ausdruck des nationalen Charakters; und wie sie aus einer ursprünglichen Energie des menschlichen Geistes kommen, so haben sie ihre eigenen Gesetze innerer Bildung.

Für Politik gibt man uns oft das trockne Schema weniger Begriffe, die aus einem angeblichen Naturstand und den Forderungen des Augenblicks abgezogen sind. Wie weit wäre davon eine Politik entfernt, die sich auf die großen Anschauungen des realen Lebens der Gegenwart und der Vergangenheit in aller seiner Fülle gründete.

In diesem Sinne hat Montesquieu den Geist der Gesetze unternommen, den man völlig verkennt, wenn man ihm einen theoretischen Ursprung in dem unächten Sinne zuschreibt. Dieses Werk hat einen historischen Grund und ging aus den ausge-

breiteten Wahrnehmungen hervor, welches tiefe und für jene Zeit höchst außerordentliche Studien an die Hand gaben.

Allein in der Politik ist man nicht zufrieden, die Realitäten nach ein paar willkürlichen Begriffen zu beurtheilen; man thut einen Schritt weiter, vor dem man sich in den verwandten Wissenschaften hütet.

Es fällt Niemand mehr ein, nach speculativen Ergebnissen eine allgemeine und beste Sprache formiren, oder eine vorhandene nach angeblichen Forderungen der Vernunft umgestalten zu wollen. Jedoch in der Politik scheint etwas Aehnliches sehr ausführbar. Sonderbar, daß ein Neuerer, wie Wolke, der in Lexikographie und Grammatik wenig Nachfolger erwerben können, deren unzählige in der Politik gefunden hat; tausend Anleits werden geschrieben, alle Welt arbeitet daran mit.

Die Aesthetik ruft zuletzt aus: der Poet wird geboren, und sie bezieht sich wie billig auf eine Kraft, die außer ihrem Wirkungskreise liegt; aber wie Viele bilden sich ein, man dürfe ihnen nur einen Staat anvertrauen, leicht würden sie der Werkmeister seyn und ihn trefflich einrichten!

Gerade an dem, was das allerwichtigste, was die Grundlage des gesammten Daseyns bildet, versucht man sich mit unberufenen Händen.

Insofern aber diese Bemühungen nicht etwa zerstörend wirken, sind sie ganz vergeblich. Mit dem besten Discurs ist es nicht ausgerichtet. Die Grammatik kann nie eine Sprache, die Aesthetik nicht einmal ein Gedicht, die Politik aber nimmermehr einen Staat hervorbringen. Euer Vaterland werdet ihr euch nicht erklügeln.

Einen andern Ursprung hat die lebendige Hervorbringung: sie kommt von der Kraft und dem Genius. Genius heißt der Erzeuger und die Etrusker nannten ihn den Sohn ihres höchsten Gottes. Auf ihre Götter führten die Alten die Stiftung ihrer Staaten zurück.



Und keinesweges ist hiemit einer wohlverstandenen Theorie ihr Nutzen abgesprochen.

Man hat oft die historische und die philosophische Schule unterschieden; doch werden wahre Historie und wahre Philosophie mit einander nie in Widerstreit seyn.

Deutlicher tritt ein anderer Gegensatz hervor, zwischen den mechanischen Lehrmeinungen, die das Heil allein in gewissen Formen erblicken, welche sie ohne alle Rücksicht allgemein angenommen zu sehen wünschen; und der lebendigen Ansicht, welche die geistigen Realitäten der Dinge zu durchdringen und die Forderung derselben zu begreifen sucht.

Denn so viel ist gewiß: nicht außerhalb des Staates liegt seine Idee: in ihm selber wird sie gefunden. Sie gibt seiner Bewegung den Antrieb, ohne den er erstarren, stillstehen oder absterben würde; sie ist sein geistiges Leben; aus verborgenem Grunde entsprungen, hält sie das gegenwärtige Geschlecht zusammen und verbindet die Reihen der Generationen mit einander.

Die ächte Theorie nun — Anschauung, wie das Wort sagt — die lebendige Ansicht sucht dies innere Wesen des Daseyns, und seine Gesetze zu begreifen. Mit weiter Umsicht, denn ein Staat bildet doch nur einen Theil der Gesammtheit, in dem Lichte der tieferen Gründe der Speculation wird sie die Idee auffassen. Ihrer Natur nach ist sie nicht auf das Praktische angewiesen. Wäre sie dies, so würde der Philosoph als solcher zugleich der Poet seyn; er würde die Sprache machen; und in dem Genius gäbe es nichts Unbewußtes.

Praktisch lebt die Idee in den wahren Staatsmännern: sie ist die Regel ihres Verhaltens. In ihrem Denken, in ihrem Geiste concentrirt sich das geistige Daseyn des Staates. Die materiellen Bedingungen, welche sie zu beschränken scheinen, geben ihnen vielmehr, da sie die Vergangenheit in sich fassen, Maaßstab und Anhalt. Etwas Neues zu machen werden sie an sich nicht beabsichtigen. Sie sind nicht der Staat, obwohl der Staat in

ihnen ist. Deutlich liegt ihre Aufgabe vor ihnen; es ist die Fortleitung des schon begonnenen Lebens, seine Erhöhung von Moment zu Moment, die Befestigung seiner Gesundheit, die in dem frischen Umlauf, ich möchte sagen, des geistigen Blutes durch alle Adern besteht.

Die ächte Theorie, weit entfernt den Staatsmann zu stören, wird ihn vielmehr fördern. Den Inhalt des Lebens vergegenwärtigt sie dem Gedanken. Der Zug der Dinge und die große Anschauung unterstützen sich dann wechselseitig. Die vollere Klarheit kann die Entwickelung nicht anders als begünstigen und das Daseyn in sich kräftiger machen.

Darauf aber kommt Alles an. Es liegt Alles daran, daß man Etwas leiste, etwas Haltbares darstelle, selber Etwas sey.

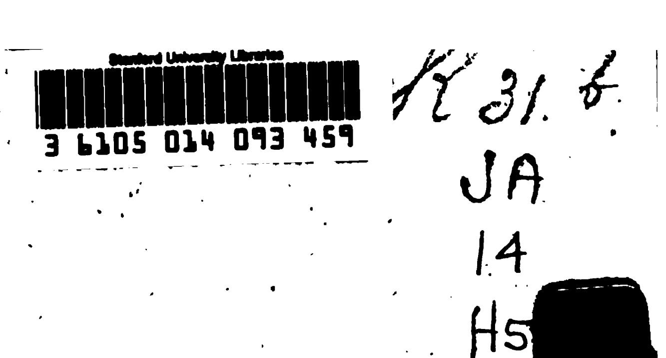
Den Bau der Staaten hält ein moralisches Cäment zusammen. Unser Leiden ist, daß es an so vielen Stellen lose und locker geworden.

Nicht dadurch wird man es herstellen, daß man nach allen Seiten hinhört, bald einem, bald einem andern Prinzipium folgt, bald diese, bald jene Neuerung macht und den Parteien nachgibt; sondern dadurch, daß man stark ist, Vertrauen einflößt, sich selber treu bleibt, und indem man das Neue mit dem Alten, den Widerstand mit dem Fortgang verbindet, auf der Bahn der Entwickelung sicher und groß einhergeht. Vor einem in sich selber gegründeten Daseyn verbleichen die Nachahmungen und falschen Forderungen; die Parteien werden ihm nichts anhaben.

Den Sand der Wüste treibt der Sturmwind dahin und dorthin; das Gebirge läßt er wohl stehen.






Stanford University Libraries
3 6105 014 093 459